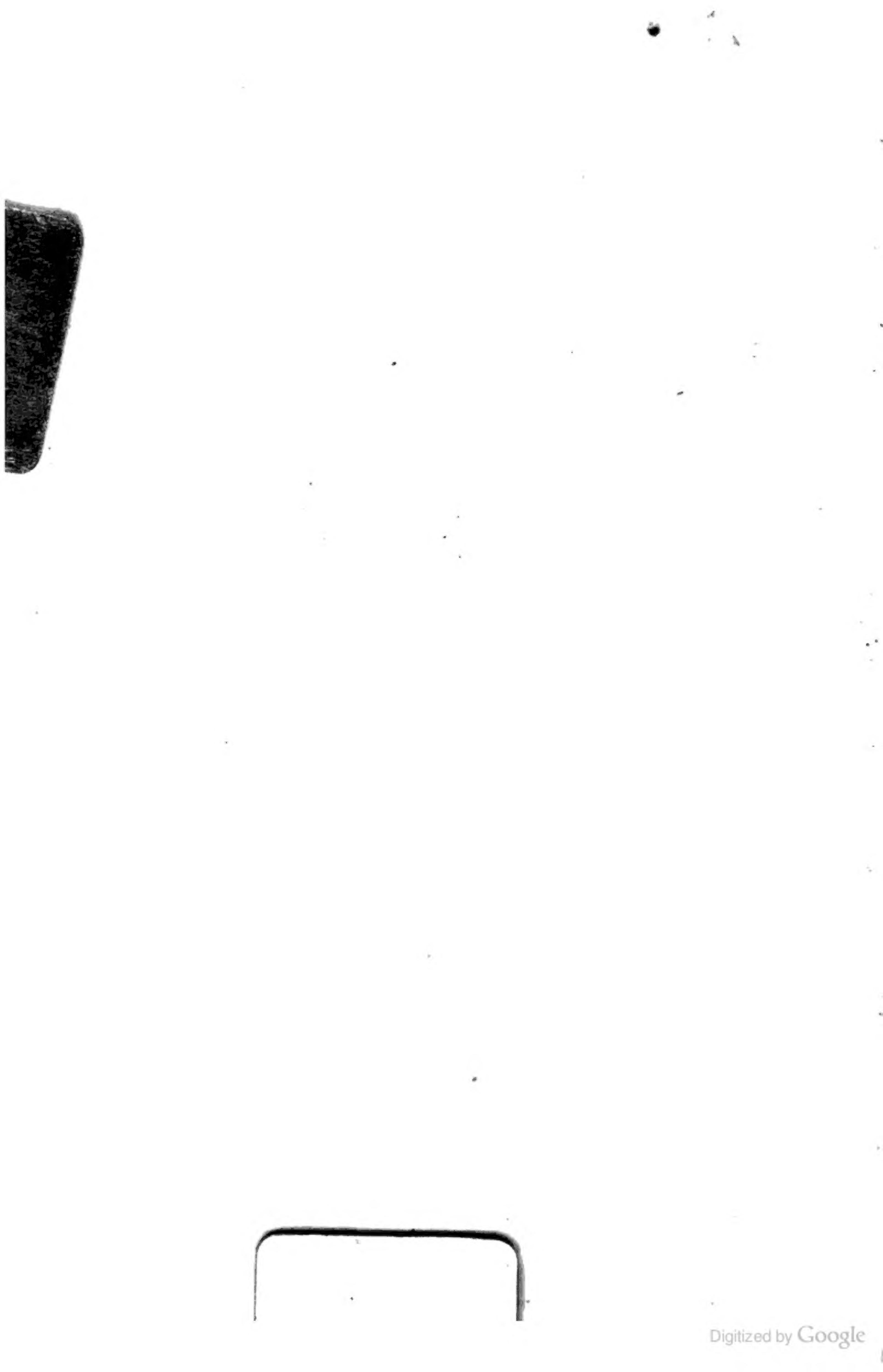
Geschichte des deutschen volkes

Theodor Lindner

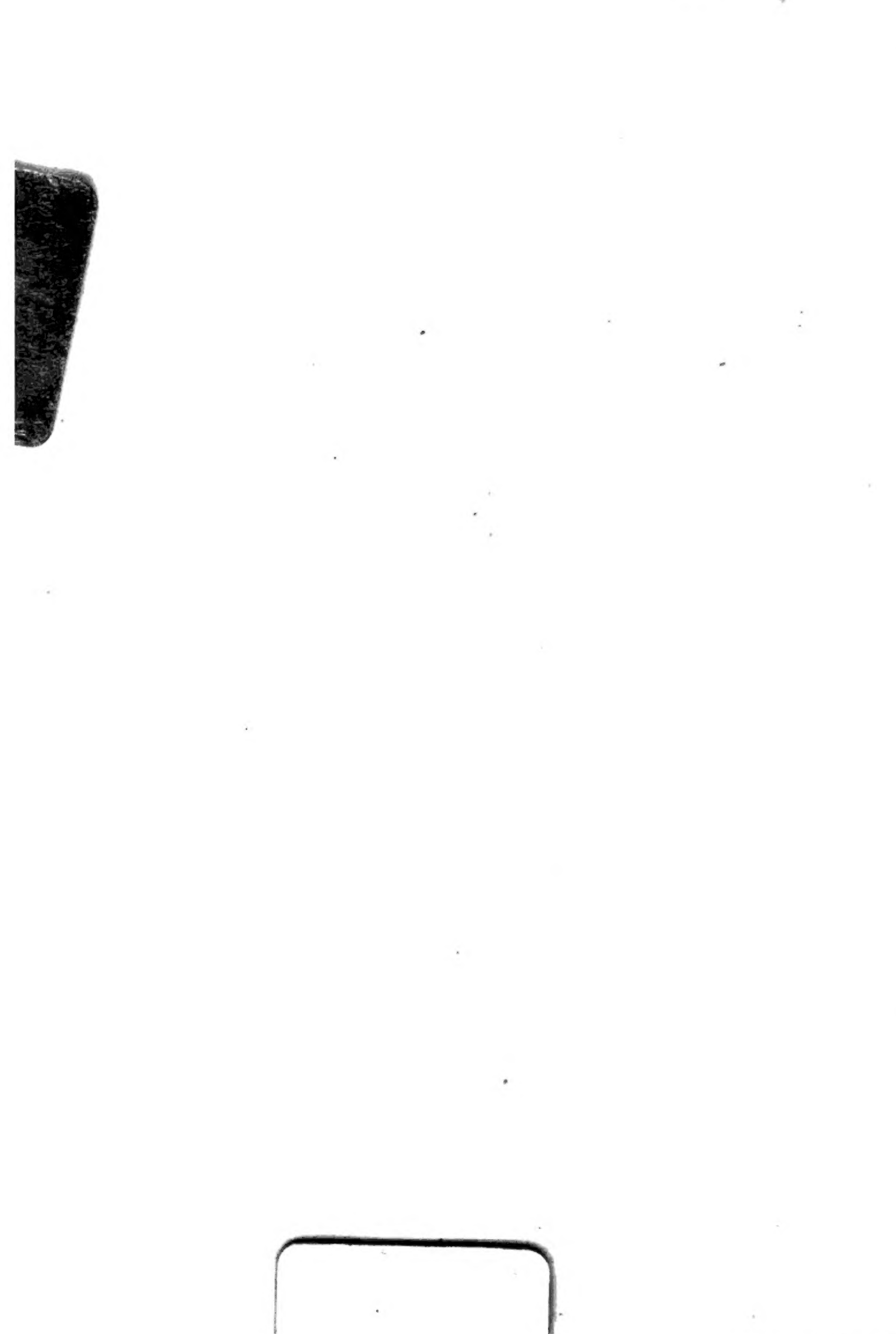
Digitized by Google



Digitized by Google

EAD
Lindner.

Digitized by Google



Digitized by Google

EAD
Lindner.

Digitized by Google

Geschichte

des

Deutschen Volkes.

Von

Theodor Lindner,

ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

1

Erster Band.

Bis zum Augsburger Religionsfrieden.

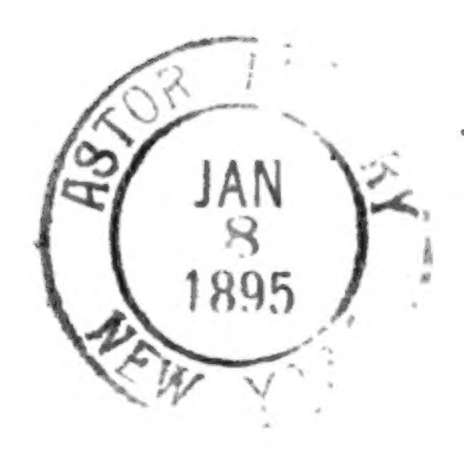
Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Digitized by Google

-28708-



Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorwort.

Mein Buch ist gewidmet allen, denen die Geschichte des deutschen Volkes der Teilnahme wert erscheint. Es soll den langen Verlauf von der Gründung des alten deutschen Reiches bis zum Beginn des neuen schildern.

Ich wollte zeigen, welche Wandlungen unser Volk durchlebt hat, und wie es in ihnen seiner ursprünglichen Anlage treu blieb. Daher beabsichtigte ich nicht eine ausführliche Erzählung alles Geschehenen, nicht ein Lehrbuch zu schreiben, sondern mein Wunsch war, die großen Gesichtspunkte scharf hervorzuheben und das für die Entwickelung Wirksame darzulegen. Die älteren Zeiten sind möglichst kurz behandelt. Von Kriegen und politischen Verflechtungen ist nur so weit die Rede, als sie die geschichtliche Weiterbildung bestimmten; dagegen werden die allgemeinen Zustände und die bedeutenden Persönlichkeiten in den Vordergrund gerückt. Zugleich versuchte ich, den Anteil des Volkes und den der führenden Geister an unserm Werdegange gleichmäßig zu verfolgen.

Der deutschen Geschichte fehlt scheinbar die Einheit, welche der andrer Nationen den Hauptreiz verleiht, weil sie die Uebersicht erleichtert und einen kräftigen Hintergrund gibt. Alle

Digitized by Google

Verhältnisse erscheinen dort größer, anziehender, lehrreicher. Die Handelnden bewegen sich in einer abgeschlossenen Umgebung und treten darum körperlich und verständlich hervor; selbst die Fehler und Irrtümer blenden oder machen einen tragischen Eindruck. Bei uns schwirrt und wirrt alles durcheinander. Die Bühne ist mit Personen vollgepfropft, wie ein alter deutscher Holzschnitt. Keine Scene ist abgerundet, die Fabel so verschlungen, daß sie schwer verfolgt werden kann. Wird einmal das Interesse lebhafter, dann folgt bald ein ermüdendes Zwischenspiel. Doch auch durch die trübsten Zeiten geht ein einheitlicher Zug hindurch und sie lehren mit beredter Zunge, welche Kraft allezeit in dem Volke wohnte, wie es unter allen Irrungen immer vorwärts strebte. Das zu zeigen, war mein Zweck.

In den Schicksalen eines Volkes stellt sich sein inneres Sein dar. Möge das Buch das Verständnis für unsre Geschichte fördern und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stärken.

Halle, im Oktober 1894.

Theodor Lindner.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt. Die Vorzeit . . . . 1—16

Die Völkerwanderung 1—2. — Erfolge des Germanentums 2. — Das Christentum 3. — Seine Einwirkung auf die Germanen 3—6. — Ursprüngliches Wesen und natürliche Anlage der Germanen 6—12. — Das fränkische Reich und seine Einrichtungen 12—14. — Die Naturalwirtschaft 14—16. — Die Karolinger 16.

Zweiter Abschnitt. Karl der Große. Die ostfränkische Zeit . 17—27

Vereinigung der Stämme zu Deutschen 17—18. — Der Staat Karls 18. — Die Kaiserkrönung 19. — Karls Bedeutung 19—20. — Die Auflösung und Teilung des fränkischen Reiches 20—21. — Die Ursachen des Verfalls 21. — Niedergang der Kaiserwürde 21—22. — Kirche und Papsttum. Nicolaus I. 22—23. — Der Einfluß der Kirche 23—26. — Das Volk 26—27.

Dritter Abschnitt. Die Gründung des Deutschen Reiches unter Heinrich I. . . . . 27—34

Bedrohungen durch äußere Feinde 27—28. — Die Ungarn 28—29. — Entstehung der Herzogtümer 29—30. — König Konrad von Franken 30—31. — Wahl und Anerkennung Heinrichs I. 31. — Sicherung und Ausdehnung des Reiches 31. — Heinrichs Persönlichkeit 32. — Charakter des Reiches 32—33. — Nachfolge Ottos I. 33—34.

Vierter Abschnitt. Umfang und Zustand des Reiches . . . 34—48

Verschiedenheit der Länder 34—35. — Allgemeines Wesen des Volkes 35. — Die äußere Erscheinung des Landes, Unterschied von den heutigen Verhältnissen 35—36. — Klima 36. — Bevölkerung 36. — Lebensweise und Sitte 37—38. — Rauheit der Männer; die Frauen 38—39. — Die Reichsgrenzen 39. — Lothringen 39—41. — Franken 41—42. — Schwaben 42. — Bayern 42—44. — Sachsen 44—45. — Die

Digitized by Google

Seite

Wenden 45. — Eigenartige Stellung Sachsens 46. — Die geographische Lage Deutschlands 46—47. — Kriegerischer Zuschnitt 47. — Die Zukunft 47—48.

Fünfter Abschnitt. Das Kaisertum in seiner größten Macht 48—61

Die Regierung Ottos I. 48. — Seine Persönlichkeit 48 bis 49. — Innere und äußere Kämpfe 49—50. — Die Kaiserkrönung 50. — Unteritalien und Byzanz 50. — Ausdehnung des deutschen Einflusses 50—51. — Bedeutung des Kaisertums 51. — Die Beweggründe Ottos 51—52. — Einwirkung der Verbindung mit Italien 52—54. — Das Papsttum 54. — Die Universalität 54—55. — Otto II. 55. — Otto III. 55—56. — Sein widerspruchsvoller Charakter 55 bis 56. — Ausgang des ersten Abschnittes der Kaiserzeit 56—57. — Heinrich II. 57. — Verhältnisse zum Osten 57. — Konrad II. 57—58. — Schleswig und Polen 58. — Die Erwerbung des Königreiches Burgund 58—59. — Heinrich III. 59—60 — Ungarn 59. — Das Imperium 60. — Stellung zu Italien 60—61.

Sechster Abschnitt. Die Reichsverfassung . . . . 62—68

Unsicherheit des Verfassungsrechtes 62. — Grundwirtschaft und Reichsgut 62—63. — Die Bistümer 63—64. Begünstigung der Bischöfe 64. — Herzogtümer und Grafschaften 64—65. — Das Lehnswesen 65. — Wandelnder Sitz des Königtums; keine Reichshauptstadt 65—66. — Verschiebung des Schwerpunktes nach Süd- und Westdeutschland 66—67. — Persönlicher Charakter des Königtums 67. — Thronfolge und Erbrecht 67—68. — Die ersten Zeiten Heinrichs IV. 68.

Siebenter Abschnitt. Der erste Kampf mit dem Papsttume und seine Folgen . . . . 68—87

Die kirchliche Idee und ihre Stärke 68—70. — Romanischer Ursprung 70. — Die Cluniacenser 70—72. — Kampf gegen Simonie und Priesterehe 72—73. — Einheit der Kirche unter dem Papsttume 73. — Verbreitung der Idee 73—74. Die deutsche Geistlichkeit 74. — Gregor VII.; seine Auffassung 74—76. — Gründe des Zusammenstoßes 76—77. — Wesen des Kampfes 77—78. — Die Persönlichkeit Gregors 78. — Nicolaus II. 79. — Die oberitalischen Städte 79 bis 80. — Ausbruch und Verlauf des Streites 80—81. — Die Persönlichkeit Heinrichs IV. 81. — Sein Tod; Heinrich V. 81. — Das Wormser Konkordat und seine Bedeutung 81—82. — Gegenseitige Stellung der beiden Mächte 82—83. — Veränderungen der Reichsverfassung 83—86. — Wahl Lothars 84. — Das Herzogtum 84—85. — Erblichkeit der Lehen 85. — Die Ministerialen 85—86. — Wandlungen im geistigen Leben 86—87.

Achter Abschnitt. Das staufische Kaisertum . . . . . . 87—103

Lothar 87. — Konrad III.; Kämpfe mit den Welfen 87—88. — Friedrichs I. Verhältnis zu den Bischöfen und weltlichen Fürsten 88—89. — Seine Politik; Hausgut und

Seite

Reichsgut 89. — Absichten auf Italien; Stellung zum Papsttume 89—91. — Die Persönlichkeit Friedrichs I. 91—92. — Alexander III. 92. — Friede zu Venedig 93. — Heinrich der Löwe; sein Sturz 93—94. — Zerteilung der Herzogtümer 93—94. — Friedrichs letzte Zeiten 94—95. — Heinrich VI. 95. — Die Doppelwahl Philipps von Schwaben und Ottos IV. 95—97. — Verhalten der deutschen Fürsten 95 bis 96. — Unklarheit der Thronfolge 97. — Innocenz III. 98. — Kampf zwischen Friedrich II. und Otto IV. 98. — Italische und Kaiserpolitik Friedrichs 98—99. — Zwiespalt mit dem Papsttum 99—100. — Die Persönlichkeit Friedrichs II. 100—102. — Sein Tod; Konrad IV.; Konradin 102. — Doppelwahl von 1257 102. — Ausgang des Kaisertums 102—103. — Die Sage von der Wiederkehr Friedrichs 103.

Neunter Abschnitt. Die mittelalterliche Kultur . . . . . 103—116

Bedeutung der Kaiserzeit 103—104. — Einflüsse auf das Volk 104—105. — Die Kreuzzüge 105—107. — Die Macht des Romanentums 107. — Das Rittertum 107—110. — Die Minne 108—109. — Ihr romanisches Wesen 109 bis 110. — Die Litteratur 110—111. — Walther von der Vogelweide 110—111. — Die Kunst 111. — Die Wissenschaften 111—113. Kirchliche Auffassung des Lebens 112 bis 113. — Der kriegerische Zug 113. — Macht der Kirche 113—116. — Einheit der Kirche; die Orden 114. — Widerspruch gegen die Kirche 114—115. — Die Ketzer; die Inquisition 115. — Macht des Papsttums 115—116.

Zehnter Abschnitt. Der Umschwung . . . . 117—129

Fortschritt der Wirtschaft; ländliche Verhältnisse 117 bis 118. — Das Bürgertum 118—126. — Der Handel 119. — Entwickelung und Bedeutung der Städte 119—126. — Der genossenschaftliche Zug 120—121. — Innungen 120 bis 121. — Die Kapitalwirtschaft 121—122. — Drang der Städte nach Selbständigkeit 122—123. — Die staufischen Kaiser und die Städte 123. — Der rheinische Bund von 1254 123—124. — Veränderte Lebensauffassung 124. — Gegensatz der Geistlichkeit 124—125. — Feindschaft gegen die Städte 125—126. — Erhebung des Laientums 126. — Neue Stände persönlicher Freiheit 126—127. — Die deutsche Sprache 127. — Der Sachsenspiegel 127. — Aufkommen nationalen Gefühls 127—128. — Auflösung der mittelalterlichen Anschauungen 128—129. — Die deutsche Mystik 128 bis 129. — Weltliche Richtung 129.

Elfter Abschnitt. Die Erwerbung des Ostens . . . . . 130—135

Selbstthätige Leistung des Volkes 130. — Die ersten Fortschritte im Osten 131. — Die Germanisierung der Ostseeküsten, Livland 131. — Sieg über Dänemark bei Bornhöved 131. — Preußen; der Deutsche Orden 132—133. — Ausdehnung der deutschen Kolonisation 133—134. — Böhmen und König Ottokar 134—135.

Seite

Zwölfter Abschnitt. Deutschland und Papsttum bis zum Ende ihres Streites . . . . 135—151

Die Wahl Rudolfs von Habsburg 135—136. — Königtum und Landesfürstentum 136—139. — Verfall der Reichsverfassung 137. — Entstehung des Kurfürstentums 137—138. Hauspolitik der Könige 139. — Besiegung Ottokars; Uebertragung Oesterreichs an die Habsburger 139—140. — Die Könige Adolf und Albrecht I. 140. — König Heinrich VII. 141. — Die päpstliche Theokratie 141. — Veränderte Stimmung durch den Fehlschlag der Kreuzzüge 141—142. — Der Kirchenstaat 143. — Verwelschung des Papsttums 143—144. — Bonifacius VIII. 144. — Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Frankreich 144. — Romzug Heinrichs VII.; Kaiserkrönung und Tod 144—145. — Die Doppelwahl Ludwigs und Friedrichs; der Sieg Ludwigs des Bayern 145. — Johann XXII. 146—147. — Widersacher des Papsttums; die Minoriten und Marsilius von Padua 147—148. — Ludwigs Romzug und Kaiserkrönung 148—149. — Kurverein zu Rense 149. — Die Persönlichkeit Ludwigs; seine Hauspolitik 149—150. — Wahl Karls IV. 150. — Die Goldene Bulle gegen die Ansprüche des Papsttums 150. — Rückkehr des Papsttums nach Rom 151. — Das große Schisma 151.

Dreizehnter Abschnitt. Der Niedergang der mittelalterlichen Kirche . . . . 152—175

Veränderung der Ideen 152. — Die Größe des Papsttums 153. — Seine allgebietende Gewalt 154. — Geldwesen und Verweltlichung 154—155. — Gründe des Mißerfolges der Päpste 155—156. — Die Wirkungen des Schisma 156. — Die Reform an Haupt und Gliedern 156—157. — Dauer des Schisma 157. — Die konziliare Idee 157—159. — Die Konzile zu Pisa und Konstanz 158—160. — Johannes Hus 160—161. — Sein Tod 160. — Die husitische Erhebung 162—167. — Ihr Charakter 162. — Kalixtiner und Taboriten 163—164. — Religiöse und politische Tendenzen 164—165. — Johann Zizka 165—166. — Das Konzil von Basel und die Prager Kompaktaten 167. — Kampf zwischen Konzil und Papsttum 167—170. — Das neue Schisma 168. — Das Verhalten Deutschlands 169. — Das Wiener Konkordat 170. — Triumph des Papsttums; Pius II. 170. — Wandelung der päpstlichen Macht 170 bis 172. — Zustände der Kirche 172—173. — Das päpstliche Finanzsystem 173—174. — Die Türken; Eroberung von Konstantinopel 174.

Vierzehnter Abschnitt. Königtum und Reich von Karl IV. bis zu Maximilian I. . . . . 175—193

Verlegung des Schwerpunktes nach dem Osten 175. — Die Persönlichkeit Karls IV. 175—177. — Ausdehnung der Hausmacht 176—177. — Wahl Wenzels 177. — Seine Regierung; Gegenkönig Ruprecht 177. — Sigmunds Politik 178—179. — Albrecht II. 179. — Friedrich III. 180—181. Maximilian I. 181—182. — Seine Erfolge 182. — Einbußen des Reiches 182. — Verhältnis zu Italien 183. —

Seite

Frankreichs italische Politik 183. — Die Schweizer Eidgenossenschaft 184—185. — Verfall des alten Königreiches Burgund 185. — Das neuburgundische Reich; Karl der Kühne 185—187. — Maximilians Ehe mit Maria von Burgund; ihre Kinder und Enkel 187. — Die Verhältnisse im Osten 187—189. — Aufkommen Polens; Niedergang des Deutschen Ordens 187—188. — König Georg Podiebrad in Böhmen und König Matthias Corvinus in Ungarn 188 bis 189. — Schleswig-Holstein unter dem dänischen Könige 189. — Die Hansa 190—193. — Langsamer Rückgang 193.

Fünfzehnter Abschnitt. Die Reichsglieder und die großen Fürstenhäuser . . . . 194—204

Zerfahrenheit des Reiches 194. — Fortdauer des kriegerischen Wesens 194—195. — Abrundung der fürstlichen Territorien 195. — Verschiedene Arten der Territorien; ihr inneres Wesen 195—196. — Die Reichsstädte 196—198. — Ihre Bündnisse und Kriege 197—198. — Die Wittelsbacher 199—201. — Die Pfälzer; Friedrich der Siegreiche 199 bis 200. — Die bayerischen Herzöge 200—201. — Die Habsburger und ihre Machterweiterung 201. — Die Zollern 201—203. — Friedrich I.; Friedrich II.; Albrecht Achilles 202—203. — Die Wettiner 203. — Stellung Norddeutschlands 204.

Sechzehnter Abschnitt. Die Reichsverfassung . . . . . . 205—216

Bedeutung der Goldenen Bulle 205. — Karl IV. und das Kurfürstentum 206—207. — Mangel einer einheitlichen kurfürstlichen Politik 206. — Unmöglichkeit einer ständischen Reichsverfassung 206—207. — König und Stände 207. — Die Reichsgerichtsbarkeit 208. — Einnahmen des Königs 208. — Der Landfrieden 208—209. — Die westfälischen Vemegerichte 209—210. — Das Reichsheerwesen 210—214. — Reichskriege 211. — Die Fehden und Söldner 211—212. — Verfall der Kriegskunst und Kriegszucht 212. — Die taktischen Veränderungen durch die Husiten 212—213. — Umschwung des Kriegswesens; die Landsknechte 213—214. — Reformpläne unter Sigmund 214. — Allgemeine Zerrüttung 214—216.

Siebzehnter Abschnitt. Die Reichsreform . . . . 216—227

Der Wormser Reichstag 1495 216—222. — Absichten der Fürsten 217. — Gegensatz zu Maximilian 207. — Erzbischof Berthold von Mainz 217—218. — Die Entwürfe zur Reichsreform 218—219. — Gegenvorschlag Maximilians 219—220. — Der ewige Landfrieden 220. — Das Reichskammergericht 220—221. — Der gemeine Pfennig 221 bis 222. — Das Nürnberger Reichsregiment 223. — Neuer Anschlag für das Reichsheer 223. — Ergebnisse 224—227. Besetzung des Reichskammergerichts 224—225. — Der Reichshofrat 225. — Einteilung in Kreise 225. — Reichsmatrikel 226. — Wahlkapitulation Karls V. 226. — Die Reichsgesetze 226. — Die Reichstage 226—227. — Würdigung des Gesamtausganges 227.

Seite

Achtzehnter Abschnitt. Ständische und soziale Verhältnisse . 228—246

Die landständischen Verfassungen 228—229. — Uebergang zur Finanzwirtschaft 229—230. — Das neue Beamtentum 230. — Römisches und deutsches Recht 230 bis 231. — Die Ritter 231—232. — Das Bürgertum 232—240. — Größe der Städte 233—234. — Die Stadtregierung 233—235. — Die Zünfte 235. — Sozialistische Tendenzen 235. — Meister und Gesellen 236. — Lohn- und Tagarbeiter 236—237. — Der Handel 237. — Münzwesen 238. — Kapitalsgenossenschaften 238—239. — Der Wucher und die Juden 239—240. — Haß gegen die Bürger 240. — Der Bauernstand 240—246. — Der arme Mann, seine Lage 240—241. — Verschiedenheit der Verhältnisse 241—242. — Bedrückung der Bauern 242. — Erbitterung der Bauern 242—243. — Einfluß der Hussitenkriege 243. — Gesteigertes Bewußtsein der Bauern 244. — Die Gerechtigkeit Gottes 245. — Aufrührerische Gedanken 245. — Die Reformation Sigmunds; Hoffnungen auf das Kaisertum 246. — Bauernunruhen 246.

Neunzehnter Abschnitt. Das Leben des Volkes. Litteratur und Kunst . . . . 247—262

Annäherung der Stämme, Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland 247—248. — Das Leben an den Höfen 248. — Die öffentlichen Zustände in den Städten 248—251. — Aussehen der Städte 249—250. — Die Häuser 250. — Spitäler 251. — Das Leben in den Städten 251. — Das Reisen 251. — Prunk und Mode 252. — Die Sittlichkeit 252—253. — Die Grausamkeit der Zeit, Hexenprozesse 253 bis 254. — Aeußere Mildthätigkeit und Kirchlichkeit 254 bis 255. — Bemühungen der Geistlichkeit, Litteratur und Predigt 255—256. — Entfaltung des Individualismus 256. — Volkstümlichkeit der Litteratur 256—257. — Der Meistergesang, die Prosa 257. — Die Satire 257—258. — Die Entwickelung der Kunst 258—261. — Baukunst, Bildhauerei, Malerei 258—261. — Naturalistischer Zug 260. — Der Holzschnitt 260—261. — Hervortreten der Persönlichkeit 261. — Peter Vischer und Albrecht Dürer 261. — Zersetzung der bisherigen Welt, Eindringen neuen Bildungsstoffes 262.

Zwanzigster Abschnitt. Die Wissenschaft und der Humanismus . . . . 263—277

Die bisherige wissenschaftliche Bedeutung Deutschlands 263. — Schulwesen in den Städten 263. — Die Dominicaner 264. — Die Universitäten 264. — Studenten und Studium 264—266. — Nikolaus von Kues 266. — Aeneas Silvius und Gregor von Heimburg 266. — Neue Regungen der Antike 266—268. — Der Humanismus in Deutschland 268—277. — Seine Ziele 268—269. — Die Buchdruckerkunst 269—270. — Vielseitigkeit der deutschen Humanistik 270—271. — Reuchlin und Erasmus 271—272. — Konrad Celtis 272—273. — Nationale Gesinnung und Geschichtsstudium 273. — Verhalten der Universitäten. 273. —

Seite

Die Briefe der Dunkelmänner 274. — Ulrich von Hutten 274—276. — Stimmung in Deutschland 276. — Ergebnis der ganzen Periode 277.

Einundzwanzigster Abschnitt. Der Beginn der Reformation. Der Bauernkrieg . . . . 277—293

Das Volk und die führenden Geister 277—279. — Martin Luther, die Thesen 279—280. — Fortschritt seiner Meinungen 280—281. — Die großen Schriften von 1520 281—283. — Aufregung in Deutschland 283. — Die Wahl Karls V. 283—284. — Karls Persönlichkeit und politische Ideen 284—285. — Luther auf dem Reichstage zu Worms 286. — Fortgang der Bewegung 286—287. — Franz von Sickingen, sein und Huttens Tod 287—288. — Aufregung der Bauern, das Evangelium 288. — Einwirkungen auf die Bauern 288—289. — Der Aufstand 289—292. — Die zwölf Artikel 289. — Weitergehende Entwürfe 289—290. — Der Aufstand in Thüringen; Thomas Münzer 290—291. — Niederlage der Bauern 297. — Luther und der Bauernkrieg 291—292. — Bedeutung des Bauernkrieges 292—293. Sieg des Fürstentums 293.

Zweiundzwanzigster Abschnitt. Der Fortgang der Reformation. Der Augsburger Religionsfrieden . . . . 294—311

Karls Kriege mit Franz I. 294. — Die Verhältnisse in Deutschland; der Speierer Reichstag 1526 294—295. — Ferdinand gewinnt Böhmen und Ungarn; Bedeutung für Deutschland 295. — Preußen wird weltliches Herzogtum 295—296. — Fortschritte der Reformation 296. — Gestaltung des neuen Kirchenwesens 296—297. — Zweiter Reichstag in Speier; die Protestation 297—298. — Ulrich Zwingli 298—299. — Landgraf Philipp von Hessen 299. — Gespräch in Marburg 290—300. — Der Augsburger Reichstag 1530 300. — Der Nürnberger Religionsfriede 301. — Fortschritte der Reformation in den Friedensjahren 301—302. — Karls Eingreifen; Erzbischof Hermann von Köln 302—303. — Moritz von Sachsen 303—305. — Der Schmalkaldische Krieg 303—304. — Karl V. und das allgemeine Konzil; das Interim 304. — Empörung in Deutschland 304—305. — Der Abfall des Kurfürsten Moritz; Bund mit Frankreich 305. — Der Passauer Vertrag; Moritz fällt 305—306. — Der Augsburger Reichstag 306—311. — Dauernder Friede 306. — Die Religionsrechte der Stände 306—307. — Der geistliche Vorbehalt 307. — Bedeutung des Friedens 307. — Unzufriedenheit der Protestanten 308. — Vorteile der Katholiken 308. — Gültigkeit des Religionsfriedens 308—309. — Seine Unvollkommenheit 309—311.

Dreiundzwanzigster Abschnitt. Die Persönlichkeit Luthers . 311—318

Karls V. Thätigkeit 311—312. — Luthers Tod 312. — Individualismus und Gebundenheit 312—313. — Seine äußere Erscheinung 313. — Seine Gemütsanlage 313. — Das Neue Testament 313—314. — Einseitigkeiten in der Auffassung 314—316. — Seine theologische Bedeutung 316

Seite

bis 317. — Seine Weltanschauung 317—318. — Luther als Volksmann 318.

Vierundzwanzigster Abschnitt. Die Bedeutung der Reformation . . . . 319—328

Sturz der universal-kirchlichen Idee und seine Folgen 319. — Einwirkung auf den Staat 319—320. — Wissenschaft und freie Forschung 320. — Die Humanität 320. — Der Anteil des Volkes an der Reformation 321—322. — Ihr schneller Sieg 322. — Die wirtschaftlichen Veränderungen 323—324. — Unordnung und Neuordnung 324 bis 325. — Der Gewinn des Fürstentums 325. — Verstärkung des Zwiespaltes im Reiche 325. — Die Schriftsprache. — Bedeutung Karls V. für den Verlauf der Reformation 326 bis 327. — Möglichkeiten einer andern Lösung 327—328.

Uebersicht der wichtigsten Ereignisse in ihrer zeitlichen Folge 329—342

Erster Abschnitt.

Die Vorzeit.

Die Völkerwanderung machte das von römischen Staatsmännern längst Befürchtete zum Ereignis und der Ausgang der ungeheueren Umwälzungen überbot alle vordem denkbare Möglichkeit. Das römische Weltreich in Europa war vernichtet bis auf einen Bruchteil im fernen Osten, der, an sich noch immer hochbedeutend, dann durch den Islam verhindert wurde, den Germanen ihre Beute wieder abzujagen. Nicht allein das römische Imperium war gefallen, eine grenzenlose Verwüstung hatte sich ergossen über herrliche Länder und eine unendlich reiche und vielseitige Kultur bis auf kümmerliche Reste hinweggefegt. Was blieb übrig von den herrlichsten Schätzen der Kunst, der Litteratur, des Wissens und der Bildung? Es war eine Zerstörung, die weder der Verstand noch die Phantasie in ihrer Entsetzlichkeit zu fassen vermögen.

Wie sehr auch die Sünden des römischen Reiches zu seinem Verderben beitrugen, es zerbrach nicht von innen heraus, sondern der riesige Körper wurde blutleer durch die Wunden, die er fortgesetzt von allen Seiten her empfing, und durch die verzehrende Ueberanstrengung der Abwehr. Schließlich siegten die rohen Gewalten und die Völkerwanderung nahm ihr Ende, als das südliche und das westliche Europa in einen großen

Kirchhof verwandelt waren, in dem der Rest der Sieger neben den Besiegten so viel Raum fand, daß er keinen weiteren mehr begehrte, während auch die wenigen germanischen Stämme, welche daheim geblieben waren, für Jahrhunderte ausreichenden Platz hatten.

Der Sturz des weströmischen Reiches gilt als ein großer Sieg der Germanen, und die Nachkommen, die Deutschen wie die mit germanischem Blute versetzten Mischvölker, blicken deswegen mit Stolz auf ihre reckenhaften Ahnen, die so Großes vollbrachten. Doch ist je ein Pyrrhussieg erfochten worden, so war dieser einer. Ungezählte Germanen, mächtige Völker waren darüber zu Grunde gegangen, vom Erdboden verschwunden. Der weitaus größte Teil der übriggebliebenen saß nun mitten unter Fremden und büßte bald seine Eigenart, seine germanische Echtheit ein. Selbst räumlich gemessen hatte die germanische Welt Verluste erlitten. Nahm sie einst die weiten Länder von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere ein, so waren jetzt Elbe, Saale, der Böhmerwald die Grenzen. Als wirkliche Eroberungen, wo das Germanentum nicht von Anfang an in Gefahr war unterzugehen, sind nur das Land rechts der Donau, die Ufer des Rheins bis zu den Vogesen und bis zu den östlichen Nebenflüssen der Seine hin und Brittannien zu verzeichnen.

Noch einmal haben später große Teile der alten Welt eine ähnliche Sintflut erlitten, als im dreizehnten Jahrhundert die mongolischen Horden über Asien hereinbrachen. Wo die Hufe ihrer Rosse das Erdreich zertreten hatten, wuchs keine Kultur mehr. Anders in Europa, und es wird immer der Ruhm der Germanen bleiben, daß sie, die Zerstörer, sich zu Neuschöpfern umwandelten, daß von ihnen eine neue Lebens- und Geisteswelt ausging. Der wilde Sieger las mühselig die Scherben der von ihm zerschlagenen Herrlichkeit auf und kittete sie mit sauerem Schweiß in harter Arbeit, in der er einen guten Teil seines Seins darangab,

wieder zusammen. Er brachte ein Gefäß zu stande, das, so roh und unbeholfen es war, den Most höherer Gesittung zu fassen vermochte, bis er zur Klärung gedieh.

Ihr welthistorisches Werk hätten die Germanen kaum unternehmen können, wenn sie nicht bereits Christen gewesen wären. Hätten sie als Heiden ein heidnisches Reich zerstört, unendlich schwerer würde ein Wiederaufbau geworden sein. So empfingen sie mit dem Christentume die Bildungsstoffe, welche es aus der alten Welt in sich aufgenommen hatte, bei weitem nicht die ganze antike Bildung, aber immer noch genug, daß nach fast einem Jahrtausend die verborgenen Saatkörner zu ungeahnter neuer Blüte aufgehen konnten. Die christliche Religion hatte bereits so lange in dem römischen Reiche bestanden, daß die lateinische Sprache zur alleinberechtigten Kirchensprache geworden war. Dadurch blieb das Interesse an den klassischen Schriftwerken gewahrt, und die Kirche trug nachher den Eifer, sie handschriftlich fortzupflanzen, in alle Länder des Abendlandes. Das römische Gepräge des Gottesdienstes erleichterte die Verschmelzung der so verschiedenen Charaktere der Germanen und Romanen zu neuen Völkern. Ueber all dem Chaos der neu entstandenen staatlichen Bildungen blieb unvergessen die einstige Universalität des Reiches und der Kirche. So entstand allmählich aus der Mischung von Christentum, Germanentum und Römertum eine einheitliche neue Welt.

Diese lateinisch-christliche Kirche brachte den Germanen eine mannigfache Mitgift. Christentum gilt uns für einen scheinbar einfachen, immer gleichwertigen Begriff, aber jede Zeit hat etwas andres darunter verstanden. Gewiß waren die Grundquellen stets dieselben, aber sie lagen nicht immer frei zu Tage, sondern mußten ihren Weg nehmen durch die verschiedenartigen Behälter, in denen man sie zu fassen suchte. Ungenügend oder von fehlerhafter Anlage, ließen sie das köstliche Naß zum besten Teil in den Boden sickern oder trüb werden. Das

sind die Kirchen, die von Menschenhänden gewiß nach bestem Willen und Können geschaffen, doch nur dem jeweiligen Vermögen der Werkführer und der Zeiten entsprechen. Kirchen und Konfessionen sind nur Erscheinungsformen der Religion, nicht die ganze Religion selbst. Nicht das jeweilige Gehäuse ist das Ewige, sondern der Inhalt, und die nie zu erschöpfende Thätigkeit des religiösen Geistes sucht beständig die Form zu vervollkommnen, damit der in ihr geborgene Schatz nicht durch Zwang und Druck verkümmere.

Das Christentum, wie es damals war, hat dem römischen Staate weder zum Verderben gereicht, noch den Untergang aufgehalten. Die Priester waren durchschnittlich den gebildeten Klassen an Wissen nicht überlegen und zum großen Teil nicht dazu angethan, sie sich durch höhere sittliche Kraft unterzuordnen. Bei den niederen Schichten war das Christentum meist nur ein über das Heidentum gestrichener Firnis, unter dem die alten Vorstellungen, namentlich der so tief gewurzelte Glaube an dämonische Gewalten, fortlebten. Die Moral, soviel sie mit Worten gepredigt wurde, trat zurück hinter dem Dogma, das oft nur dem politischen Parteizwecke diente und mit seinen starren, von der Masse unverstandenen, von den Theologen leidenschaftlich zugespitzten Sätzen zur Lieblosigkeit führte. Der Staat gebrauchte die Kirche als Machtmittel und wurde doch von ihr beherrscht. Die Geistlichkeit gliederte sich entsprechend dem weltlichen Beamtentume zur vielschichtigen Hierarchie aus, die danach strebte, das selbständige Leben der großen und kleinen Gemeinden zu untergraben und den oben herrschenden Richtungen entsprechend in gleichmäßige Form zu pressen.

In dieser Gestalt, mit einem in den Hauptsachen fertig ausgeprägten unduldsamen Dogma, mit fest geregelten gottesdienstlichen Gebräuchen, mit hierarchischer Verfassung und mit manchen abergläubischen Wahngebilden, übernahmen die Germanen die christliche Kirche. Gewiß trugen viele unter ihnen der neuen Lehre bald ein herzliches Verständnis entgegen, doch

die Menge fügte sich nur den Verhältnissen. So wenig wie die Römer wurden die Germanen in ihrer Gesamtheit sofort ein andres, gesittigteres Volk. Aber sie waren durch ihre Gemüts- und Geistesanlage befähigt, allmählich durch die Schale zum Kern, durch die Form zum Inhalt vorzudringen, den tiefen sittlichen und echt menschlichen Grund des Christentums zu erfassen. Die abendländische Kirche neigte von Anfang an dazu, die praktisch-ethische Seite, die Ueberwindung der Sünde durch Beichte und Buße zu betonen, während in der morgenländischen die Spekulation auf das Heilige überwog. Die germanische Mischung mag die erstere auf ihrem rechten Wege erhalten haben, so daß sich allmählich römische und griechische Kirche in Wesen und Denkart weit voneinander trennten. Denn wie Religionen auf die Völker einwirken, bilden auch die Völker die Religionen nach ihrem Sinne aus.

So unvollkommen das Christentum der damaligen Kirche erscheint, es übermittelte zugleich den naturwüchsigen Germanen eine reiche Fülle von neuen geistigen und sittlichen Begriffen und Vorstellungen, von Wissen und Kenntnissen, von Kunst- und Handfertigkeiten. Allerdings, wenn sich über einfache Völker ein Strom von bisher unbekannten höheren Elementen ergießt, so ist die Wirkung nicht gleich eine glückliche, es entsteht zunächst Verwirrung. Die eigene Art wird zurückgedrängt, und selbst ihre guten Seiten unterliegen dem überwältigenden Eindruck des staunenswerten Fremden, während dieses noch nicht verarbeitet, nicht nutzbar gemacht werden kann. Erst wenn ein rechter Ausgleich der beiden Stoffe stattgefunden hat, beginnt auf seinem Grunde ein frischer Lebensbaum seine Zweige zu entfalten. Bis zu den Zeiten Karls des Großen reichte die Vorbereitung des Mittelalters.

Hatte die Kirche sich entwickelt im altrömischen Leben und konnte sie in Italien, Spanien und dem ehemaligen Gallien sich weiter auf römisches Volkstum stützen, so war ihr nun die Aufgabe gestellt, auch die rein erhaltenen germanischen

Völker zu gewinnen, und diese trugen zu dem Neubau der Weltgeschichte ihr Eigenwesen bei.

Ich will nicht zurückgreifen auf die ältesten, ohnehin viel umstrittenen Einrichtungen der Germanen; ich begnüge mich mit dem Versuche, ihr innerliches Wesen, ihre natürliche Begabung zur Darstellung zu bringen. Ich habe dabei vornehmlich die Stämme im Auge, aus denen nachher unser deutsches Volk erwuchs.

Freilich, ist es schon schwer, eines einzelnen Menschen Seele zu fassen, die auch bei dem geringfügigsten als wunderbare, geheimnisvolle Zusammensetzung widerstreitender Eigenschaften erscheint, die bald ein vielseitig geschliffener harter Krystall die Außenwelt nur in trügerischem Farbenwechsel zurückwirft und bald weicher Thon allen Eindrücken sich preisgibt, so ist es noch schwieriger, den verschlungenen Irrgängen einer Volksseele zu folgen, und doppelt fällt die Aufgabe ins Gewicht, wenn ihre Lösung aus dürftiger und dunkler Kunde gefunden werden muß. Und handelt es sich um die Voreltern des Volkes, dem man selbst entstammt, dann entsteht die Besorgnis, entweder von Liebe verblendet oder durch allzustrenges Streben nach Wahrheit zur Ungerechtigkeit verführt zu werden.

Daß den Römern die alten Germanen von durchweg gleichmäßiger Körperbildung zu sein schienen, von mächtigem Wuchs, mit weißer Haut, mit leuchtenden blauen Augen und rötlichblondem Haar, ist nicht wunderbar; schwer faßt das Auge die jedem eigentümlichen Merkmale unter Einzelwesen einer fremdartigen Völkerschaft, wie das Ohr erst nach allmählicher Gewohnheit die Persönlichkeiten andrer Redeweise zu unterscheiden lernt. Doch ist sicher, daß die große Mehrzahl unsrer Altvordern diesem typischen Bilde entsprach, und es darf hinzugefügt werden, daß die Römer ihnen nicht bloß Stärke, sondern auch Schönheit nachrühmten. Noch eines wurde durchaus allen Germanen zugesprochen: die wilde, ungestüme Tapfer-

keit, der feurige Schlachtenmut, dem auf Erden nichts lieber war, als in den blutigen Streit zu stürmen.

Unsre ältesten Ueberlieferungen jeder Art atmen den gleichen Kampfesgeist. „Ein wunderbarer Gegensatz der Natur, daß dieselben Menschen die Trägheit lieben und die Ruhe hassen, daß diese kühnen Krieger sich im Frieden der Trägheit, dem Schlafen und Essen hingeben, die Bestellung des Hauses und des Ackers den Frauen, Greisen und Schwachen überlassen“, fügt Tacitus hinzu. Aber hat der Römer hier nicht vielleicht einen unzutreffenden Vergleich angestellt mit dem Bienenfleiß des italischen Landmannes, der auf hoch nutzbar gemachtem Boden bei dichter Bevölkerung zu jeder Jahreszeit seine Arbeit vornahm, während der Germane noch andre reich fließende Nahrungsquellen in Wild und leicht versorgtem Viehstand besaß, über weite für die Kopfzahl ausreichende Gelände verfügte und auch durch das Klima gezwungen wurde, für lange Monate die Feldarbeit einzustellen? Denn sobald der Germane in den Kreis der alten Welt kam, trat er mit der Forderung von Ackerland auf, und nach wenigen Jahrhunderten erscheint er als fleißiger Landmann, als rechter Bauer. Hätte die Anlage dazu nicht in ihm gelegen, sie würde sich nicht so schnell und glücklich entwickelt haben.

Tacitus erkannte, wie seltsame Widersprüche der germanische Charakter in sich vereinte, daß eine scheinbare Unbeständigkeit, ein gewisses Schwanken in ihm obwaltete. Selbst im Kampfe war das bemerkbar. Dem wuchtigen Ansturm, der nicht zum sofortigen Siege führte, folgte Ermattung, selbst Zagheit; es galt nicht für unehrenhaft, sich zurückzuziehen, wenn es noch möglich war, obgleich dann häufig ein neuer Angriff unternommen wurde. Ein bezwungenes Volk unterwarf sich nicht selten mit dumpfer Ergebung und Entsagung, um dann plötzlich wie ein Vulkan nach seiner Ruhepause wieder loszubrechen. Die gewaltigen Leiber eigneten sich mehr zu einer plötzlichen Kraftleistung, als zur Ausdauer;

Kälte und Hunger ertrugen sie leicht, doch der Hitze und dem Durst widerstanden sie weniger, Züge, die nicht rein physisch, sondern auch psychisch zu erklären sind. Daher wurde nach der kriegerischen Anspannung die Ruhe daheim geliebt, die nicht bloßer Trägheit, sondern dem Bedürfnis nach Erholung entsprang. Allzeit hat unser Volk es verstanden, der saueren Woche das frohe Fest folgen zu lassen, und nicht nur zu seinem Nachteil.

Wohin man auch blickt, überall treten bei den Germanen solche Gegensätze hervor. Die Frau stand ganz unter der Hand, der Mundschaft des Mannes, der sie sogar mit den Kindern im Falle der Noth verkaufen durfte. Ihr war die strengste Keuschheit auferlegt, während der Gatte sich von Mägden und Sklavinnen nicht fern zu halten brauchte, schwere Arbeit wurde ihr zugemutet. Dennoch war die Frau die vollberechtigte Mutter der Kinder, die Walterin im Hauswesen, die Genossin des Mannes. Der Germane fühlte die besondere Veranlagung des Weibes heraus und wußte sie zu ehren, und wenn er ihm, wie Tacitus sagt, „etwas Heiliges und Vorschauendes“ zuschrieb, so ist darunter nicht allein die Gabe des Blickes in die Zukunft zu verstehen; auch die gemütvolle Zuneigung des Mannes zur trauten Gefährtin, die Zuversicht auf ihre Hingabe und ihren klugen Rat dürfen wir in dieser Schilderung erkennen. Die Frau vermochte verschiedene Seiten zu entfalten, die Kriemhildennatur, zärtlich und fürchterlich, lag in allen. Die Mutter und Gattin zog auch getreulich mit hinaus in die Ferne, und wie sie sorglich die Wunden zu verbinden wußte, verstand sie in der Verzweiflung auch solche zu schlagen. Oft genug erprobten die Feinde, wie die germanischen Frauen nicht allein zum Minnespiel, sondern auch mit den Männern ebenbürtiger Kraft zum Kampfe fähig waren. Die alten Mädchennamen zeugen deutlich von diesen ganz entgegengesetzten Eigenschaften, die man ihren Trägerinnen zutraute.

Aehnlich war das Verhältnis zu den Unfreien und Sklaven.

Der Herr ließ sich vom Zorn hinreißen, den Leibeigenen zu erschlagen, den er sonst wie ein Glied der Familie behandelte. Ihre Kinder wuchsen im gemeinsamen Spiele auf, das oft zur getreuen Kameradschaft fürs Leben wurde. Doch die von Unfreien beiderlei Geschlechts gezeugten Kinder blieben unfrei.

Einer der größten Fehler der Germanen war unzweifelhaft ihre unerlöschliche Trunksucht, der sie auch unter heißen Himmelsstrichen nicht entsagten; aber ihre besseren Eigenschaften, ihre Leibes- und Geisteskräfte versanken nicht in den Tiefen des Bechers.

Fortdauernde kriegerische Beschäftigung macht roh und unbarmherzig. Gleichwohl wurde der Germane nicht blutgierig, nicht Totschläger aus Lust am Morden. So sehr die kriegerischen Neigungen auch den Götterglauben durchdrangen, blieb ihm ein tiefsinniger, poetischer Zug. Empfindung für die Natur, für ihr geheimnisvolles Walten und Wirken haben unsre Vorväter immer gehabt. Ihr Sinn stand dem Uebergewaltigen, dem Höheren offen. Der Germane schlug die Römer nieder, plünderte ihre Städte, vernichtete ihre Kultur und empfand dennoch, daß sie ihm geistig überlegen waren. Mit ehrfurchtsvoller Scheu blickte er zu Rom auf, dessen Heere er vor sich niederwarf, beugte er sich vor dem Wissen und Können der Feinde; germanische Sieger haben wohl daran gedacht, dem römischen Reiche ihre Dienste zu weihen, aber keiner wagte sich den Kaisertitel anzumaßen. Unbegrenzt in die Weite schweiften die germanischen Völker, die meisten waren jahrhundertelang in Bewegung; trotzdem bezeichneten sie den Sitz in der Fremde als „Elend".

Ebenso wie dieses Hangen in entgegengesetzten Stimmungen und mit ihm verwandt tritt ein andrer Grundzug hervor. Wie auch die älteste staatliche Gliederung beschaffen gewesen sein mag, jedenfalls war sie lockerer Art. Den Germanen fehlte Fähigkeit und Neigung für feste politische Verbände. Die römische Staatsauffassung, daß alles nur da sei, um dem

Ganzen zu dienen, war ihnen unverständlich. Da sie durchaus Landvolk waren, keine Städte kannten, entbehrten sie ohnehin der festen Haltpunkte, aus denen die antiken Staaten hervorgingen. Sie lernten schließlich, sich zu großen Völkervereinen und Heeresmassen zusammenzuballen, aber deren einzelne Bestandteile lösten sich leicht auseinander und nach gemachter Eroberung saß am liebsten jeder für sich auf dem eigenen Grund und Boden. Die alten Verbände vor der Völkerwanderung faßten zwar die freien und gleichberechtigten Stammesgenossen zu Krieg, Gericht und Ratschlagung zusammen, doch verhüteten sie nicht Uebertritte zum Feinde, wenn Leidenschaft oder Verlockung stärkere Kraft ausübten. Jeder wahrte sich im Herzensgrunde das Recht der Selbständigkeit und betrachtete die durch das Zusammenleben bedingte Gebundenheit gewissermaßen als eine freigewählte. Selbst der für friedlos Erklärte konnte sich durch freiwillige Sühne und Buße wieder in die Gemeinschaft einkaufen.

Widerstrebte der Germane einer festgeschlossenen staatlichen Ordnung, so war er dafür im stande, persönliche Verpflichtungen einzugehen und sie mit Selbstaufopferung zu halten. Wurde doch der wilde Waldessohn der getreueste Legionssoldat. Niemand hätte ihn zur Unterordnung zu zwingen vermocht, aber nahm er sie freiwillig auf sich, dann gab er sich ganz hin. Hier kam die Treue, die persönliche Ehrliebe zur glänzendsten, rühmlichsten Entfaltung, während Volk gegen Volk sie nicht übte. Es bildeten sich so Einungen, wie die Gefolge, deren innere Kraft und Festigkeit, den Wettbewerb der Eidesbrüder Tacitus staunend schildert. Diese Vorliebe für von Person zu Person wechselseitig eingegangene Verpflichtungen und für darauf begründete Genossenschaften hat sich auf die Nachkommen zäher vererbt, als manche andre Seite der Urzeit.

So erkannten die alten Germanen durchaus die Berechtigung des Individuums, des eigenen Willens und der eigenen Empfindung an. Trotzige Selbstverantwortung war ihnen im

Grunde lieber, als gesetzlicher Schutz, und das Rechtswesen war ganz von dieser Anschauung durchdrungen. Es bestrafte nur die gröbsten gegen die Gesamtheit gerichteten Verbrechen, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Reich an poetischen, althergebrachten Formeln, an symbolischen Handlungen begnügte es sich mehr, das Recht zu weisen, als es aufzuzwingen und mit gesetzlichen Mitteln durchzuführen. Der vorwaltende Zug zur Sühne, die eigentümliche Ausbildung des Reinigungseides und die Einrichtung der Eideshelfer, der Bürgen für die Reinheit des von einem Genossen geleisteten Eides, die Berechtigung zum Zweikampf und die freigestellte Wahl zwischen Buße und Fehdegang lassen die Geltung des Einzelnen voll bestehen. Jeder Freie hat Anteil, Recht und Pflicht, am Gerichte. So steht es auch in der Mark und in der Gemeinde, wo ebenfalls der Spruch der vereinten Genossen entscheidet.

Der Germane haßte die Zusammenfassung zu höheren ordnenden Gewalten und verschmähte die Vorteile, welche Zentralisation gewähren kann. So kriegerisch er war, gerade die einen kriegerischen Volkstypus gewöhnlich auszeichnende Neigung zu Gewaltherrschaften fehlte ihm. Der Germane hatte mehr das Bedürfnis, nicht zu gehorchen, als das, zu herrschen. Am liebsten half sich der Einzelne selber durch, und wo er es nicht konnte, beschränkte er sich auf den kleinsten Kreis, der ihm seinen Bestand verbürgte. Die Selbstverwaltung war den Germanen angeboren.

In den privatrechtlichen Beziehungen waren Sitte und Brauch geheiligt durch die Vergangenheit und fest ausgeprägt. Sich ihnen zu unterwerfen, galt nicht für ein Opfer persönlicher Freiheit, sondern erschien als selbstverständlich. Die Einfachheit der Verhältnisse machte das Leben ein- und gleichförmig und unterwarf jeden mit zwingender Gewalt den alltäglich geübten Satzungen. Trotzdem behielten die Menschen in ihrem Inneren Eigenart und Beweglichkeit genug. Die Lebensweise, die natürliche Unbändigkeit erzeugten Rauheit und Roheit,

weniger vielleicht des Herzens, als des Gebarens und Auftretens. Doch wie es auch immer gehen mochte, bei allen Wallungen und Schwankungen des Gemüts, bei allen Wandlungen des Schicksals versagte die selbstbewußte Kraft selten gänzlich.

Eine eigene Mischung von guten und bedenklichen Eigenschaften waltete in unsern Ahnen. Nicht umsonst rechneten Römer und später Byzantiner auf ihr mangelhaftes Gemeinsamkeitsgefühl und beuteten es zu ihrer Selbstvernichtung aus. So gering war selbst das Stammesbewußtsein ausgebildet, daß Teile desselben Volkes, wie der Goten, dem Feinde gegen die Blutsbrüder halfen. Die arge Rechnung schlug fehl unter der Uebermacht der Verhältnisse; doch auch nachher blieb die gleiche Gefahr, obschon in andrer Form bestehen. Das war die nicht nur aus Schwäche, sondern auch aus ihrer glücklichen vielseitigen Begabung stammende Eigenschaft der Germanen, Fremdes auf sich wirken zu lassen, ihm Eingang in Sinn und Sitte zu gestatten. Aber wie leicht konnte darüber das Volkstum untergehen!

Daher war es ein Glück für das Germanentum, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil außerhalb der ehemaligen Grenzen des römischen Reiches blieb. Indem die westgermanischen Stämme sich allmählich auf ihrem einmal eingenommenen Boden dauernd einrichteten, erstarkte bei allen das besondere Einheitsgefühl und bildeten sich Sprache und Recht in eigentümlicher Weise aus.

Unter all den gewaltigen Männern, welche die Heldenzeit der Völkerwanderung hervorbrachte, hat keiner nachhaltigere Wirkungen hinterlassen, als der zum römischen Christen gewordene Frankenkönig Chlodwig. Ein wilder Barbar, ein nie gesättigter Eroberer, ein treuloser Mörder, erwarb er sich gleichwohl den Ruhm, das Reich zu schaffen, auf dem die spätere Geschichte des Abendlandes beruhte. Die Söhne setzten sein Werk fort. Das Reich der Franken war das erste, welches

unter den germanischen Eroberungen dem alten römischen glich, denn es verfolgte nicht den ausschließlichen Zweck der Ansiedelung des siegenden Volkes, sondern vereinigte unter seiner Botmäßigkeit mehrere Völkerschaften. Doch es unterjochte sie weder, noch suchte es sie aufzusaugen. Unter ihnen befanden sich auch die Bayern und Alamannen. Die ersteren, die ehemaligen Marcomannen, zogen erst gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts aus Böhmen in ihre neue Heimat und obgleich sie Reste der altrömischen Bevölkerung in sich aufnahmen, konnten sie die Reinheit ihres Blutes bewahren. Im großen und ganzen gilt das auch von den Alamannen, nur am Rhein, in der Schweiz und im Elsaß mochte eine geringe Mischung mit den spärlichen Ueberbleibseln der vormaligen Bewohner stattfinden. Trotz ihrer Verbindung mit dem Merowingerreiche und der allmählichen Verbreitung des Christentums erfuhr ihr angeborenes und ererbtes Sein keine so tiefgreifende Umgestaltung, wie bei einem großen Teile der Franken. Lange verharrten sie in Trennung voneinander, da auch Bayern und Alamannen im fränkischen Reiche eine sehr selbständige Stellung einnahmen, und es war nicht unmöglich, daß von diesen nahe verwandten Stämmen jeder dereinst seine eigenen Wege einschlug, auf denen er, für sich zu schwach, schließlich in andern Völkern und Gewalten untergehen mußte. Da fügte sie Karl der Große zusammen.

In den drei Jahrhunderten, welche zwischen ihm und Chlodwig verflossen, sammelten sich langsam die durch die Völkerwanderung zerriebenen und in die Lüfte zerstobenen Stoffteilchen und schlugen sich als neue Fruchtschicht nieder. Erst die Karolinger bannten völlig die Stürme, die noch unter den Merowingern die frisch hervorsprießenden Keime zu vernichten drohten. Es war eine wilde, traurige Zeit, in der trotzdem mehr nutzreiche Arbeit verrichtet wurde, als die dürftigen und trüben Nachrichten erkennen lassen.

In dem unbewußten Wettstreit der Selbsterhaltung zwischen

den so verschiedenartigen Völkernaturen gewann die germanische den Vorsprung; nur die Kirche rettete einen guten Teil ihrer Ueberlieferungen bei allem sittlichen Verfall, selbst als die Bischöfe meist nur aus den Franken hervorgingen. In den Künsten, in der Technik, im Handwerk, im Kriegswesen, in der Lebensführung erfolgte ein Rückschritt von den römischen Verhältnissen. Doch ging nicht alles verloren, während eine dem Germanentum angepaßte und zusagende neue Weise entstand.

Der Staat wurde nach den Neigungen und Bedürfnissen des herrschenden Volkes gestaltet. Manche zunächst beibehaltenen Einrichtungen der Römerzeit verschwanden unter dem Gegendruck des germanischen Widerstrebens. Von besonderer Wichtigkeit für die Zukunft war, daß eine allgemeine Reichssteuer nicht behauptet werden konnte. Das erbliche Königtum mit fast unbeschränkter Gewalt wurde der Mittelpunkt des Staates. Dem Könige leistete der Franke den Treueid, jeder Freie war zum Heerbann verpflichtet. An der Spitze der Gaue stand als Beamter der vom Könige eingesetzte Graf, dem die Fürsorge für Krieg und die Leitung des Gerichtes oblag; noch wurde dieses in alter Weise von den Volksgenossen gehegt. Somit blieb die kriegerische und zugleich genossenschaftliche Grundlage bestehen. Aber zu einem harmonischen Gleichgewicht kam es nicht. Einmal nahm die Kirche mit ihren zahlreichen unter geistlichem Rechte lebenden Angehörigen und ihrem unermeßlichen Reichtum eine besondere Stellung ein, dann bildete sich ein Großgrundbesitz aus, als natürliche Folge der Völkerwanderung.

Handel und Wandel waren außer Fugen geraten, der industrielle Erwerb trat zurück hinter dem Landbau, der dem Germanen besser von der Hand ging und mit dessen Betrieb er die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse verband. Selbsterzeugung und Selbstverbrauch wurden die Regel. Geld und Edelmetall waren zum allergrößten Teile aus dem Verkehr entschwunden. Ungeheuere Mengen lagen verborgen in der Erde, unter den Trümmern oder als Grabbeigabe für Heer-

könige und Tapfere, andres rotes Gold wanderte aus den Schatzkammern als frommes Geschenk an die Kirchen; vieles floß nach dem handelskräftigen Orient ab. Das Geld verlor daher seine Bedeutung für das tägliche Leben und den Verkehr, nur der Grundbesitz hatte seinen Wert und erhielt mit seinen Erträgnissen den Herrn mit Untergebenen und Zugepflichteten. Es bildete sich die mittelalterliche Naturalwirtschaft. Der Grundbesitzer setzte seine Erträgnisse nicht, wie einst bei den römischen Latifundien geschah, vorwiegend in bares Geld um, sondern verbrauchte die unmittelbaren Erzeugnisse der Wirtschaft; er arbeitete nicht hauptsächlich mit Sklaven, sondern mit Leuten, die zwar persönlich in mannigfacher Weise abhängig, doch in ihrer Arbeit selbständig waren. Daher wirkte dieser Großgrundbesitz nicht wirtschaftlich schädigend, erweiterte eher die tragbaren Felder und Fluren. Zum Teil führte er noch auf die römische Zeit zurück; vielfach nachher aus königlichen Verleihungen hervorgehend, gab er einem neuen Adel, dem Dienstadel, den Ursprung.

Große Gütermengen, die ohnehin meist aus vielen weit voneinander entfernten Stücken bestanden, konnten von dem Herrn nicht allein verwaltet werden, und ihr Betrieb erforderte außer den eigentlichen Arbeitskräften auch beaufsichtigende und leitende Personen, welche die Erträgnisse sammelten. Daher mußte zu mancherlei Auskünften gegriffen werden, und hier kam die alte Vorliebe der Germanen zu persönlichen Verpflichtungen in Geltung. Aus ihr — keineswegs allein, aber sie gab den inneren Halt — entwickelte sich allmählich das Lehnswesen, das eine Kette von persönlicher Abhängigkeit nach unten flocht, das dem Vasallen seinen Senior als die für ihn wichtigste Person im Staate erscheinen ließ, ihn nicht bloß zum wirtschaftlich Abhängigen machte, sondern auch menschlich und sittlich an jenen knüpfte. Der Vasall war gegen Verleihung von Grund und Boden zum Gehorsam und Waffendienst verbunden und konnte wieder andre für sich selbst und so mittelbar für

den Senior verpflichten. Zahlreiche Freie trugen kein Bedenken, in solche Verhältnisse einzutreten. Stetig wuchs die Bedeutung der Großen im Staate selbst. Die Ausübung von Beamtenbefugnissen oder die Befreiung von Lasten und von der Unterordnung unter die öffentlichen Gewalten gaben den Grundherren die Möglichkeit, im Staatsgemeindewesen besondere Herrschaften privater Natur zu gründen. Die niederen Freien gingen dagegen zurück, namentlich erdrückt von der Last des Heerbanns. Der Freie, zum Bauern geworden, hatte die ehemalige Kriegsfreude verloren, seitdem er seinen gepflegten Besitz hatte und dennoch auf eigene Kosten und Gefahr, aber nicht mehr zu seinem Vorteil, den Heerbann in ferne Gegenden leisten sollte. Die früheren Rechte wurden ihm zur Last.

Die Karolinger, nachdem sie als Majores Domus die thatsächliche Regierung an sich gebracht hatten, stellten die durch die Teilungen und innere Kämpfe gefährdete Einheit des Reiches wieder her, ohne jenen allgemeinen Zug, der den allmählichen Verfall der alten Verfassung herbeiführen mußte, hemmen zu können. Genug, daß sie als kraftvolle Männer ihre oberste Stellung geltend machten; das Königtum selbst erhielt mehr und mehr einen persönlichen Charakter, während die Herrschaftsmittel an sich nicht zunahmen.

Pippin konnte sich 751 zum Könige machen; er sah sich bereits veranlaßt, den bisher vom Frankenreiche innegehaltenen Kreis zu überschreiten und zweimal nach Italien dem Papste zu Hilfe gegen die Langobarden zu ziehen. Mit seinem Sohne, Karl dem Großen, beginnt eine deutsche Geschichte.

Zweiter Abschnitt.

Karl der Große. Die ostfränkische Zeit.

Mit Blut und Eisen ist die Wiege unseres Volkes gezimmert worden. Indem der Frankenkönig Karl seinen Beschluß, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis er die Sachsen zum Christentume bekehrt oder vernichtet hätte, in langwährenden Kriegen zur Ausführung brachte, vollzog er ein Werk von unendlicher Bedeutung. Denn die dauernde Vereinigung der Franken, der Sachsen und der Friesen, der Thüringer und der Hessen, der Alamannen und der Bayern schuf ein Volksgebilde, dessen Glieder allmählich über die gewaltsame Zusammenschweißung hinaus zu innerlicher Einheit gediehen. Die bisher germanische Einzelstämme gewesen waren, wuchsen zu Deutschen zusammen. Bis dahin waren die Sachsen mit den Franken erblich verfeindet, mit den Bayern und Schwaben außer Gemeinschaft. Dagegen standen sie in engen Beziehungen zu dem Nachbarvolke, den Dänen, deren heidnische Götterwelt auch die ihre war, und je länger diese Verbindung dauerte, desto schwerer wurde eine Verschmelzung mit den südlichen Stämmen. Karl machte die Trennung Sachsens von den Nordgermanen zu einer endgültigen. Noch eine andre Gefahr hat er für alle Zukunft abgewehrt. Ueber Elbe und Saale hinaus hatten sich bereits die wendisch-slavischen Völkerschaften vorgedrängt. Wie leicht konnten im Laufe der Zeiten diese fremden Massen, hinter denen starker Nachschub stand, die norddeutsche Tiefebene den Sachsen abringen oder mit ihnen eine Mischung eingehen, in der die Reinheit des sächsischen Volkstums verwischt wurde. Doch auch die siegreichen Franken hatten bisher vor einem ähnlichen Schicksal gestanden. Schon waren die weiter nach Gallien vorgeschobenen Bestandteile ihres Volkes

romanisch geworden. Verstärkte die germanisch gebliebenen Franken nicht ein gleichartiger Volksstoff, so mußten sie auf die Dauer der gleichen Umwandlung unterliegen.

Karl hat diese Tragweite seiner Handlungen nicht übersehen, nicht vorher erwägen können; sein Zweck war nur, zur Beruhigung der Grenzen sein Reich zu erweitern und den christlichen Glauben zu verbreiten. Dadurch bestimmte er den Deutschen, noch ehe sie zu einem Volke geworden waren, zum guten Teil Form und Inhalt ihrer dereinstigen Entwickelung. Die fränkische Verfassung wurde überall eingeführt. Doch ließ er den Stämmen ihre Volksrechte, für deren Aufzeichnung, soweit sie noch nicht geschehen war, er Sorge trug.

Der Staat sollte nicht allein auf die Waffen, sondern auch auf Bildung und Religion gegründet sein. Der Herrscher betrachtete das Christentum als bestes Erziehungsmittel seiner Völker und legte vornehmlichen Wert auf dessen praktische Seite zur Veredelung der Sitten. Indem er die kirchlichen Einrichtungen mit seiner weltlichen Macht schirmte und seinem Staate einen kirchlichen Zweck gab, bahnte er das Verhältnis an, welches nachher dem Mittelalter seinen eigentlichen Charakter verlieh: die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem, die Vermischung von Staat und Kirche.

Die Kirche trug, wie wir wissen, bereits ein bestimmtes Gepräge; Dogma, Verfassung, die Formen des Gottesdienstes waren der Hauptsache nach zum Abschluß gebracht. Wohin nunmehr das Christentum vordrang, kam es in dieser Gestalt. Und schon war die Kirche an Rom und den Papst geknüpft, hauptsächlich durch den heiligen Bonifatius, der weniger als Heidenbekehrer und Apostel, wie als Organisator seine folgenreiche Thätigkeit entfaltete. Indem Pippin für sein Königtum die päpstliche Billigung einholte, verstärkte er die Bande zwischen Rom und dem Frankenreiche. Allerdings leitete Karl die Kirche selbständig und traf sogar mit Beirat seiner Gelehrten in dogmatischen Fragen Entscheidungen, selbst gegen die römische

Auffassung. Er brachte indessen die anerkannten Kirchengesetze zur Wirkung, setzte die Gebräuche in Uebereinstimmung mit den römischen und holte in manchen Dingen des Papstes Meinung ein.

Seit dem Weihnachtstage 800 trug Karl die Kaiserkrone, die ihm Papst Leo III. aufgesetzt hatte, aber er nannte sich den von Gott gekrönten Kaiser, der das römische Reich regiere, wie er auch durch die Gnade Gottes König der Franken und Langobarden sei. Seinen Sohn Ludwig ließ er 813 ohne geistliche Mittlerhand die Krone vom Altar nehmen. Er war weit davon entfernt, aus der Handlung des Papstes, die ihm mißfiel, weil sie seiner eigenen Erklärung vorgriff, die Folgerung zu ziehen, daß er diesem irgendwie verpflichtet sei, und in der That bestärkte Leo damals nur seine Abhängigkeit von dem Frankenherrscher. Gleichwohl war die Geburtsstunde des germanischen Kaisertums auch die der päpstlichen Weltherrschaft.

Das erneuerte römische Imperium galt Karl zugleich als das christliche; sein Kaisertum war ein alter Stamm, veredelt durch ein junges Reis und verpflanzt in einen jungfräulichen Boden. Ein Eroberer wie Cäsar wollte Karl zugleich wie Alexander die verschiedenen Volkstümlichkeiten miteinander verbinden und gegenseitig befruchten, als Augustus über alle gebieten. Doch waren damit seine Ziele noch nicht beschlossen; als König David, als Bevollmächtigter des Höchsten, strebte er seine Unterthanen zu erziehen zum göttlichen Dienste. So nahm der allgewaltige Mann eine unvergleichliche Stellung ein. Alle Ideale, die sich staatliches Leben je gestellt hat, schwebten seiner Seele vor: Eroberung und Verteidigung nach außen, Friede im Innern, Politik und Verwaltung, Leitung der Kirche und des religiösen Wesens, Pflege der Wissenschaft, Kunst und Schule, Beförderung des Handels und der Landwirtschaft, Schutz der Unterdrückten und Armen. Mensch unter Menschen, Freund unter Freunden, einfach und schlicht bei aller Majestät, lernbegierig, im Kleinen das Große erkennend, war Karl durch

und durch harmonisch gebildet, ebenso frei vom Cäsarenwahnsinn wie von frömmelnder Heuchelei. Seine Gestalt glänzt wie eine helle Leuchte in der Dunkelheit. Nicht allein die reichere Ueberlieferung macht uns Karls Persönlichkeit verständlicher als die seiner Vorgänger und Nachfolger. Er steht uns näher, weil er mit verstandesgemäßen Vorstellungen und natürlichen Bedingungen rechnete, bei aller Frömmigkeit ein klarer und zielbewußter Realist. Der Begründer des christlichen Imperium hat mehr innere Verwandtschaft mit den großen Figuren des Altertums, als mit denen des Mittelalters, das er eröffnet.

Es ist bekannt genug, wie schon unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen die Monarchie verfiel und nachher sich ganz auflöste. Die Ursache war zunächst nur der nüchterne Umstand, daß Ludwig sich dem altfränkischen durch die Naturalwirtschaft erforderten Brauche der Reichsteilung nicht entziehen konnte und von mehreren Söhnen überlebt wurde. Freilich trug seine Schwäche schwere Schuld, daß alles so unheilvoll verlief.

Das karolingische Reich ist nicht auseinander gegangen, weil es von den Nationalitäten zersprengt wurde, sondern erst seine Zerteilung hat bewirkt, daß diese in ihrer Sonderung die ihnen innewohnende Eigenart weiter ausbilden konnten. Der Vertrag zu Verdun vom August 843 zerlegte den Gesamtstaat in die drei Reiche Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen; obgleich sie unabhängig nebeneinander standen, gab man die Zusammengehörigkeit, welche durch die Familie vertreten war, nicht auf. Die Herrschaft Lothars wurde unter die Söhne geteilt, und als Lothar II. starb, rissen seine Oheime in der Uebereinkunft zu Meersen 870 so viel von dessen Landen an sich, als jeder erlangen konnte. Nach Karls des Kahlen Tode mußte Westfranken 880 zu Ribemont den Rest von Lothringen an das Ostreich abtreten. So entstand eine Grenze, welche später jahrhundertelang auch die Deutsch-

lands und Frankreichs war. Sie stimmte ungefähr mit den sprachlichen Verhältnissen überein, aber nicht deswegen war sie entstanden, sondern allein durch die politischen Verknüpfungen. Sie kam sogar wieder für einige Zeit in Wegfall, als der letzte noch lebende Sohn Ludwigs des Deutschen, Karl der Dicke, 885 auch im Westen als Herrscher anerkannt wurde. Gegen den unfähigen Mann warfen die Ostfranken 887 seinen Neffen Arnolf als König auf, und da diesem auch die in Westfranken erhobenen Könige huldigten, blieb die Einheit der Idee nach auch jetzt gewahrt. Als Arnolf jedoch Ende 899 dem Siechtum erlag, war die Auflösung des karolingischen Reiches entschieden. Sein Sohn, Ludwig das Kind, behielt nur Ostfranken unter seiner schwachen Herrschaft, und mit diesem Jünglinge starb 911 der Mannesstamm der deutschen Karolinger aus.

Erst durch die äußeren Ursachen des Verfalls kamen innere zur vollen Wirksamkeit. Da der karolingische Staat für seine weitgreifenden Unternehmungen der großen Herren bedurfte, konnte er nicht umhin, sie zu begünstigen, und er hatte ihnen gerade durch seine festen Ordnungen viele Vorteile gebracht und einflußreiche Stellungen verliehen, ihre Güter und deren Ertrag vermehrt. Die wohlgemeinten Bemühungen Karls konnten nicht verhindern, daß die Großen um sich griffen, daß die ärmeren Freien, um den schweren Lasten des Staatsdienstes und andern Bedrückungen zu entgehen, lieber der vollen Freiheit entsagten. In den neuen Teilen des Reiches entwickelten sich in dieser Hinsicht bald dieselben Verhältnisse, wie sie in den alten längst vorhanden waren. Die Großen erhielten in den Wirren Gelegenheit, sich wichtig und begehrt zu machen; reißend schnell stieg ihre Macht und überwucherte Königtum und Volk.

So zerrüttet wie das Reich, so herabgewürdigt wurde auch der kaiserliche Titel. Seit 875, dem Tode Ludwigs II., standen binnen vierzig Jahren sieben Kaiser auf, drei Karolinger, Karl der Kahle, Karl der Dicke und Arnolf, und vier kleine Dynasten, Wido von Spoleto und sein Sohn Lambert,

Ludwig von Burgund und Berengar von Friaul. Als dieser 924 dem Meuchelmord erlag, schien das Kaisertum auch dem Namen nach erloschen zu sein.

Alle diese Kaiser erlangten durch die von den Päpsten vollzogene Krönung ihre Würde. Indem der politische Bau des Abendlandes zerbröckelte, begründete sich eine Einheit andrer Art. Neben dem Zerfalle des Reiches ist die Erhebung des Papsttums der wichtigste Vorgang im neunten Jahrhundert. Wie viel verdankten doch die römischen Bischöfe den Franken! Erst durch die Karolinger erreichten sie die allgemeine Anerkennung als Oberhirten der Kirche im ganzen Abendlande, soweit es christlich war und wurde. Während das Kaisertum schon seit Ludwig dem Frommen die wirkliche Universalität einbüßte, blieb die Kirche die Eine und Ungeteilte, vertreten durch das eine Haupt, den Papst. Die Geistlichkeit, nicht selten von den Königen und mächtigen Laien bedroht und gemißhandelt, wußte nirgends besseren Schutz zu finden, als beim Stuhle Petri, und um ihn ausreichend stark zu machen, wurde nach 850 im Rheimser Sprengel jene großartige Fälschung verfaßt, die sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen, die den unabsetzbaren Papst, der über alle richten darf, aber von niemandem gerichtet werden kann, als Schutzherrn der Kirche gegen die weltlichen Mächte hinstellte. Längst vorhandene Ideen und Wünsche der kirchlich Gesinnten erhielten nun scheinbar gesetzliche Fassung. Bald konnte Nikolaus I. Ansprüche erheben und verfechten, wie keiner seiner Vorgänger. Er wollte das Papsttum von jeder Unterordnung befreien. Christus übertrug Petrus die Leitung der Kirche, und die Päpste sind die gleichberechtigten Nachfolger des Apostels. Daher darf nur der Papst die Kirche regieren und ausschließlich über ihre Glieder richten, die Synoden sind seiner Bestätigung unterworfen. Da die Kirche das Höchste auf Erden ist, können ihre Rechte durch die weltlichen Gesetze nicht beeinträchtigt werden, auch Kaiser und Könige haben ihr in geistlichen Dingen zu gehorchen. Schon erklärte er, das Papsttum

habe den Karolingern alle ihre Macht und Ehre verliehen. Gleichzeitig wurde zum unangefochtenen Satze, daß nur die Krönung durch den Papst zum Imperator erheben könne; Johann VIII. nahm das Recht in Anspruch, denjenigen, welcher die Kaiserwürde empfangen sollte, zu prüfen und zu approbieren.

Von den entsetzlichen Trübsalen, denen Italien anheimfiel, wurden auch die Päpste schwer getroffen und unter die Abhängigkeit von kleinen Herren gebeugt, doch was einmal errungen war, ging nicht mehr verloren. Die Idee der Einheit, die in dem Wesen des Christentums beschlossen lag und durch Karl den Großen zur Erscheinung gebracht wurde, behauptete sich, nur daß ihr thatsächlicher Vertreter jetzt das Papsttum, nicht mehr das Kaisertum war. Auch in politischen Dingen riefen selbst während der ärgsten Verwirrung Ost- und Westfranken Roms Ansehen und seinen Einfluß an.

Was Papsttum und Kirche später bedeuteten, ist bereits in diesen Zeiten vollständig vorbereitet und begründet worden. Schon damals wurden die Völker von kirchlichen Ideen durchdrungen und die allgemeine Lebensluft schwängerte sich mit Anschauungen, welche ihnen die vollkommene Herrschaft verhießen. Es war ein an sich natürlicher Prozeß, der den nächsten Jahrhunderten Färbung und Ausdruck verlieh.

Da der Staat ein christlicher geworden war und die Herrscher für ihre höchste Pflicht erachteten, der Kirche und ihren Vorschriften Verehrung zu zollen, die auch von allen Unterthanen gefordert wurde, richtete sich das gesamte Leben danach ein. Wie gewaltig trat auch sonst die Kirche dem Volke gegenüber, namentlich rechts vom Rhein, wo sie als verhältnismäßig neue Macht sich mit um so größerer Kraft über die früheren einfachen Verhältnisse lagerte! Wie sehr hatten sich im Laufe des Jahrhunderts die Säulen des kirchlichen Gebäudes vermehrt an Bistümern, Klöstern und Gotteshäusern! Am bedeutsamsten war, daß der Kirche die alleinige Führung

des geistigen Lebens zufiel, nicht nur ihres religiösen Berufs wegen, sondern weil sie die einzige Bewahrerin und Vertreterin von Wissenschaft, Litteratur und Kunst wurde. Wäre Karls des Großen Absicht, die deutsche Sprache zur gleichen Geltung mit der lateinischen zu erheben, durchgeführt worden, so hätte sich das Deutschtum früher, als es ihm so beschieden war, zur geistigen Reife entwickelt. Die Erfolge seines Bemühens, dem Laientum Anteil an der höheren Bildung zu geben, überlebten kaum das nächste Geschlecht. Die wilden Kriegsstürme drückten die Waffen, nicht die Feder, in alle Hände, die Laien wandten sich ganz von den milden Künsten ab und überließen sie dem Klerus.

Der lateinischen Sprache war durch die Gelehrten an Karls Hofe neues Leben eingehaucht worden. Diese erste Renaissance, durch und durch christlich in Gesinnung, ahmte die Litteratur der römischen Kaiserzeit und der Kirchenväter nach, ergänzte deren Sprachschatz durch viele der Gegenwart entnommene germanische Begriffe und Worte und schuf eine Sprachform, die an die alte Grammatik gebunden, dennoch ihr selbsteigenes Wesen hatte. So den Bedürfnissen entsprechend, machte sie die deutsche Sprache für die öffentlichen Verhältnisse entbehrlich und drängte sie zurück; in heimischer Rede entstanden meist nur Nachbildungen und Uebertragungen, so hochschätzbar diese ältesten Denkmäler sind.

Da die Kenntnis des Lateins nur durch Unterricht erworben werden konnte, so blieb sein Gebrauch ein Vorrecht der Geistlichkeit, und indem es auch in weltlichen Angelegenheiten allein zur Anwendung gelangte, kamen Regierung und Verwaltung, die in den Kanzleien ausgeübt wurden, immer mehr an Geistliche oder unter deren Einfluß. Die Herrscher stützten sich gern auf die Bischöfe und folgten ihrem Rat, weil diese, erbittert auf die trotzigen Laien und von ihnen gefährdet, sich meist zum Königtum hielten. Die Verquickung von Staat und Kirche wurde noch inniger, als sie schon war, aber sie gereichte

hauptsächlich der letzteren zum Vorteil; die Synoden beschäftigten sich oft mit staatlichen Angelegenheiten und verhängten Kirchenstrafen in rein weltlichen Sachen.

Trotz aller Schädigungen wuchs der unmittelbare geistliche Besitz durch Verleihungen und Zuwendungen aus hohen und niederen Kreisen. Die Not veranlaßte viele, bei Bistümern und Klöstern Schutz zu suchen, der mit Abhängigkeit und Leistungen erkauft werden mußte; doch verstand man es hier auch am besten, zur Entschädigung die äußere Lebenslage angenehmer zu machen. Auch der Schirm des Himmels wurde erfleht, seine und der Heiligen Gnade erkauft durch Opfer und Darbringungen, denn die Kirche schien allein festzustehen, während alles wankte.

Die lateinische Sprache, in welcher der Hauptteil des Gottesdienstes gehalten wurde, verstanden die Leute nicht. Allerdings wurden den Laien die wichtigsten Glaubenssätze und Gebote in deutscher Sprache übermittelt, in der sie auch die Beichte ablegten, aber es blieb des Fremdartigen genug übrig. Die Masse wurde zunächst überzeugt von der Macht des Christengottes auf Erden und im Himmel, dessen Pforten er der Kirche anvertraut hatte. Sie wurde von dem Geheimnisvollen mehr ergriffen, als daß sie es begriff; die Scheu vor der Kraft der Heiligen und ihrer Reliquien, vielleicht noch mehr die Furcht vor dem Teufel erfüllten die Seelen, und die damit zusammenhängende äußerliche Uebung der Religion, die sinnliche Auffassung, überwog die innere sittliche Wirkung.

Die früheren Ideen verblichen allmählich, ohne daß sie ganz verdrängt wurden. Die Heidengötter lebten weiter in dem Begriff des Teufels, die heidnischen Erinnerungen verflochten sich mit dem christlichen Wunderglauben zu einem Chaos seltsamer Vorstellungen, welche die Köpfe erfüllten und verwirrten. Unendlich viel von altererbten Sitten und Gebräuchen erhielt sich. Dennoch konnte der Schatz christlicher Lehren auf die Dauer empfängliche Herzen entzünden. Hier bot sich dem

Einzelnen ein Feld freiwilliger Hingabe und eigener Leistung, wie es der deutsche Sinn begehrte. Auch die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche die Kirche in sich schloß, machten Eindruck. Schon die Gebäude selbst, die Geräte, der Schmuck des Gottesdienstes führten neue und reizvolle Gegenstände vor Augen, während die Geistlichkeit und die Mönche mit ihrer höheren Bildung auch Verständnis für bessere Pflege und Ausstattung des Lebens und die Kenntnis und Ausübung höherer Wirtschaftlichkeit im Haus- und Ackerbau verbanden. Die Klöster waren nicht bloß die Zufluchtsstätten für bedrängte Seelen, von ihnen ging eine gewaltige Fülle segensreicher praktischer Arbeit aus. Sie durchsetzten die Waldwildnis mit fruchtbaren Oasen, wurden die ausstrahlenden Mittelpunkte der Urbarmachung und die Kerne stetig wachsender Ansiedlungen.

Die Einwirkung konnte jedoch nur eine langsame sein, und sie war beeinträchtigt durch die schweren Plagen, welche die Kriegsnöte im Gefolge hatten. Die Entwicklung der geistigen Kräfte in den unteren Schichten wurde auch dadurch aufgehalten, daß die Wendung in der politischen Verfassung den Hauptteil der Bevölkerung auf das engste Dasein beschränkte. Die Führung der Waffen im größeren Kampfe war nunmehr das Vorrecht beschränkter Klassen geworden. Der gewöhnliche Mann wußte sie zwar auch noch zu brauchen, doch wurde er gewöhnlich nur zum Schutze der Gegend und zur Verfolgung von Friedensbrechern aufgeboten. Die Freien minderten sich nicht allein an Zahl, noch mehr verloren sie an Bedeutung. Neben dem geistlichen entwickelte sich ein höherer weltlicher Stand, der vornehmlich das Waffenhandwerk als seinen Beruf betrachtete.

Für den Landbau war die Umänderung des Kriegswesens, der Verfall des Heerbanns ein Segen. Er bewegte sich weiter in den gegebenen Bahnen der Naturalwirtschaft. Insofern war der Entwicklungsprozeß abgeschlossen, nur daß infolge der in ihm liegenden Triebkraft immer mehr von dem bisher jung-

fräulichen Boden unter den Pflug kam und mit der wachsenden räumlichen Ausdehnung auch die Weise des Betriebes Fortschritte machte.

In den geschlossenen Bann der nächsten Genossen, auf Flur, Feld und Haus zog sich das Leben des an die Scholle gefesselten gemeinen Volkes zurück. Aber es versumpfte und verstockte nicht, denn der bäuerliche Fleiß hatte Raum genug, um die Hände kräftig und erfolgreich zu regen. Auch die Volksart, durch die ebenmäßige Beschaffenheit der Gesamtheit geschützt, war zu mächtig, um vorschnell unterzugehen. Das Gefühl der eigenen Persönlichkeit verlor sich nicht; es wurde nur eingeschränkt, in kleine Verhältnisse zurückgedrängt durch die politische Entwicklung und durch die Uebermacht, mit der die Kirche die Menschen unter sich zwang. Deutschland nahm die gewaltigen neuen Bildungsstoffe, welche die Vereinigung der Stämme, der karolingische Staat, Christentum und Kirche ihm zugeführt hatten, in seinen empfänglichen Schoß auf und ließ sie wachsen und gedeihen, bis es sie in sein eigenes Fleisch und Blut verwandelt hatte. Aber für lange Zeit beherrschten nur das Königtum, die Geistlichkeit und die weltlichen Großen seine Geschichte.

Dritter Abschnitt.

Die Gründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I.

Selten wird sich ein Volk durch inneren Streit ganz aufreiben, weil immer die Erschöpfung den Ringenden Halt gebietet. Die Gefahr des Unterganges entsteht erst, wenn solches Unglück gleichzeitig fremden Mächten den Einbruch erleichtert.

Von allen Seiten her wurde das fränkische Reich bedrängt. Die Araber, welche die Küsten Italiens und Galliens verheerten, kamen für Ostfranken wenig in Betracht, doch von Norden her stürmten unausgesetzt die Wikingerscharen einher, die man die Normannen nannte. Sie nahmen ihren festen Stand in Friesland; so manche Binnenstädte, selbst Aachen, verfielen der Plünderung, doch nach dem Siege, den König Arnolf an der Dyle erfocht, wandten sie sich nach Westfranken, wo Erfolge leichter davonzutragen waren.

Karl der Große hatte das Reich gegen Dänen und Slaven mit einem mächtigen Schutzwall von Marken umgürtet. Auch dieser geriet zuletzt ins Wanken.

Die Dänen und die zersplitterten wendischen Völkerschaften waren nicht allzu bedrohlich, dagegen umfaßte das mährische Reich Svatopluks am Ende des Jahrhunderts weite Gebiete von der thüringischen Grenze bis über das rechte Donauufer hinaus. Diese gefährliche Zusammenballung slavischer Macht zerstörten die Ungarn. Noch bis heutigen Tag ist es von Bedeutung, daß damals dieses neue Volk sich als trennender Keil zwischen die Nord- und Südslaven schob, aber zunächst hatte das Reich davon wenig Segen, denn schlimmere Feinde konnten ihm nicht erstehen. Finnisch-uralischer Herkunft, hatten die Ungarn die ihrer Lebensweise zusagenden pannonischen Ebenen besetzt. Ein Nomadenvolk von tierischen Sitten, klein von Wuchs und mit den tiefliegenden Augen und dem bis auf drei Zöpfe kahlen Schädel häßlich wie Ungeheuer, besaßen sie eine nicht geringe, dem Westländer überlegene und durch Seltsamkeit bestürzende Kriegskunst. Ihre wirkungsvollste Eigenschaft war die blitzartige Schnelligkeit im Kampf wie auf dem Marsch, denn die mit ihren Pferden wie verwachsenen Reiter leisteten Unglaubliches an Geschick und Ausdauer. Gleichwohl stürmten sie nicht blindlings vorwärts, sondern übten strenge Zucht unter sich; sie verstanden es, den Gegner auszukundschaften, ihm Zufuhr und Zuzug abzuschneiden, während

sie sich selbst sorgfältig vor Ueberrumpelung schützten. Die Heere waren in bewegliche Haufen gegliedert und ein Rückhalt für die letzte Entscheidung fehlte nie. Den den Deutschen geläufigen Angriff mit dem Schwerte vermieden die Ungarn, sie umschwärmten den Gegner und überschütteten ihn im jähen Anritt mit einem Pfeilregen, um dann in die gelockerten Reihen einzubrechen oder umkehrend zur ungeordneten Verfolgung zu verlocken. Im offenen Felde waren sie unwiderstehlich; im Juli 907 wurde das bayerische Volk fast ausgetilgt. Fast Jahr für Jahr ergingen die Raubzüge nach Deutschland, bis nach Sachsen, Thüringen und Schwaben hinein. Schrecklich war besonders, daß sie die Männer erschlugen, die Weiber mit sich schleppten.

Verloren waren somit die Anfänge des deutschen Lebens, die sich an Karls des Großen Siege geknüpft hatten, das ganze weite Gebiet von der Ostsee bis an den Fuß der Alpen.

In diesen Nöten hatte das Königtum in der Hand eines Kindes völlig versagt, und die Reichsinsassen mochten sehen, wie sie sich durchhalfen. Daher war ein Zusammenschluß benachbarter Gebiete geboten, und er führte zu einer Rückbildung hinter die Zeiten Karls des Großen. Der Kaiser hatte allenthalben die Herzogtümer aufgehoben; die ständige Regierung übten die vom Staatsoberhaupte ernannten Grafen aus, die innerhalb ihres Bezirkes die königlichen Rechte zu vertreten und zu wahren hatten. Ihnen kam zu die Fürsorge für Recht und Gericht; sie handhabten den königlichen Bann, den Gerichtszwang und die daraus fließenden Pflichten und Befugnisse, sie leiteten die Gerichtsversammlungen und ernannten die unteren Richter und die Schöffen. Ihnen waren auch die öffentliche Polizei, die Sammlung und Führung des Heerbanns, die Ueberwachung der staatlichen Einnahmen anvertraut.

Jetzt entstanden die Herzogtümer wieder, und zwar entsprechend den einzelnen Stämmen. Obgleich diese die Reichs-

verfassung nicht als politische Einheiten anerkannte, war doch ihre Sonderart erhalten geblieben. Geschichtliche Erinnerungen, die Sprachform, das jedem eigentümliche Recht bewahrten bei allen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit; daher führten jetzt Bedürfnis wie die vorhandene Möglichkeit, dem eigenen Wesen Form zu geben, auch der Ehrgeiz großer Familien zur Bildung der Herzogtümer. Demgemäß erfolgte sie in verschiedener Weise, in Lothringen, Franken und Schwaben unter gegenseitigen Kämpfen aufstrebender Großen, während in Bayern und Sachsen, wo das Stammesgefühl am stärksten war, die Liutpoldinger und Liudolfinger in natürlicher Folge der Verhältnisse zu Herzögen wurden.

Die neugeschaffenen Gewalten waren daher durch die Art ihres Ursprunges nicht gleichmäßig und nicht mit festen Rechten ausgestattet. Im Grunde war das Herzogtum nichts anderes als ein Unterkönigtum. Die Absicht, die durch das allgemeine Königtum vertretene Einheit des Reiches aufzugeben, war zwar nicht vorhanden, doch aus diesen naturwüchsigen, rechtlich unklaren Verhältnissen entsprang von selbst eine Fülle von Streitigkeiten zwischen Königtum und Herzogtum, die zunächst mehr Macht- als Verfassungsfragen waren. Auch die hohe Geistlichkeit bekämpfte die schnell emporgekommenen Gewalten. Das Volk und vielfach auch der niedere Klerus hielten dagegen zu den Herzögen.

Als Ludwig das Kind gestorben war, traten die vier Stämme der Franken, Bayern, Schwaben und Sachsen im November 911 in Forchheim zusammen und wählten den Herzog von Franken Konrad zu ihrem Könige. Absichtlich und für immer zerschnitten sie durch die Nichtbeachtung der andern Karolingerfamilie das Band, das so lange die Völker verknüpft hatte; aber da sich Lothringen dem Westfrankenreiche zuwandte, war auch der bisherige Umfang Ostfrankens in Frage gestellt. Es gelang Konrad nicht, das Land unter seine Herrschaft zurückzuführen, und seine ganze Regierung verlief unglücklich.

Er geriet mit den Herzögen in Zwist, und obgleich die Geistlichkeit ihn unterstützte, kämpfte er erfolglos, während die Ungarn weiter die Geißel über Deutschland schwangen. Als er sein Ende nahen fühlte, forderte er die fränkischen Großen und seinen Bruder Eberhard auf, vor allem das Wohl des Reiches zu bedenken und seinem früheren Gegner die Nachfolge zu übertragen. Eine schöne Handlung edler Entsagung und weiser Erkenntnis, denkwürdig und gesegnet für alle Zeiten, weil aus ihr das Deutsche Reich entsprang.

Mitte Mai 919 — wir wissen den Tag, an dem der erste deutsche König erkoren wurde, nicht genau — fand zu Fritzlar die Versammlung der Franken und der Sachsen statt, auf der Eberhard den Herzog Heinrich von Sachsen zum Könige ausrief. Noch galt es, die ferngebliebenen Herzöge von Schwaben und Bayern zur Anerkennung zu bewegen, und der Ernst der Waffen mußte gezeigt werden. Schwaben unterwarf sich bald, Bayern erst nach einigem Widerstande, und Herzog Arnolf behielt seine Gewalt über die Bistümer und Abteien. Längere Zeit verstrich, ehe Lothringen wiedergewonnen wurde, bis 925 Herzog Giselbert Heinrichs Oberhoheit anerkennen mußte.

Der Zusammenfügung des Reiches folgte die Verteidigung und Mehrung nach außen, der teilweise Wiedererwerb der unter den letzten Karolingern verlorenen Stellung im Osten. Von Heinrichs Thaten ist keine in lebendigerer Erinnerung geblieben, als der im Jahre 933 nach weiser Vorbereitung über die Ungarn bei Merseburg errungene Sieg. Schon vorher hatte Heinrich den Wenden Brandenburg entrissen; bald wurden die slavischen Völker bis zur Oder tributpflichtig. Durch einen Feldzug bis vor Prag zwang Heinrich auch den böhmischen Herzog zu Huldigung und Tribut. Doch behielt das czechische Böhmen seine eigene Verfassung, als ein Vasallentum, nicht ein Glied des Reiches. Auch die Mark Schleswig wurde wiederhergestellt und mit sächsischen Ansiedlern besetzt.

So beschloß Heinrich ein thatenreiches Leben, als er am

2. Juli 936 in Memleben starb. In seiner Lieblingsstadt Quedlinburg wurde ihm das Grab bereitet. Gegen sechzig Jahre war er alt geworden. Außer den gleichförmigen Lobsprüchen, mit denen glückliche Herrscher auch für selbstverständliche Tugenden überhäuft zu werden pflegen, sind nur wenige Züge von seinem persönlichen Wesen überliefert. Ein starker, stattlicher Mann, unübertrefflich in allen Leibesübungen, ein leidenschaftlicher Jäger, ein tüchtiger Zecher, doch die Würde wahrend — so sind an ihm Gesundheit und Frische der Seele und des Leibes erkenntlich. Er war nicht weichen Herzens, sondern ergriff, wo es anging, fest und hart seinen Vorteil, aber er wußte sich auch zu beherrschen. In geziemender Frömmigkeit ehrte er die Kirche mit Stiftungen, ohne ihr seine Selbständigkeit zu opfern.

Heinrich ist der erste, den wir als deutschen König bezeichnen dürfen. Daß ein Sachse den Herrscherstab führte, war ein Bruch mit der Vergangenheit; das Reich wurde erst dadurch aus einem fränkischen zu einem deutsch-nationalen. Dieses Reich in seiner endgültigen Gestalt begründet zu haben, ist der ewige Ruhm Heinrichs. Denn dunkel und unsicher war die Zukunft, als er in Fritzlar nur von einem Teile der Deutschen zum Könige erhoben wurde. Riß erst einmal, wie damals nicht ausgeschlossen war, der bisherige Zusammenhang, dann wurde alles unberechenbar. Er hielt die Stämme bei einander, und das wichtigste war, daß er Lothringen zurückbrachte. Denn sonst wäre es den Deutschen verloren gegangen; und wie hätte sich ihr Reich behaupten lassen, wenn das westfränkische Königtum im Besitz von Lothringen wie ein Pfahl in seinem Fleische saß.

Jetzt waren alle die Stämme, welche fortan das deutsche Volk bildeten, für immer vereinigt, die Trennung von Frankreich mit stetiger Grenze unwiderruflich, die Herrschaft nach Norden und Osten hin großenteils wiederhergestellt.

Allerdings erscheint die Einheit als eine lockere, weil

Heinrich den Herzögen große und selbständige Gewalt beließ, doch seine Herrschaft war kein bloßer Schatten. Am wenigsten berührte sie Bayern, in den andern Herzogtümern übte Heinrich königliche Rechte in vollem Umfange aus. Er hielt wohl nicht nur aus Zwang, sondern auch aus Ueberzeugung die Herzöge in Ehren. Er war selber aufgewachsen in der Gewohnheit und den Anschauungen des Stammesherzogtums, und auch als König stützte er sich vornehmlich auf Sachsen. Die Herzöge zu beseitigen, beabsichtigte er gewiß nie, und ein solches Unterfangen wäre unausführbar gewesen, hätte das Reich aufs neue zerrissen und vielleicht auseinander gesprengt. Es kam zunächst nur darauf an, daß der König das Recht hatte, die Herzöge einzusetzen, und in Schwaben, wo sich ihm allein dazu die Gelegenheit bot, führte er es durch.

Dieses neue Reich beruhte auf einer langen Vergangenheit. Es stellte nur einen Teil eines längst vorhandenen Gebäudes wieder her, doch als selbständigen Bau. Stoff und Anlage blieben dieselben.

Heinrich betrachtete sich als den Erben der ostfränkischen Könige, und soweit es ihm möglich war, hat er die zerstreute Hinterlassenschaft wieder zusammengebracht. Wie einst seine Vorgänger Karl der Dicke und Arnolf sich die Kaiserkrone in Rom geholt hatten, so wollte auch er das Werk seines Lebens mit diesem höchsten Triumphe vollenden; Krankheit hielt ihn von der Fahrt ab. Nicht eigentlich in seinen Zielen, nur in deren Erreichung legte sich Heinrich maßvolle Beschränkung auf.

So fest war die wieder geschaffene Einheit, daß sie auch Heinrichs Tod überdauerte. Das karolingische Königtum war erblich gewesen, doch so, daß eine Anerkennung der neuen Herrscher durch die Großen nicht umgangen werden konnte; die Väter pflegten mit ihrer Zustimmung die Nachfolge der Söhne zu ordnen. Unter den Stürmen der Zeit hatte die Mitwirkung der geistlichen und weltlichen Machthaber an Bedeutung gewonnen; schließlich erlangten Konrad und dann Heinrich

die Herrschaft nur durch Wahl und nachträgliche Fügsamkeit der Herzöge. Demgemäß empfahl Heinrich seinen ältesten Sohn Otto den Fürsten zum künftigen Könige; sein Wunsch und Vorschlag fanden Billigung.

Die weltlichen Herren und geistlichen Würdenträger des ganzen Reiches versammelten sich fünf Wochen nach Heinrichs Tode in Aachen, wo am 8. August 936 eine glänzende Feier stattfand. In der Säulenhalle der Pfalz setzten die Fürsten Otto auf den Thron und schwuren Treue, dann geleitete ihn Erzbischof Hildibert von Mainz in das Münster und vollzog die Krönung. Bei dem festlichen Mahle leisteten die vier Herzöge dem jungen Könige den Ehrendienst.

Nicht ohne Absicht war Aachen auserlesen worden, dem Königtum die Weihe zu geben. Den westfränkischen Karolingern wurde gezeigt, wie das deutsche Königtum sich ihnen gleichberechtigt fühlte und Lothringen als seinen unveräußerlichen Besitz betrachtete. Auf den Stuhl Karls des Großen hatte sich Otto gesetzt, entschlossen, des großen Vorgängers würdig zu werden.

Vierter Abschnitt.

Umfang und Zustand des Reiches.

Wer damals Deutschland durchwanderte, mochte bemerken, welch große Verschiedenheiten das Reich in sich barg. Schon die Rede klang in jedem Lande anders, denn gar sehr wichen die Mundarten im niederen Deutschland von denen im oberen ab, und es gab keine allgemeine Form, wie sie unser Hochdeutsch darbietet. Zählte der Westen nicht wenige größere Städte, so zeigten der Osten und der Norden kaum die Anfänge städtischer Entwickelung. Während am Rhein schon ein

reichlicher Teil des Bodens dem Ackerbau gewonnen war, erstreckten sich durch Mittel- und Norddeutschland noch ungeheuere, dem wilden Getier fast unbestrittene Urwälder. Dort konnte der Reisende auf alten Römerwegen oder neuen, wenn auch notdürftig angelegten Königsstraßen seinen Weg ohne allzugroße Hindernisse nehmen, während er anderwärts sehen mochte, wie er auf rohen Naturpfaden die Schwierigkeiten, die ihm Land und Wasser entgegensetzten, überwand. Der spärliche Verkehr mußte oft große Umwege machen, um unüberschreitbare Flüsse und wildes Waldgebirge zu vermeiden. Aber wohin der Landfahrer auch kam, er traf ein Volk von gleicher Körperkraft, von gleicher Arbeitslust und von gleich urwüchsiger Frische der sinnlichen und sittlichen Triebe, ein Volk, das nicht greisenhaft war, wie die Zeitgenossen in dem Jammer der letzten Jahrzehnte geklagt hatten, sondern in schönster Jugendkraft daran ging, sich seinen Platz in und auf der Welt zu schaffen.

Das Bild, welches gegenwärtig diese Länder darbieten, hat mit jener Vergangenheit kaum noch eine Aehnlichkeit. Denn wenn auch in die Waldungen der taciteischen Zeit schon manche gründliche Lücke gehauen war, noch mußte ein gutes Stück der Oberfläche von einer wachsenden Bevölkerung zum friedlichen Schaffen umgewandelt werden. Den größten Unterschied gegen heute boten die niederen Flußgegenden dar, denn bisher war nichts geschehen, um den Gewalten des Wassers Widerstand zu leisten, ihm feste Betten aufzuzwingen und die Ufergelände abzuringen; bei Ueberschwemmungen wurden stets weite Flächen in Seen verwandelt. So manche Flüsse der Tiefebene nahmen einen andern Lauf als heute, den hin und wieder noch tote Arme oder zurückgebliebene stehende Wasser erkennen lassen. Am meisten haben solche Aenderungen den Niederrhein betroffen. Auch die Seeküste ist den größten Wandlungen unterworfen worden; das Land erstreckte sich tiefer in das Meer hinein. Ganz anders sah es um die Mündungen der Maas und des Rheins aus; das Hollandschdiep war noch nicht in

das Land hinein gebohrt, der Hauptverkehr vom Meere nach dem Innern ging durch den Leck, wo weit stromaufwärts Dorstadt die große karolingische Zollstätte war. Die Zuydersee trennten als Binnenwasser große und breite Inseln von der Nordsee, an der Emsmündung dehnten sich statt des Dollart weite Marschen. Der Jahdebusen war viel kleiner, und vom Süden her floß in ihn ein Arm der Weser; hingegen sind dort damalige Inseln heute mit dem Festlande verbunden. Die Westküste von Holstein hat seitdem manche vorgelagerte Insel eingebüßt.

Außer den Mooren, die noch gegenwärtig einen großen Raum im Norden und in Bayern einnehmen, gab es auch sonst weite Flächen, wo die Feuchtigkeit, am Abfluß verhindert, das Land in Sumpf verwandelte. Anderwärts machte Gestrüpp, namentlich das wuchernde Gesträuch der Brombeeren, dem Walde den Boden streitig.

Das Klima war wohl schon zu den Zeiten des Tacitus kaum verschieden von dem heutigen. Allerdings mochten die Niederschläge reichlicher sein, aber die größere Fülle der Flußläufe erklärt sich schon durch die stärkere Bewaldung, welche Regen und Schneewasser nicht so schnell ablaufen ließ, und die zahlreichen stillen Wasserbecken in den Niederungen. Daß den Südländern der deutsche Himmel mit seiner Unbeständigkeit nicht gefiel, ist natürlich, ohne daß man deswegen anzunehmen braucht, er sei unfreundlicher gewesen, als heute.

Die Stärke der Bevölkerung läßt sich selbst nicht annähernd schätzen. Gab es auch nicht so große Menschenanhäufungen in einzelnen besonders günstigen Gegenden, wie sie schon das spätere Mittelalter sah, so war die Dichtigkeit jedenfalls recht ungleich und nahm im allgemeinen von dem Westen nach dem Osten zu ab. Sicherlich war die Menschenzahl nicht allzugroß, und das Land reichte überall aus, sie zu ernähren. Schreckliche Hungersnöte kamen bald hier, bald dort vor und ließen sich bei den ungenügenden Verkehrsverhältnissen kaum bekämpfen;

verheerende Seuchen rissen oft große Lücken. Dafür gestatteten der Verfall des Heerbanns, die große Vermehrung der Abhängigen, denen der Herr Land und Schutz gewährte, die deswegen rasch vorwärtsschreitende Urbarmachung ein schnelles Wachstum der Bevölkerung.

Lebensweise und Sitte wichen begreiflich von der unsrigen weit ab. Wir können uns kaum eine Vorstellung machen, wie gewaltig der Unterschied war, den schon der Mangel von tausenderlei Gebrauchsgegenständen, die jetzt auch für den Armen selbstverständlich sind, bedingte. Das Volk in seiner Gesamtheit war ein Land- und Bauernvolk, und danach mußten auch die Höhergestellten ihr Dasein einrichten. Einen flüssigen Geldverkehr, einen Kaufmanns- oder eigentlichen Handwerkerstand gab es noch nicht, so daß in der Regel die häusliche Thätigkeit nicht nur für Kleidung, sondern auch für Gerät aller Art zu sorgen hatte und demgemäß die Leistungsfähigkeit nicht allzuhoch steigen konnte.

Auch da, wo bereits ein höherer Aufschwung begonnen hatte, war die Lebenshaltung sehr schlicht und einfach. Die Wohnhäuser, aus Holz oder Lehm errichtet, boten geringe Bequemlichkeit. Noch vereinigte auf dem Lande meist ein einziger Raum die ganze Bewohnerschaft um das Herdfeuer, dessen Rauch sich einen Ausweg durch das Windloch oder durch die Thür suchen mußte. Daher lastete der Winter besonders schwer. In Süd- und Mitteldeutschland trennte man bereits die Ställe und Scheunen von dem Wohnhaus, so daß der Hof ein längliches, von Gebäuden umgebenes Viereck bildete; im Norden überspannte noch dasselbe Dach Menschen, Vieh und Vorräte, doch trennten Zwischenwände die Abteilungen. Acker und Wiese waren mit Zäunen umhegt. Zur Bekleidung dienten Leinen- und Wollstoffe, auch Felle; der Ueberwurf, der Mantel war ihr Hauptbestandteil. Die einförmig zubereitete, derbe Nahrung erhielt einige Abwechselung durch die Jagd und den Fischfang, der durch die kirchlich gebotenen Fasttage in größere Aufnahme

kam. Es fehlten die mancherlei ausländischen Gewürze, welche jetzt die ärmlichste Küche verwendet. Außer dem kostbaren Salz gaben hauptsächlich die im Garten gezogenen Kräuter den Speisen größeren Reiz. Vorwiegend wurden Roggen, Gerste und Hafer, im Süden auch der Spelt angebaut. In dem Viehstand nahm das Pferd, das teilweise in wildem Zustand große Herden bildete, einen hervorragenden Platz ein, obgleich die Kirche den Genuß seines Fleisches verboten hatte; neben Rind und Ziege war das Schwein, das in den Eichenwäldern bequeme Mastung fand, das wichtigste Zucht- und Nahrungstier. Auch das genügsame Huhn fand in Scharen sein Futter in der Nachbarschaft der Gehöfte.

Wenn nicht Krieg und feindliche Einfälle traurige Aufregung brachten, verlief das Leben sehr still und einförmig bei der Arbeit. Der sonntägliche Kirchgang, hohe Feste und Gerichtstage führten allerdings auch entfernt Wohnende zusammen, und dann wurde bei allen Stämmen ohne Ausnahme die Gelegenheit gern benutzt, durch überreichlichen Trunk die Geselligkeit zu feiern. Gewiß erklangen dabei noch Lieder aus der Heidenzeit.

Gelegentlich kam ein Fremder oder ein wandernder Krämer zu Gast; am willkommensten war der fahrende Spielmann, der zugleich als lebendige und einzige Zeitung die oft seltsam aufgeputzte Kunde von der Außenwelt brachte. Der Gesichtskreis des gemeinen Mannes war ungemein beschränkt und von wirren Vorstellungen erfüllt; auch der Durchschnitts-Geistliche auf dem Lande erhob sich nicht viel darüber.

Die alte Roheit und Härte hatte sich daher noch wenig gehoben. Erst eine lange Schulung durch Arbeit, durch Großthaten der Könige und durch fremde Einwirkung konnte den derben Volksstoff geschmeidiger machen. Schnell brausten die erregten Geister auf und fuhren die Hände zum Schwert; weil jeder so dachte, nahm er es dem andern nicht gar übel, und leicht folgte dem Streit die Versöhnung. Mußte der Bauer

sich allmählich fügen lernen, so blieb den großen Herren der uralte Drang nach Selbständigkeit, das Widerstreben gegen äußeren Zwang, die Neigung, das wirkliche oder vermeintliche Recht zu behaupten, koste es, was es wolle. Auch die Frauen der höheren Stände hatten Bedeutung für das Leben. Da sie meist im Kloster erzogen wurden, überragten sie die Männer an Bildung und Zucht und wußten oft heilvoll zu wirken. Das sächsische und das salische Königsgeschlecht und andre hohe Familien weisen Frauen auf von tiefem Verstand, von reichem Wissen und feiner Sitte, die auch in Staatsdingen sich geltend machten. Aber neben den milden Gestalten erscheinen auch dämonische Teufelinnen, die voll Leidenschaft und Ehrgeiz ihre Männer zu wildem Wagnis anstachelten.

Die damaligen Reichsgrenzen stimmen mit den heutigen nirgends überein. Nach dem Westen griffen sie viel weiter aus. Die Grenze gegen Frankreich begann, wie noch heute, zwischen Belgien und Holland, südlich von der Mündung der Schelde, und zog den Fluß aufwärts. Sie umspannte, weit ausladend, Cambrai, wandte sich darauf östlich nach der Maas bis nördlich von Sedan, zog auf deren linkem Ufer bis zu ihrer Quelle hin und lief am Königreiche Burgund entlang dem Südfuße der Vogesen zu.

Das Herzogtum Lothringen enthielt demnach fast das gesamte heutige Königreich Belgien mit einem Stücke von Frankreich, die Niederlande, die Rheinprovinz, das französische und das deutsche Lothringen. Auf dem rechten Ufer des Rheins trennt die uralte Volksscheide zwischen Franken und Sachsen noch jetzt die Rheinprovinz von Westfalen, nur das sächsische Essen ist zum rheinischen Verbande gezogen. Auch Friesland gehörte zu Lothringen, aber das Küstenland von der Zuydersee bis zur Weser entzog sich schon im Anfang des elften Jahrhunderts einer wirklichen Herrschaft des Reiches und bewahrte seine Sonderstellung bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Als freie Bauern und kühne Seefahrer, die auch nach Urvätersitte den

Seeraub nicht verschmähten und das Strandrecht erbarmungslos ausübten, standen die Ostfriesen in lockerer Verbindung untereinander, in freier Landgemeindeverfassung, gefürchtet und verrufen, mit trotziger Kraft ihr Wesen und ihren Reichtum behauptend. Selbst die Kirche gewann hier keinen gebietenden Einfluß.

Es war kein Wunder, daß geraume Zeit verging, ehe die feste Zugehörigkeit Lothringens zu Deutschland entschieden war, denn durch Geschichte und innere Entwickelung gehörte es mehr zum Westen als zum Osten. Die Sprache der großen Mehrheit wies es zwar dem letzteren zu, aber da ein nicht geringer Teil der Bevölkerung französisch oder wallonisch redete, war sie nicht ausschlaggebend.

Eben seiner Vergangenheit wegen war Lothringen das vornehmlichste deutsche Kulturland und ist es bis tief in das Mittelalter hinein geblieben. Es hat dem übrigen Deutschland die reichsten Anregungen jeder Art gegeben. So arg auch einst die Franken gehaust haben mochten, ein Rest des alten Zustandes blieb erhalten, und die römischen Städte und Kastelle verschwanden nicht völlig von der Erde; Trier und Köln sind nie völlig wüst gewesen. Verfassung, Recht und Zustände wurden ganz fränkisch, aber die Verbindung mit dem romanischen Gallien machte sich fortgesetzt geltend. Die Kirche war hier erheblich älter und darum tiefer begründet, auch reicher an Besitz und größer an Macht. Daß Karl Aachen zur Reichshauptstadt machte und auch seine Nachfolger dort öfters weilten, förderte alle Verhältnisse. Trotz der politischen Trennung erhielten sich nützliche Beziehungen zu dem höher entwickelten Westen, der Rhein forderte heraus zum Verkehr stromauf- und stromabwärts. Am Rhein und an der Mosel blühte der Weinbau, der Landbau durfte sich auf Jahrhunderte alte Urbarmachung stützen. Infolge ihrer langen Vorgeschichte waren die Lothringer nicht so einheitlichen und bestimmten Charakters, wie die andern Stämme; man hielt sie auch für lebhafter und

unruhiger. Hier hatte die politische Zersetzung am meisten um sich gegriffen. Die Bischöfe und zahlreiche weltliche Große waren die Herren im Lande, und das Herzogtum hatte sich aus Widerspruch und Streit herausarbeiten müssen. Die Auflösung in einzelne Herrschaften bereitete sich hier früher vor, wie anderwärts.

Mit den Lothringern aufs engste verwandt und teilweise durch dieselben geschichtlichen Verhältnisse hindurchgegangen, waren die Franken, die erst der Vertrag von Verdun aus dem größeren Frankenvolke ausgeschieden hatte. Seitdem waren sie von jeder Verbindung mit Romanen gelöst, ganz von Deutschen umgeben. Von allen Herzogtümern hatte das durch die Konradiner gegründete fränkische am wenigsten einen historischen oder nationalen Untergrund; erst im elften Jahrhundert wurde der Name Frankonien auch für die Lande am mittleren und oberen Main üblich. Rechts und links vom Rhein saßen allerdings reine Franken, die als die Vornehmsten im Reiche galten, und die in ihrer Mitte gelegene königliche Villa Frankfurt war zeitweise eine Reichshauptstadt, obgleich sie noch der schützenden Mauern ermangelte. Am linken Rheinufer lagen Städte wie Mainz, damals wahrscheinlich die größte in Deutschland, Worms und Speier, die von den Römern herstammten. Der Rheingau spendete bereits seinen edlen Wein; hatte doch auch Karl der Große mitten in diesen lachenden Gegenden zu Ingelheim sich eine stattliche, mit Säulen und Gemälden geschmückte Pfalz gebaut. Nicht weit davon, rechts vom Rhein, lag die gleichfalls viel besuchte Pfalz Tribur. Weiter nach dem Osten zu waren die wirtschaftlichen Kräfte weniger entfaltet. Gegen Westfalen hin saßen die alten Freunde der Franken, die Hessen, Nachkommen der Chatten, die, während die Völkerwanderung die Welt um sie in Gärung versetzte, ihre Heimat nicht verlassen hatten. Von dem in Ruhm und Reichtum prangenden deutschen Mutterkloster Fulda an, im Grabfeld, war das Volk aus Thüringern und eingewanderten Franken zusammengesetzt; zu beiden

Seiten des oberen Mains saßen eingedrungene Slaven, deren Vorposten sich bis in die Würzburger Gegend vorschoben.

Auch Alamannien oder Schwaben umfaßte nicht wenig altrömisches Gebiet, doch war hier fast jede Spur der früheren Zeiten verschwunden. Zum Herzogtum gehörten das Elsaß und das Gebiet südlich vom Bodensee bis zu dem Deutschland und Italien trennenden Alpenkamme; der Vierwaldstätter See und die Reuß bildeten die Grenze gegen Burgund.

Den Alamannen hatte trotz ihrer Tapferkeit kein rechtes Glück geblüht; eine führende Stelle hatten sie nie inne. Es war wohl ein Stammesbewußtsein, aber keine fest geschlossene Volkseinheit vorhanden. Das Herzogtum hatte sich hier unter den größten Schwierigkeiten gebildet. Die Bischöfe von Konstanz und Augsburg widerstrebten entschieden und im Anschluß an das Königtum den weltlichen Großen und fanden Unterstützung bei den großen Abteien, unter denen St. Gallen und Reichenau hervorragten. In ihnen hatte die Gelehrsamkeit der karolingischen Aera gesicherte Zufluchtsstätten gefunden und geistiges Leben sich erhalten, das bald seine Strahlen weitersandte. Während die Niederungen am Rhein und am Bodensee nicht hinter Franken und Lothringen zurückstanden, wiesen im Innern die kaum berührten riesigen Waldungen des Schwarzwaldes und die des südlichen Württemberg sehr ursprüngliche Verhältnisse auf. Straßburg im Westen, Augsburg im Osten, Konstanz im Süden wurden Sammelstätten gesteigerter Kräfte.

In jeder Beziehung fester als diese drei Herzogtümer war das von Bayern zusammengefügt. Bis Karl der Große den Herzog Thassilo stürzte, hatte es mit dem Frankenreiche nur in loser Verbindung gestanden, dann seit den Zeiten Ludwigs des Frommen als ein Ganzes, als ein Reich gegolten. Vielleicht blieb von den römischen Zeiten nicht so wenig übrig. Obgleich die Reste der alten Bevölkerung in die Bayern aufgingen und das staatliche Leben nicht beeinflußten, in Landwirtschaft, in der Benutzung der Almen, in Handwerks- und

gewerbsmäßigen Thätigkeiten haben sie unzweifelhaft den neuen Herren mancherlei gelehrt. Im achten Jahrhundert preist bereits Bischof Arbeo von Freising Bayern als anmutig, fruchtbar an Getreide und Vieh und ausgestattet mit allen andern Gaben der Natur. Regensburg erhielt sich wahrscheinlich besser als irgend eine andere Römerstadt in Deutschland; schon zur Zeit Karls des Großen wird es geschildert als uneinnehmbare Feste mit hohen Türmen und vielen Brunnen. Unter Ludwig dem Deutschen und dessen Nachfolgern war die Stadt ein Hauptsitz des Herrscherhauses. Nördlich von der Donau, wo die Bayern bis nach Erlangen und zum Fichtelgebirge hin vordrangen, erfolgte die Urbarmachung erst allmählich. Bereits im achten Jahrhundert entstanden viele Klöster, deren Zahl sich bald außerordentlich mehrte. Den kirchlichen Mittelpunkt, von dem nur der unter Mainz stehende Westen abgelöst war, bildete das von Karl dem Großen gegründete Erzbistum Salzburg. In der Folgezeit brachte der bayerische Klerus zahlreiche tüchtige Männer hervor, entfaltete auch litterarische Thätigkeit, der wir manchen Schatz ältester deutscher Sprache verdanken.

Die Alpen hatten dem Vordringen der Bayern kein Hindernis entgegensetzen können, bis über den Brenner, jenseits von Botzen erstreckte sich ihr Gebiet; vielseitige Berührungen mit Italien, feindlicher und friedlicher Art, waren die Folge. Dem Volke hatte die natürliche Lage noch eine andre schöne Aufgabe gestellt. Vor ihm lagen nach Osten die Ebenen der Donau und die reichen Alpenthäler. Nach dem Siege über das räuberische Volk der Awaren zogen bayerische Ansiedler, meist geleitet von geistlichen Körperschaften oder einzelnen Großen, über die Enns hinaus in die Ostmark und nach Kärnten, verhinderten, daß die Slaven das ganze Gebiet einnahmen und begründeten hier deutsches Leben. Die Ungarn zerstörten es zwar wieder in der Ostmark, weniger in Kärnten, aber der Weg war einmal gewiesen.

Das Herzogtum vertrat hier eine selbstbewußte Stammes-

einheit. Die Zähigkeit und Starrheit seines Charakters, gepaart mit kriegerischer Tüchtigkeit und einer heiß aufflammenden Leidenschaftlichkeit, machte das Bayernvolk wohl geeignet zu tüchtigen Leistungen, aber erschwerte Anschluß und Ausgleich mit der übrigen Welt. Die Bayern, welche hauptsächlich das ostfränkische Königtum getragen hatten und den Franken an Macht überlegen, in innerer Entfaltung fast ebenbürtig waren, sahen daher mit nicht ungerechtfertigtem Groll, daß ein andrer Stamm die Vorherrschaft erhalten hatte.

Er stand den Bayern an Selbstgefühl und Stolz, an festem Gefüge nicht nach. Die Sachsen hatten am längsten in den altgermanischen Zuständen gelebt. In ihren Landen besaßen die Römer nie eine wirkliche Herrschaft, nirgends war hier ein Ueberrest von ihrem Wirken und Wesen, eine Vorarbeit vorhanden. Die Franken hatten auf ihren Kriegszügen nie weit in das Innere dringen, das Christentum keine Erfolge erzielen können, bis Karl das Volk bändigte und unterwarf. Obgleich er viele Sachsen fortführte und an ihre Stelle Franken setzte, war die Volksart dadurch wenig verändert worden; die Grafen nahm er meist aus den heimischen Edelingen. Kaum anderthalb Jahrhunderte waren verflossen, seitdem Sachsen sich den Einflüssen der Kirche und der Verbindung mit den andern Deutschen hatte öffnen müssen, eine verhältnismäßig kurze Zeit, in der althergebrachte Eigentümlichkeiten nicht allzusehr verändert werden konnten. Das Christentum hatte zwar überraschend schnell Boden, selbst innigen Anklang gefunden, und die Dichtung des Heliand erfaßte in herzlicher und schlichter Weise gerade seine milden Lehren, doch der Glaube des Volkes war über äußere Gebräuche kaum weit hinaus. Weil hier alle alten Grundlagen fehlten, besaß die Kirche trotz der zahlreichen Bistümer geringere Ausstattung. Neben dem Kloster Corvei an der Weser scheint lange kein andres zu hervorragender Bedeutung gediehen zu sein. Die Bischöfe nahmen nicht die große Stellung ein, wie die am Rhein und in Süddeutschland; sie er-

scheinen nachher dem Herzogtum vollkommen untergeordnet. So standen auch Ackerbau und Handwerk hier auf niedrigerer Stufe als anderwärts. Aeltere Städte fehlten gänzlich, doch gab es größere Ortschaften, und die weisen Maßnahmen König Heinrichs zur Zeit der Ungarnnot, feste Zufluchtsorte zu schaffen, haben gewiß städtische Lebensweise gefördert. Da Karl die nordalbingischen Sachsen weggeführt hatte, wurde der Stamm, dem die Friesen die Nordseeküsten sperrten, zum Binnenvolke. Der Verkehr über das Meer hörte indessen nicht ganz auf, vermählte doch König Heinrich seinen Sohn Otto mit der angelsächsischen Prinzessin Editha.

Seitdem die Sachsen Christen wurden, verwandelte sich die frühere Freundschaft mit den Dänen in dauernde Feindschaft. Ungleich grimmer und verderblicher war indessen der Haß, der zwischen Sachsen und Wenden entbrannte. Wie den Bayern, war den Sachsen die natürliche Aufgabe gestellt, nach dem Osten vorzudringen. Doch lag vor ihnen nicht herrenlos gewordenes Land, das nur der neuen Bewohner harrte, sondern zahlreiche Völkerschaften saßen jenseits der Elbe und der Saale. Körperlich kleiner und schwächer als die Deutschen, auch geistig weniger entwickelt, obgleich keineswegs mehr im rohen Naturzustande, und sonst gutartig und nicht unbegabt, hatten die Wenden einen schweren Stand, um so mehr, da sie sich über ihre Zersplitterung höchstens für den Augenblick zu erheben vermochten. Gleichwohl wehrten sie sich mutig, und die unendliche Verachtung, mit der die Deutschen auf ihre „stinkenden“ Nachbarn herabsahen und daher jede Handlung gegen sie für gerechtfertigt hielten, machte die Kämpfe furchtbar grausam. Massenhaft wurden die Kriegsgefangenen weggeschleppt und in weite Ferne verkauft. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts waren die Wenden im Vorteil, bis König Heinrich sie unter seine Hoheit beugte.

Die Sachsen galten von jeher als ganz besonders kühn und wild. Neben dieser urkräftigen Anlage besaßen sie auch

dem friedlichen Gedeihen förderliche Eigenschaften. Sogar die weit vorgeschrittenen Westfranken rühmten ihren Scharfsinn und Witz und ihre natürliche Redegabe.

Die ostfränkischen Könige haben Sachsen nur gelegentlich betreten. Früher als bei den übrigen Stämmen stieg hier ein einzelnes Geschlecht, die Liudolfinger, in die Höhe, dem sich auch die andern Großen, an denen es nicht fehlte, und die Bischöfe unterordneten, so daß hier das Herzogtum ein scharfes, volkstümliches Gepräge bekam. Auch das sehr bedeutende Königsgut ging in seine Verfügung über. Da auch Thüringen sich hatte anschließen müssen, so war das sächsische Herzogtum räumlich das größte von allen, und was dem Lande noch fehlte an Pflege der geistigen und wirtschaftlichen Interessen, ergänzte es durch die Kraft und Begabung seiner Bewohner.

Jetzt stand nun das eigenartige Sachsen, das sich bisher möglichst abseits gehalten hatte, an der Spitze des Reiches, gegenüber den andern Stämmen, die untereinander weit mehr Gemeinsames hatten, als gerade mit diesem leitenden Stamme.

Nirgends, außer im Norden, wo das Meer seine Schranken setzte, war Deutschland von natürlichen Grenzen umhegt, selbst der Riesenwall der Alpen bildete keine, da ihre nach verschiedenen Richtungen geöffneten Thäler allen umsitzenden Völkern den Eintritt gestatteten. Die Deutschen hatten so an allen Seiten unmittelbare Fühlung mit den Nachbarn. Deutschland, im Herzen Europas gelegen, konnte leicht und bequem nach allen Himmelsrichtungen Verkehr und Verbindungen pflegen, fremde Ware, auch geistiger Art, einführen und eigene ausführen. Die Nachbarn nahmen sehr verschiedene Bildungsstufen ein; waren die im Süden und Westen durch ältere Kultur bedeutend überlegen, so standen die im Osten und nach dem Norden zu hinter den Deutschen zurück. Hier empfangen, dort ausgeben, war daher gewissermaßen als natürlicher Lauf der Dinge bestimmt. Unzweifelhaft ein günstiges Verhältnis, denn die Völker können sich nur unter wechselnder

Einwirkung aufeinander entwickeln. Ein vereinzeltes vermag mit eigenen Kräften zwar eine gewisse Höhe zu erreichen, dann tritt jedoch der Stillstand und als unvermeidliche Folge der Rückschritt ein. In dem Wettbewerb erwachen und erstarken die Kräfte, lehrt ein Volk das andre.

Jener Mangel bestimmter Grenzen begünstigte nicht allein den friedlichen Austausch, sondern lockte auch zu Kampf und Eroberung. Ueberall wehte noch ein kriegerischer Geist. Mochten sich auch die unteren Stände nach Frieden sehnen, die höheren sahen in der Wehrhaftigkeit ihren Stolz und betrachteten das Waffenhandwerk als ihren vornehmsten Beruf. Die Laien verachteten die wissenschaftliche Thätigkeit, die ihnen andre Aufgaben hätte setzen können, und auch die obere Geistlichkeit, auf deren Gütern zahlreiche Vasallen saßen, war keineswegs unkriegerisch. Naturalwirtschaft und Lehnswesen gaben den Herren Streitkräfte genug zur Verfügung, ohne daß daheim die Arbeit eingestellt werden mußte; sie forderten geradezu nutzbare Verwertung. Kriegerische Zusammenstöße waren demnach vorauszusehen. Deutschland stand nunmehr so glücklich, daß es kein andres Volk zu fürchten hatte. Frankreich hegte zwar noch die Hoffnung, Lothringen wieder zu gewinnen, und in der That hat es dann gegen Otto II. noch einmal einen vergeblichen Versuch gerichtet, aber die Zerklüftung war dort schon so arg, daß nur ganz besondere Umstände diesen Nachbar gefährlich machen konnten. Vor Burgund und dem in sich zerrissenen Italien brauchte man keine Sorge zu haben. Im Osten hielten die Ungarn seit ihrer Niederlage Ruhe, die slavischen Völker konnten an keinen Angriff mehr denken.

Deutschland durfte demnach an die Aufgabe gehen, das neue Hauswesen in Ruhe und mit ungestörtem Bedacht auszubauen. Aber der friedliche Genuß lag nicht im Sinne der Zeit, und ihm widerstrebte die Erinnerung an die Vergangenheit. Die Schwäche der Nachbarn wurde zur Versuchung, und mächtiger noch trieb das Angedenken an einstige Ehren- und

Ruhmestitel. Das Reich war ein deutsches geworden, aber wer von den Zeitgenossen hatte davon ein klares Gefühl? Sie standen unter der Herrschaft des historischen Zusammenhanges, und das neue Reich erschien ihnen nur als der Rechtsnachfolger des ostfränkischen. So hatte schon Heinrich gedacht, und als sein Sohn Otto in Aachen die Krönung empfing, wollte er gewiß nicht ein neues Reich des Friedens begründen, sondern er, der Sachse, hatte wieder zu erwerben, was seine fränkischen Vorfahren einst besessen und dann verloren hatten. Nicht allein persönlicher Ehrgeiz, auch der Schatten Karls, des ersten germanischen Kaisers, trieb ihn zur Kaiserkrone.

Fünfter Abschnitt.

Das Kaisertum in seiner größten Macht.

Unter den Schicksalstagen des deutschen Volkes ist der 2. Februar 962 der verhängnisvollste. An ihm empfing Otto I. in Rom die Kaiserkrone.

Mehr als zwanzig Jahre führte der Sohn Heinrichs I. bereits die Regierung und schwere Zeiten hatte er durchlebt. Alle Gefahren überwand sein festes Herz und selbstbewußtes Herrschergefühl. Otto war nicht schön, eher erschreckend und furchtbar. Die rote Gesichtsfarbe, die niedrige zurückliegende Stirn, die Augen mit dichtem Adergeflecht und im schnellen Aufschlag blitzend, der wallende Bart, die zottig behaarte Brust machten den Eindruck gewaltiger Stärke. Allgemein wurde seine Erscheinung mit der eines Löwen verglichen. Unerschöpflich war seine Kraft. Schon der unregelmäßige, bald rasche, bald langsame Gang, wie er sich bei Männern von starker Leidenschaft und großen Gedanken findet, verriet die Beweglichkeit

der Seele. Selbst im spärlichen Schlaf gab vieles und lautes Sprechen kund, daß der Geist nur widerwillig ruhte. Daher auch das Bedürfnis nach Ausspannung. Otto liebte die Jagd, die Reitkunst und das Brettspiel; einen vornehmen gesangeskundigen Jüngling zog er in seine Nähe, um sich auf einsamen Wegen an seinen Liedern zu ergötzen.

Furchtbar loderte Otto im Zorne auf, doch vermochte er sich zu beherrschen, bis zur äußersten Selbstbezwingung. Immer strebte er nach höchster Gerechtigkeit und übte sie nicht selten mit eiserner Strenge, ebenso oft verzieh er. Denn wie er leutselig und heiter auftrat, barg sein Inneres auch milde Eigenschaften. Die Blutsverwandten hegte der König mit zärtlicher Liebe, nur verlangte er von ihnen vollen Gehorsam. Es scheint Otto Herzensbedürfnis gewesen zu sein, Vertrauen zu schenken und es selbst nach schweren Enttäuschungen wieder zu gewähren. Denn hoch galt ihm die Freundschaft, und treue Männer wurden überreich geehrt. Doch setzte er sich auch über Versprechungen und Verträge hinweg, wenn sie nicht mehr geeignet schienen. Es überwogen eben durchaus die starken eigenwilligen Seiten des Charakters und der Drang, Macht zu gewinnen und zu behaupten.

Daher hatte der König gleich im Anfange seiner Regierung es für nötig erachtet, die Zügel schärfer anzuziehen. Die Folge waren Empörungen der Herzöge von Bayern und von Franken, seines unehelichen Bruders Thankmar, seines jüngeren Bruders, des schönen, glänzenden, aber eitlen und neidischen Heinrich, seines Schwagers, des Herzogs von Lothringen. Der Sieg über sie alle gab Ottos Königtume ungemeine Stärke, aber nachdem er dann die Herrschaft über Oberitalien und die Hand der Königswitwe Adelheid gewonnen hatte, stürzte eine neue Auflehnung, die seines Sohnes Liudolf und seines Schwiegersohnes Konrad von Lothringen, nochmals das Reich in schwere Verwirrung. Nach ihrer Unterwerfung brachen die Ungarn mit ungezählten Scharen ein; auch sie büßten ihr

Unterfangen mit der Niederlage bei Augsburg. Nun kamen die Tage des Glücks. Papst Johann XII., von feindlichen Parteien bedroht, rief selber den deutschen König herbei, der so durch Vertrag das Kaisertum erlangte. Zwar versuchte Johann, als er sah, welche Rute er sich selber auf den Rücken gebunden hatte, die Fremdherrschaft wieder abzuschütteln, auch die Stadt Rom erhob sich, aber dem eisernen Arme der Deutschen vermochten die durch lange Zerrüttung erschöpften Italiener nicht zu widerstehen. Die oberen und mittleren Länder waren unterworfen, nur Unteritalien fehlte noch, um die Herrschaft über die Halbinsel zu einer völligen zu machen. Neapel, Apulien und Kalabrien standen unter Byzanz, zwischen diesen Ländern und Rom lagen kleine langobardische Fürstentümer; bis zum Eingreifen der Deutschen war noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß ganz Italien wieder unter griechische Herrschaft kam. Wer dort sicher gebieten will, kann die südliche Hälfte nicht entbehren, aber Otto suchte, wie einst Karl der Große, Verständigung mit Byzanz und dessen Anerkennung für sein Kaisertum. Er erstrebte daher für seinen und der Adelheid Sohn eine griechische Prinzessin zur Gemahlin, und endlich nach langen, wechselvollen Verhandlungen feierte 972 Otto II. in Rom seine Hochzeit mit Theophano.

Unbestritten war jetzt Otto I. der mächtigste Herr im Abendlande. Denn außer Italien hatten noch andre Völker sich den Deutschen beugen müssen. Die wendischen Stämme waren nun unterworfen und zum Christentum gezwungen; neu errichtete Bistümer und Marken sorgten dafür, sie in politischer und kirchlicher Abhängigkeit zu halten. In dieselbe Lehnsabhängigkeit wie Böhmen war auch ein noch weiter nach Osten hin gelegenes Reich gebracht worden, das damit in die Geschichte eintretende Polen. Dem deutschen Einfluß eröffnete sich ein fast unbegrenztes Hinterland. Das neugegründete Erzbistum Magdeburg sollte die Mission in jenen Gegenden einheitlich leiten, während dem Erzstifte Bremen die in Holstein, Schleswig

und dem dänischen Jütland errichteten Bistümer unterstellt wurden. Auch an der Donau traten jetzt bessere Zeiten ein. Da seit der Niederlage auf dem Lechfelde das Kriegsfeuer der Ungarn erlosch, konnte die Ostmark wiederhergestellt werden und von hier aus die deutsche Kirche auch in Ungarn eindringen. Hier verrichtete Bayern die kolonisierende Arbeit; auch die Kriege gegen die Slaven hatte Otto meist andern, namentlich dem fanatischen Markgrafen Gero überlassen.

In den letzten Lebensjahren nahm Italien Ottos Aufmerksamkeit ganz in Anspruch, und in der That, unter seinen Werken steht obenan die Wiederaufrichtung des Kaisertums und dessen Uebertragung auf Deutschland. Erst in unserm Jahrhundert hat sein letzter Nachfolger den Titel niedergelegt, durch dessen Erwerbung der Sachse das deutsche Volk über die bescheidene, doch verheißungsvolle Arbeit in der Heimat hinaus auf die große Bahn unsterblichen Weltruhmes führte. Das deutsche Volk büßte ihn zwar nicht wie Achilleus durch einen frühen Tod, aber wie Odysseus fand es die Rückkehr zu den heimischen Penaten erst nach langen und schicksalsreichen Irrfahrten.

Das Urteil über die Vergangenheit, über die Männer, die in ihr gehandelt und sie bestimmt haben, wird immer ein zwiefaches sein müssen, und nichts ist notwendiger, als beide Seiten auseinander zu halten. Der Geschichtsschreiber überschaut zugleich die späteren Zeiten und kennt die Nachwirkungen jener Thaten. Er muß prüfen, zu welchem Endergebnis sich die große Kette, die von der Lebensarbeit epochemachender Gestalten den Ausgang nahm, weiter spann. Doch darin liegen große Gefahren. Gar leicht setzt der Forscher die Erkenntnis, die er rückwärtsschauend gewinnt, auch bei den früheren Geschlechtern voraus und vergißt, daß sie die fortwährend wachsende Fülle von Ursachen und Wirkungen nicht übersehen oder vorahnen konnten. Erscheinen ihm die nach langen Zeiträumen hervorgetretenen Folgen unerfreulich und unglücklich, so darf er deswegen nicht die ersten

Urheber verantwortlich machen, wenn er auch nicht verschweigen kann, daß dem guten und großen Willen der rechte Erfolg versagt blieb, daß Unheil vorbereitet wurde, wo Segen gestiftet werden sollte. Daher muß das erste und nächste Urteil entnommen werden der Zeit, in welcher der Handelnde wandelte und wirkte. Entsprach sein Thun den Bedürfnissen und Idealen der Zeitgenossen, schuf er ein Werk, das die Allgemeinheit für recht und notwendig erachtete, dann darf ihm der volle Ruhmeskranz nicht versagt bleiben.

Indem Otto nach Rom zog, führte er nur aus, was der Vater schon beabsichtigt hatte und ihm nach seiner Auffassung von Rechts wegen zu thun gebührte. Auch die Deutschen dachten darüber nicht anders, als er; das Kaisertum galt bald als vornehmlichster Schmuck des Reiches. Denn der Mißbrauch, der es eine Zeitlang befleckt hatte, war bald vergessen. Die gelehrten Zeitgenossen wußten nicht anders, als daß das römische Reich bestehen werde bis ans Ende der Dinge, also mußte es wieder ein Kaisertum geben. Otto nahm die kaiserlichen Ehren in Anspruch als Erbschaft seiner Vorgänger, aber er hätte auch wie Napoleon sagen können, er habe sich die Krone nicht angemaßt, sondern aus der Gosse aufgehoben. Griff er nicht danach, so konnte ein Kleinerer zuvorkommen, der ihn dann trotz aller Herrschergröße an Rang und Ansehen überragt hätte. Auch Vermehrung der Macht durch die Eroberung Italiens, die reichen Einkünfte, die von dorther zu erwarten waren, mögen ihn gelockt haben. Wer hier gebot, hatte ferner den römischen Bischof willig und dienstbar. Trotz aller Demütigungen, die das Papsttum erfahren hatte, war es noch immer das Haupt der Kirche, dessen Zustimmung in vielen Dingen sich nicht entbehren ließ.

Der 2. Februar 962 steht an weltgeschichtlicher Bedeutung dem Weihnachtstage 800 nicht nach, und wer hätte seine Folgen stärker empfinden sollen als das Volk, dessen Haupt sich damals auch zum ersten der Christenheit machte. Mit einem Schlage

trat Deutschland in ganz neue Verhältnisse. Das Reich hatte sich bis dahin entwickelt ohne fremden Einfluß, das Volk war in seiner großen Mehrheit deutsch. Die heimische Kirche führte ihr Dasein in praktischer Thätigkeit, im vollen Zusammenhange mit dem Reiche und das religiöse Leben pflegte schlichte Bestrebungen ohne Aufregung und ohne einseitige, hochgespannte Tendenzen. Jetzt hatte die Eroberung Italiens die engste Verknüpfung mit einem romanischen Volke gebracht und Einwirkungen von dorther Thür und Thor geöffnet. Bei aller politischen und sittlichen Zerfahrenheit waren die Italiener an Bildung und Lebensweise den Deutschen überlegen. Die innige Verbindung mit dem Papsttum war wiederhergestellt. Wenn je eine Macht durch fremde Hilfe auf die Höhe geführt worden ist, welche es aus eigner Kraft kaum erlangt hätte, so ist es das Papsttum. Wäre Italien sich selbst überlassen geblieben, so würde der Papst entweder zum römischen Stadtbischof herabgesunken oder wieder unter Byzanz gekommen sein. Otto erwies den Päpsten dieselbe Glücksförderung, wie einst Karl der Große, und wie die Kaiserkrönung des Franken, brachte die des Sachsen dem römischen Stuhl unermeßlichen Vorteil. Dabei stand das Papsttum nun ganz anders, als damals. Zwar war es auch jetzt unter fremdem Zwange, doch hinter ihm lag bereits eine große Geschichte, und die Unterbrechung hatte die Ueberlieferung besserer Zeiten nicht völlig verlöscht. Die vordem erreichte Universalität war nicht ganz untergegangen, das Schifflein Petri vermochte nun zu guter Stunde wieder einzulenken in die Strömungen, die es im neunten Jahrhundert so glücklich verfolgt hatte. Auch in der deutschen Kirche konnten wieder die dem Papsttum günstigen Stimmungen, welche damals sich geregt hatten, lebendig werden. Zudem bestand jetzt das seltsame Verhältnis, daß über Besetzung des apostolischen Stuhles der Wille eines Kaisers verfügte, der nur einen Teil der christlichen Länder beherrschte, und mochte Otto auch Gott allein als den Spender des Kaisertums, Johann XII. nur als aus-

führendes Werkzeug ansehen, die Ansicht, nur die vom Papste vollzogene Krönung erhebe zum römischen Imperator, hatte eine neue Bestätigung gefunden und war nun für die Dauer festgestellt.

Nur kurze Lebensfrist war Otto gegönnt, nachdem er wieder in das geliebte Sachsen heimgekehrt war. Am 7. Mai 973 raffte den Einundsechzigjährigen in Memleben ein rascher und sanfter Tod hinweg. Vor dem Hochaltar des Magdeburger Domes steht noch heute der steinerne Sarg, der seine Asche umschließt.

Durch kriegerische Macht war alles erreicht worden, und nur durch fortgesetzte Waffengewalt war das Errungene zu behaupten.

Von Otto II., der erst achtzehn Jahre alt bereits seit Jahren die Titel des Königs und des Kaisers führte, ließ sich erwarten, daß er das Begonnene festhalten werde. Er hatte eine wissenschaftliche Erziehung empfangen, an seiner Seite vertraten seine Mutter und seine Gattin die ausländische Bildung. So war er in andern Anschauungen aufgewachsen, als Vater und Großvater. Kräftig, obschon kleinen Wuchses, mit lebhaft gerötetem Gesicht, fühlte er in sich das ungestüme Feuer der Jugend. Mancherlei Schwierigkeiten hielten ihn jahrelang in Deutschland zurück; als er endlich 980 nach Italien zog, warf er die Widerspenstigen in Rom leicht nieder. Sein Plan war, die von Sicilien her in Unteritalien eingedrungenen Saracenen zu vertreiben. Schon hatte er die Hauptplätze besetzt, als er 982 an der Küste von Kalabrien eine furchtbare Niederlage erlitt, und über den Bemühungen, sie wieder wett zu machen, starb er am 7. Dezember 983 in Rom.

Schon im Sommer vorher hatten die Fürsten seinen Sohn Otto III. zum Könige gewählt. Sobald er mündig geworden war, zog er über die Alpen und empfing in Rom am 21. Mai 996 die Kaiserkrone aus der Hand seines jugendlichen Vetters,

Gregors V., den er vorher von den Römern hatte wählen lassen.

Mit Gregor bestieg der erste Deutsche den päpstlichen Thron, den bis ins achte Jahrhundert meist Griechen, seitdem stets Römer innegehabt hatten. So kamen in ihm die neue Zeit und die Universalität des Papsttums zum rechten Ausdruck. Gregor fühlte sich nicht als Deutscher, sondern als der über das Volkstum erhabene Führer der gesamten Kirche, entschlossen, die Autorität des Papsttums in allen Ländern herzustellen. Wie er, dem nur ein kurzes Pontifikat beschieden war, dachte sein Nachfolger, der gelehrte Franzose Silvester II.

Otto III. träumte von der Wiederherstellung des römischen Reiches. Er wollte sich erheben über seine sächsische Abstammung, sich würdig machen, Rom anzugehören. Von Großmutter und Mutter hatte er fremdes Blut und fremde Bildung empfangen; mit allem Wissen seiner Zeit ausgerüstet, doch schon als Kind auch Teilnehmer an Kriegszügen gegen die Wenden, vereinte er in sich leiblich und geistig die drei großen Kreise, welche die Christenheit umfaßte, das autokratische Byzanz, das leidenschaftlich erregte Romanentum, das kriegerische Deutschtum. Jenem entnahm er die Vergötterung des Kaisertums, diesem den Hang zur Exaltation und zur Askese, dem letzten den Thatendrang. Doch seine Knabenseele vermochte ihr brennendes Feuer noch nicht zu fassen; berauscht von der Höhe seiner Stellung, hingerissen von der religiösen Schwärmerei, niedergedrückt von der Unmöglichkeit, alles, was er ersehnte, auch gleich auszuführen, verwirrt von den wechselnden Eindrücken, die er alle begierig einsog und doch nicht verarbeiten konnte, rieb er sich auf. So wenig er Deutscher sein wollte, ihn ergriff der Sturm und Drang, dem kein deutscher Jüngling entgeht, er fühlte sich heute unwürdig und schwach, morgen berührte er mit dem Scheitel die Sterne; sein Leben war ein Taumeln von der Wollust der Hoffart zum süßen Schmerz der Entsagung. Er wollte als Kaiser die Erde erfüllen mit ewigem Ruhm,

aber auch als Heiliger mit Büßen und Beten den Himmel erringen. Er erkannte nicht, daß sein Ideal zwei Gipfel hatte, die eine unüberschreitbare Kluft trennte.

So verrauschte sein kurzes Dasein wie ein Quell, der von allzugroßer Höhe steil herabbrausend in der Luft zerstäubt. Als er, erst zweiundzwanzig Jahre alt, von seinen geliebten Römern vertrieben am 23. Januar 1002 in der Burg Paterno vor Rom starb, brach die deutsche Herrschaft in Italien zusammen. Und doch hatte sie schon schwere Opfer gekostet; die großen Eroberungen Ottos I. schienen alle verloren zu sein. Denn noch in den letzten Tagen Ottos II. hatten die Wenden rechts der Elbe ihre Ketten gesprengt, und sie konnten nicht wieder unterworfen werden. Das Unheil stieg, indem Herzog Boleslaw Chabry von Polen darauf ausging, ein mächtiges Reich zu schaffen. Otto III. auf seinen Irrlichtfahrten durch das Reich hatte ihn in Gnesen aufgesucht, um dort am Grabe seines von den Preußen erschlagenen Freundes, des Böhmen Adalbert zu beten, hatte dem Märtyrer zu Ehren gestattet, daß Gnesen zum Hochstift erhoben und dadurch die polnische Kirche von der deutschen getrennt wurde, und dem Polen die Tributpflicht erlassen.

Auch das große Hinterland Ungarn ging der deutschen Kirche verloren. Dort hatte der Großherr Geisa das Christentum angenommen; sein Sohn Stephan heiratete 995 Gisela, die Schwester des nachmaligen Kaisers Heinrich II., und wurde der Begründer eines einheitlichen und staatlich geordneten Reiches, das bereits nach dem fast menschenleeren Siebenbürgen sich ausdehnte. Allerdings zog Stephan viele Deutsche in sein Land und ahmte die deutschen Einrichtungen nach, aber das in Gran gegründete Erzbistum wurde durch Papst Silvester, der Stephan die Königskrone schickte, ein selbständiger Metropolitansitz.

Der erste Abschnitt der deutschen Kaiserzeit schließt demnach ungünstig genug ab. Da Italien, wo Arduin von Ivrea

ein nationales Königreich zu gründen suchte, von neuem zu erobern war, so hätte die Frage entstehen können, ob man sich nochmals dorthin wenden sollte. Sie wurde gar nicht aufgeworfen, weil als selbstverständlich galt, daß das Kaisertum dem Reiche gebühre, und ohne Italien wäre es nicht zu behaupten gewesen. Der neue Gebieter, Heinrich II., bisher Herzog von Bayern, ein Urenkel Heinrichs I., ergriff die Königslanze ganz im Sinne seiner Vorgänger; ihre Kaiserpolitik blieb ihm Richtschnur und Maß, und so ging sie, zum unverbrüchlichen Vermächtnis geworden, auf die Zukunft über. Nur die überschwenglichen Ideen Ottos III. wurden nicht wieder aufgenommen; Deutschland blieb fortan die Grundlage des Reiches. Das Schicksal des deutschen Volkes war damit besiegelt.

Erst auf seinem zweiten Zuge gelang es Heinrich, Arduin völlig zu verdrängen und 1014 in Rom die Kaiserkrone zu nehmen. Ihm kam zu statten, daß Papst Benedikt VIII. seiner Hilfe gegen eine feindliche Adelspartei bedurfte. Spätere Versuche, die Griechen aus Unteritalien zu verdrängen, blieben erfolglos.

Auch im Osten war Heinrich bemüht, Polen, das die Verhältnisse benützend sich mächtig entfaltet hatte, im Zaume zu halten. Es drohte wirklich ein großes Slavenreich in der Flanke Deutschlands zu entstehen. Das Endergebnis war wenig ruhmreich, denn er mußte Boleslaw die Lausitz und das Meißener Land als Lehen überlassen. Der Kaiser, kränklichen Leibes, war nicht die Heldengestalt, wie sie die Deutschen am liebsten auf dem Throne sahen, doch führte er seine Regierung nach besten Kräften. Gelegentlich griff er mit Strenge durch; sein ganzes Regiment zeigt eine gewisse Erregtheit, ein hastiges Ergreifen des Augenblicks ohne steten Nachhalt. Daher hat er in Vielgeschäftigkeit nirgends eine große Sache zum vollen Austrag gebracht.

Nachdem Heinrich am 13. Juli 1024 gestorben war, begründete Konrad II. ein neues Königsgeschlecht. Alle seine

Vertreter zeigen eine gewisse Aehnlichkeit. Während bei den Sachsen neben dem gewaltigen Herrschertrieb Gemüt und Phantasie zu ihrem Rechte kamen, waren die Salier selbstherrliche Naturen; in ihnen überwog der Eigenwille, der sich zur Härte verschärfen konnte. Unterworfen der Leidenschaft, hastig und schnell in ihrem Thun, verfielen sie dennoch leicht einer zeitweiligen Ermüdung. Vielleicht rührte das von körperlicher Anlage her, denn sie alle, Männer von hochragendem, schlankem Leibe, wurden von schweren Erkrankungen heimgesucht, und keiner erreichte ein hohes Lebensalter.

Konrad II., dessen Charakter trotz des schönen Denkmals, das ihm sein Biograph Wipo gesetzt hat, schwer zu erkennen ist, hat das Reich an einer Stelle gemindert, an der andern beträchtlich gemehrt. Italien und das Kaisertum wurden festgehalten. Mit dem dänischen Könige Kanut dem Großen, der in seinem Lande staatliche Ordnung und Christentum sicherte und auch England beherrschte, schloß Konrad Freundschaft und Verwandtschaft und trat ihm die Mark Schleswig ab, die so für acht Jahrhunderte vom Reiche getrennt wurde. Er wollte den Dänen gebrauchen gegen die Polen, die auch nach Boleslaws Tode besorgniserregende Nachbarn blieben. Es war ein gefährlicher Versuch, denn gar leicht konnte im Norden eine Macht emporkommen, die den Deutschen hinderlich in den Weg trat und sich selber die Ostseeküsten sicherte. Nur das Glück hat hier den Deutschen geholfen. Das meteorhaft aufgestiegene polnische Reich wurde durch innere Zwietracht gelähmt, und auch Kanuts Herrschaft zerfiel nach seinem Tode.

Dagegen erfuhr das Reich nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung eine bedeutende Erweiterung. Der letzte König von Burgund, Rudolf III., hatte bereits Heinrich II. als seinem Neffen die Nachfolge zugesichert. Konrad nahm mit seiner Zustimmung diese Rechte auf, und nach Rudolfs Tode gelang es ihm, den Besitz zu erkämpfen. Burgund erstreckte sich von der südlichen Grenze Lothringens die Saone und Rhone strom-

abwärts bis zum Mittelmeer, so daß außer der Hauptstadt Arles auch Marseille, Lyon und Besançon dazu gehörten. Das Königtum war hier unter dem Uebergewicht der weltlichen und geistlichen Großen immer schwach gewesen und erstarkte auch unter der deutschen Hoheit nicht, da unterlassen wurde, eine einheitliche Gewalt, etwa ein Herzogtum, zu schaffen. Der Vorteil des Erwerbes lag weniger in einem unmittelbaren Machtzuwachs, als darin, daß das reiche und weite Land Frankreich vorenthalten blieb und nun die gesamten Alpenstraßen nach Italien den Kaisern offen standen. Das Volk war romanisch, nur der Nordwesten auf heutigem schweizerischen Boden enthielt deutsche Bevölkerung, die jetzt Anhalt an dem stammverwandten Volke fand und so Sprache und Art bewahren konnte.

Nach Konrad II., der am 4. Juni 1039 starb, übernahm sein jugendlicher schwarzgelockter Sohn Heinrich III. das Reich. Seine Regierung war vielbewegt; schwere Kämpfe im Innern wechselten mit Unternehmungen nach auswärts. Thronstreitigkeiten, während deren das Heidentum sich dort nochmals regte, benutzend, machte er Ungarn zum Vasallenstaate, aber er vermochte die Oberhoheit nicht festzuhalten.

Damit waren die Grenzen des Reiches für lange Zeit abgeschlossen, die Periode eines raschen Umsichgreifens zu ihrem Ende gelangt.

Nach dem Osten zu, wo die Wege zum siegreichen Vordringen offen standen, wenn sie nur mit beharrlichem Nachdruck beschritten wurden, war das Ergebnis nicht eben groß. Gewonnen war nur das Lausitzer und Meißener Land, auch Böhmen blieb in Abhängigkeit, aber die nördlichen Wenden rechts von der Elbe und im östlichen Holstein behaupteten Freiheit und Heidentum; die unter Heinrich I. und Otto I. errungenen Erfolge gingen zum großen Teile wieder verloren. Ein Glück, daß Polen und Dänemark für die Dauer schwach und ungefährlich blieben. Ungarn hatte sich eine feste Grenze gegen

Deutschland an der Leitha geschaffen, doch waren die Ostmark, Steiermark und Kärnten ein schöner Gewinn. Auf die andre Wagschale fielen die großen und herrlichen Länder Italien und Burgund, und daß die Zeitgenossen ihnen einen sehr viel höheren Wert beimaßen, als den barbarischen Gebieten im Osten, war natürlich. Ihnen erschienen diese Eroberungen glorreich und glänzend, und sie waren es auch in der That. Die Deutschen, welche sie mit ihrem guten Schwerte erfochten hatten, durften sich als die ersten Krieger der Welt, als unwiderstehlich rühmen. Dieser Stolz durchdrang sie bis in das innerste Mark, und er hat viel dazu beigetragen, die Stämme einander zu nähern, ihnen ein engeres Gefühl der Zusammengehörigkeit zu verleihen. Doch darf man noch nicht von einem eigentlichen Nationalbewußtsein, wie wir es verstehen, reden. Obgleich Italien und Burgund als gesonderte Reiche betrachtet wurden, galten diese anderssprachigen und von anders gearteten Völkern bewohnten Länder als Teile des Imperium, sie gaben sogar erst Deutschland das Recht, sich ein solches zu nennen. Dieses Imperium hieß das römische, das eigentliche Deutschland hatte keine bestimmte, amtlich feststehende Bezeichnung. Die Deutschen waren zu Eroberern geworden, ohne daß sie im stande gewesen wären, diese ihnen untergebenen Reiche mit ihrem Geiste und Wesen zu durchdringen. Im Gegenteil, sie mußten bei aller Verachtung anerkennen, daß die feigen Wälschen in vielen Beziehungen höher standen, und während die Deutschen dort keine Eroberung für ihr Volkstum machten, erlitten sie selbst fremde Einflüsse. Für die geistige Ausbildung ein hoher Segen, verhinderte dieses Verhältnis die rasche Ausprägung eines nationalen Charakters.

Die deutschen Könige hatten begonnen, sich weithin die Völker zu unterwerfen. Doch ist zu viel gesagt, wenn ihnen die Absicht, das Reich Karls des Großen in seinem ganzen Umfange herzustellen, zugeschrieben wird. Frankreich in Lehnsabhängigkeit zu bringen, hat keiner der Kaiser erstrebt. Wohl

aber beanspruchten sie kraft der Kaiserwürde eine Ueberordnung über die gesamte Christenheit, und insofern war ihr Kaisertum ein universales. Eine solche Oberstellung wurde nicht zur Vollendung gebracht. Sie erforderte ungeheure Anstrengungen, und schon hatte der Gang der Dinge im Osten gezeigt, daß nicht alle Seiten gleichmäßig bedacht werden konnten. Die meiste Kraft war an Italien gewandt worden, jeder König zog dorthin mit reisiger Macht, und wenn er über die Alpen heimkehrte und die Italiener sich von ihrem blassen Schrecken erholten, ging ein guter Teil der erstrittenen Gebietergewalt wieder verloren; auf jedem neuen Zuge mußte die Arbeit teilweise wieder von vorn angefangen werden. Denn dort feste militärische Besatzungen zu hinterlassen, wie es einst die Römer in den unterworfenen Ländern gethan hatten, verbot die Wehr- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands, welche kriegerische Scharen nur für kurze Zeit zur Verfügung stellte. Mißlich war auch, daß Unteritalien nicht hatte erobert werden können. Die Italiener fingen überdies an, sich von ihren langen Leidenszeiten zu erholen, frische Kräfte regten sich dort, und bei dem nicht ungerechtfertigten Haß gegen die Deutschen ließ sich ein Besitz im Frieden auch für die Zukunft nicht erhoffen.

Der Fortbestand der Kaiserherrlichkeit hing vor allem daran, daß Deutschland weiterhin die Mittel bot, sie zu erhalten, daß die einzige zuverlässige Wurzel, die das Kaisertum besaß, das deutsche Königtum, kräftig sich entwickelte und im heimischen Boden ausreichende Nahrung fand.

Sechster Abschnitt.

Die Reichsverfassung.

Heinrich I. hatte die Stämme mehr zusammengefaßt, als unter einer festen Herrschaft vereinigt. Otto I. suchte den Willen des Königs allenthalben geltend zu machen, und trotz des Widerstandes gelang es ihm vortrefflich. Doch wurde die Verfassung an sich nicht geändert. Ihre Grundzüge stammten aus den karolingischen Zeiten. Obgleich sich seither alle Verhältnisse gewaltig verschoben hatten, war die Reichsgesetzgebung dem Gange der Dinge nicht gefolgt; die längste Zeit ruhte sie gänzlich. Auch jetzt wurde es damit nicht besser. Einzelne Rechtsfragen erfuhren zwar gelegentliche Regelung, aber im ganzen hielt man sich an das Herkommen. Die wichtigsten Punkte des Reichs- und Staatsrechtes wurden nicht festgestellt. Die Thronfolge, die Stellung der Fürsten zum Könige, ihre Mitwirkung am Reiche, Pflichten und Rechte der Herzöge und Grafen, die Beziehungen zwischen Staat und Kirche, alles Dinge, die eine völlig neue Gestalt angenommen hatten, entbehrten gesetzlicher Ordnung, und nicht nur unsre geringe Kenntnis trägt die Schuld, daß so viele Staatseinrichtungen unklar erscheinen. Der Verlauf der öffentlichen Zustände war nur eine Zersetzung der überkommenen Verfassung, die trotzdem noch herhalten sollte. Die Deutschen zeigten geringe Befähigung, große staatliche Schöpfungen auch durch innere Einrichtungen, nicht allein durch das Schwert zu bewahren, und hielten die auflösenden Kräfte nicht ausreichend nieder.

Alle Verhältnisse im Reiche beruhten auf der Grundwirtschaft. Darauf standen auch im großen und ganzen die Einnahmen des Königs; Reichssteuern in barem Gelde gab es nicht. Den meisten Ertrag brachte das Reichsgut, das sich in

beträchtlicher Masse, zahllose Höfe aller Größen, oft ganze Landschaften umfassend, durch das gesamte Reich hinzog; dem Könige gehörte alles wüste, unangebaute Land, wie die großen Waldungen, auch an dem im Osten eroberten Grund und Boden hatte er das Eigentumsrecht. Daher besaß er die Mittel zu großartigen Vergabungen. Der Betrag der bewirtschafteten Reichsgüter diente in erster Stelle zum Unterhalt des Hofes, wo er gerade seine Stätte aufgeschlagen hatte, und der Bediensteten.

Der königliche Haushalt besaß auch manche baren Einkünfte, doch waren sie unregelmäßig, und die nicht ganz fehlenden Anhaltspunkte für eine geordnete Geldwirtschaft blieben unbenützt. Die Hauptkraft der Regierung ergaben die Dienste, welche die Großen im Krieg und Frieden darzubringen hatten. Am meisten hatte die hohe Geistlichkeit beizusteuern. Von jeher spendeten die Herrscher reichlich an Klöster und Bistümer, um Gott zu ehren und ihr Seelenheil zu wahren, doch auch zu besserer Verwertung ihrer Güter. Die unmittelbar unter dem Könige stehenden Abteien zählten zum Reichsgut, und an dem Kirchengut hatten König und Reich zwar kein Eigentumsrecht, doch war es zu sehr großen Leistungen verpflichtet. Die Vasallenscharen der Bischöfe folgten in den Krieg, auch über die Alpen; wie das Reichsgut mußte das Kirchengut herhalten für die Bedürfnisse des Hofes und oft auch außerordentliche Lasten tragen. Die Geistlichkeit verstand es ausgezeichnet, wirtschaftliches Leben zu pflegen und zu verbreiten. Es wäre unrecht, ihr den reichlich verdienten Dank vorzuenthalten. Weite Gegenden unsres Vaterlandes sind durch die unverdrossene Arbeit, welche von Bistümern und Klöstern ausging, urbar gemacht worden; unter ihrem Schutz und ihrer Führung entwickelte sich die handwerkliche Thätigkeit, begann die städtische Bevölkerung, ihre betriebsame Kraft zu entfalten.

So wuchs die Geistlichkeit immer mehr an Ansehen und Bedeutung. Sie kam zu den Königen in nähere Beziehungen

als die weltlichen Großen, und es war ganz natürlich, daß die Könige in den Bischöfen ihre und des Reiches vornehmlichste Stütze suchten und ihnen allmählich eine Stellung verliehen, welche sie nicht nur zu Fürsten der Kirche, sondern auch des Reiches machte. Die Bischöfe erhielten gräfliche Rechte in ihrem Gebiete oder Grafschaften zur Verwaltung; da sich zugleich ihr unmittelbarer Besitz stetig mehrte, erlangten viele von ihnen eine großartige Macht. So entstand eine seltsame Rechtsbildung; die Bistümer wurden zu Zwitterwesen eigener Art, halb geistlich, halb weltlich. Da die Könige die Bischöfe ernannten oder bestätigten, also stets ergebene Männer befördern konnten, schien dieses Verhältnis ein vorteilhaftes zu sein; was den Bistümern geschenkt wurde, galt als ein ihnen anvertrautes, auf gute Zinsen gelegtes Pfund. Noch gingen Königtum und Bistum Hand in Hand, die Bischöfe waren den Königen die zuverlässigsten Reichsbeamten. Aber die größten Gefahren für Reich und Königtum lauerten hinter dieser Staatskunst. Das geistliche Fürstentum wurde zu einem der wichtigsten Faktoren für Reich und Volk erhoben und ein Verhältnis begründet, das für die deutsche Geschichte geradezu maßgebend werden sollte. Noch stehen wir unter seinen Nachwirkungen.

Die Herzogtümer hatte Heinrich I. übernommen, und es scheint nicht, daß Otto I. je die Absicht hatte, sie abzuschaffen. Seine Nachfolger konnten daran nicht mehr denken; einzig Konrad II. hat sich wahrscheinlich mit dem Plane getragen, die Herzogtümer möglichst zu beseitigen. Wenn es den Königen gelang, die freie Verfügung über sie zu bewahren, ihren Charakter als den eines vom Könige verliehenen Amtes, wie ihn Otto I. faßte, aufrecht zu erhalten, konnten sie sogar treffliche Dienste leisten. Denn obgleich die Grafschaften dem Rechte nach vom Könige verliehen wurden, waren sie zum größten Teil schon in der karolingischen Zeit in den dauernden Besitz größerer Familien übergegangen und dadurch ihres ursprünglichen Wesens

als Amt fast entkleidet. In ihnen waren bereits den Reichsorganismus zersetzende Kräfte vorhanden, denen die Herzöge am besten im Dienste der Allgemeinheit Halt zu gebieten vermochten; Herzogtum und Königtum hatten hier sich gegenseitig entsprechende Aufgaben. Aber die Herzöge machten in ihrem unbändigen Selbstgefühl den Königen oft die größten Schwierigkeiten; häufig genug gab es Kämpfe mit ihnen, deren Grund gewöhnlich nur in persönlicher Leidenschaft bestand, und zumeist gegen sie sollten die Bischöfe dienen. Zudem ließen die Könige auch bei den Herzögen die Erblichkeit zu, wie Otto I. selbst die Familie seines Bruders Heinrich zu einer heimischen Dynastie in Bayern machte. Auch in Sachsen und Lothringen kamen Herzogsgeschlechter auf.

Der große Mißstand war und blieb, daß kein wirkliches Reichsbeamtentum entwickelt wurde. Die Ursache lag vornehmlich in der mit dem Lehnswesen verquickten Naturalwirtschaft, auf welche auch die Herzöge und Grafen gestellt waren und die zu erblichen Verhältnissen drängte. Beide, welche öffentliche Gewalten sein sollten, wurden dadurch zu örtlichen. Das Lehnswesen griff überall durch, die einfachen Verhältnisse der Beamten- und Unterthanenschaft durch den ihm anhaftenden persönlichen Grundzug verwirrend und zersetzend. Das Amt mußte verbunden werden mit Benefizien, die, in Grundbesitz bestehend, es zum Lehen und zur Grundherrschaft umzuwandeln drohten. Auch das Reichskriegswesen wurde dadurch stark beeinflußt, weil die Reiterheere hauptsächlich aus fürstlichen Lehnsmannschaften bestanden.

Eine weitere Folge der Naturalwirtschaft war, daß das Königtum keinen festen Sitz und außer dem zerstreuten Reichs- und Familiengut kein eigentliches Einkommen hatte. Es war genötigt, im Reiche hin und her zu ziehen; trat es somit allen Teilen gleichmäßig nahe, faßte es dafür nirgends festen Boden. Die sächsischen Kaiser nahmen noch vorwiegend in der alten Heimat ihren Aufenthalt; erst mit Heinrich II. begann so recht

dieses rastlose Umherschweifen. Einer der verhängnisvollsten Fehler war, daß Otto I. das sächsische Herzogtum aufgab und ebenso dann Heinrich II. Bayern. Die Aufhebung des Herzogtums in Franken bot dafür keinen Ersatz, weil das Königtum nicht wirklich an seine Stelle trat. Daher hatten die Könige kein Hinterland, auf das sie für alle Fälle rechnen konnten, kein zusammenhängendes großes Gebiet, wo sie zugleich die alleinigen gebietenden Herren waren.

Das Reich erhielt infolgedessen auch keinen festen örtlichen Mittel- und Schwerpunkt, der für die dauernde Erhaltung der Einheit von größtem Werte gewesen wäre. Keine Stadt entwickelte sich zur Reichshauptstadt, denn Aachen war nichts mehr als die Krönungsstätte. Die Gestalt Deutschlands wies zwar keiner besonderen Gegend von Natur aus die Bestimmung zu, das Herz des Reiches zu werden, doch die geschichtliche Entwickelung hätte wie anderwärts ergänzend eingreifen können. Schon unter den ersten Kaisern wurde eine spätere Centralisierung unmöglich gemacht.

Otto I. hat sich persönlich noch als Sachse gefühlt, obgleich seine Politik auf das Kaisertum hinauslief. Sohn und Enkel wuchsen indessen auf im allgemeinen deutschen Verbande und unter ganz anderer Umgebung; in Heinrich II. und dann den Saliern kamen Süddeutsche ans Regiment. Von selbst schob sich dadurch der Schwerpunkt der Reichsregierung vom Norden weg, und bei der großen Ueberlegenheit, welche das übrige Deutschland in wirtschaftlichen Dingen vor Sachsen voraus hatte, konnte das kaum anders sein. Namentlich die rheinischen Lande schritten rüstig vorwärts; hier lagen auch die leistungsfähigsten und wichtigsten Bistümer. So wurde das Königtum in Sachsen immer fremder. Für Jahrhunderte wurden Schwaben, Franken und die rheinischen Teile von Lothringen der bevorzugte Aufenthalt der Könige. Selbst die Grabstätten bezeugen die Wandlungen des Reiches. Heinrich I. und Otto I. ruhten im heimischen Sachsen, Otto II. in Rom, Otto III. in Aachen.

Heinrich II. wurde in dem von ihm zur Bischofsstadt erhobenen Bamberg beigesetzt; in dem Neubau des Domes zu Speier begann mit Konrads II. Gruft die lange Reihe der dortigen Kaisergräber. In jenen Gegenden besaßen jedoch die Könige keine geschlossene Macht, wie sie die Herzogtümer Sachsen und Bayern dargeboten hätten. Von hier aus lag ihnen auch die italische Politik näher, als eine nach Norden oder Osten gerichtete.

So stand das Königtum in sehr eigenartigen Verhältnissen. Seine Machtvollkommenheit, an sich sehr groß, konnte sogar eine selbstherrliche, willkürliche sein. Aber alles lag an der Person des Königs, ob er seine Macht auch zur Geltung bringen konnte. Daher wurde durch die gebieterische Notwendigkeit, Italiens wegen so oft Deutschland zu verlassen, die beste Kraft dorthin zu wenden und die Fürsten für ihre Dienste zu entschädigen, die Königsgewalt gehindert, sich zu vertiefen.

Ueber den deutschen Herrschern schwebte ein böses Verhängnis. Otto II. und Otto III. starben in jungen Jahren; mit des letzteren jähem Hinscheiden wurde die glücklich eingeführte Nachfolge des Sohnes auf den Vater unterbrochen. Zwar erlangte Heinrich II., obgleich nicht ohne Schwierigkeiten, die Anerkennung kraft seines Erbrechtes, da gab sein kinderloser Tod den Großen sofort wieder Anlaß, die Besetzung des Thrones von ihrem Willen abhängig zu machen. Konrad II. wurde König, unzweifelhaft als nächster Verwandter des sächsischen Hauses, aber ihn berief eine wirkliche Wahl. Er trug sofort Sorge, die alte Weise der Thronfolge durch frühzeitige Designation seines Sohnes Heinrich III. zu erhalten, wie auch dieser dann Heinrich IV. schon als Kind zum Thronerben bestimmen ließ, doch die Wahlidee war, statt zu erblassen, wie es allmählich in Frankreich unter günstigeren Verhältnissen geschah, neu belebt und bestärkt. Auch Konrad II. und vollends Heinrich III. starben frühzeitig in den besten Jahren, und diesem folgte, als er am 5. Oktober 1056 dahin ging, sein sechsjähriger Sohn unter der Vormundschaft der Mutter, der

schönen und hochgebildeten, aber schwachen und frömmelnden Südfranzösin Agnes. Daher verlief der Anfang der Regierung Heinrichs IV. unter schweren Stürmen. Die hohe Geistlichkeit, genugsam gefördert, vereinigte sich undankbar unter der Führung des Erzbischofs Anno von Köln mit den großen Laien, um die Summe des Reichsregimentes an sich zu bringen. Diese Mächtigen strebten nur danach, das Königtum auszubeuten. Kaum hatte Heinrich IV. sich aus seinen ersten Nöten herausgearbeitet, als ein Aufstand der Sachsen gegen ihn ausbrach, weil er alte königliche Nutzungsrechte, die in Vergessenheit geraten waren, wieder aufnahm und mit Gewalt durchsetzte. Die Empörung hatte jedoch zugleich einen stark partikularistischen Grund, indem die Sachsen, erzürnt über die Verschiebung der Reichsverhältnisse, welche sie den Süddeutschen unterzuordnen schien, ihre Sonderstellung behaupten wollten.

Heinrich siegte, weil sich ihm unter diesen Verhältnissen die süddeutschen Fürsten schließlich nicht versagen konnten, doch schon stand ihm ein viel größerer Kampf bevor. Er rührte von langer Hand her.

Siebenter Abschnitt.

Der erste Kampf mit dem Papsttume und seine Folgen.

Otto I. hatte das Papsttum von der Willkür des römischen Adels, unter der zu versumpfen es in Gefahr war, befreit, und wiederholt sind seine Nachfolger in gleicher Weise für den apostolischen Stuhl eingeschritten. Hat doch Heinrich III. die Schlüssel Petri drei Päpsten, die sie gleichzeitig ergriffen hatten, entrissen und einem Deutschen anvertraut. Er wie seine Vor-

gänger waren bemüht, Papsttum und Kirche zu idealer Erscheinung zu bringen, und ihnen verdankte es Rom, wenn sein Ansehen rasch wieder auf die alte Höhe und darüber hinaus stieg.

Es ist ein eigen Ding mit dem Entstehen und Wachsen geistiger Strömungen. Man könnte von einem geistigen Ansteckungsstoffe reden, der in der Luft schwebt. Anschauungen und Gedankenrichtungen greifen um sich, ohne daß unmittelbare Uebertragung von dem einen auf den andern nachweisbar ist; sie durchdringen das ganze Leben und erscheinen als selbstverständlich, unentbehrlich, für immer gültig, obgleich sie erst geworden sind. Sie können die Welt nur deswegen in ihren Bannkreis schlagen, weil sie dafür vorbereitet ist und ihnen entgegenkommt.

Die Vorstellungen, die das neunte Jahrhundert gezeitigt hatte, drangen jetzt in die Tiefe. Dem Volke war die Kirche bisher nur eine äußerliche Anstalt gewesen, an die Zwang und Gewohnheit band; jetzt wurde sie zu einem innerlichen Besitz und gewann vollen Platz in den Seelen. Sie lehrte, der Gehorsam sei notwendig, um das himmlische Leben, das höchste Gut, zu gewinnen; das irdische Dasein habe nur den Zweck, für jenes vorzubereiten.

Niemand bestritt der Kirche, daß sie allein zur Seligkeit helfen könne, und ihr großartiger Bau, ihr Reichtum und Glanz, ihr Wissen und Können gaben den Beweis, was sie schon auf Erden vermochte. Daher wuchs ihre Anziehungskraft mit der steigenden Bildung, mit der Erweiterung der Begriffe, welche die Züge nach Italien in alle Teile Deutschlands trugen. Die Geister wurden reger und empfänglicher für neue Ideen, und es war keine vorhanden, die mit der kirchlichen hätte in die Schranken treten können. So gewann sie die vollständige Herrschaft; alle andern Verhältnisse wurden nur an ihr gemessen, das gesamte Leben sollte nach ihr gemodelt werden. Sie wies auf das Jenseits, auf das Ewige im Gegensatz zu der irdischen Vergänglichkeit; mußte nicht also der Mensch

zuerst danach streben, sie auf seiner Seite und sich unter ihren Fittichen zu wissen? Es entstand ein innerliches, ein inniges Verhältnis; die Welt wollte zu Gott, und der Weg zu ihm führte nur durch die Kirche. Sie übte um so mächtigeren Einfluß, weil die Ueberlegenheit der Geistlichkeit über alle andern Stände eher noch gewachsen war, indem das Reichsregiment sie auch politisch bevorzugte und die Laien den Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse vollständig ablehnten.

Die Flut kirchlicher Gesinnung, die sich über die aufnahmefähigen deutschen Herzen ergoß, hatte ihre Quelle in den romanischen Ländern. Dort lockerte sich im neunten und zehnten Jahrhundert die Zucht bis zur Verwahrlosung, der geistliche Besitz nahm ab, die Mönchsorden verfielen. Fromme Seelen empfanden schmerzlich den schreienden Gegensatz zwischen dem Ideal der Kirche und der Wirklichkeit. In Italien erstanden Schwärmer, welche die Erde und ihre Freuden als verächtlichen Kot von sich stießen und als Einsiedler durch verzückte Buße sich bei lebendigem Leibe in den Himmel zu schwingen suchten. Sie stillten nur ihr eigenes Herzensbedürfnis, die Kirche selbst brauchte andre Hilfe. Auch die Weltflucht und Entsagung des alten Mönchtums in ihren bisherigen einfachen Formen genügten nicht mehr, da sie vielfach versagt hatten. Das Fleisch und seine Lust sollten nicht bloß von den Mönchen abgethan, auch bei der Geistlichkeit allgemein und grundsätzlich bekämpft werden als Fallstrick des Teufels.

Den Ausgangspunkt gaben einzelne Klöster, namentlich das 910 gegründete Cluny im französischen Burgund, nahe der deutschen Grenze. Die Regel Benedicts wurde verschärft, die fromme Betrachtung in hoch gesteigerte Kasteiung umgesetzt; die Askese drängte die bisher vorgeschriebene nützliche Arbeit in Garten und Feld und am Schreibpult zurück. Die aufgeregten Seelen in den durch Fasten und Geißelung ihrem naturgemäßen Zustande entrückten Körpern wurden durch das Göttliche mit ganz andrer Gewalt ergriffen, als die Mönche und Priester alten

Schlages. In Thränenströmen ergoß sich Entzückung und Seelenangst; sie fühlten hingerissen die unmittelbare Nähe des höchsten Geheimnisses, aber sie bebten zugleich vor seiner überwältigenden Herrlichkeit zurück. Empfanden sie die eigene Unwürdigkeit, so glaubten sie sich doch unendlich erhaben über alle, die nicht in gleicher Weise von dem Tand der Erde in höhere Welten zu entschweben suchten. Den besonders Begnadeten enthüllte sich das Uebersinnliche in Gesichten und Visionen; sie durften bereits auf der Erde in das unendliche Entzücken des Himmels oder in den Jammer der verdammten Seelen einen Blick thun.

Schon durch die romanischem Blute entstammende Kaiserin Adelheid, die Gemahlin Ottos I., traten die Aebte von Cluny dem deutschen Hofe nahe. Auch das Papsttum begrüßte ihre zur starken Partei anwachsenden Gesinnungsfreunde als seine Bundesgenossen. Gleich der erste deutsche Papst, Gregor V., erwies ihnen reiche Gunst; Benedict VIII. wußte sie praktisch zu verwerten. Da unter der bisherigen Entartung der Vermögensstand der Kirchen schwer gelitten hatte, drängten auch die wirtschaftlich-weltlichen Interessen zur Besserung. Daher wandte sich Benedict gegen die sogenannte Simonie, den Gebrauch, geistliche Aemter für Geld zu erkaufen, und gegen die Verehelichung und den Konkubinat der Priester, die für das Eigentum der Kirchen besonders gefährlich waren; zunächst kam dabei Italien, wo unleugbar große Mißstände vorlagen, in Betracht. Kaiser Heinrich II. unterstützte Benedicts Bemühungen, stets voll Eifer, die Kirche und ihre Gesetze zu fördern, doch seine Rechte an Bistum und an Klostergut festhaltend.

Auch Konrad II. und seine Gemahlin waren warme Freunde der Cluniacenser, Heinrich III. wurde ihr getreulicher Mitarbeiter. Durchdrungen von kirchlichen Idealen, hielt er die Reinigung der Kirche ebenso für seine Pflicht, wie die weltliche Waltung. Auch die von ihm eingesetzten deutschen Päpste, namentlich Leo IX., strebten mit höchster Hingebung die Kirchen-

reform an. Noch gingen Kaiser und Päpste einträchtig miteinander. Der Kaiser sah in der Kirche einen Grundpfeiler seiner Herrschaft, die ihm zur Theokratie wurde; er setzte seine weltliche Macht für die kirchlichen Gesetze ein. Die Päpste stellten ihm dafür ihre geistlichen Mittel zur politischen Verfügung.

So von allen Seiten begünstigt, wurde die von Cluny ausgegangene Richtung zur Weltmacht; darüber erweiterten sich ihre Zwecke und Ziele. Dieses Mönchstum, das alle Kräfte in nervöser Anspannung der Aufgabe zuwandte, die Seelen von der Erde loszureißen und im göttlichen Dienste aufzulösen, unternahm es, der ganzen Kirche seinen Geist als Gesetz aufzuerlegen. Sie sollte befreit werden von allen Banden, welche sie mit menschlichen Verhältnissen verknüpften. Der Kampf gegen die Simonie wurde zugespitzt zur Bestreitung aller Einmischung der Laiengewalt in kirchliche Aemter; nur von der Kirche selbst und ihren Organen sollten sie erteilt werden. Von jeher hatten strenge Eiferer die Ehelosigkeit der Priester gefordert, aber nur für die höheren Grade war sie und auch nicht überall durchgesetzt worden. Jetzt verstand man unter Nicolaitismus, der ursprünglich fleischliche Verirrungen bedeutete, auch die Ehe der Priester; sie wurde verworfen als unwürdig machend zum geistlichen Amt, als ruchlose Sünde. Diese Auffassung hatte etwas Bestechendes. Der Geistliche wurde durch den Verzicht auf den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte scheinbar hoch erhoben über die Laien, zum reineren Wesen gemacht; er mußte sich lossagen von dem, was den Menschen am meisten beglückt, auf das er seine Hoffnungen zu setzen pflegt, von Familie und Kindern. Nur der Gottheit hatte er entsagungsvoll sein Leben zu widmen. Die Kirche gewann damit den Vorteil, daß der Geistliche, befreit von weltlichen Sorgen und Rücksichten, zu ihrem unbedingten Werkzeug wurde. Das von allen untauglichen Gesellen gesäuberte Priestertum sollte der erste und ein in seinem Wesen einziger Stand sein, unendlich höher als die Laien. Der Streit um die

Abendmahlslehre wurde damals beendet zu Gunsten der Transsubstantiation. Wenn der geringste Priester das Wunder vollzog, den Leib Gottes zu bereiten und zu zerbrechen, wie durfte da ein Laie, und mochte er eine Königskrone tragen, sich ihm gleichstellen?

Um Geistlichkeit und Laien mit dem gleichen Sinne zu durchtränken, die Widerstrebenden der Kirche zu unterwerfen, war die feste Vereinigung ihrer Glieder unter einem allgebietenden Haupte erforderlich. Die Stiftungen des Cluniacenserordens standen nicht wie die älteren Klöster in dem Rahmen der Bistümer, sondern allein unter Rom und bildeten eine eigene hierarchisch abgestufte Kongregation. Das Papsttum sollte daher auch zum großen, alleinigen Ordner der gesamten Kirche werden. Ihm gegenüber durfte keine andre Gewalt bestehen, die Bischöfe waren ihrer bisherigen Selbständigkeit zu entkleiden. Die schärfste Centralisation unter Rom wurde das Programm der Reformpartei; es galt, die Sätze des Pseudoisidor zur vollen Wahrheit zu machen.

Eine Folgerung ergab sich aus der andern, logisch auf den angenommenen Voraussetzungen baute sich das System auf. Einige Zeit verging, ehe es zum Abschluß kam, und die Mitlebenden konnten kaum erkennen, wohin schließlich diese Strömung führen mußte. Die Kaiser ahnten nicht, daß sie selber die Art an die Wurzeln ihrer Macht legten; im frommen Eifer wollten sie Zwecken dienen, die ihnen heilig erschienen. Die vornehme Welt ging rasch auf diese Bestrebungen ein; bald wetteiferten geistliche und weltliche Herren, ihre Klöster nach der cluniacensischen Regel umzugestalten oder neue ihr gemäß zu errichten. Von oben verbreitete sich die Bewegung nach unten; auch die Masse wurde geblendet von dem Reiz des Ungewöhnlichen. Diese Mönche, deren Leiber die Spuren der Selbstpeinigung an sich trugen, machten auf die Laien gewaltigen Eindruck. Nicht so schnell wurde die deutsche Geistlichkeit gepackt. Ihr Widerspruch entsprang nicht allein weltlichen oder

genußsüchtigen Beweggründen. In Deutschland war die Kirche nicht so heruntergekommen, wie in den welschen Landen. Mit der klösterlichen Zucht stand es besser, denn gelegentliche Ausschreitungen fielen nicht dem ganzen Möndhstume zur Last. Den besten Beweis, wie die deutschen Klöster vor dem Hereinbrechen der cluniacensischen Askese die erziehlichen Aufgaben trefflich zu lösen wußten, liefert die Geschichtsschreibung. Von der unbehilflichen Form der sächsischen Zeit drang sie in der salischen zur freien flüssigen Darstellung durch und brachte die besten Leistungen des ganzen deutschen Mittelalters hervor. Der Episkopat durfte sich ausgezeichneter Persönlichkeiten rühmen, und die Weltgeistlichkeit lebte zwar zum Teil in der Ehe, aber in rechtmäßiger, und war von sittlicher Entartung frei. Hier lag nicht das dringende Bedürfnis vor zu so tief eingreifenden Reformen und Umwälzungen wie anderwärts; das Fleisch war gesünder und sträubte sich gegen unnötige Einschnitte. Die cluniacensische Reform, die Askese, die Centralisation entsprach nicht dem deutschen Wesen, dem die ehrliche, ruhige Frömmigkeit und das nützliche Schaffen der sächsischen Zeit mehr zusagten. Das neue Kirchentum unterdrückte alle Individualitäten und zwang die Geistlichen herab zu uniformierten Streitern für seine Zwecke, während die bisherige Weise der persönlichen Anlage manche Freiheit ließ.

Es war einmal der Zug der Zeit. Das kirchliche Ideal nahm die abendländische Menschheit mit unwiderstehlicher Kraft gefangen und durchdrang das Leben in allen seinen Thätigkeiten.

Noch bewegte sich der Strom breit und uferlos, zwar in bestimmter Richtung, doch ohne festes Ziel. Dieses gab ihm Hildebrand, Papst Gregor VII.

Die Größe eines Mannes in der Geschichte wird bemessen nach der Wirkung, die von ihm ausgegangen ist. Vielleicht hat es allzeit Männer gegeben, welche an Tiefe des Verstandes, an Kraft des Denkens, an Kühnheit der Gedanken diejenigen übertrafen, hinter deren glänzenden Namen die ihren tief im

Schatten stehen. Sie hatten entweder das Schicksal, zu leben, ehe die Zeit für sie reif war, oder fanden nicht die Gelegenheit, ihre Ideen in thatkräftige Verbindung zu bringen mit den herrschenden Bedürfnissen und Bestrebungen. Denn im Staats- und Völkerleben ist Großes nur zu leisten, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind. Jede Wirksamkeit, auch der Gewaltigsten, ist eine gebundene, aber innerhalb dieses Zirkels legen sie der Mitwelt ihren Willen auf und weisen der Nachwelt ihre Bahn. Sie graben dem Strome sein Bett und geben ihm den für richtig gehaltenen Lauf. Sie vermögen selbst, ihn von seiner ursprünglichen Richtung seitwärts zu lenken, freilich auf die Gefahr hin, daß die den Quellen weiter entströmenden Gewässer späterhin die von ihnen aufgeschichteten Dämme wieder durchbrechen.

Gregor übertrug die Ideen der Cluniacenser auf die Politik. Sie wollten nur die Geistlichkeit nach ihren mönchischen Tendenzen umschaffen, Gregor entnahm ihrem System als beherrschenden Gedanken die Lehre von der Allgewalt des Papstes.

Er stellte mit mathematischer Schärfe die Gleichung auf: Gott gleich Kirche, Kirche gleich Papst. Der Papst thut nichts andres als Gottes Willen; wer ihm folgt, folgt Christus; wer gegen ihn thut, sündigt gegen Christus. Die Vermittlung bildet Petrus; durch seine Verdienste wird der Papst zu einem Heiligen, in ihm der Apostel verehrt. Die römische Kirche hat niemals geirrt und wird niemals irren; ihre unbedingte Leitung steht dem Papste zu, der niemandem verantwortlich ist. Er kann lösen und binden, wen und wo er will; zwar hat er die Kirchengesetze auszuführen, aber er vermag auch nach Befinden neue zu geben von unverbrüchlicher Kraft. Wer über das ewige Seelenheil entscheidet und über Geistliches richtet, dem kann auch das Weltliche nicht verschlossen sein. Die Schlüsselgewalt Petri erstreckt sich über alle, Kaiser und Könige nicht ausgenommen; sie unterstehen dem heiligen Petrus nicht nur als Christen, sondern

auch als Regenten. Denn sie vermögen die Wirksamkeit der Kirche zu stören, die Seelen der Unterthanen zum Ungehorsam zu verführen. Was innerhalb der Staaten vorgeht, gehört auch zu den Geschäften der Kirche. Ohnehin verdanken die irdischen Fürsten alles nur Gott; die Apostelfürsten können jedweden menschlichen Besitz nach Verdienst verleihen und nehmen. Und was sind denn die Könige? Jeder Bischof, jeder Priester steht über ihnen, denn die weltliche Macht ist eine Erfindung der Heiden und des Uebermutes, der Vergiftung der Seelen durch den Teufel. Daher ist es gut, wenn die Fürsten der Welt eine Macht über sich fühlen, die ihnen zeigt, wie sie sich zu demütigen und zu fürchten haben.

Nicolaus I. stellte den Papst nur in kirchlichen Dingen über die Fürsten, Gregor in jeder Hinsicht. Eine unbegrenzte überirdische Gewalt nahm er für sich in Anspruch; für die Erde und für den Himmel ist jeder Mensch in seiner Hand. Eine Verantwortlichkeit ohnegleichen, eine dämonische, aber er war bereit, sie zu tragen. Es gibt nur ein Recht, das der Kirche und somit des Papstes; dieses zur Geltung bringen, kann ihn keinerlei Rücksicht hindern, lieber will er untergehen, als davon ablassen. Er ist sich bewußt, welchen Haß er erregt, aber das macht ihn nicht irre.

Die „Freiheit der Kirche“ war Gregors stetes Losungswort, aber er verstand darunter die Herrschaft über alle andern Gewalten. Er bestritt nicht den Bestand des Kaisertums, aber es war nur dazu da, der Kirche als Magd zu dienen.

So war der Zusammenstoß unvermeidlich. Er ging hervor aus der bisherigen Gestaltung der Welt. An ihrer Spitze standen zwei Gewalten, beide gleichberechtigt, beide beruhend auf demselben Gedanken, dem der christlichen Einheit. Sie hatten nicht länger Platz nebeneinander. Bisher nahm das Kaisertum den Vorrang in Anspruch, aber es hob selber das Papsttum neben sich auf die Höhe, bis dieses daran denken konnte, das Verhältnis umzukehren. Es waren zwei Schwestern, die nicht

friedlich in einem Hause weilen konnten; eine mußte sich unterordnen. Jede hatte teil an dem Gute der andern: Geistliches und Weltliches waren im Reiche so eng verknüpft und verschlungen, daß eine Teilung nicht möglich war. Jetzt kam dem Papste die die Welt beherrschende kirchliche Idee zu Hilfe, und gestützt auf sie wollte er der gebietende Herr werden.

Nicht blinder Ehrgeiz hat Gregor geleitet. Er war überzeugt von seinem Rechte und von seiner Pflicht, es zu erkämpfen, das rechte Haupt einer Ecclesia militans, deren Schwert er unerbittlich führte. Er war der Angreifer, aber jede neue Idee würde sich selbst zum Tode verurteilen, wenn sie nicht den bisherigen Zustand zu beseitigen strebte. Sie muß sich vom Ideal zur Wirklichkeit durchzukämpfen suchen. Sein Gedanke hatte etwas Blendendes, Ergreifendes. Sollte nicht in der That die Kirche, die höchste Einrichtung auf Erden, die Erschließerin des Himmels, dazu berufen sein, der Menschheit Frieden und Glück zu geben? Es kam nur darauf an, ob sich ihre Verheißungen auch erfüllten.

Das Kaisertum stand dagegen auf seinem guten Recht; es kämpfte für die alte Zeit, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß es seine Gewalt gemißbraucht hätte, daß es Kirche und Papsttum dem cäsarischen Absolutismus unterwerfen wollte. Es hatte die Kirche ernährt und großgezogen, sie zu einem Stücke von seinem eigenen Fleische gemacht; das Kaisertum hätte sich selbst verstümmeln müssen, wenn es sich ohne weiteres Gregor unterwarf. Dieser wollte eigentlich auch die Welt nicht anders gestalten; sie sollte bleiben, wie sie war, nur den Papst als unbeschränkten Gebieter anerkennen. Es handelte sich lediglich um die Frage, ob hinfort die Welt von dem Papsttum geleitet, Staaten und Völker dem kirchlichen Einfluß unterworfen werden sollten. So war der Kampf schließlich ein politischer, ein Streit um die Macht. Nicht verschiedene Weltanschauungen rangen miteinander; im Gegenteil, zu ihrem Schaden teilten die Kaiser zum großen Teil die Anschauungen,

von denen Gregor ausging. Nicht entfernt waren sie Vorkämpfer protestantischer Gedanken; einen Luther würden sie sofort dem Tode überliefert haben. Dennoch wurden sie von den Päpsten verunglimpft, als Feinde Christi hingestellt; es war eben ihr Verhängnis, daß sie gegen Gott zu streiten schienen.

Kämpften die Kaiser mit politischen Mitteln, so konnte auch der Papst sie nicht entbehren, und man muß sagen, Gregor war in ihrer Wahl nicht ängstlich. Indem er meinte, für Gott zu streiten, nahm er die Haltung eines weltlichen Eroberers ein, nur daß er nicht selber das Schwert führte, sondern es andern in die Hand drückte. Er, der die Kirche von der Laiengewalt befreien wollte, verschmähte nicht, die Laien gegen die Priester, die sich ihm nicht fügten, aufzuhetzen. Ihm kam alles auf den Erfolg an, aber er setzte auch sein ganzes Sein ein. Wer möchte bei ihm abwägen, wo die Grenzen zwischen Pflichtgefühl und Ehrgeiz lagen? Sein Lebenswandel war unsträflich, seine Arbeitskraft unbegrenzt, seine Ausdauer unerschöpflich. Der kleine gelbe häßliche Mann stieß gelegentlich selbst seine Freunde zurück und machte manche seiner Anhänger zu grimmigen Feinden, aber dem übermächtigen Geiste, dem heiligen Satan, wie ihn ein Bewunderer nennt, fügten sich die meisten. Gregor war emporgekommen aus niederem Stande, und wie in Napoleon lag in ihm etwas vom Plebejer, der mit Lust seinen Fuß auf den Nacken der Mächtigen setzt.

Ein Riesenkampf brach aus, ein schmerzlicher, aber ein unvermeidlicher. Ihn führte herbei die Unklarheit der Begriffe von Staat und Kirche, von Weltlichem und Geistlichem, von Religion und Kirchentum; sein Verlauf mußte entweder zum Siege einer der beiden Mächte oder zu beider Auflösung führen.

Noch ehe Gregor Papst wurde, leitete er alles so, daß die Kurie Deutschland gegenüber selbständig auftreten konnte. Er erkannte ganz richtig, daß es vor allem auf Italien ankam, und mit den kirchlichen Tendenzen verknüpfte sich hinfort durch

die ganze Jahrhunderte lange Dauer des Streites aufs engste die italische Politik. Sie gab dem Kampf von vornherein einen ausgeprägt politischen Charakter; zugleich erschwerte sie den Kaisern jeden Sieg über das Papsttum, weil sie nur als vollkommene Herren über Italien und Rom ihn erreichen und festhalten konnten. Daher wurde der Kampf mit dem Papsttum sogut wie gleichbedeutend mit dem um Italien, und dieser erforderte die ungeheuersten Anstrengungen.

Um dem römischen Adel das Handwerk zu legen, wies Nicolaus II. durch das Dekret von 1059 die Wahl der Päpste den Kardinälen zu, und bald glückte es auch, da die deutschen Wirren zu statten kamen, den kaiserlichen Einfluß auf die Ernennung der Päpste thatsächlich zu beseitigen. Am wichtigsten war es, sichere Bundesgenossen zu gewinnen. Daher wurden die Normannen mit Unteritalien belehnt, obgleich das Papsttum dazu nicht das mindeste Recht hatte. Zur Hilfe gegen die Griechen berufen, hatten diese Abenteurer von unerhörter Tapferkeit und gleicher Hinterlist sich allmählich festgesetzt; bald eroberten sie das ganze Land und später auch Sicilien. Ritterlich und bigott, aber den Vorteil zu ihrem höchsten Gott machend, waren die Normannen die zuverlässigste Stütze gegen das Kaisertum, dem sie die Möglichkeit abschnitten, das jetzt doppelt unentbehrliche Unteritalien zu erobern.

Auch Oberitalien wurde auf die päpstliche Seite gezogen, indem sich das Papsttum mit der Revolution verbündete. Hier hatten sich in den zahlreichen Städten, namentlich in Mailand, das Bürgertum und der kleine Adel vereinigt gegen die Träger der deutschen Herrschaft, die Bischöfe und die größeren Herren. Der soziale Kampf entnahm seine schärfsten Waffen der kirchlichen Idee; indem die Bürgerschaften gegen Simonie und Priesterehe stritten, erstrebten und erreichten sie zugleich politische Freiheit. Das Bündnis mit dem Papsttume war demnach natürlich und unerschütterlich durch die Gemeinsamkeit der Interessen. Der Kaiser, der nach Rom vordringen wollte, mußte

sich erst den Weg erzwingen durch den Wall fester und reicher Städte und war dann in seinem Rücken bedroht. Die Staatskunst Gregors bestimmte bereits den Verlauf des ganzen Streites.

Mit vollem Bewußtsein hat dann Gregor, 1073 Papst geworden, den Kampf mit Heinrich IV. aufgenommen, der sich nicht fügsam genug zeigte. Er wollte in dem deutschen Könige gleich den mächtigsten und gefährlichsten aller Fürsten treffen. Mit Freuden mochte er es begrüßen, daß Heinrich, stolz auf die von den Vorfahren ererbte Stellung und empört über an ihn gerichtete Ansinnen, Anfang 1076 durch die Synode von Worms Gregor der Würde verlustig sprechen ließ. Heinrich handelte unbedacht, weil er dieses Urteil nicht sofort wahr machen konnte, und Gregor fühlte sich aller Rücksichten entbunden; er bannte und entsetzte Heinrich. Um den Fürsten die Berechtigung zu entreißen, ihn auf Grund des päpstlichen Fluches zu verwerfen, unterzog sich der König der Buße von Kanossa, aber seine Feinde stellten trotzdem in Rudolf von Schwaben einen Gegenkönig auf. Dem Papste war der deutsche Bürgerkrieg willkommen, und er zauderte lange, ehe er sich unzweideutig für Rudolf entschied. Bald darauf starb dieser im Kampfe, und Gregor mußte endlich vor Heinrich IV. aus Rom zu den Normannen nach Salerno flüchten, wo ihn im Mai 1085 der Tod ereilte. Das Losungswort: „Freiheit und Recht der Kirche" erstarb nicht mit den Lippen, die es ausgesprochen hatten; es wirkte weiter und weiter.

Der unheilvolle Streit stürzte Deutschland in Blutvergießen. Obgleich es Männer genug gab, die ihrem Könige die Treue hielten, vielen wurde ob des Widerstreites der Pflichten der Kopf heiß und das Herz schwer. Wem sollte man gehorchen? Durfte für den König die ewige Seligkeit darangegeben werden? Die engsten menschlichen Bande, selbst die der Familie, zerrissen unter dem fürchterlichen Zerren entgegengesetzter Gefühle. Viele der Fürsten empfanden freilich als erfreuliche Beruhigung des

Gewissens, daß nun Aufruhr in Religion verwandelt war, aber man darf nicht alle Gegner Heinrichs so beurteilen. In die traurigste Lage gerieten die Bischöfe in ihrer Doppelstellung.

Heinrich IV. hat Unsägliches erduldet. Jeder Erfolg verwandelte sich ihm in tieferen Sturz; kein Schmerz, keine Schande ist ihm erspart geblieben. Doch hielt er aus. Eine ungewöhnliche Natur, voll Herrschersinn, tapfer und klug, von erschreckender Majestät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, nur nicht immer Herr seiner Leidenschaft, erfuhr er die unerhörtesten Schmähungen und gewann begeisterte Freunde. Das Volk war ihm dankbar für manche Wohlthaten, gerade in den unteren Schichten hat er immer Anhang behalten. Auf ihm lastete der Fluch, in diesen Zeiten geboren zu sein, und hätte ein andrer an seiner Stelle gestanden, es wäre ihm nicht anders ergangen. Indem Heinrich zäh seine und des Reiches Rechte verteidigte, verhinderte er den Sieg des Papsttums im ersten Anlauf und verschaffte der Welt Zeit zur Besinnung.

Der Kaiser erlag der mit der Religion bemäntelten Treulosigkeit seines Sohnes und einem vorzeitigen Tode. Er starb am 7. August 1106 in Lüttich. Heinrich V., in dem die harten Seiten des salischen Geschlechtes vorherrschten, zwang mit Gewalt Paschalis II. zur Nachgiebigkeit, aber der Sieg über den Papst besiegte nicht die kirchliche Partei. Als beide Mächte einsahen, daß keine die andre völlig niederwerfen konnte, einigten sie sich im September 1122 zum Wormser Konkordate.

Der Streit war hauptsächlich um die Besetzung der Bistümer geführt worden. Das Papsttum forderte die freie Wahl der Bischöfe durch die Kapitel und wollte den Königen sogar das Bestätigungsrecht entreißen; das hieß einfach, fast die Hälfte der Reichsherrschaft dem Oberhaupte entziehen. In Worms kam man dahin überein, die Bischofswahlen in Deutschland sollten hinfort nach kanonischer Vorschrift, doch in Gegenwart des Königs oder seines Vertreters stattfinden; der Er-

korene empfing dann erst die königliche Belehnung durch das Scepter, ehe er die kirchliche Weihe erhalten durfte.

Allgemeiner Jubel begrüßte das Abkommen, doch er war verfrüht, denn nur der erste Akt des großen Trauerspiels kam zu Ende. Der Grund der Zwietracht lag tiefer und war noch keineswegs erschöpft. Die Investitur der Bistümer bildete nur den äußerlich greifbaren Streitpunkt, wie große Fragen sich immer in einzelnen Fällen abspielen, die nicht ihren ganzen Gehalt ausmachen.

Deshalb konnte es sogar scheinen, als ob das Kaisertum die Oberhand behalten hätte, denn von dem alten Brauche wurde nicht viel mehr als die Formen geändert. Der König konnte zwar nicht mehr willkürlich über die Bistümer verfügen, behielt indessen vollen Einfluß auf ihre Besetzung. Die Hauptsache war, daß die Bischöfe in ihrer Eigenschaft als Fürsten dem Könige verpflichtet blieben. Die Kirche dagegen hatte ihr starres Prinzip aufgegeben.

Dennoch hatte das Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum eine vollkommene Umgestaltung erfahren. War letzteres vordem untergeordnet, stand es jetzt der kaiserlichen Gewalt mindestens gleichberechtigt zur Seite. Die Wahlen der Päpste erfolgten, ohne daß der Kaiser sich irgendwie einmischen durfte, während er selbst seine höchste Würde nur durch den Inhaber des römischen Stuhles erlangen konnte. In der Stadt Rom gebot thatsächlich der Papst allein. Die beiden Häupter regelten jetzt ihre Beziehungen durch Verträge, und jeder mußte sich bedenken, ehe er mit dem andern Streit begann.

Noch nahm das Kaisertum für sich universale Stellung in Anspruch. Doch die Staaten Europas wollten von seiner Oberhoheit nichts mehr wissen; sie erblickten vielmehr im Papsttume einen Hort ihrer Selbständigkeit, die sie in den Zeiten des großen Streites befestigt und vollendet hatten. Das Deutsche Reich war noch immer das mächtigste im Abendlande, doch nicht mehr als das.

Wie anders stand es mit der Universalität des Papsttums! Sein Name wurde hochverehrt in allen Ländern der abendländischen Christenheit bis nach dem äußersten Norden hin. Die Synoden, die es um sich zu versammeln pflegte, umfaßten die Geistlichkeit der ganzen Welt; sein Anathem übte überall gleiche Wirkung aus, allerorten galten seine Gebote. Es war dem Papste gelungen, das Kaisertum selbst von der Stelle zu verdrängen, die ihm unbedingt gebührt hätte. Das Papsttum hatte die Kreuzzugsidee ins Leben gerufen, die Oberleitung der Unternehmungen an sich gezogen. Wenn je, so hätte das Kaisertum hier die glänzendste Gelegenheit gehabt, die Schirmvogtei über die Christenheit mit seinem Schwerte zur Wahrheit zu machen. Aber während ganz Europa von den päpstlichen Kreuzzugspredigten wiederhallte, saß Heinrich IV. wie ein Flüchtling verschollen in einem Winkel Italiens. Nicht nur im Morgenlande, auch in Spanien fochten die Christen unter der päpstlichen Fahne gegen den Islam, die Mission trug das Ansehen Roms unter die Heiden.

Das Papsttum führte nicht nur die unbestrittene Oberaufsicht über die Kirche, es war auch daran, sich zum Richter über Könige und Völker aufzuschwingen. Die Thatsache war unleugbar, daß die Bannsprüche gegen den deutschen König gewirkt hatten. Noch war es nicht geglückt, ihn zum Vasallen herabzudrücken, aber dem politischen Einfluß der Päpste standen die Thore weit offen.

Die unzulängliche Reichsverfassung war durch die Bürgerkriege natürlich nicht verbessert worden. Sie hatte vielmehr eine große Bresche erlitten: gegen das Papsttum bot sie keinen gesetzlichen Schutz und doch hing das Schicksal des deutschen Königtums an dem Kaisertume. Jetzt rächte sich bereits, daß die Könige das Bistum so sehr gefördert hatten. Die hohen Kirchenbeamten waren vom Papste nicht minder abhängig, wie vom Könige, und dennoch verfügten sie über unermeßliches Reichsgut und übten staatliche Gewalt aus. Auch hier lag

das Verhältnis rechtlich ganz unklar; es kam wesentlich darauf an, ob der König persönlich die Reichskirchenfürsten an sich festhalten konnte. Die frühere enge Verbindung zwischen Bistum und Königtum war bis auf den Grund erschüttert und in jedem Falle hatten die Bischöfe jetzt auch innerhalb ihrer Gebiete größere Macht als früher. Das Gleiche galt von den weltlichen Fürsten.

Das Königtum hatte keine neuen Herrschaftsmittel gewonnen, im Gegenteil, die alten waren abgeschwächt; die andern Gewalten im Reiche standen ihm in größerer Stärke gegenüber. Vielleicht einen noch bedeutenderen Gewinn als Rom zogen die Fürsten aus der Wendung der Dinge. Wie oft und meist straflos hatten sie den Herrscher bekämpft, ihm andre Könige entgegen geworfen, das Recht der Absetzung und der Neuwahl beansprucht! Sie waren gegen ihren Oberherrn aufgetreten mit der Behauptung, die eigentlichen Träger des Reiches zu sein, die gefährlichste Ansicht, die überhaupt aufkommen konnte.

Die Salier hatten schließlich das Erbrecht an der Krone behauptet; da starb 1125 Heinrich V. kinderlos. Die Nachfolge beanspruchte der Staufer Herzog Friedrich von Schwaben als Sohn einer Tochter Heinrichs IV. Die kirchliche Partei setzte gegen ihn ihren eifrigsten Vorfechter, Herzog Lothar von Sachsen, als König durch; zum erstenmal, seitdem das Reich bestand, verfügte eine reine allgemeine Wahl ohne Rücksicht auf die Angehörigen der Herrscherfamilie über den Thron.

Herzogtümer und Grafschaften waren jetzt erblich, der Begriff des Amtes so gut wie geschwunden; die vom Staate verliehene Ausstattung an Land und Rechten verschmolz mit dem Eigenbesitz. Die Herren wurden für ihre Gebiete fast allein maßgebend und drängten sich als trübendes Gewölk zwischen das königliche Gestirn und das Volk.

Doch nicht das Herzogtum hatte sich zu besonderer Macht aufgeschwungen. Man muß sagen, die beiden hatten es nicht

verstanden, sich gegenseitig zu ergänzen. Die Könige ließen das Herzogtum erblich werden, die Herzöge unterstützten das Königtum nicht, sondern schwächten es durch eigenwilliges Haschen nach näher liegendem Gewinne. So kamen ihnen zum Schaden die kleineren Gewalten in die Höhe und es nahte bereits die Auflösung der alten Herzogtümer, die in Franken, Lothringen und Schwaben eigentlich schon vollzogen war. Dadurch wurde auch ein fester Zusammenschluß der Stämme in sich unmöglich gemacht und von ihnen blieben nur die Namen übrig, in gewisser Beziehung ein Vorteil, wenn nicht dahinter die völlige Zersplitterung gestanden hätte. Nur in Bayern und noch mehr in Sachsen war ein sicheres Stammesbewußtsein vorhanden. So lange hatte man in einem Reiche zusammengelebt, so manche gemeinsame Ruhmesthaten unter der Führung des Kaisertums vollbracht, daß an eine Trennung nicht zu denken war; nationaler Stolz durchdrang gleichmäßig alle Glieder, doch er reichte nicht zu einer Staatsidee aus, der noch immer die deutsche Neigung zum Sondertum, die das Königtum nicht hatte überwinden können, entgegenstand. Dieser Sinnesweise entsprach die Erstarkung der großen Dynastengeschlechter, die sich bereits eigene Familiennamen nach Stammsitzen und Burgen beilegten. Doch brachte ihnen die Erblichkeit der kleinen Lehen, die jetzt allgemein und gesetzlich geworden war, große Nachteile. Die Lehnspflicht verlor viel von ihrer bindenden Kraft, der feste Kitt zwischen Senior und Vasallen, die persönliche Beziehung, zerbröckelte. Die Lehen unterschieden sich nun nicht sehr vom persönlichen Eigentum, auf dem nur gewisse Lasten ruhten, denen der Inhaber möglichst wenig nachkam. Die Herren hatten daher nicht mehr die ausreichende Verfügung über ihre Lehenssassen und sahen sich nach besseren Werkzeugen um. Sie zogen zu diesem Zwecke die Ministerialen heran, die unfreien Dienstleute, denen der Herrendienst und das ihnen dadurch verliehene Waffenrecht höhere Ehre gab. Sie übernahmen die Verwaltung der Güter und bildeten die

reisigen Scharen; trotz ihrer niedrigen Herkunft kamen die Ministerialen an Ansehen bald den Freien gleich.

Das waren gewichtige Umgestaltungen der inneren Zustände. Während es keine rechten Reichsorgane gab, die allein auf das Königtum gestellt dessen Ziele zu ihren eigenen gemacht hätten, entstanden allenthalben Gewalten, deren Fundamente durch eigene Schwerkraft sich immer tiefer in den heimischen Boden senkten. Die schweren Schäden, die das Königtum davongetragen hatte, waren den Zeitgenossen kaum sichtbar. Noch immer genoß es höchstes Ansehen und konnte über gewaltige Mittel verfügen. Keineswegs ließ sich sein Niedergang bereits voraussehen.

Auch das Papsttum konnte nicht auf einen vollkommenen Sieg rechnen. Der Investiturstreit brachte nicht nur Verwüstung, er regte auch mächtig die Geister an. Er hatte eine Menge von Fragen aufgewirbelt; man sah, daß die Dinge nicht so einfach lagen. Eine Streitlitteratur entstand hüben und drüben, die zum Nachdenken, zum tieferen Eindringen führte. Auch sonst rührten sich die Geister, wie es bei einer so gewaltigen Entfaltung der kirchlichen Idee nicht anders sein konnte. Es bildete sich die scholastische Philosophie aus, die zwar ganz in den Dienst der Kirche trat, aber die Dogmen, die als selbstwahr vorausgesetzt wurden, auch verstehen, dem denkenden Bewußtsein vermitteln wollte. Ihr erschien die Kirche in unbegrenzter Erhabenheit; deswegen sollte sie auch prangen im strahlenden Glanze. Schon sahen die schärferen Augen die Flecken dieser Sonne, welche die unvermeidliche Verweltlichung der streitbaren Kirche hervorgerufen hatte. Sie zu tilgen, wurde das Sehnsuchtsziel, und vermochten auch alle feurigen Reden und Schreiben nichts gegen die Uebermacht der Verhältnisse, es genügte, wenn zum Bewußtsein kam, daß der großartige Fortschritt der päpstlichen Gewalt nicht auch die Erfüllung der christlichen Ideale gebracht hatte.

Gleichzeitig strömte durch die Kreuzzüge, welche die Kirche

ins Werk gesetzt hatte, eine unübersehbare Fülle neuer Vorstellungen, Kenntnisse, Sachen nach dem Abendlande. Dadurch empfingen Handel und Gewerbe eine rasche Förderung und der Stand, der sich ihnen zu widmen hatte, kam empor. Schon während des Investiturstreites hatte das Bürgertum seine ersten Kraftproben gegeben und zwar für das Königtum, gegen die Kirche.

Achter Abschnitt.

Das staufische Kaisertum.

Kaiser Lothar von Sachsen, ein wackerer Degen, doch ein schlechter Politiker, führte seine Regierung mit äußerem Ruhme. Er nötigte die Staufer, welche den Bruder des Herzogs Friedrich, Konrad, als Gegenkönig aufstellten, ihn anzuerkennen. Ganz kirchlich gesinnt, ließ er die Gelegenheit, dem durch eine Doppelwahl der Kardinäle gespaltenen Papsttume Zugeständnisse abzudringen, ungenützt. Sein Schwiegersohn, der Welfe Herzog Heinrich der Stolze, erschien der kirchlichen Partei so bedenklich, daß sie nach Lothars Tode am 4. Dezember 1137 lieber durch einen Gewaltstreich den Staufer Konrad III. zum Könige machte, dem seine nahe Verwandtschaft mit den Saliern alsbald die Anerkennung im Reiche brachte.

Konrad, so starken Leibes, daß er den berühmten Schwabenstreich, einem Türken das Haupt zu spalten, ausführte, war in Anspruch genommen durch seinen Kampf mit den Welfen, denen er außer dem Herzogtum Bayern, das sie seit Heinrich IV. besaßen, nicht auch das von Lothar ererbte Herzogtum Sachsen belassen wollte. Dann durch den hochangesehenen Abt Bernhard von Clairvaux in einen unglücklichen Kreuzzug getrieben, starb er am 15. Februar 1152, als der erste König, der nicht die

Kaiserkrone empfing, und das Reich in Unordnung hinterlassend. Seine Regierung war eigentlich nur ein Familienstreit gegen die Welfen gewesen. Auf Konrads Wunsch wurde nicht sein unmündiger Sohn, sondern der Neffe Friedrich gewählt. Dieser, dessen Mutter eine Welfin war, erkannte die Notwendigkeit, sich mit den Nebenbuhlern auseinanderzusetzen; er gab Heinrich dem Löwen zu Sachsen Bayern zurück, von dem jedoch, um die letzten Inhaber, die Babenberger, zu entschädigen, die Ostmark als selbständiges Herzogtum Oesterreich mit großen Vorrechten abgezweigt wurde. Der Welfe erhielt eine fast königliche Stellung; er sollte dem Kaiser nicht hinderlich sein, die ihm anvertrauten Länder in Ruhe halten und des Reiches Herrschaft nach dem Osten erweitern.

Friedrich I., der Rotbart, erfaßte die Regierung mit neuen Gedanken. So sehr er bestrebt war, sein Ansehen und die Ordnung zu wahren, seine Oberherrschaft zu behaupten, verzichtete er doch darauf, die fürstlichen Gewalten zurückzudrängen. Er ließ den weltlichen Großen, was sie erreicht hatten, nur die kirchlichen zog er eng an sich heran. Aus den Bischöfen wählte Friedrich seine Diener und Ratgeber, obgleich auch große Laienherren, wie namentlich der rüstige Otto von Wittelsbach, ihm allzeit gewärtig waren. Ganz außerordentliche Männer wies der deutsche Klerus auf, in denen der Krieger und der Staatsmann den Bischof überwogen. Ihre Thätigkeit war ausschließlich dem Kaisertume geweiht. Der eiserne Kanzler, Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, der furchtbarste Feind, den das Papsttum im Mittelalter gehabt hat, war es, der Friedrich zu den schärfsten Maßregeln gegen Rom trieb und dabei erhielt; Erzbischof Christian von Mainz, gleich groß in dem politischen Rate wie auf dem Schlachtfelde, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, hielten nicht minder getreu zu ihrem kaiserlichen Herrn. Dem Beispiele dieser vornehmsten Glieder der deutschen Kirche folgten die andern Bischöfe. In der Gesinnung des Episkopates trat überhaupt eine Aenderung ein. Ueber-

wunden war die ehrfürchtige und angstvolle Scheu vor dem Papsttume, welche einst Gregor VII. eingeflößt hatte, und die Bischöfe erwogen, daß ihre Stellung wohl der Behauptung wert sei und dazu das Kaisertum helfen könne. Friedrich forderte zwar von ihnen dieselben großen Leistungen, wie seine Vorgänger, doch er gewährte ausgiebigen Schutz. Er sicherte den Bischöfen ihre Sitze vor den Sprüchen des Papsttums, er schirmte sie auch vor den Laien, den hohen und ebenso den niederen, die sich gegen die Bischöfe als Stadtherren regten. Nichts bezeugt besser die Größe des Vertrauens auf ihn, als daß er trotz seiner Kirchenpolitik von den schweren Kämpfen in Deutschland, welche die Salier erdulden mußten, verschont blieb, daß nur ein Bruchteil der Bischöfe ihm widersprach.

Da Friedrich von den weltlichen Fürsten nur die Einfügung in die allgemeine Reichsordnung verlangte, mußte er dem Königtume andre Kräfte zuführen. Er gedachte es so zu stellen, daß es für sich allein die größten Aufgaben lösen konnte. War der König von den Diensten der Fürsten unabhängig, dann erhob er sich über sie mit doppeltem Ansehen. Das wurde das Hauptziel seiner Regierung. Er verband zu diesem Zwecke in eigentümlicher Weise Hauspolitik mit der des Reiches, Natural- mit Geldwirtschaft; das Reichsgut behandelte er wie Familiengut und immer suchte er beide zu mehren. Durch Kauf und Vertrag erwarb er große Gebiete und nahm unbedenklich andre zu Lehen von Bischöfen. Ueber die Güter setzte er seine Ministerialen, auf die er unbedingt rechnen konnte. Namentlich in Schwaben, am Ober- und Mittelrhein reihten sich als sein Eigentum Burgen an Burgen, deren Friedrich zuletzt Hunderte zählen konnte; auf ihnen saßen die Verwalter zugleich als stets kriegsbereite Ritterschaft. Viele von ihnen stiegen zu hohen Ehren auf und leisteten dem Herrn auch große Dienste als Staatsmänner. Vornehmlich auf diese Ministerialen wurde die königliche Macht aufgebaut.

Doch Friedrich blickte von Anfang an über Deutschland hinaus nach Italien, wo des Kaisers Obergewalt, namentlich in den Städten, so gut wie erloschen war. Sie sollte wieder aufgerichtet und besser begründet werden, als sie je seit Otto I. gewesen war, denn der Kaiser wollte den städtischen Reichtum für die Vermehrung seiner Macht und seines Besitzes flüssig machen. Gelang es, die Städte unter sein unmittelbares Regiment zu bringen, sie gewissermaßen zum Reichsgut zu machen, dann waren unermeßliche Einkünfte gesichert.

Friedrich erachtete sich für berechtigt, die italienischen Städte so zu behandeln, weil sie keinen andern Herrn über sich hatten. Er mochte ihre Kraft unterschätzen und gewiß sah er auf die Bürger mit einiger Verachtung herab. Er rechnete auf die deutsche Tapferkeit, vor der die Italiener immer zusammengebrochen waren, und erkannte nicht, daß die Bürgerschaften mit der Freiheit ihre Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit verteidigten.

Furchtbare Kämpfe in Italien waren vorauszusehen und nicht allein gegen die Kommunen. Denn wenn das Papsttum, dessen Ansehen unter den Regierungen Lothars und Konrads mächtig gediehen war, nicht ruhig zusah, entbrannte der Streit mit aller Glut. Friedrich gedachte nicht, dem Papste seine rein kirchlichen Rechte zu bestreiten, aber er war entschlossen, ihm keine Einmischung in die weltlichen Dinge zu gestatten. Er fühlte sich als der erhabene Gebieter, dem auch der Papst Achtung zollen sollte, denn das Kaisertum stamme ebenso gut wie die päpstliche Würde von Gott, dem sich Friedrich allein verantwortlich glaubte.

Nicht den leeren Namen eines Kaisers von Rom wollte er tragen, sondern es auch wirklich sein. Karl der Große schwebte ihm als Ideal vor. Durch die unbesiegbare Tapferkeit der Deutschen war das römische Reich wiederhergestellt worden, nachdem die Römer es hatten verfallen lassen; den Deutschen gebührte daher die volle Herrschaft.

So wurde Italien der Mittelpunkt von Friedrichs Plänen. Gelang es ihm, sie auszuführen, dann kam das Papsttum unter seine Botmäßigkeit, deshalb mußten dessen Träger entschiedensten Widerstand leisten. Der zweite Akt des Riesenkampfes begann, zunächst um die Herrschaft über Italien. Er schloß sich inhaltlich dem ersten an; jetzt handelte es sich darum, ob es dem Papsttum gelingen würde, die bereits erlangte Gleichberechtigung zu verteidigen und dadurch den vollen Sieg zu erreichen.

Friedrichs Gedanken waren von straffer Folgerichtigkeit und er ganz der Mann, sie durchzuführen. Seine Persönlichkeit fesselte Freund wie Feind. Der mittelgroße, schlanke, muskelkräftige Leib, an dem die Schönheit der Hände auffiel, trug ein Haupt mit regelmäßigen Zügen. Zarte rosige Haut, leuchtende helle Augen, ein zierlicher Mund mit schmalen geöffneten Lippen, zwischen denen die weißen Zähne hervorschimmerten, rötlichblondes welliges Haupt- und Barthaar, das seiner Sitte gemäß kurz geschnitten war, vereinigten sich mit dem heiteren Gesichtsausdruck zur vollendeten Harmonie der Erscheinung. An Friedrich war alles Gesundheit, straffe Kraft und Herrschaft über Geist und Leib. Er verehrte Gott mit aufrichtiger Frömmigkeit, von den Menschen forderte er Gehorsam und Achtung vor seiner Majestät. Obgleich ohne wissenschaftliche Bildung, wußte der Kaiser klar und wohlgesetzt zu reden; sein Auftreten war voll höchster Würde, mit Leutseligkeit gepaart. Das leidenschaftliche Feuer seines Innern, den grimmen Zorn, konnte Friedrich ebenso schrecklich walten lassen, wie er ihn mit kühler Ruhe zu bezwingen vermochte. Nie hat er sich vergessen, nie an sich selber verzweifelt, denn nichts erschütterte seine eherne Standhaftigkeit. Friedrich war zum Herrschen geboren, von stärkstem Willen und nie ließ er ab vom einmal gefaßten Beschlusse, doch wenn die zwingende Notwendigkeit offenbar war, schlug er klug andre Wege ein, um zu demselben Ziele zu gelangen. Er gehörte vielleicht nicht

zu den Herrschern, welche Liebe zu gewinnen wissen, sondern zu denen, welche durch die unverrückbare Sicherheit ihres Seins die Menschen an sich ketten und sich unterordnen. Ihm waren eigen die Machtbegierde der Salier und die berechnende Beweglichkeit der Welfen, er verband diese Eigenschaften mit der Seelenruhe eines in sich festgefügten Geistes. Friedrich I. war eine ganz einzige Erscheinung.

Wenn ein solcher Mann nicht siegte, so war offenbar, daß die Aufgaben, die er sich gestellt hatte, unlösbar waren. Allerdings schien es eine Zeit lang, als ob die italischen Städte und der Papst unterlegen wären. Mailand wurde zerstört, überall schalteten mit Härte die deutschen Gewalthaber in den zur Zinsbarkeit und zum kaiserlichen Eigengut herabgedrückten Städten und Gauen, Alexander III. mußte nach Frankreich flüchten. In diesem Papste hatte der Kaiser einen ebenbürtigen Gegner von gleicher Kraft des Charakters, von gleichem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache. Alexander übertraf Gregor VII., dessen Anschauungen er sonst teilte, an Seelengröße; er führte den Kampf mit allem Nachdruck und ließ keine Waffe außer acht, aber er vermied die Gehässigkeit, von der sich jener nicht freihielt. Da stellte sich heraus, daß die andern Staaten, welche Friedrich in seine Bahnen zu ziehen suchte, von den kaiserlichen Entwürfen nichts wissen wollten; und ein Papsttum, das die übrige Christenheit auf seiner Seite hatte, war für Deutschland unbezwingbar. Die Universalität des Kaisertums scheiterte endgültig an der des Papsttums. Die italischen Städte konnten das Zwangssystem nicht auf die Dauer ertragen; in Freiheit gediehen, mußten sie diese ihre Lebensluft wieder erobern. Das Bürgertum raffte sich nach der Betäubung durch die ersten Siege Friedrichs auf, und wenn auch anfänglich geglückt war, die größte von ihnen zu bezwingen, gegen zahlreiche verbündete Städte erwies sich die deutsche Macht als ungenügend. Die ritterlichen Scharen reichten nicht aus, diese Gegnerschaft in allen ihren festen Höhlen zu fassen. Da machte

Friedrich eine entschlossene Wendung; nicht die unglückliche Schlacht von Legnano zwang ihn dazu, sondern die Erkenntnis, daß ein guter Friede besser sei, als ein bis zur Erschöpfung geführter Kampf. Noch stand er so mächtig da, daß auch die Gegner froh sein mußten, wenn er die Hand zum Vergleich bot. Deshalb schien den Zeitgenossen der Frieden, welchen er 1177 zu Venedig mit Alexander schloß und dem die Aussöhnung mit den lombardischen Städten folgte, ein Sieg zu sein.

Es stand mit ihm ähnlich, wie mit dem Wormser Konkordate; das Kaisertum behauptete unter kleinen Opfern seine wesentlichen Rechte und verlor dennoch die Partie. Darin, daß es dem Papsttume die Gleichberechtigung voll belassen mußte, lag seine Niederlage.

Nach Deutschland heimgekehrt, wurde Friedrich mit Klagen über den gewaltthätigen Heinrich den Löwen bestürmt. Der trotzige Mann verweigerte die Unterwerfung unter den richterlichen Spruch, und so blieb Friedrich nichts übrig, als den Feinden freie Hand zu gewähren. Der Welfe erfüllte die Voraussetzungen nicht, unter denen ihm einst Friedrich so gewaltige Macht verliehen hatte; statt die Ruhe zu erhalten, rief er Empörung hervor, und Friedrich konnte es nicht übernehmen, ihn mit Daransetzung seiner eigenen Interessen zu verteidigen. Nicht sowohl durch den Kaiser als durch die kleineren Gewalten fiel der Löwe. Das Volk freilich war überzeugt, zwei solche Helden müßten aus persönlichen Gründen in Feindschaft geraten sein. Die fahrenden Sänger wußten zu erzählen, wie der Herzog den in Italien kämpfenden Kaiser verließ und auch durch dessen fußfällige Bitte sich nicht halten ließ. Aber die Krone, die dem Herzoge zu Füßen gekommen wäre, sei ihm nicht auf das Haupt gekommen. Es war nicht einmal möglich, die Herzogtümer Bayern und Sachsen in ihrem Umfange zu belassen, beide wurden zerschlagen. Was von Bayern übrig blieb, noch immer ein stattliches Gebiet, erhielt Otto von Wittelsbach; Sachsen zerfiel fortan in zwei Herzogtümer, von denen das

westfälische der Hauptfeind Heinrichs, der kölnische Erzbischof, das mit geringem Eigenbesitz ausgerüstete, doch rechtlich weit ausgedehnte sächsische die Anhaltiner in Wittenberg erhielten. Die Herzogtümer hatten ihre Rolle ausgespielt; keines von ihnen, obgleich es dem Titel nach über ein Dutzend Herzöge gab, entsprach mehr einem Stamme. Auch die alten Stammesrechte setzten sich in örtliche um. Noch blieb die Erinnerung an die Herzogtümer zurück und ein Kern erhielt sich meist, doch der innere Zusammenhang war aufgehoben und zerrissen, die alten Grenzen verfallen und zerfranst.

Reich und Königtum hatten keinen Vorteil von dieser großen Veränderung. Schloß auch Heinrichs Macht gewisse Gefahren ein, so hatte sich doch gezeigt, daß ausreichende Gegengewichte nicht fehlten. Jetzt hatten diese ungehinderte Zugkraft und sie rissen seine ehemaligen Herzogtümer auseinander; der Sturz Heinrichs besiegelte die Zerstückelung des Reiches. Friedrich hat, wie es scheint, nur aus Notwendigkeit so gehandelt; indem er den Welfen ihre gesamten stattlichen Erblande in Sachsen ließ, zeigte er, daß er große Fürstenhäuser für nützlich hielt.

Der Löwe hat seinen Fall selbst heraufbeschworen. Schade, daß dem überkühnen Manne weise Selbstbeschränkung fehlte; ganz wie die Helden der Vorzeit folgte er nur dem Triebe seines Willens. Und dennoch, von seinen Werken ist mehr übrig geblieben, als von denen seines kaiserlichen Besiegers; er hatte, während Friedrich des Reiches Kraft an Italien setzte, dem deutschen Volke die Pfade nach dem Osten gebrochen, die es bald mit Glück wandeln sollte.

Friedrich gab keineswegs Italien auf. Den lombardischen Städten räumte er etwa die Stellung ein, welche die deutschen Fürsten innehatten, und erwarb dadurch reiche Geldmittel. Da sich wiederum gezeigt hatte, daß nur die Herrschaft über Unteritalien das Papsttum und Oberitalien zur Unterwürfigkeit zwingen könnte, verheiratete er seinen Sohn und Nachfolger Heinrich VI. mit der Erbin des normännischen Reiches, vielleicht

die folgenschwerste Handlung, die er vollzogen hat. Um dem Kaisertum die ihm würdige Stellung in der christlichen Welt zu geben, wollte er das Werk seines Lebens mit der Befreiung des heiligen Landes krönen. Da raffte ihn in Kleinasien beim Ueberschreiten des Flusses Saleph am 10. Juni 1190 ein plötzlicher Tod hinweg.

Sein Sohn Heinrich VI. vollbrachte das vom Vater Vorbereitete, indem er das normännische Königreich in Neapel und Sicilien nach mancherlei Kämpfen in Besitz nahm. Des zarten Körpers wegen wenig zum Krieger geschaffen, trug sich Heinrich dennoch mit den gewaltigsten Plänen; sein neuerworbenes Reich sollte der Stützpunkt für eine das ganze Mittelmeer umfassende Herrschaft werden. Finster, in seine hochfliegenden Pläne versunken, hart und rachsüchtig, erschien er den Italienern als der Hammer der Erde, als der blasse Löwe, doch die mächtigen Pranken, unter deren Druck auch das Papsttum seufzte, erschlafften im frühen Tode.

Heinrich VI. starb am 28. September 1197 zu Messina, im Begriff, nach Palästina hinüberzufahren. Mit ihm ging die Herrlichkeit des Kaisertumes zu Grabe; der Glücksstern des deutschen Volkes schien zu versinken.

Da der dreijährige Sohn des verstorbenen Kaisers, Friedrich, fern in Unteritalien weilte, hielten sich die Fürsten, die ihn bereits als Nachfolger anerkannt hatten, für ihrer Verpflichtung entbunden. Erzbischof Adolf von Köln unternahm es, einen König aus anderm Geschlechte aufzustellen, so daß Philipp, der Bruder Heinrichs VI. sich genötigt sah, um die Krone seinem Hause zu erhalten, sie sich selber durch seinen Anhang aufsetzen zu lassen. Adolf und seine Genossen wählten dagegen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, dem die Unterstützung Englands gewiß zu sein schien.

Ein heftiger, innerer Krieg brach aus, dessen traurige Folgen nie mehr überwunden wurden.

So oft auch Fürsten im Uebermut ihrem Könige getrotzt

hatten, solche Zerrüttung, wie sie jetzt hereinbrach, war Deutschland kaum in den schlimmsten Zeiten des Investiturstreites beschieden gewesen. Damals handelte es sich um große grundsätzliche Fragen, so viel auch Ehrgeiz sie nur zum Vorwande nehmen mochte, und die Empörung hatte einen gewissen Sinn, jetzt wurde der gemeine Eigennutz der alleinige Sporn zur Zwietracht. Denn er allein bewegte Adolf und seine Genossen; ihre Absicht war, durch einen Gegenkönig ein gutes Geschäft zu machen. So wurde Adolf eine der fluchbeladensten Personen in unserer Geschichte.

Wie der Anfang so die Fortsetzung. Mit Bedauern muß es gesagt werden, daß die ganze große Schar der Fürsten sich durchschnittlich auf diejenige Seite schlug, wo der Vorteil winkte, und daß viele gewissenlos die Partei wechselten, wie einen Handschuh, wenn es nützlich schien. Jeder höhere Gedanke fehlte, und nicht einmal die Rücksicht auf die Haltung, welche der Papst einnahm, ist für die einzelnen wesentlich entscheidend gewesen.

Woran lag es nun, daß es den deutschen Fürsten sowohl an Nationalgefühl wie an Staatsbewußtsein gebrach?

Die glorreichen Fahrten nach Italien hatten wohl nationalen Stolz, aber kein nationales Verständnis erzogen. Auch der Ruhm hat seine Gefahren; er führt zur Ueberschätzung und wiegt in trügerische Sicherheit. Gar oft haben Völker, die ihre Kraft in die Bezwingung fremder Länder setzten, darüber ihren inneren Halt verloren. Nicht in Eroberung, sondern in der Abwehr entwickelt sich am besten nationale Gesinnung Die Deutschen, übersättigt von dem Stolze, das erste Kriegsvolk der Erde zu sein, hielten die Waffenführung für das Höchste; warum sollten sie nicht gegeneinander das Schwert schwingen? Gewiß kam keiner der Parteien in den Sinn, daß sie mit den Gegnern auch die bisherige Herrlichkeit des deutschen Namens zerschmetterte.

Wiederum wurde offenbar, wie Reich und Königtum auf die Person des jeweiligen Herrschers gestellt und mehr durch diese als durch Einrichtungen und Gesetze zusammengehalten

waren. Sobald nicht ein starker König sie niederzwang, schalteten die Fürsten frei im Reiche. Es gab große und kleine, ohne daß eine feste Grenze zwischen ihnen vorhanden war. Zwar hatte sich in der letzten Zeit ein höherer Stand, der der Reichsfürsten ausgesondert, doch kam er für die Verfassungsverhältnisse wenig in Betracht, und unter den vielen rissen die mächtigen die Führung an sich. Sie benützten die Gelegenheit, ihre Dienste teuer zu verkaufen; Anlaß dazu gab ihnen jetzt die Unsicherheit, die über die Ordnung der Thronfolge herrschte.

Sie war nur dem Herkommen nach, nicht gesetzlich geregelt. Wenn, wie es meist geschah, der regierende Vater den Sohn zum Nachfolger bestimmen ließ, verlief die Handlung in einfachsten Formen unter der rein äußerlichen Teilnahme der anwesenden Vornehmen. Sonst wurde die Persönlichkeit, über die sich die Fürsten vorher geeinigt hatten, als König ausgerufen. Heinrich VI. versuchte vergeblich, das Reich erblich zu machen, um seinem Geschlechte, das Sicilien nach Erbrecht besaß, auch das deutsche Königtum und damit das Kaisertum für die Dauer zu sichern. Da bei den Wahlen nie eine eigentliche Abstimmung erfolgte, gab es kein wirkliches Wahlrecht einzelner und demnach keine ausschlaggebende Mehrheit, sondern nur eine nicht genau begrenzte Anteilnahme aller größeren Herren an der Handlung. Erzbischof Adolf und seine Anhänger beriefen sich daher kurzweg auf das Recht der Fürsten, den König über sich zu setzen, unbekümmert darum, daß sie keineswegs die Gesamtheit vertraten. So war rechtlich nicht festzustellen, ob Philipp oder Otto als wahrer König zu gelten hatte, obgleich für ersteren schon das bisherige Herkommen, die Berücksichtigung des königlichen Geblütes, sprach.

Der Thronstreit zwischen dem liebenswürdigen, anmutigen, echt deutschen Staufer und dem kriegerischen, harten Welfen, der in den englischen Besitzungen in Südfrankreich als Fremder aufgewachsen war, schwankte lange hin und her. Die jammervolle Ermordung Philipps durch den wilden Pfalzgrafen Otto

von Wittelsbach am 21. Juni 1208 verschaffte Otto IV. einen unerwarteten Sieg, doch nun geriet er in Streit mit seinem früheren Gönner, dem Papste.

In der Reihe der römischen Bischöfe nimmt Innocenz III. einen hohen Rang ein. In verhältnismäßig jungen Jahren wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner ungewöhnlichen Gaben, die durch untadelhafte Sitten noch glänzender erschienen, zum Haupte der Kirche berufen, hat er sein allgewaltiges Amt mit rastloser Thätigkeit, mit weitem Blick und hoher Klugheit geführt. Die Herrschaft der Kirche war sein klar ausgesprochenes Ziel; für die Freiheit der Kirche werde nirgends besser gesorgt, als wo sie in geistlichen und weltlichen Dingen vollkommen gebiete. Gegen die göttliche Würde des Priesters erschien ihm die der Fürsten gering; das Papsttum ist die Sonne, das Kaisertum der von ihr sein Licht empfangende Mond. So mußten vor den Ansprüchen der Kirche alle andern Gerechtsame weichen; nur nach ihren Interessen faßte Innocenz die Rechtsfragen auf, ordnete er alle Verhältnisse. Doch hat er mehr Verwandtschaft mit Alexander III. als mit Gregor VII.; wie jener bewahrte er stets echte Würde, die Majestät des Gebieters, und verstand nachzugeben, wenn die Klugheit dazu riet.

Wieder brachten die italischen Verhältnisse den Ausschlag. Für Otto war der junge Sohn Heinrichs VI., Friedrich II., eine stete Drohung, doch Innocenz konnte nicht dulden, daß der Kaiser diesem Unteritalien entreißen wollte. Mit päpstlicher Genehmigung machte der Staufer einen abenteuerlichen Zug nach Deutschland und verdrängte Otto, unterstützt von Frankreich, das in dem Welfen den Freund Englands bekämpfte. Zum erstenmal griff der Westen in die deutschen Angelegenheiten ein.

So wenig Otto IV. Zuneigung verdiente, sein Sturz war ein Unglück für Deutschland und beschleunigte die Auflösung des Königtums. Reichsgut und staufisches Hausgut hatten in den Unruhen eine starke Minderung erlitten; der große Plan

Friedrichs I., auf sie die königliche Macht zu stützen, war gescheitert und sein Enkel nahm ihn nicht wieder auf.

Friedrich II. ersah Unteritalien zum Grundpfeiler seiner Herrschaft; soweit war die verhängnisvolle Entwickelung, die das Kaisertum über Deutschland gebracht hatte, gediehen. Deutschland hatte für ihn nur insofern Wert, als daran das Kaisertum und das Recht auf Ober- und Mittelitalien geknüpft waren; außerdem hätte er von dorther, wenn er nicht selber die deutsche Krone trug, jederzeit bedroht werden können. Daher bemühte er sich, in den deutschen Landen einen Zustand herzustellen, der ihm den ruhigen Besitz von Italien verbürgte. Er kam den Fürsten so weit wie möglich entgegen und ließ ihnen alles, was sie erreicht hatten. Er erkannte an, daß die Fürsten zu Landesherren geworden waren, denen die Regierung ihres Gebietes in allen Beziehungen des regelmäßigen Lebens als erbliches Recht zukam. Wie richtig er von seinem Standpunkte aus handelte, zeigte die Leichtigkeit, mit der er die Empörung seines Sohnes, des zum Nachfolger gewählten Königs Heinrich, niederwarf. Friedrich hat, als er damals 1235 in Deutschland erschien, wohl daran gedacht, Einrichtungen zu schaffen, die dem gelockerten Ganzen inneren Halt geben sollten; sie erwiesen sich bald als wirkungslos.

Der Kaiser war sich stets bewußt, von woher ihm die größte Gefahr drohte. In seiner Person erneuerte sich das Verhältnis, das den Päpsten schon unter seinem Vater Heinrich VI. schwere Sorgen bereitet hatte, die Vereinigung Neapels mit dem Kaisertume, und er war darauf bedacht, sie auch für seine Söhne aufrecht zu erhalten. Es blieb einmal dabei, ohne die Südspitze der Halbinsel konnte das Kaisertum Italien nicht behaupten, wie umgekehrt den Staufern Neapel ein unsicherer Besitz war, solange sie nicht auch die Kaiserkrone trugen und das übrige Italien beherrschten. Die Päpste durften jedoch nicht ertragen, daß sie in Rom von allen Seiten her umklammert wurden und keine Macht vorhanden war, die dem

Kaisertum Schach gebot und sie verteidigte. Die Herrschaft von ganz Italien oder der Untergang wurde die Losung für Friedrich. Er erkannte das furchtbare Dilemma und er hat jahrelang alles aufgeboten, um mit den Päpsten im Frieden zu bleiben, ihnen die größte Nachgiebigkeit gezeigt, bis sie ihm den Streit aufzwangen.

Friedrich verließ Deutschland 1220, sobald er konnte, und hat dann nur einen ganz geringen Teil seiner Kaiserzeit dort zugebracht. Außer der Abstammung von väterlicher Seite her hatte er mit den Deutschen wenig Gemeinsames. Als er kam, um Otto IV. die Krone zu entreißen, lag hinter ihm eine traurige Jugend voll Entbehrung und Not; eben erst hatte er angefangen, sein völlig zerrüttetes Königreich zu ordnen. Geboren von einer normännisch-italischen Mutter, welche die Deutschen haßte und bald starb, wuchs er verwaist und einsam auf in einer Umgebung, die das südliche Romanentum vereint mit dem griechischen und dem mohammedanischen Orient darstellte. Er erwarb sich staunenswerte Kenntnisse, die ihn zum größten Wisser seiner Zeit machten. Vertraut mit der abendländischen und morgenländischen Litteratur, befähigt, selbst die Feder zu führen, ließ er nicht, wie einst Otto III., seinen Geist verwirren von dieser widerspruchsvollen Fülle von Kenntnissen und Verhältnissen, sondern mit sicherer Geistesschärfe erhob er sich über sie zur freien Herrschaft. Die Natur, welche die Mitwelt nur als etwas Gleichgültiges oder gar dem Menschen Verderbliches betrachtete, zog ihn mächtig an und er suchte sie zu erforschen und zu begreifen. Daher kam in seine ganze Auffassung ein verstandesgemäßer Zug. Die Päpste haben später Friedrich als Gottesleugner, als frechen Spötter gebrandmarkt, doch war er das sicherlich nicht. Er verfolgte die Ketzer mit blutiger Härte, gewiß nicht bloß aus berechnender Politik, um sich die Kirche günstig zu stimmen, denn er trug andrerseits kein Bedenken, sich mit den nicht minder gehaßten Muselmännern zu umgeben.

Vielleicht stieß ihn der mystische Anflug, den die Ketzerei hatte, zurück, so daß er vorzog, bei den festgeprägten Lehren und Gebräuchen der Kirche zu bleiben. Er trug seine Welt in sich. Der Kaiser hat auch, als der Zwist mit der Kurie in hellsten Flammen loderte, nie die Absicht verraten, das kirchliche Wesen umzugestalten, hinzutreten als Vorkämpfer einer aufgeklärten Geistesrichtung. Er griff nicht die Kirche, sondern nur deren Personen an. Sein klarer Sinn erkannte besser als die Zeitgenossen, daß die Göttlichkeit der Kirche nicht auch ihre Diener aus Menschen zu Göttern und politische Zwecke nicht zu himmlischen mache. Er säumte daher nicht, die auf ihn gehäuften Schmähungen schonungslos zurückzugeben. Es ging ihm wie den Saliern; indem er sein Recht verteidigte, kam er in den Ruf, ein Feind Gottes zu sein.

Der Kaiser war in jeder Beziehung eine besondere Natur, die sich selber die Vorschriften gab. Hervorstechende Eigenschaft war die Selbstherrlichkeit, die Zusammenfassung aller staatlichen Kraft und Verwaltung in seiner Person. Nur in Sicilien konnte er ihr nachleben. Dort that er es auch im reichsten Maße und begründete ein Staatswesen von einer inneren Stärke, einer Ertragsfähigkeit und einem Umfange der gestellten Aufgaben, wie das damalige Europa nichts Aehnliches kannte. Er hatte allerdings ein Vorbild an dem normännischen Staate, doch er führte es mit eigenem Geist weiter aus.

So leidenschaftlich Friedrich der Jagd oblag und sich auch im Kriege nicht schonte, seine Erscheinung hatte wenig Heldenhaftes. Klein, doch stämmig, mit feingeschnittenem, bartlosem Gesichte und rötlichblondem Haar und, wie wenigstens ein Mohammedaner berichtet, früh kahlköpfig und kurzsichtig, erregte der Kaiser das Staunen der Deutschen am meisten durch die märchenhaften Wunder seines orientalischen Hofhaltes. Auch seine Sitten waren fremdartig. Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte dachte er sehr frei; sein Hofhalt hatte einen Haremszuschnitt. Ebenso verschlagen wie klug, verschmähte

er nicht Hinterlist und heimliche Ränke; seine Rachsucht versiegte auch durch die Länge des Abwartens nicht.

Dennoch fühlten die Zeitgenossen, welch gewaltiger Geist unter ihnen lebte. „Wäre Friedrich kirchlich gesinnt gewesen, seinesgleichen hätte es auf der Welt nicht gegeben", rief ein Gegner aus.

Der anmaßende Innocenz IV. schleuderte die Brandfackel nach Deutschland, doch sie wäre erloschen, wenn nicht der Ehrgeiz einzelner Fürsten sie angefacht hätte. Friedrich starb am 13. Dezember 1250 nicht als Sieger, doch auch nicht besiegt. Sein Sohn König Konrad IV. eilte darauf nach Italien, um bald einem jähen Tode zu erliegen. Allmählich glückte es den Päpsten, ihren Hauptzweck zu erreichen, durch fremde Hilfe Neapel den Staufern zu entreißen, und als der letzte Sproß des Geschlechtes, der Jüngling Konradin, mit der Wiedereroberung Unteritaliens auch die deutsche Königskrone erkämpfen wollte, verfiel 1268 sein Haupt dem Henkerbeile Karls von Anjou.

Während der staufische Mannesstamm in der Fremde erlosch, hatte Deutschland gleichzeitig zwei Könige und dennoch keinen. Nachdem die Gegner der Staufer, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, ohne die allgemeine Anerkennung zu finden, gestorben waren, erhob die zwiespältige Wahl von 1257 Alfons von Kastilien und Richard von Cornwallis zu Königen, von denen der erste nie ins Reich kam, der andre wohl dort die Krone empfing, doch nur dem Namen nach die Herrschaft führte. Die Verwirrung hatte den höchsten Gipfel erreicht.

So endete der erste Abschnitt der deutschen Geschichte.

Nur zwei Staufer, Konrad III. und Philipp, die beide nicht zum Kaisertume gelangten, fanden in heimischer Erde ihre Ruhestätte; die Reste Friedrichs I. wurden in Asien beigesetzt, die der andern in Sicilien und Neapel. Ihr Ziel war die Herrschaft über Italien, als unentbehrliche Grundlage eines wirklichen Kaisertums. Sie hielten fest an der Ueberlieferung, wie

sie Otto I. von den Karolingern übernommen und seine Nachfolger weiter geführt hatten; das Unterliegen der Staufer bewies, daß dies universale Kaisertum ein Irrtum war, freilich ein heroischer.

Das Viperngezücht, wie die Päpste die Staufer zu nennen beliebten, war von der Erde getilgt, doch nicht sein Andenken. Friedrich II. blieb in der Sage lebendig; lange erwartete man seine Wiederkehr. Er war von allen Kaisern, die über Deutschland gewaltet hatten, am wenigsten ein Deutscher gewesen, und unter dem Kaisertume, das er wiederkehrend herstellen sollte, verstand man das alte, dem die Weltherrschaft gebührte. So tief war es mit den Gedanken des Volkes verwachsen, aber allmählich wandelten sich die Ideen, und die auf den im Berge schlummernden Kaiser gesetzten Hoffnungen richteten sich auf Deutschland und das deutsche Volk. So ging auch aus dem langen, furchtbaren Streite mit dem Papsttume erst ein eigentliches deutsches Volk hervor.

Neunter Abschnitt.

Die mittelalterliche Kultur.

Die Kaiserzeit war die Jugend- und die Heldenzeit des deutschen Volkes. Es wäre unrecht, wenn wir Nachkommen uns unsrer Vorfahren und ihrer Thaten nicht gern erinnern möchten. Wiederholt haben späterhin, wenn auf Deutschland schwere Fügungen lasteten, Gelehrte und Dichter auf jene große Vergangenheit zurückgewiesen und das Volk zu neuer Erhebung nach ihrem Vorbilde angespornt. Obgleich die damalige Welt den Deutschen nicht hold war, weil sie sich vor ihrem wilden Mute fürchtete und ihr Auftreten anmaßend fand, konnte sie

ihnen wenigstens den Zoll scheuer Bewunderung nicht versagen. Die Deutschen waren das mächtigste Volk Europas, mochten sie es auch vielleicht nur deswegen sein, weil die andern sich noch nicht aufgerafft hatten. Die Ideen, für welche sie kämpften, liegen weit hinter uns, dennoch soll man die Jahrhunderte erfüllenden Anstrengungen, sie durchzuführen, nicht gering anschlagen. Allen Gefahren, mit denen in Italien ein feindliches Volk und ein noch feindlicherer Himmel drohten, wurde Trotz geboten, und wenn wir lesen, wie oft wenige deutsche Mannen ganze Schwärme von Angreifern vor sich her jagten, dürfen wir, denen die Waffen noch wohl zur Hand stehen, unser Behagen daran haben.

Die Deutschen verrichteten nicht bloß kühne Kriegsarbeit, sondern sie vollzogen auch ein welthistorisches Werk. Indem sie das erneuerte Kaisertum an sich nahmen und das Papsttum vor dem römischen Adel retteten, bewahrten sie die Schöpfungen der karolingischen Zeit vor dem Untergange und erhielten die Einheit der abendländisch-christlichen Kirche. Sie gaben ihr Gelegenheit, die Schätze der Religion und des Wissens allenthalben auszustreuen. Es entstand eine allgemeine Kultur, deren Stärke in ihrer Gleichartigkeit lag, ebenso wie einst bei der von dem römischen Reiche ausgegangenen. Doch wurde diesmal nicht die Eigenart der Völker erdrückt, weil keine politische Einheit zu stande kam. Außerdem war das deutsche Kaisertum nicht dazu angethan, die Völker gleich und glatt zu pressen.

Deutschland hat die Wohlthaten, die es der Welt erwies, teuer bezahlt. Es gab dahin Ströme von Blut, wurde in seinem Innern zerfleischt und seine politische Verfassung geriet in heillosen Verfall. Dennoch, wer möchte die Vorteile ermessen, die Deutschland trotz alledem davongetragen hat.

Macht es weniger Schwierigkeiten zu berechnen, welche unmittelbaren Folgen ein einzelnes Ereignis, etwa eine Schlacht oder eine staatliche Veränderung gehabt hat, so kann die Schätzung, welche Einflüsse langdauernde Berührungen mit andern Völkern

und Kulturmächten nach sich gezogen haben, immer nur eine ungefähre sein. Die Geschichte gestattet keine chemische Scheidung in einzelne Elemente; gerade die gewaltigsten Umgestaltungen, die das ganze Sein eines Volkes ergreifen, sind unwägbar. Mit dem Einwande, auch ohne die fremden Einwirkungen würden sich die Veränderungen vielleicht sogar in besserer Gestalt ergeben haben, ist wenig gethan, denn die Probe auf dieses Wenn und Aber läßt sich geschichtlich nicht machen. Nichts andres ist möglich, als die Vergleichung von einst und später, zu beobachten, wie die verschiedenen Zeiten zu einander stehen.

Die Stürme aus dem Süden schmetterten nicht nur alte Eichen nieder, sondern trugen auch auf ihren Fittichen manches Nutzbare herbei. Wie einst in der Völkerwanderung hatte der deutsche Recke bei allem Wüten offene Augen und hellen Verstand und er nahm in die Heimat manche neuen Gedanken mit; der Deutsche war furchtbarer Eroberer und gelehriger Schüler zugleich. Es strömten sogar mehr fremde Elemente ein, als zunächst bewältigt werden konnten. In der ganzen Epoche führte Deutschland geistig nur ein; es war seine Lernzeit.

Nicht weniger, wie Italien, hatte Deutschland dem Oriente reichen Gewinn zu verdanken. Obgleich die Deutschen zögernd in die Kreuzzugsbewegung eintraten, griff die Begeisterung bald mächtig um sich, und an kleineren Zügen, sowie an den großen Fahrten Konrads III. und Friedrichs I. beteiligten sich Unzählige. Welch neue Welten eröffneten sich da! Nachdem die Kreuzfahrer, welche den Landweg eingeschlagen hatten, das breite, sonnige Ungarn, die von Natur gesegneten, aber noch wenig entwickelten slavischen Länder durchzogen und mächtige Gebirge überschritten hatten, stiegen sie hinab in das byzantinische Reich, das sich durch seine feste Beamtenverwaltung, die hoch ausgebildete Kriegskunst und den trefflichen technischen Betrieb der Landwirtschaft und der Künste gewaltig von ihrer Heimat unterschied. Sie sahen um sich die feindseligen, hochmütigen und als bodenlos untreu erscheinenden Griechen, die, wiewohl auch Christen, manche ab=

weichende Form des Gottesdienstes hatten. Dem gewaltigen Konstantinopel konnte das ganze Abendland nichts auch nur entfernt Aehnliches zur Seite setzen, weder in weltlichen oder kirchlichen Bauten, noch an Schätzen jeder Art, noch an drängendem, die verschiedensten Völker zusammenführendem Verkehr. Nach der Ueberfahrt ging der Marsch unter unsäglichen Beschwerden durch ein glutheißes Land, wechselnd in üppiger Fruchtbarkeit und steiniger, wasserloser Oede, während rings kühne und geschickte Feinde, fremdartig bewaffnet und in andrer Weise kämpfend, bald heranschwärmten, bald wieder verschwanden. Dann wurden Syrien und die Meeresküste erreicht, wo christliche Staaten entstanden waren, deren zügel- und sittenloser Bevölkerung jedoch kaum anzumerken war, daß sie in erster Stelle die Streiter Christi sein sollten. Endlich winkte das heißersehnte Ziel Jerusalem den Wenigen, die so beglückt waren, bis dorthin zu gelangen, eine Stadt, die mit ihren starken Befestigungen mehr einem Kriegslager glich, als dem Palladium einer großen Religion. Wer zu Meere zog, bestieg meist in Venedig das Schiff und landete nach gefahrvoller Fahrt an den Hafenplätzen des heiligen Landes, wo er in dem Gewühl der Ritter und Pilger, der Schiffe und Kaufleute, von dem schlechtesten Gesindel leiblich, sittlich und am Geldbeutel bedroht, sich kaum zu raten wußte. Alle Leidenschaften, von der begeisterten Frömmigkeit bis herab zur tiefsten Gemeinheit brodelten in diesen Hexenkesseln, die vom Abendland und Morgenland her immer aufs neue gefüllt wurden. Die Menschen, die Sonne, das Meer, das Gebirge, die ganze Natur, alles war anders als daheim. Die niedere Tierwelt, die Pflanzen erregten neugieriges Staunen, Bewunderung und Abscheu. Dazu die unbekannten Gegenstände, welche die üppige Gewohnheit des Orients erforderte, Stoffe, Geräte, Schmuck, Waffen, Gewürze, herrliche Früchte. Allenthalben drängten sich neue Begriffe über Welt und Leben auf, aber der ungeübte Geist vermochte sie nicht zu verarbeiten. Gar oft trug er nach Hause zurück eine Wirrnis im Kopfe,

die er dort weiter verbreitete; nur die Phantasie, nicht das verständige Denken erhielt zunächst eine ungemeine Befruchtung. Ohne Ursache und Wirkung zu erkennen oder auch nur zu erwägen, sprangen die Gedanken aus ihrem bisherigen engsten Bezirk hinaus in die schrankenlose Weite. Die Romantik überglänzte mit blendendem Schimmer die Abgründe der Unwissenheit, aber erhellte nicht ihre dunklen Tiefen.

Der glücklich heimkehrende Kreuzfahrer brachte außer seinen Erzählungen seltsame Kostbarkeiten heim, und noch mehr verbreitete sie der Handel. Die fremden Waren fanden raschen Eingang; teils Genußmittel, teils Bequemlichkeitsdinge, teils Kunsterzeugnisse, erregten sie neue Bedürfnisse. Wie viele Wörter unsres alltäglichen Lebens sind aus dem Oriente, aus der arabischen Sprache entlehnt! Musselin, Kattun, Damast, auch die Juppe des Aelplers stammen daher, Sofa und Matratze vermehrten die Ausstattung der Wohnräume; das Warenlager wurde zum Magazin. Selbst der indische Rosenkranz, den die Araber übernommen hatten, kam beim christlichen Gebete in Gebrauch, während Gott Buddha in den Gestalten des Barlaam und Josaphat unter die Heiligen der Kirche trat.

Die Kreuzzüge waren romanischen Ursprungs und die westlichen Völker gingen mit ihnen voran. Obgleich sie eine internationale Unternehmung wurden, immer überwog in ihnen das Romanentum; die im heiligen Lande gegründeten christlichen Staaten, die großen Orden der Templer und der Johanniter waren vorwiegend französisch. Erst später wurde mit dem Deutschen Orden der Versuch gemacht, dem Deutschtum einen Anhalt im heiligen Lande zu geben; die Besiedelung des Landes, Verkehr und Handel in den Häfen fielen von Anfang an Franzosen und Italienern zu. Daher verbreiteten die Kreuzzüge vornehmlich romanische Sitte, und von ihr wurde das Rittertum ganz durchdrungen.

Das ritterliche Wesen fand seine rechte Stätte in dem kriegerischen Deutschland. Die staufische Zeit brachte es zur

höchsten Vollendung, sie gab ihm zugleich in den reisigen Ministerialen unzählige begeisterte Jünger. So wurde das Rittertum das vornehmste Kennzeichen der Zeit, es schien ihren hauptsächlichen Lebensinhalt auszumachen. Allenthalben ragten auf den Höhen oder im Flachlande, von breiten Wassergräben umflossen, die Burgen, auf allen Straßen und Wegen begegneten ritterliche Gesellen in Wehr und Waffen. Sie dürsteten nach Ruhm und Abenteuer; bot sie nicht der Krieg, so wurden sie gesucht, je nachdem der glückliche Zufall wollte, am liebsten im Turnier, wo bei dem Schalle der Zinken, dem jauchzenden Zuruf der Zuschauer, dem Stampfen der Rosse und dem Krachen der splitternden Lanzen der kühne Kämpfer in schier unfaßbarem Jubel sich zu den Göttern gehoben fühlte, während das bunte Gezelt, die wehenden Fahnen, die geschmückten Damen, die prangenden Herolde die Erde zum Schönheitsparadies machten.

Die Ritter schritten stolz einher, voll Zuversicht auf ihre Stärke und Tapferkeit, aber sie bewegten sich fein und gesittet, zierlich und prunkvoll zugleich in Kleidung und Gebärden. Selbst das alte Laster der Deutschen, der Trunk im Uebermaß, war verpönt. Bei Turnieren und Jagden, bei festlichem Gelag und frohem Spiel mischten sich unter die Gäste Fräulein und Frauen, nicht minder herrlich ausstaffiert, den Jagdfalken auf der Hand oder das Hündchen im Schoß. Mit wohlgesetzter Rede wandte sich der Ritter an die Huldinnen, flehend um ein Zeichen ihrer Gunst und das erlangte als höchsten Schatz wahrend. Die Geselligkeit würzten kunstreich gebaute Lieder, vorgetragen und oft auch gedichtet von den Kavalieren, die das Saitenspiel ebensogut wie das Schwert zu handhaben wußten. Leichte Gesänge pflegten das unerschöpfliche Feld der Liebe oder priesen die Lieblichkeit des Frühlings und seiner Blumen. Dazwischen ertönten auch ernstere Lieder, kluge Sprüche der Lebensweisheit verkündend, oder das heiße Ringen der politischen Kämpfe atmend. Zuweilen lauschte man andächtig

dem Vortrage längerer Dichtungen, welche die alten Heldensagen in neues ansprechendes Gewand kleideten oder fremde Stoffe, meist der welschen Kunst entnommen, in die heimische Sprache übertrugen. Es war ein Leben voll Lust, voll Farbenpracht und Freude, und die gebundene Form gab ihm einen eigenen Reiz.

Doch, so klar und rein die Verse flossen, in sie und noch mehr in die Unterhaltung waren fremdländische Wörter eingeflochten. Wo sich auch die vornehme Gesellschaft bewegte, beim Mahle, bei Tanz und Spiel, auf Turnier und Jagd, überall führte sie ausländische Bezeichnungen im Munde. Und in diesen Mädchen und Frauen, denen überschwengliche Huldigung gewidmet wurde, sahen die Verehrer nicht etwas Heiliges, wie die alten Germanen in ihren Gefährtinnen. Es wurden gegenseitig Liebesgaben gespendet, geblickt und gekost, wohl auch mehr gewährt, aber das waren keine Verhältnisse von Herz zu Herz; über diese gefährlichen Spielereien der Mode führte nicht die Liebe, sondern die Minne das Scepter. Allerdings wurde viel über die Liebe und ihr Wesen gegrübelt und gedichtet, eben weil sie gekünstelt war. Sie sollte auch nicht zu einem traulichen Lebensbunde führen, denn meistens war die Angebetete bereits vergeben, doch erhöhte das nur den pikanten Reiz. Das letzte Ziel war die Krönung des Werbens durch den Sinnengenuß, und das Recht der freien Liebe wurde wenigstens von den Dichtern unverhüllt gefordert und ausgesprochen.

Nicht deutsche Art hatte sich entfaltet. Wie das Rittertum, war die Minne romanischen Ursprungs, nur in freiwilliger Sklaverei von den deutschen Bären nachgeahmt. Sie thaten es allerdings mit Geschick, und es war kein Unglück, wenn so viele neue Vorstellungen nach Deutschland kamen, aber ihre erste Wirkung blieb auf der Oberfläche haften. Die innere Sittigung gewann nichts dabei, und auch die Frau zog für ihre gesellschaftliche Stellung keinen Nutzen, denn diese ver-

zückte und manchmal verrückte Anbetung galt eigentlich nur einem Phantom.

Daher hat diese Zeit viel Fremdartiges, sonderbar Anmutendes. Sie ist vergleichbar dem Bilde, das der damalige Ritter im vollen Schmuck darbot. Den Leib umgab das faltige, farbige Seidengewand, unter dem der eng an den Körper angeschmiegte Ringelpanzer hervorblinkte; ließ er die Glieder plastisch hervortreten, so gab der geschlossene, topfförmige Helm mit seinen wunderlichen Zierden dem Haupte eine plumpe Ungestalt und verbarg völlig das Antlitz, das erst den Menschen wahr erkennen läßt.

Vornehmlich die Dichtung erschließt uns die Gesinnung der staufischen Zeit, und wer möchte diese erste große Periode deutscher Litteratur nicht hoch schätzen? Die Sprache wurde in ihr geformt, geläutert und beweglich gemacht. Die Selbständigkeit der Dichter ist freilich nicht allzu groß; meist arbeiteten sie nach fremden Vorwürfen, und die eigene Erfindung beschränkte sich auf das Ausmalen; viele Dichtungen sind schablonenhaft. Doch klingen auch echt deutsche Töne hindurch. Nicht nur wurden die alten Heldengesänge in Ehren gehalten, die höfische Lyrik benutzte auch das volksmäßige Liebeslied, das wahre Empfindung atmete. Wolfram von Eschenbach suchte bereits tiefere Probleme zu fassen: die Vollendung in sittlicher Selbstzucht, das Durchringen aus Armut zur Ehre, aus dem konventionellen Zwang durch Zweifel und Verstocktheit zur inneren Einkehr. Wolfram vertritt unter der zeitgemäßen Hülle den deutschen Subjektivismus.

Aus diesem gemischten Chor schallt hervor mit hehrer Macht das erste hohe Lied von Deutschland, der Preis seiner Zucht und Sitte. Walther von der Vogelweide hat es gesungen; er, der die kläglichen Kämpfe zwischen Philipp und Otto IV. erlebte und die Schande des Reiches sah, wurde der erste Verkündiger eines echten Deutschtums.

Die höhere Dichtkunst wurde nur vom ritterlichen Adel

geübt und brachte allein die ihn beseelenden Ideen zum Vortrag. Größeren Anteil nahm die Allgemeinheit an den bildenden Künsten, weil ihre Werke nicht so sehr an Nachahmung des Fremden und an Standesinteressen gebunden, sondern allen verständlich und zugänglich waren.

Wie viel hatten die Deutschen gelernt, seitdem ihnen von der karolingischen Kunst die erste Anleitung gegeben wurde! Bis nach dem Norden hin erhoben sich jetzt stolze Gotteshäuser, und auch so mancher Bau für weltliche Zwecke zeugte von der unternehmenden Kühnheit der Meister. Freilich waren das nur Paläste der Kaiser oder großer Fürsten, die große Masse der Bevölkerung begnügte sich noch mit dem einfachen Hause aus Fachwerk, und die Burgen gewöhnlicher Art waren kleine, plumpe Steinkasten, nur in der Absicht, Schutz zu gewähren, erbaut. Die Kirchen romanischen Stils spannten ihre mächtigen Bogen mit breiten, bildergeschmückten Wänden, mit kunstreichem Steinwerk an Portalen und Säulenknäufen, in dem freie Erfindungsgabe reiche Abwechselung schuf. Die Ornamente ahmten die Natur nach, nicht nur Blätter und Pflanzen, auch Getier und Menschen in verschiedenen Stellungen und Thätigkeiten, selbst den Humor glücklich verwertend. Die Bildung des menschlichen Leibes streifte das Plumpe der alten Zeit ab, schlank und hoch zeigten sich die Körper, mit geschmackvollem Faltenwurf umgeben, die Gesichter, obgleich noch nicht innerlich belebt, trugen im langen Oval regelmäßige, anmutige Züge. Die Malerei, die fast ausschließlich die Wandflächen benutzte, machte in den mit mannigfachen klaren Farben gefüllten Umrissen den Versuch, das Leben wiederzugeben. Die Kleinkunst, namentlich der Erzguß, erzeugte formenreiche Gegenstände jeder Art. Die Deutschen hatten die ausländischen Muster wacker nachgebildet und gingen schon dazu über, nach eigenem Geschmack und Sinn zu arbeiten. Der Weg zur Selbständigkeit wurde nicht nur eingeschlagen, sondern bereits erfolgreich beschritten.

In den Wissenschaften war man noch nicht so weit gelangt.

Die vornehmen Laien trieben sie nicht, doch darf man sie sich nicht als unwissend denken. Zwar konnten wohl die meisten von ihnen nicht lesen und schreiben, doch hängt Bildung nicht so sehr von diesen Kunstfertigkeiten ab, wie gewöhnlich gemeint wird. Auch das Ohr kann den Vermittler machen und hat es damals viel gethan. Manche Dichter zeigen eine sehr gute Kenntnis der verschiedensten, auch gelehrten Dinge. Doch konnte daraus nicht eine Bereicherung des wissenschaftlichen Schatzes entstehen, der noch immer in dem alleinigen Gewahrsam der Geistlichkeit lag. Der Klerus enthielt manche gelehrten Männer, die auch das Ausland bewunderte, und fleißig wurde in vielen Bischofs- und Klosterschulen gelernt; die Feder ruhte nicht und vollbrachte zahlreiche Handschriften, welche die Bücher des Altertums und der kirchlichen Litteratur erneuerten und vervielfältigten, doch auch die neue heimische Dichtung gern aufnahmen. Man verfaßte auch mancherlei Abhandlungen über kirchlich-geistliche Dinge; die Geschichtsschreibung erfuhr ebenfalls Pflege und Förderung. Unter Friedrich I. versuchte Bischof Otto von Freising die Weltgeschichte von einheitlichen Gesichtspunkten aus philosophisch zu fassen. Einen so staunenswert unbefangenen Standpunkt er in manchen Fragen einnahm, so zeigt doch seine Chronik, wie der kirchliche Gedanke alles Denken umspannte, beherrschte und einheitlich gestaltete. Die Gelehrsamkeit in Deutschland blieb mühselig erlernt, ohne eigene Ideen, und wer in ihr weiter fortschreiten wollte, mußte ausländische Schulen aufsuchen, in Italien und Frankreich, und hier galt ausschließlich die Richtung, welche die Scholastik im Bunde mit der Kirche und zu ihrer Unterstützung ins Leben gerufen hatte.

Die Wissenschaft war demnach von den Romanen abhängig, und die von ihnen ausgegangenen Tendenzen erfüllten jetzt die Welt. Der Kirche gegenüber galt alle irdische Herrlichkeit nichts. Die Freuden des Lebens erschienen als schädlich und verderblich; so süß der Sinnengenuß auch den damaligen Menschen schmeckte

und so wenig er verachtet wurde, über ihm schwebte das unheimliche Gefühl, daß er das Heil der Seele gefährde, daß der irdischen Wonne unfehlbar furchtbare Qualen im Jenseits folgten. Geistliche und Dichter warnten vor der Frau Welt, die ein liebliches Angesicht zeige und im Innern voll scheußlichen Moders sei, die wie die Sphinx den Unglücklichen anlocke, um seine Seele zu zerfleischen. So schwankten die Menschen von einem Gefühl zum andern und doch kamen sie über äußerliche Gedanken nicht hinaus. Die Kirche bot ja die Mittel, Gott zu versöhnen, wenn man ihr fleißig diente und Geschenke machte; ihre Hilfe brachte den nagenden Wurm im Herzen für einige Zeit zur Ruhe, bis er sich wieder meldete, um von neuem eingeschläfert zu werden. Die Menschen waren kirchlich bis zum Uebermaß und badeten nebenbei ihre Brust in dem Morgenrot der Freude, die das reicher gewordene Leben bot.

Der kriegerische Drang war in den oberen Kreisen eher gewachsen, als gemindert, seitdem ihn das Rittertum verklärt hatte. Dagegen vermochte selbst die Kirche nichts, und deshalb war sie klug genug, ihn in ihre Dienste zu stellen. Nicht nur, daß sie den Kampf gegen ihr feindliche Gewalten für verdienstlich erklärte, die Kreuzzüge brachten die Lösung in einem eigenartigen Kompromiß, den man als den echtesten Ausdruck des Mittelalters auf seiner Höhe bezeichnen darf. Der Kampf gegen Mohammedaner und Heiden eröffnete den Weg zu den himmlischen Freuden; Ruhm und Gewinn an irdischem Gut wurden so zum Verdienst um Gott gemacht. Die geistlichen Ritterorden vereinigten in bizarrer Weise Mönchs- und Rittertum. Auch das gewöhnliche Rittertum nahm geistliche Gebräuche auf, es gab überhaupt keinen Stand, keine Thätigkeit, die nicht mit kirchlichen Beziehungen durchsättigt wurden.

Ungeheuer waren die Macht und der Einfluß der Kirche. Ihre Diener entrückte sie der weltlichen Gewalt, da sie nur unter geistlicher Gerichtsbarkeit standen, selbst in Rechtshändeln, die an sich mit der Kirche nichts zu thun hatten. Der Laie

konnte gegen einen Kleriker nur vor geistlichem Gericht klagen, dem er selber in manchen Beziehungen, wie in Ehesachen, unterworfen war. Als alleinige Vertreterin und Handhaberin der Moral konnte sich die Kirche in alle möglichen Angelegenheiten einmengen. Der über den Ungehorsamen ausgesprochene Bann stieß aus dem bürgerlichen Leben aus; eine mit dem Interdikt belegte Gegend oder Stadt sollte von keinem Christen betreten werden.

Die hierarchische Zentralisation war vollkommen durchgeführt und alle Fäden des die ganze Christenheit umspannenden Netzes liefen in Rom zusammen, der Papst war wirklich die Kirche geworden. Als oberster Richter konnte er alle Streitfragen an sich ziehen; die früher so selbständige bischöfliche Gewalt war in ihrem Kerne vernichtet. Die Bischöfe sollten kanonisch durch die Kapitel gewählt werden, aber der Papst fand durch sein Bestätigungs- und Prüfungsrecht leicht Gelegenheit, einzugreifen; die Absetzung stand ohnehin in seiner Befugnis. Als alleiniger Erklärer des Dogma, als Ausüber der allgemeinen Kirchenzucht vermochte er jeden Widerspruch zu ersticken. Zahllos wie der Sand am Meere waren die von ihm ganz abhängigen Geistlichen und Mönche. Ein neuer Orden entstand nach dem andern, alle gegründet in romanischen Ländern, aber bald auch in Deutschland Eingang findend. Obgleich ihre Regeln verschieden waren und jeder in seiner Weise die trotz der Cluniacenser nicht erfolgte Besserung der Kirche erstrebte, waren sie gleichmäßig die Sendboten der päpstlichen Allgewalt. Sie alle häuften großartige Besitztümer an; schier unermeßlich war der Reichtum der Kirche und aus ihm konnte der Papst nach Belieben schöpfen.

Die Kirche war zum Koloß geworden, von dem sich kaum sagen ließ, ob er mehr geistlicher oder weltlicher Art war, aber er erhob den Anspruch, nur das erstere zu sein, und erklärte jede Schädigung als Raub an Gott. Es konnte nicht fehlen, daß sich dagegen Widerspruch erhob, daß tiefer gestimmte Seelen

die Verweltlichung der Kirche beklagten. Erhoben sich die einen, wie ein Bernhard von Clairvaux und ihm gleich Gesinnte nur zu Deklamationen, weil ihnen die Kirche selbst über alles ging, so trachteten andre danach, sich den Weg zu Gott, den die Kirche mit Hindernissen beschwerte, auf eigene Hand zu suchen. Schwärmerei und ehrliches Streben nach einem reinen Gottestume riefen zuerst in den romanischen Ländern Ketzereien hervor, die bald einen furchtbaren Umfang gewannen und die Kirche aufs ernstlichste bedrohten. Hier galt es zu handeln und jedes Mittel schien recht, die Ruchlosen niederzuwerfen und auszutilgen. Ueber die Albigenser in Frankreich wurde ein blutiger Sieg errungen, doch die Kirche gerettet. Noch züngelte die Flamme der Ketzerei bald da, bald dort auf, auch in Deutschland. Hier übernahm Konrad von Marburg den Kampf, gleich Robespierre ein Mann von eiskaltem Fanatismus, dessen Ideal die Abtötung jedes irdischen Gefühls, auch der edelsten Herzensregungen war, der das, was er für göttlich hielt, mit grauenhafter Erbarmungslosigkeit durchsetzte. Dennoch als ihn 1233 Bluträcher niederschlugen, flehte er um sein elendes Leben; niemand, selbst der Papst nicht, der ihn einen Wüterich nannte, verfolgte seine Mörder. Die Inquisition, die früher zum bischöflichen Amte gehörte, wurde von dem Papste zu einem besonderen kirchlichen Institut umgeschaffen und durch den Dominicanerorden mit Nachdruck gehandhabt. Wucherte auch die Ketzerei im verborgenen weiter, der Kirche war es gelungen, ihr gleich zu Anfang eine schwere Niederlage beizubringen. Die Menschheit war noch zu sehr in den bisherigen Vorstellungen befangen, als daß sie hätte der Kirche Trotz bieten können; Ketzer gescholten zu werden, traf Jeden bis ins innerste Mark und die weltlichen Obrigkeiten wetteiferten mit den geistlichen in Verfolgungssucht gegen die wirklich oder vermeintlich Abgefallenen.

Die weltlichen Mächte traten weit hinter die Kirche zurück. Da war kein Staat, in dessen innerste Angelegenheiten nicht die Päpste eingriffen. Sie beriefen sich auf ihre göttliche Voll-

macht und ihre Pflicht, für den Frieden der Menschheit zu sorgen, doch nur zu oft entfachten sie Streit. Auch die kirchliche Wissenschaft beschäftigte sich mit dem Verhältnis zwischen Geistlichem und Weltlichem. Thomas von Aquino, der größte Scholastiker und noch heute der anerkannte Vertreter der katholischen Lehrmeinung, besaß zwar für die Bedeutung des irdischen Fürstentums ein besseres Verständnis, als einst Gregor VII., aber er stellte doch das Königtum unter das Priestertum. Dem römischen Bischofe müßten alle Könige der christlichen Völker ebenso unterthan sein, wie dem Herrn Christus selbst, und wenn einer von ihnen vom christlichen Glauben abfiele und gebannt würde, seien die Unterthanen aller ihm geleisteten Eide entbunden. Da der Zweck der menschlichen Gesellschaft sei, zum Genusse Gottes zu kommen, könne nur göttliche, nicht menschliche Leitung zum Ziele führen.

So wölbte sich der kirchliche Prachtbau über das ganze Abendland und in Deutschland stand er gestützt auf die Bistümer. Obwohl sie noch weltliche Gebiete wie vordem waren, hatten die Könige auf ihre Besetzung keinen Einfluß mehr. Selbst gegen einen treulosen Bischof konnten sie nichts thun, wenn nicht der Papst die Erlaubnis gab.

In dieser Gestalt bot die deutsche Kirche dem Reiche wenig Vorteil, und was sie ihm an Diensten geleistet hatte, gehörte bald der Vergangenheit an. Da lag allerdings eine große Dankesschuld aufgehäuft, die noch eine Zeit vorhielt. Doch die trefflichsten Einrichtungen bleiben nur so lange berechtigt, als sie ihre Berechtigung selbst verdienen; hören sie auf, den Zweck zu erfüllen, um dessentwillen sie getroffen wurden, so werden sie überflüssig und hinderlich.

Zehnter Abschnitt.

Der Umschwung.

Die höfische Ritterschaft der Staufer ging dahin; schon ihre letzten Geschlechter gaben die zierliche Gemessenheit auf und wurden grobsinnlich. Auch die Litteratur stieg zu einer derberen, heimischen Weise herab; nur die bildenden Künste bewahrten ihre Höhe. Doch auch auf andern Gebieten war eine gewaltige Arbeit verrichtet worden, die nicht mehr verloren ging.

Riesenhafte Fortschritte hatte die Wirtschaft gemacht. Im großen und ganzen zeigte im dreizehnten Jahrhundert der deutsche Boden bereits das Antlitz, wie er es heute trägt. Massenhaftes Waldland war gerodet worden zu Wiese und zu Ackerflur. Die Bevölkerungszahl hatte eine beträchtliche Steigerung erfahren. Schon war vielfach das Land zu eng für die Bewohner, deren die zwar gebesserte, aber noch immer einfache Bestellungsart nicht allzu viele beschäftigen und ernähren konnte. Namentlich im Westen, in den ertragsreichen Flußniederungen, war eine überdichte Menge vorhanden, die des Abflusses bedurfte.

Noch immer gehörte der größte Teil der Bevölkerung dem Bauerntume an. Mit der steigenden Urbarmachung und der wachsenden Volksmenge verschoben sich auch die ursprünglichen Besitz- und Rechtsverhältnisse. In den einzelnen Gegenden des Reiches ging die Umänderung verschieden vor sich und nicht überall läßt sie sich mit voller Sicherheit verfolgen. Im ganzen hörte die Großgrundherrschaft auf, auch Großwirtschaft zu sein. Der Wunsch nach reicherem und bequemerem Ertrag führte zu Pacht- und Zinsverhältnissen, die den Genuß von Renten brachten, während die in Lehnsverhältnisse umgewandelte Ministerialität kleinere ritterschaftliche Grundbesitzungen bildete.

Dabei gewannen durchschnittlich die Bauern. Die Markgenossenschaften, wenn auch zerlegt, regelten noch ihre inneren Angelegenheiten, und auch die Teilnahme an der Rechtsprechung war dem gemeinen Mann nicht ganz entzogen.

Der Bauer erfreute sich in guten Gegenden eines stellenweise üppigen Reichtums und pflegte geringe Lasten zu tragen, da sie dem vermehrten Gewinn gegenüber meist die althergebrachten blieben; die mannigfachen Abhängigkeitsverhältnisse drückten wenig. Nur politisch war der Landmann nichts. Mit Verachtung sahen Adel und Ritter auf ihn und gönnten ihm kaum die unschuldigsten Freuden. Sich als Masse ein gebührendes Gewicht zu geben, verboten den Bauern ihre geringe Bildung, das unüberwindliche Uebergewicht der ritterlichen Klassen und die Auflösung der alten Verfassung, die die Landleute der zunächst über ihnen sitzenden Grundherrlichkeit preisgab.

Neben die beiden bisher allein maßgebenden Klassen, Adel und Geistlichkeit, stellte sich jetzt eine neue.

Das Aufkommen des Bürgertums ist der wichtigste Vorgang dieser Epoche, denn mit ihm trat das Element ins Leben, auf dem sich die neue Zeit aufbaute; mit stetiger, aus sich selbst fortwährend ergänzender und wachsender Kraft sprengte es die alten Zustände auseinander. —

Nicht allein politisch brachte das dreizehnte Jahrhundert eine große Wendung der deutschen Verhältnisse; es eröffnete auch eine innere Umgestaltung des Volkes. Unter der fremdartigen romanischen Schicht hatte sich sein ursprüngliches Wesen erhalten, und gestärkt eben durch die ihm zugeführten Stoffe erhob es sich nun zu eigener Kraft. Eine neue Periode des Werdens begann für das deutsche Volk, an der allerdings nicht alles erfreulich ist, aber man kann sagen: erst von jetzt ab hat es die Bahnen der Entwicklung eingeschlagen, in denen es sich fortan weiter bewegte, in denen es allmählich zu dem wurde, was es heute ist. Grausam geweckt aus dem Traume der Kaiserherrlichkeit, der sie so lange befangen hielt, mußten die Deutschen

der Wirklichkeit die Augen öffnen. Noch schwanden die einst geschauten Bilder nicht völlig aus dem Sinne, doch verblaßten sie unter neuen Zielen und Bestrebungen und verführten nicht mehr zu einer aussichtslosen Jagd nach eitlem Glück. Das Volk stellte sich jetzt fest mit beiden Füßen auf den heimischen Boden und suchte zu behaupten und zu mehren, was ihm geblieben war, und das erwies sich als wertvoll genug. Der universalen Periode folgte die national-individuelle.

Das mittlere und untere Laientum begann jetzt seine Flügel zu heben, und die Luft, die es emportrug, war der Handel.

Schon früher kam die uralte Handelsstraße, die durch Rußland nach dem Norden ging, außer Brauch, und die seldschuckischen Türken störten die Landwege durch Asien nach Konstantinopel. Da schufen die Kreuzzüge dem Weltverkehr neue Verbindungen, und obgleich ihrem Ursprunge nach religiös-politisch, brachten sie ein neues Zeitalter des wirtschaftlichen Lebens. Der südliche Kaufmann gewöhnte sich daran, seine Waren selber auf dem Wasserwege aus dem Oriente zu holen, und kein Land war dazu günstiger gelegen, als Italien, dessen Seestädte gewaltig aufblühten. Von hier ging der Vertrieb über die Alpen nach Deutschland, nach dem Norden und Osten; den süddeutschen Städten, dann den an der großen Wasserstraße des Rheins gelegenen eröffnete sich rasch ein gewinnreicher Absatz; das vordem verkehrsarme Deutschland gewann einen reichen Warenumschlag.

Der Handel erforderte gesicherte Plätze und Märkte; ganz naturgemäß boten sich dazu die Städte dar. Die größeren unter ihnen waren schon bereit, sich der neuen Aufgabe zu widmen, denn die schlichten Zustände, unter denen sie einst standen, hatten sie längst überwunden und den ehemaligen Verband mit dem Lande abgestreift. Schon waren sie gesonderte Gemeinwesen in Gericht und Verwaltung geworden.

Dazu hätten mannigfaltige Verhältnisse beigetragen, und

weil überall die anfänglichen äußeren Bedingungen verschieden waren, entwickelte sich nachher bei aller Aehnlichkeit in jeder Stadt die Verfassung anders. Doch hier ist nicht zu schildern, wie die Städte geworden sind, sondern was sie waren.

Die große Quelle des städtischen Erwerbes bildete der Marktverkehr, nicht allein auf den zu bestimmten Zeiten stattfindenden großen Märkten und Messen, zu denen Fremde herbeiströmten, sondern auch der tägliche regelmäßige Umsatz von Waren. Geschützt wurde er durch die feste Umwallung, welche feindliche Stürme, raschen Ueberfall oder leichte Eroberung durch Belagerer verhinderte. Der Mauerkranz hob die Bürgerschaft auch äußerlich aus dem platten Lande und machte sie zu einer festgeschlossenen Einheit, zu einem auf sich gestellten Körper.

Hier war die Möglichkeit geboten, das angeborne deutsche Wesen zum Ideal auszugestalten. Die alten Germanen haßten die Städte wie Gräber, weil sie in ihnen ihre Ungebundenheit daran geben mußten, den Nachkommen wurden sie zu köstlichen Gefäßen persönlicher, geordneter und gesicherter Freiheit. Jeder konnte hier frei seine Hände regen, und was er vor sich brachte, gehörte ihm ganz, war vor willkürlichen Eingriffen geschützt. Er hatte die Pflicht und das Recht, zur Verteidigung der Stadt das Schwert zu führen und dabei stritt er für sich und die Seinen. Hier war gewissermaßen die Genossenschaft der Urzeit zurückgegeben, in deren engem Kreise die einzelne Person etwas galt und sich als freiwillig gebunden fühlte. Die heimische Stadt wurde jedem Bürger selber zur Persönlichkeit, der er verpflichtet und die ihm verpflichtet war.

Innerhalb der Städte war reiche Gelegenheit zu noch engeren Verbänden. Die gleiche Interessen und Thätigkeiten Verfolgenden mochten sich zusammenschließen zu Gemeinschaften, zu Gilden, Innungen, Zünften, in denen jedes Mitglied sein volles Recht besaß. Die ältesten waren gemeinlich die der Kaufleute und Tuchmacher, bald folgten die andern Gewerbe; die

Teilung der Arbeit führte in den größeren Städten allmählich zu vielen Zünften; in der Regel waren die Bauhandwerke die jüngsten. Der eine trug den andern, der einzelne das Ganze und mit der Gesamtheit gediehen die Glieder und die Teile.

In den Städten kamen neue wirtschaftliche Bedingungen zum Vorschein, hier entstand Kapital und Kapitalwirtschaft. Die bisherige Naturalwirtschaft beruhte auf der Ausnutzung des Bodens und seiner natürlichen Erträgnisse, welche sie zur Ernährung verbrauchte, und der Mensch selber war gewissermaßen ein Naturerzeugnis; er zwang den Boden, seine Früchte herzugeben und machte daher mit eigener Vermehrung auch das Erdreich nutzbarer. Wer demnach über großen Grundbesitz verfügte, konnte den Gewinst anlegen, indem er mehr Menschen an sich heranzog, die er verpflichtete zu Leistungen wirtschaftlicher oder auch kriegerischer Art. In dieser Weise verzehrte die Naturalwirtschaft, was sie hervorbrachte, oder sammelte den Ueberschuß an in erweitertem Besitz und abhängigen Leuten. Das hatte seine Grenzen, weil die Bewirtschaftung ausgedehnter Gütermassen schwieriger und weniger lohnend wurde und das Land nun in festen Händen lag, und je mehr im Reiche urbar gemacht worden war, desto weniger ließ sich großer Erweiterungserwerb machen. Der Reichtumsentwickelung auf diese Weise waren also Schranken gezogen.

Die Erzeugnisse der Landwirtschaft oder des Handwerks konnten in den Städten gegen andre umgesetzt werden. Was der einzelne über seinen Bedarf schuf, fand leichten Absatz; er konnte also mehr produzieren und gesteigerte Thätigkeit gab entsprechend größeren Gewinn. Das Verkehrsmittel war das Geld, das dadurch erst wieder zu der Bedeutung gelangte, die es im Altertum besessen hatte. Mit seiner Hilfe vermochte man alle Dinge zu erwerben, vor allem die Rohstoffe, die der Handwerker brauchte, um seine Arbeit auszuüben und zu erweitern, und die durch die Verarbeitung entstandenen Gegenstände wandelte er wieder in Geld um. Auch wurden Waren und Sachen gekauft,

um zum Verkaufe gebracht zu werden. Der ganze Betrieb lief auf den Verkauf hinaus.

Kauf und Verkauf beschränkten sich nicht auf die eigene Stadt; die Märkte, der wachsende Verkehr erschlossen auch die ländliche Umgebung, andre Städte und Länder. So wurden immer mehr Erwerbsquellen herangezogen. Die Arbeit machte sich unabhängig vom Besitz an Grund und Boden oder von dessen Bebauung; es bildete sich das Kapital, da der Absatz, also auch die Erzeugung sich nun unbegrenzt steigern konnte und der Gewinn in barem Gelde bestand, das sich ansammeln und leicht wieder gewinnbringend verwenden ließ. Auch die Verwaltung und Regierung der bürgerlichen Gemeinwesen beruhte auf baren Einkünften, den Geldsteuern. So empfingen die Städte mehr Kraft und Macht, als ihnen sonst die Zahl der Einwohnerschaft zu geben vermocht hätte. Sie besaßen die Mittel, die äußere Wehr zu stärken und zu verbessern, im Notfall Verteidiger anzuwerben; daher waren sie selbst den großen Fürsten schwer antastbar.

Als natürliche Folge des wachsenden Reichtums, des steigenden Selbstbewußtseins und des Gefühles der Sicherheit ergab sich den Städtern das Verlangen, möglichst die Herren in ihren Mauern zu sein, alle Gewalten jeder Art, die nicht aus dem Schoße der Bürgerschaft selbst hervorgingen, abzustreifen, für Verwaltung und Gerichtsbarkeit eigene, selbstgesetzte Behörden zu haben.

Bestanden diese Bestrebungen mehr oder minder in allen Bürgerschaften oder fanden sie sich erst allmählich in den langsamer aufkommenden ein, so machte es für die Ausbildung der Verfassungen einen Unterschied, wer die ursprünglichen Herren waren. Einige Städte lagen auf Reichsboden und hatten demnach den König zum unmittelbaren Gebieter, andre waren bischöflich, die große Masse stand unter Fürsten. Zuerst kamen die großen Städte am Rhein und in Süddeutschland, die Bischöfen gehörten, in die Höhe. Schon während des

Investiturstreites nahmen diese Städte meist für den Kaiser Partei; indem sie zu ihm gegen ihre Bischöfe hielten, stritten sie für ihre Freiheit. Das Aufsteigen des Bürgertums erfolgte daher oft unter heißen Kämpfen und war durch und durch revolutionär; ein neues Geschlecht forderte sein Recht gegen alte, wohlerworbene Gerechtsame, die ihre Inhaber natürlich nicht ohne weiteres preisgeben wollten. Die staufischen Kaiser unterstützten die Bischöfe und suchten das frisch, aber zügellos aufschäumende Bürgertum niederzuhalten. Friedrich II. erließ gegen die Städte strenge Gesetze, die durchgeführt, ihnen die beste Kraft genommen hätten. Wie oft sind deswegen die Staufer des Absolutismus, der Kurzsichtigkeit beschuldigt worden! Doch abgesehen davon, daß es in ihrem Interesse lag, mit den Bischöfen gute Freundschaft zu halten, erfüllten sie in der Regel nur ihre Pflicht als Könige, jedes Recht zu beschirmen. Selbst wenn die Staufer hätten übersehen können, was das Bürgertum dereinst bedeuten würde, — als es so mächtig hervortrat, war die Welt schon vergeben. Die Gewalt der Fürsten in ihren Herrschaften hatte bereits eine so feste Begründung, daß sie sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Die Städte mußten sehen, wie weit sie mit eigener Kraft kamen. Daher gereichte ihnen der Sturz des Kaisertums zum Nutzen, obgleich sie daneben die Schäden der einreißenden Zerrüttung schwer empfanden.

Auf Anregung aus Mainz hin entstand 1254 der rheinische Bund von gegen siebzig Städten, der sich bis nach Regensburg und bis zur See hin ausdehnte. Er umfaßte jedoch auch Fürsten und Herren, denn sein Zweck war hauptsächlich, die Störungen des Verkehrs zu beseitigen und das Land zu befrieden. König Wilhelm bestätigte den Bund, um ihn zu benützen, doch infolge der Doppelwahl von Alfons und Richard ging er auseinander. Er war das erste große Beispiel einer selbständigen Einigung innerhalb des Reiches, das bald Nachahmung im kleineren fand, und wenn der Bund auch nicht

rein städtisch war, führte er zum erstenmale bürgerliches Bewußtsein auf die politische Bühne. Aber die schnelle Auflösung des groß gedachten Bundes war vorbedeutend für die Zukunft, indem sie darthat, wie auch die Städte sich dem Partikularismus zuneigten.

Die großartigen Wirkungen des Bürgertums machten sich weniger in der Reichsverfassung als in andern Richtungen fühlbar.

Aus der Kapitalwirtschaft entsprang ein neues Leben, reicher, vielseitiger, verfeinerter, als es die Naturalwirtschaft gestattet hatte. Mit ihm konnten sich die kirchlichen Anschauungen nicht vertragen, wenn auch den Zeitgenossen die eigentlichen Gründe noch nicht zum Bewußtsein kamen. Die Arbeit, das Schaffen wurde das leitende Prinzip. Mochte der Bürgersmann auch bittend oder dankbar zum Himmel aufblicken, das Weltliche war seine Lebensluft, in ihm stand und wirkte er. Er konnte nicht mit seinen Gedanken zwischen Himmel und Erde schweben, jenen ersehnend, diese verachtend, denn er wurde von ihr mit aller Macht gepackt und festgehalten. Die Thätigkeit hienieden fand volle Schätzung, auf ihr beruhte die Existenz des Bürgers; wie sollte er sie gering achten und von sich stoßen? Für die Askese war kein Raum in den Gedanken und keine Zeit in dem Thun. Seine Gesinnung wandelte sich demgemäß um; das Recht des irdischen Daseins trat neben die Kirche und ihre Anforderungen. Die Welt wurde nicht mehr verneint, sondern in ihrer wahren Bedeutung genommen. Demnach gewannen alle irdischen Einrichtungen an Wert; das Denken wurde nüchterner und praktischer.

Auch sonst that sich eine Kluft zwischen Bürgertum und Geistlichkeit auf. Die Kämpfe mit den Bischöfen bedingten andauernde Feindschaft und oft kam in ihnen ein wilder Haß zum Ausbruch. Auch der große geistliche Besitz in den Städten, der Steuerfreiheit beanspruchte und dessen Wachstum den Stadt=

säckel und den bürgerlichen Wohlstand schädigte, dann die mancherlei wirtschaftlichen Rechte, welche Klöster oder Domkapitel besaßen, wie der Weinschank, gaben Anlaß zu unausgesetzten Streitigkeiten, in denen die Bürger keineswegs immer recht hatten. Dann machte es die Geistlichkeit, wie der Papst gegenüber dem Kaiser; sie griff zu kirchlichen Strafen, dem Banne und dem Interdikt, die das städtische Gewerbe, weil sie ihm Absatzwege versperrten, schwer bekümmerten. Daher bildete sich Mißbehagen zwischen Geistlichkeit und Bürgertum aus, und trotz aller Verehrung vor Dogma und göttlichen Geboten ließen die Laien die Personen des kirchlichen Standes gar oft ihre rauhen Hände fühlen.

Auch Fürsten und Adel sahen scheel auf diesen Emporkömmling. Nicht bloß Neid und Hochmut schürten ihren Haß, denn auch sie erlitten große Beeinträchtigungen. Die Städte bildeten sichere Inseln in dem wilden Meere und lockten schon dadurch an. Auf dem Lande war durch die starke Volksvermehrung das Fortkommen erschwert; als Bürger konnte der daheim Ueberflüssige lohnenden Erwerb und vielleicht sogar ein glänzendes Fortkommen finden. Die Städte erschienen als das gelobte Land, wie später dem Europamüden die neue Welt. Und nicht allein sicherer, auch unendlich behaglicher lebte es sich hinter den Mauern; was gab es da zu sehen und zu hören, wo Handel und Wandel täglich neue Gäste, neue Kunde und neue Dinge brachte! Darum flossen von draußen her zahlreiche Einwanderer in die Städte und entzogen sich der Unterthänigkeit ihrer Herren; auch mancher, der ein böses Gewissen hatte, suchte Zuflucht unter dem städtischen Schutz. Die unaufhörlichen Klagen über die „Pfahlbürger“, wie man die neu in die Stadt Gekommenen nannte, waren in vielen Fällen sehr berechtigt.

Feindschaft genug bekamen so die Städte auf ihren Lebenslauf mit, aber sie konnten sie getrost tragen. Nicht bloß die starke Mauerwehr, das Geld, die Uebung im Handel und Hand-

werk gaben ihnen Widerstandskraft. Auch geistig erhoben sich die Bürger über einen großen Teil der alten Stände. Dazu half ihnen teilweise wieder die städtische Geistlichkeit, die durchschnittlich höher gebildet war, als die ländliche. Viele Kleriker, die über die Bischöfe und Kapitel nicht freundlicher dachten als die Bürger, schlossen sich ihren städtischen Gemeinwesen getreulich an und dienten ihnen in den Zeiten der Not. Auch die neuen Orden der Bettelmönche, die Franciscaner und die Dominicaner, siedelten sich mit Vorliebe in den Städten an und verbreiteten ihr Wissen, das ein volkstümliches Gepräge annahm. Lesen und Schreiben waren selbst für den Handwerker nützliche Fertigkeiten; der Kaufmann konnte sie gar nicht entbehren und brauchte außerdem noch manche Kenntnisse von andern Ländern und Völkern. Das Laientum trat nun auch dem Wissen näher.

Am wichtigsten war, daß mit dem Bürgertum sich eine soziale Neubildung vollzog. Obgleich die alteingesessenen, grundbesitzenden Familien der Patrizier obenan standen und lange allein das Regiment führten, galt doch jeder Bürger für frei. Es wurde bald zum Grundsatz, daß die städtische Luft frei mache; wer Jahr und Tag unbeanstandet in einer Stadt gewohnt hatte, streifte damit die Fesseln ab, die ihm vielleicht vorher auflagen. Während bisher der Stand eines jeden durch Geburt und Abkunft bestimmt wurde, bildete sich jetzt ein Stand der persönlichen Freiheit.

Aehnliche Wandlungen vollzogen sich auch sonst. Die Ministerialität schob sich hinein in die alten höheren Klassen freier Geburt, die politische Zersetzung benutzend. Die Ministerialen auf dem Lande entzogen sich der Unfreiheit und verwandelten sich in den niederen Adel, teils mit kleinem Besitz, teils als Lehnsträger ihrer ehemaligen Herren. Die kriegerische Thätigkeit blieb ihre Hauptbeschäftigung und sie machten nach wie vor eine gewaltige reisige Masse aus, nur daß diese nicht mehr größeren Herren diente, sondern entfesselt und zügellos ihrem Belieben frönte, als arge Störer der öffentlichen Ruhe.

Die Ministerialen in den Städten verschmolzen meist als obere Schicht mit dem Bürgertume.

Die Eleganz der staufischen Zeit ging dem Adel bald verloren, weil sie nur künstlich aufgepfropft gewesen war und die internationale Stellung des Reiches abstarb. Doch die staufische Litteratur hatte die Vorherrschaft der lateinischen Sprache gestürzt. An der Dichtung bildete sich die deutsche Prosa, und so schlug nun die deutsche Sprache in dem Schriftwesen des gewöhnlichen Lebens und in der Beurkundung, der Verwaltung ebenfalls durch. Für das Bürgertum war das ohnehin eine Notwendigkeit, doch auch sonst wurde das Deutsche allmählich als Schriftsprache herrschend. Das Laientum war auch in dieser Hinsicht der alten Abhängigkeit von der Geistlichkeit enthoben.

Das Leben des Volkes in den ersten Jahrhunderten des deutschen Reiches ist uns mit einem dichten Schleier verhüllt, weil die Ueberlieferung dürftig und ganz von kirchlichen Anschauungen erfüllt ist. Erst jetzt tritt es wieder deutlich hervor und staunend sieht man, wieviel vom Volkstümlichen sich erhalten, wie neben der kirchlichen Bildung auch eine des Laientums bestanden hatte. Ihr war zu verdanken, daß die Heldensagen der Vorzeit noch lebten. Besonders die Grundzüge des Rechtes waren bewahrt worden, und jetzt vermochte ein Laie, Eike von Repgow, eine große Rechtsaufzeichnung in deutscher Sprache, den Sachsenspiegel, zu schaffen. Gleichzeitig wurde eine große Weltchronik in niederdeutscher Prosa verfaßt.

Das waren nicht oberflächliche Veränderungen, sie kamen aus der Tiefe und griffen in die Tiefe. Indem der nationale Charakter sein Recht beanspruchte, gingen den Deutschen auch die Augen auf über das Verhalten der Kurie. Sie bemerkten, daß das Papsttum die Völker nicht mit gleichem Maße behandelte, wie es die universale Bedeutung der Kirche erfordert hätte, daß die Deutschen zurückgesetzt, die Romanen bevorzugt waren. Mit allem Nachdruck wies Walther von der Vogelweide

auf dieses Mißverhältnis hin; ingrimmig geißelte er den Papst, der die dummen Deutschen ausbeute und verlache. Erst das sechzehnte Jahrhundert erzeugte wieder gleich gewaltige Rede aus deutschem Zorne. Walther erkannte zuerst, daß das romanisierte Papsttum und die Deutschen nicht mehr zusammen paßten.

Aus dem Zusammenbruche des Reiches ging ein echtes Nationalbewußtsein hervor. Seine Grundbedingung ist immer der Kampf ums Dasein; er entwickelt scharfe Völkerindividualitäten. Erst wenn die Völker genötigt sind, ihre Eigenart vor dem Fremden zu bewahren, erkennen sie sich selbst. Die erlittenen Mißhandlungen entfremdeten die Deutschen dem Oberhaupte der Kirche, das oft als nationaler Gegner erschien, obgleich sein hohes Amt an sich noch immer mit größter Ehrfurcht betrachtet wurde. In die religiösen Gefühle kam ein Widerspruch, der nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Das Verhältnis wurde ähnlich wie in den Urzeiten, wo der Germane das römische Reich anstaunte und die Römer bekriegte. So verehrte der Deutsche auch jetzt noch die römische Kirche und haßte ihre Vertreter.

Einst hatte die Höhe der kirchlichen Kultur die deutschen Gemüter überwältigt. Seitdem ihre Bildungselemente Gesamtgut geworden waren, erschienen sie nicht mehr als überlegen. Daher vermochte auch auf diesem Gebiete nunmehr der deutsche, individuelle Zug wieder zu seinem Rechte zu kommen. In dem Riesentempel der Kirche, in dem Gedränge der dort versammelten Völkerscharen flüchtete der Deutsche sich gern in ein stilles Winkelchen, um seinen innerlichen Gedanken nachzuhängen. Nicht wollte er sich von der Allgemeinheit lossagen, nur der Gottheit näher kommen mit frommem Herzen, ein persönliches Verhältnis liebevoller Verehrung schaffen. Das Dogma, der Wert der kirchlichen Heilsmittel wurden nicht bezweifelt, aber es keimte das unklare Gefühl auf, der Mensch dürfe nicht auf die Vermittlung der Kirche allein vertrauen, sondern müsse selber dazu thun, um des Himmels und der

göttlichen Gnade würdig zu werden. Innere Einkehr, selbstthätige Besserung der Seele schien notwendig. Das deutsche Gemüt entfaltete sich religiös.

Diesen Gefühlen entsprach die deutsche Mystik. Bei allen Völkern sind ähnliche Richtungen aufgekommen, aber die deutsche Mystik ist besonderer Art; schwärmerisch, doch nicht phantastisch, innerlich ohne Prunk und Ueberschwenglichkeit, fromm ohne asketisch zu sein, nicht streitbar sondern mild strebt sie zum Göttlichen, nicht durch Unterdrückung des Persönlichen, sondern durch seine sittliche Erweckung. Die ersten großen Mystiker David von Augsburg und Berthold von Regensburg wirkten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihre Predigten übten eine ungemeine Anziehungskraft aus, weil sie an alle Stände gerichtet, aus warmem Herzen geschöpft, zu Herzen gingen. Strafend und zugleich erhebend, mit treffenden Bildern ihre Worte schmückend und verdeutlichend, priesen sie die Liebe Gottes und die Süßigkeit, ihn zu lieben. Die Mystiker arbeiteten fruchtbar mit an der Ausbildung der deutschen Prosa; die Nachfolger Bertholds, namentlich Meister Eckard von Köln, führten sie zur höchsten Kraft und machten sie fähig, den tiefsinnigsten Gedanken in der Volkssprache Ausdruck zu geben.

Das deutsche Volk ging unter allen Drangsalen rüstig daran, das was es gelernt hatte, zu eigener, echter Münze auszuprägen. „Frau Welt“, die ehemalige gleißende Verführerin zur Sünde, legte das prunkende Gewand ab und genas von ihren pesthauchenden Eiterbeulen; sie wurde zur gesunden derben Hauswalterin, die ihre Dienerschaft zum emsigen Schaffen trieb und ihr vergnüglichen Lohn nicht vorenthielt.

Elfter Abschnitt.

Die Erwerbung des Ostens.

Beispiellos in der Geschichte aller Zeiten ist, daß ein Volk, dessen staatliches Gebäude fast zertrümmert, das der willkürlichen Einmischung einer kirchlichen Uebermacht preisgegeben war, Eroberungen machte von gewaltigem Umfange, daß ein Volk, das scheinbar tödlich an seiner Vergangenheit erkrankt war, mit urkräftiger Frische und strotzendem Ueberschuß von Blut und Säften neue Gebiete seinem nationalen Geiste eröffnete. Im dreizehnten Jahrhunderte machte das Deutschtum Fortschritte, wie nie vorher und nie nachher, und es war eine seltsame Fügung, daß gerade damals die Stätten gewonnen wurden, aus denen später dem deutschen Volke, als es rettungslos dem Untergange zuzutreiben drohte, ein neues Heil erstand. Nicht ein Kaiser oder König führte die Deutschen nach dem Osten, das Volk zog selber dorthin und alle seine Teile, von den Fürsten herab bis zu den Bauern, vollbrachten aus eigener Kraft das gewaltige Werk. Sie holten nach, was das Kaisertum um Italiens willen versäumt hatte. Obgleich es nicht überall ohne Blutvergießen abging, die Hauptleistung vollzog der fleißige Arm, der den Pflug führte und die Mauern und Häuser der Städte baute, und der kühne, unternehmende Geist, der die Gefahren fremder Länder nicht scheute und zur See und zu Lande dem bürgerlichen Erwerb neue Plätze und weitausgedehnte Straßen eröffnete. Mit überraschender Klarheit enthüllen diese Jahrzehnte, worin die beste Kraft des Deutschen wurzelte. Er zeigte seine glänzende Befähigung zum Kolonisator, und nur solche Völker vermögen mit Frucht und Segen zu kolonisieren, in denen der Einzelne auf sich selber vertraut und seinen Mann zu stellen weiß.

Seitdem die unter Heinrich I. und Otto I. gegründete Herrschaft im Osten unter Otto II. zusammengebrochen war, trugen dort die nie ganz unterbrochenen Kämpfe keine sonderlichen Erfolge ein. Als der vom Königtum ausgegangene Antrieb erlahmte, begnügten sich die sächsischen Herren mit gelegentlichen Raubfahrten; noch lag nicht das Bedürfnis vor, einer zu stark angewachsenen Bevölkerung Raum zu schaffen. Erst das zwölfte Jahrhundert brachte kräftige Vorstöße nach dem Osten, die der spätere König Lothar als Herzog von Sachsen eröffnete, dann Heinrich der Löwe und Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg und dessen Nachkommen beharrlich fortsetzten. Auch die durch die Kreuzzüge entflammte kirchliche Idee wirkte mit; konnten doch auch hier und dazu bequemer und aussichtsvoller Heiden bekämpft werden. Die tüchtigen Grafen von Schauenburg entrissen den Wenden das östliche Holstein, an der Ostsee wurde über Mecklenburg hinaus vorgedrungen, unter Friedrich I. schlossen sich auch die slavischen Pommernherzöge dem Reiche an.

Gleichzeitig faßte das Christentum an der livischen Küste der Ostsee Fuß. Bremer Kaufleute trugen es dorthin und verbanden zuerst Mission und Handelsinteressen. Der treffliche Albrecht von Appelderen aus Bremen gründete 1201 Riga, das er zu seinem Bischofssitze machte, und rief nach der Weise der Zeit den Schwertorden zum Streite gegen die Heiden ins Leben. Da brach über die neuen Schöpfungen eine schwere Gefahr herein. Otto IV. hatte aus politischen Gründen dem dänischen Könige Waldemar II. das Gebiet zwischen Elbe und Elde mit Hamburg, Schwerin und Lübeck überlassen und Friedrich II. die Abtretung bestätigt. Indem Dänemark sich auch in Esthland festsetzte, konnte es das ganze Ostseebecken gewinnen. Da zwangen die norddeutschen Fürsten, ganz auf eigene Faust handelnd, 1227 Waldemar durch den Sieg bei Bornhöved, auf das deutsche Gebiet zu verzichten. Selten ist ein Kampf folgenreicher gewesen.

Noch lag zwischen Livland und Pommern eine klaffende Lücke, weil die heidnischen Preußen Freiheit und Glauben unerschütterlich verteidigten. Da sie den Polen gefährliche Nachbarn waren, kam Herzog Konrad von Masowien auf den Gedanken, den Deutschen Orden heranzuziehen.

Diese Rittergesellschaft entstand im heiligen Lande mit dem Zwecke, eine deutsche zu sein und den Deutschen zu dienen. Da dort die christliche Herrschaft mehr und mehr zurückging, fand der Orden keine rechte Wirksamkeit mehr, und nahm daher den an ihn ergangenen Ruf gern an. Die absterbende Kreuzzugsidee trieb somit für Deutschland noch eine schöne Frucht, doch der Orden gab seiner Thätigkeit erst rechten Wert, indem er das siegreiche Schwert mit der Palme friedlicher Arbeit schmückte. Lange, ein halbes Jahrhundert, dauerte der schonungslose, oft gräßliche Krieg gegen die Preußen, doch kaum hatte er begonnen, als auch der Orden daran ging, seine Eroberungen der deutschen Einwanderung zu erschließen. Durch die sogenannte kulmische Handfeste von 1233, eine der neuen Stadt Kulm verliehene Rechtssatzung, schuf er die Grundlage für städtische und ländliche Kolonisation, und bald erhob sich Stadt nach Stadt, strömten herbei Adel, Bürger und Bauern aus der alten Heimat, um sich ein neues Glück zu begründen. Der Orden selbst ging mit großem Beispiele voran; er ergriff mit vollem Verständnis die Richtung der Zeit auf Handel und Erwerb und wurde selbst Kaufmann und Landwirt im großen Stil. Preußen wurde deutsch; zugleich hielt auch die deutsche Kunst ihren Einzug. Als herrlichstes Denkmal prangt noch heute die Marienburg, in der 1309 die Hochmeister, die bis dahin in Venedig geblieben waren, ihren Sitz nahmen.

Preußen galt als Reichsland, und da sich der Orden der Schwertritter mit dem deutschen vereinigte, reichte deutsches Gebiet bald bis an den finnischen Meerbusen. Der Ring war geschlossen; das ganze Land im Süden und im Osten stand dem deutschen Wesen offen und die Ostsee wurde zum deutschen

Meere. Denn auch die Städte an der mecklenburgischen und pommerschen Küste betrieben mit Eifer die Seefahrt, den Fischfang und den Handel nach Skandinavien und tief nach Rußland hinein. Sie schlossen sich zusammen zu Bündnissen, aus denen nachher die Hansa erwuchs, und die nordischen Lande waren nicht im stande, mit ihnen in Wettbewerb zu treten.

Schnell nahm der deutsche Bürger und Bauer Besitz. Pommerland wurde durch friedliche Arbeit dem Wendentum, das fast ganz der Aufsaugung unterlag, abgerungen; in der Mark Brandenburg, wo die ursprüngliche Bevölkerung zum großen Teil vernichtet oder flüchtig geworden war, füllten die Ansiedler rasch den leergewordenen Raum aus. In Schlesien ging es ähnlich wie in Pommern; die Piastenfürsten riefen in Scharen Einwanderer herbei und wandelten sich selber zu Deutschen um. Weit über die Reichsgrenzen hinaus ging der Strom. Wie Stockholm einen starken Beisatz deutscher Bewohner empfing, nahmen auch die polnischen Städte ihrer genug auf; Krakau war im Mittelalter fast eine deutsche Stadt. Der Handel fiel hier ganz den Deutschen anheim. Auch in Ungarn und Siebenbürgen erhielten die schon früher dorthin gezogenen Einwanderer jetzt starke Vermehrung, so daß in ganzen weiten Strichen die deutsche Sprache herrschte.

Man nannte hier die Deutschen Sachsen, obgleich nicht alle aus diesem Lande stammten. An der Kolonisation des Ostens beteiligten sich fast alle deutschen Stämme, doch kamen die meisten aus dem Norden und dem Westen, vom Niederrhein bis zu den wallonischen Grenzbewohnern hin und von Westfalen her. Der bayerische Stamm hatte längst Gelegenheit gehabt, sein Wachstum nach Oesterreich und den Nachbarländern abzugeben und sie mit seiner Volksart und Sprache zu durchdringen. Am wenigsten entsandte Schwabenland nach dem Osten, während die Franken so zahlreich in Schlesien einzogen, daß sie den Landesdialekt bestimmten. Denn wenn die späteren Deutschen auswärts gar leicht ihre Sprache und Sitte aufgaben,

damals war es nicht so. Die Deutschen blieben allenthalben, was sie waren, und ihre Rede drängte die fremde zurück.

Von dieser ungeheuren Arbeit berichten die geschichtlichen Quellen wenig, weil sie sich in dem alltäglichen Leben vollzog, das als selbstverständlich nicht die Aufmerksamkeit der Historiographen erregte. Aber die Länder selbst wurden ihre lebendigen Zeugen bis auf den heutigen Tag. Nicht nur Sprache und Sitte der Bewohner bekunden ihren Ursprung. Von der Ostsee bis nach Ungarn hinein verrät die gleichmäßige Anlage der Städte mit ihrem viereckigen Markte, dessen verlängerte Seiten die breiten Hauptstraßen bilden, und neben dem auf freiem Platze die Hauptpfarrkirche steht, daß sie zu ziemlich gleicher Zeit nach dem gleichen Plane abgesteckt wurden; noch unterscheiden sich meist die von Deutschen gegründeten Dörfer durch die der Straße folgende lange Reihe der Häuser, hinter denen sich das Ackerland schmal und lang hin erstreckt, von den rundlich angelegten altslavischen Ortschaften. Auch die Kirche half fleißig mit. Die Mönchsorden der Prämonstratenser und noch mehr der Cistercienser holten wieder die alte Benedictinische Lehre von dem Segen der ländlichen Arbeit hervor und wie einst in früheren Jahrhunderten im eigentlichen Deutschland, so wurden jetzt weit draußen die Klöster, die sie in der Wildnis der Wälder und besonders gern auf den die Bruchflächen der Flüsse überragenden Ufern erbauten, Mittelpunkte der Kultur. Da der Haustein fehlte, kam der Backstein zu Ehren und führte zu einer eigenen, weite und hohe Räume liebenden Architektur; die großen Ströme und weiten Sümpfe veranlaßten die Wasserbaukunst zu großartigen Leistungen.

Zwischen diesen Gebieten lag Böhmen, das erst zur Zeit Friedrichs I. in engere Berührung mit Deutschland kam. Die Przemisliden wußten dann ihre Macht geltend zu machen in den Thronstreitigkeiten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; Philipp von Schwaben verlieh ihnen die Königswürde, und sie wurden aus Vasallen des Reiches zu Reichsfürsten.

Auch Böhmen nahm deutsche Einwanderer in reicher Zahl auf und erst sie machten die herrlichen Naturschätze des Landes nutzbar. Deutsche Sprache, Sitte und Dichtkunst kehrten in Böhmen ein. Die meisten Städte erhielten ein deutsches Bürgertum mit deutschem Rechte, welches Handel und Handwerk brachte, und deutsche Knappen erschlossen die unterirdischen Adern des edlen Metalls. Riesig mehrte sich mit den Einkünften die königliche Macht und der glänzende Herrscher Ottokar ging daran, ein Reich zu schaffen, das den ganzen Osten zu umspannen suchte. Begünstigt vom Papsttum, gewann er die Erbschaft des erloschenen Geschlechtes der Babenberger, Oesterreich und Steiermark, dann Kärnten und Krain bis zum Adriatischen Meere. Es war ein Reich von gewaltigem Umfange, durch keine andern Herrschaften unterbrochen, wie bis dahin noch keines auf deutschem Boden bestanden hatte. Ging es nach Macht und Ansehen, so gebührte Ottokar die deutsche Königskrone. Wie hätten sich da die östlichen Verhältnisse, das ganze Deutsche Reich gestaltet? Doch ein andrer wurde König.

Zwölfter Abschnitt.

Deutschland und Papsttum bis zum Ende ihres Streites.

Am 1. Oktober 1273 wählten die Kurfürsten zu Frankfurt den Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige. Nach dem Tode des Engländers Richard hatte Papst Gregor X., ohne die Ansprüche des Kastilianers zu beachten, die deutschen Fürsten aufgefordert, einen König zu setzen, da er sich von der Herstellung der öffentlichen Ordnung in Deutschland Nutzen für die Wiedereroberung des heiligen Landes versprach. Hauptsächlich

den Bemühungen des Pfalzgrafen Ludwig aus dem Wittelsbacher Hause war der endliche Erfolg zu danken, neben ihm hatte der Hohenzoller Burggraf Friedrich III. von Nürnberg für den Habsburger geworben.

Da Rudolf die Anerkennung des Reiches und des Papstes zu teil wurde, kam Deutschland wieder zu einem wirklichen Herrscher. Freilich die alten Grundlagen der königlichen Gewalt waren fast alle geschwunden, Rudolf trat eine völlig zerrüttete Erbschaft an. Das Reichsgut war bis auf geringfügige Reste verloren, meist an die Fürsten gekommen, und über das geistliche Gut hatte der König keine Verfügung mehr. Das Reich bot fast keine Mittel dar, um das Regiment auszuüben.

Dagegen stand die Macht der Fürsten wohl und fest begründet da. Als Landesherren hatten sie die Hoheitsrechte nicht mehr als Amt, sondern als Besitz inne; die Belehnung durch den König blieb zwar erforderlich, sank aber bald zur leeren Form herab, wenn rechtmäßige Erben vorhanden waren. Der größte Teil der Reichsbewohnerschaft war somit zuerst an die Fürsten gebunden; während der Begriff des Reiches hoch in der Luft schwebte, spannten sich über den Volksgruppen die niederen Dächer der fürstlichen Häuser. Die Insassen fühlten sich darin nicht unbehaglich, denn allerwärts suchte die angeborene Lust, sich in kleinen Verhältnissen zusammenzupferchen und nur die nächstliegenden Interessen zu beachten, ihre Befriedigung. Die Zersetzung der alten Geburtsstände, die gesteigerte, alle Kräfte beschäftigende Kulturarbeit vermehrten den Hang zur Abschließung.

Das Reich zerlegte sich in eine große Zahl geistlicher und weltlicher Herrschaften. Natürlich gingen die Inhaber darauf aus, sich in ihnen einzugraben; sie wollten nur erhalten und mehren, was sie besaßen. So wurde der Eigennutz der Charakterzug der letzten mittelalterlichen Zeit, und sie nahm die böse Gewohnheit an, nur Rechte zu fordern und der Pflichten sich zu entschlagen. Das Königtum blieb notwendig, weil

auf ihm alle Rechtstitel beruhten, und den Schutz des eigenen Bestandes begehrte man weiter von ihm. Jeder Stand that, als ob das Königtum nur seinetwegen da sei, aber ihm einen Gegenentgelt zu leisten, kostete einen schweren Entschluß. Diese rein äußerliche Auffassung des Reiches floß nicht immer aus bösem Willen, oft auch aus mangelhafter Einsicht, aus Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen Opfer für andre Zwecke; man verkannte, daß der Nutzen der Allgemeinheit auch der der einzelnen Teile sei.

Dem Reiche entzog sich so der hohe Adel, der anderweitig viel zur Schaffung festerer Staatsformen beitrug; er wurde zum partikularistischen Fürstentum. Zugleich behauptete sich die schon früher entstandene Meinung, die Fürsten seien die eigentlichen Träger des Reiches. Sprach man damals von Kaiser und Reich, so bedeutete das „und“ nicht selten einen Gegensatz, eine Trennung der beiderseitigen Interessen. Die Reichsstände waren das Bleibende, der König das Wechselnde.

Die Verfassung war ein Trümmerhaufen, in dem niemand rechten Bescheid wußte. Man holte für den augenblicklichen Bedarf wohl einzelne Bruchstücke heraus und flickte sie nach Gutdünken zusammen; zu einem Neubau fehlten Plan und Werkmeister. Daher schossen neue staatsrechtliche Theorien und Behauptungen wie die Pilze empor, von denen manche ebenso schnell wie diese vergingen, andre zu einer Dauer gelangten.

Daß der König lediglich durch Wahl sein Amt erlange, war jetzt allgemeine Anschauung. Als die Thronkämpfe zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das Bedürfnis nahelegten, die Rechtmäßigkeit einer Königswahl beurteilen zu können, entstand die Ansicht, sechs Fürsten seien vornehmlich berufen, einen König als gewählt zu verkündigen: die drei rheinischen Erzbischöfe, der Pfalzgraf, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Da vorher kein bestimmtes Wahlrecht einzelner Fürsten, sondern nur das der Gesamtheit gegolten hatte, so fand diese Theorie, hauptsächlich

durch den Sachsenspiegel, Anklang. Als siebenter wurde bald der Böhmenkönig mit hinzugerechnet und allmählich betrachtete man die Sieben als die eigentlichen Wähler, das ursprüngliche Zustimmungsrecht der übrigen Fürsten trat zurück. Zum erstenmale vollzogen die Kurfürsten — mit Ausschluß Ottokars von Böhmen, dessen Stelle Bayern einnahm — eine einhellige Wahl an Rudolf von Habsburg. Damit war das kurfürstliche Kollegium gebildet, doch verging lange Zeit, ehe es zu einer einheitlichen Körperschaft zusammenwuchs, die auch Einfluß auf die Reichsregierung ausübte. Zunächst kam es nur bei den Wahlen in Thätigkeit, und die äußerliche Auffassung von dem Königtume ließ auch machtlose Fürsten als ausreichend für die Erfüllung der Reichsaufgaben erscheinen. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Kurfürsten bei den Wahlen mehr darauf sahen, ein gutes Geschäft mit ihrer Stimme zu machen, als einen bedeutenden Herrn zum Könige zu wählen. Nur zu oft sündigten sie so schwer gegen Reich und Volk.

Während das Fürstentum erblich war, wurde das Königtum von der Erblichkeit ausgeschlossen, in der Meinung, es würde so seinen Zwecken am besten genügen. Wo alles sich seine Rechte sicherte, sollte das Königtum ganz ideal sein. Man hielt es geradezu für schädlich, einen mächtigen König zu haben, damit er nicht die Reichsfürsten vergewaltigen könne. Aus diesem Grunde und aus dem Gegensatz, den man zwischen König und Reich aufstellte, stammte auch die Rechtsanschauung, erledigte Reichslehen dürfe der König nicht behalten, sondern müsse sie binnen Jahr und Tag vergeben. Während in Frankreich das Königtum durch die Vererbung und die Befugnis, freigewordene Thronlehen einzuziehen, sich bereits zu größter Festigkeit durcharbeitete, nahm man ihm in Deutschland geflissentlich diese Hilfsquellen.

Dennoch wurden andrerseits keine Schritte gethan, um neben dem Könige dem Reichsganzen eine rechte Verfassung zu geben, etwa den Kurfürsten oder den Fürsten eine geordnete

Mitwirkung am Regimente zuzuweisen. Obgleich die Ansicht bestand, der König bedürfe zu gewissen Sachen, namentlich zu Verfügungen über Reichsgut, der Zustimmung der Fürsten, und obwohl die Herrscher in wichtigen Fragen den Rat der Fürsten einzuholen pflegten und zu diesem Zwecke Reichstage beriefen, so war das alles nicht gesetzlich festgelegt. Daher konnte der König noch immer sogar eine willkürliche Gewalt ausüben, vorausgesetzt, daß er durchdrang.

Thatsächlich war der König darauf angewiesen, das, was er erreichen wollte und sollte, mit Daransetzung seiner persönlichen Macht, also seines Familienbesitzes, durchzuführen. Das war ein hartes Opfer, und jeder König wurde geradezu genötigt, zum Ersatz seine Würde für seine Familie auszunutzen. Nur mit einer starken Hausmacht hinter sich war das Königtum leistungsfähig, und nur wenn es dauernd bei einer Familie blieb, konnte die Verschmelzung von Haus- und Königsmacht zum Nutzen der Reichseinheit erfolgen.

König Rudolf hat seine Regierung ganz diesen Verhältnissen entsprechend geführt. Beim Volke erfreute er sich großer Beliebtheit. Von hoher, hagerer, sehniger Figur, das lange blasse Gesicht mit stattlicher Adlernase von schlichtem Haar umrahmt, gab er sich leutselig und freundlich und verschmähte nicht, als froher Gast unter den Bürgern zu weilen. Mit dieser Gemütlichkeit verband der König jedoch einen sehr nüchternen Sinn; so sehr er bestrebt war, den Anforderungen seines hohen Amtes zu entsprechen, suchte er es auch zum Vorteil seiner Familie zu verwenden, und er hatte damit nicht nur Erfolg, sondern begründete auch Verhältnisse von höchster Wichtigkeit für die Folgezeit.

König Ottokar zur Anerkennung zu zwingen und ihm seine Beute abzunehmen, war für Rudolf ein Gebot der Notwendigkeit, und die Leidenschaft, mit welcher der Böhme die erste Niederlage wett zu machen suchte, führte 1278 seinen Untergang in der Schlacht nahe dem Marchfelde herbei. Rudolf belehnte

darauf seine Söhne mit Oesterreich und Steiermark. Da das Haus Habsburg zugleich große Besitzungen im Südwesten des Reiches, im Elsaß und in Schwaben hatte, wurde damit Oesterreich aus der Absonderung, in die es sich unter den Babenbergern eingelebt hatte, herausgezogen und in lebendigere Verbindung mit dem Ganzen gebracht. Vergebens suchte Rudolf seinem Sohne Albrecht die Nachfolge zu verschaffen; als er am 15. Juli 1291 starb, wurde Graf Adolf von Nassau zum Könige gewählt, der nicht viel mehr besaß als seinen tapferen Arm. Durch den Versuch, sich Thüringens zu bemächtigen, machte er sich die Kurfürsten zu Feinden, so daß Albrecht von Oesterreich gegen ihn auftreten konnte. In der Schlacht bei Göllheim am 2. Juli 1298 fiel der Nassauer, und Albrecht setzte nun die blutbefleckte Königskrone auf sein Haupt. Häßlich und finster, stark von Leib und kräftig von Geist, Feldherr und Staatsmann, ganz voll Machtbegierde, wollte Albrecht Thüringen und Böhmen mit den Nebenländern an sein Haus bringen, als Vorbote einer späteren Entwickelung. Deswegen drohte die Empörung der großen Reichsfürsten, namentlich der rheinischen Erzbischöfe, die er schon zu Anfang seiner Regierung gedemütigt hatte. Als er aber den entscheidenden Kampf beginnen wollte, fiel er am 1. Mai 1308 als Opfer der Rachsucht seines Neffen Johann von Schwaben.

Ihm folgte ein König andern Schlages aus dem äußersten Westen, Heinrich VII. von Luxemburg, den der glückliche Umstand, daß sein Bruder Balduin Erzbischof von Trier war, auf den Thron brachte. Eine milde, doch thatkräftige Persönlichkeit, untadelhaft und ehrliebend, begeisterungsfähig und dabei beständig, überzeugt von seinem Rechte und harmlos voraussetzend, daß andre es ebenso anerkennen müßten, stellte er sich sofort hohe Ziele. Keiner seiner letzten Vorgänger hatte Italien betreten, keiner den kaiserlichen Titel erworben. Doch wollten die Deutschen noch nicht auf diesen Schmuck verzichten und Heinrich erfaßte sogleich mit ehrlichem Idealismus den Plan, ihn

wieder zu erwerben. Zugleich sollte Italien, wie es einst die Staufer beabsichtigten, seine Schätze dem wiederhergestellten Kaisertume darbieten.

So lenkte Heinrich zurück in vergangene Zeiten. Mußten da nicht auch wieder die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum um Italien ausbrechen?

Das Papsttum hatte seinen Sitz nicht mehr in Rom. Nach der Vernichtung des staufischen Kaisertums schien der römische Stuhl die Idee Gregors VII., daß die Fürsten dieser Welt die Mägde des heiligen Petrus sein müßten, verwirklichen zu können. Die Errichtung einer päpstlichen Theokratie, in der alle Fürsten dem heiligen Petrus als Vasallen dienten, war der unentbehrliche Schlußstein des papalen Systems. Nur dann ließen sich die Kirchen der einzelnen Länder in der gebührenden Unterthänigkeit halten, wenn auch die weltlichen Herrscher von Rom abhingen. Schon waren belangreiche Anfänge zur Ausführung gemacht worden: Sicilien, Aragon, Portugal, selbst England erkannten die päpstliche Lehnshoheit an, Ungarn, Polen, Dänemark wurden für sie in Anspruch genommen, und Deutschland hatte oft schlechter dagestanden, als ein Lehnsstaat. Doch die Päpste hatten sich selber die letzte Vollendung erschwert. Indem sie die kaiserliche Macht hemmten und schließlich zerstörten, gaben sie den andern europäischen Staaten Zeit, sich zu befestigen. Das Papsttum war so hoch gestiegen, daß es auf seinem schwindelnden Gipfel allein stand. Mit unendlichem Hoheitsgefühl über die Lande hinausschauend, beachteten die Nachfolger Petri nicht, wie unten sich Gewölk zusammenzog, das den Glanz ihrer Machtfülle zu verhüllen drohte, und der Naturkraft des historischen Weltganges zu widerstehen, reichte selbst diese über jedes menschliche Maß herangewachsene Gewalt nicht aus.

Schon war die abendländische Menschheit an dem vergöttlichten Papsttume irre geworden. Die Kreuzzüge hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu einem furchtbaren Fehl-

schlage geführt; über das Kreuz triumphierte der Halbmond. Alle Verheißungen, alle fortgesetzten Anstrengungen der Päpste vermochten das trostlose Ergebnis nicht zu ändern; die unsäglichen Opfer waren vergebens gewesen. Stand also wirklich Gott so hinter der Kirche, wie es deren Leiter behaupteten, und durfte sie den Anspruch erheben, die einzige Macht auf Erden zu sein? Neben den Kämpfen fanden vielfach friedliche Berührungen mit den Bekennern des Islam statt, die sich dabei nicht als schlechtere Menschen erwiesen, im Gegenteil, sie übertrafen oft an Bildung die Christen, und an Sitte und Tugenden standen sie den Abendländern, namentlich den im heiligen Lande angesiedelten, wahrlich nicht nach. Der Sieg des Islam erschien fast wie ein Gottesgericht, das die gläubigen Seelen ängstigte und in Zweifel stürzte. Die Päpste, indem sie die Führerschaft der Kreuzzüge an sich rissen, machten sich für den Ausgang verantwortlich und mußten nun die Folgen tragen. Erlosch die helle Flamme der Begeisterung und ließ sie sich aus dem dürftigen Aschenhäufchen nicht mehr anfachen, so lag das nicht allein an dem Mißerfolge, sondern auch an dem Mißbrauch, den die Päpste mit der Kreuzzugsidee getrieben hatten. Abgesehen davon, daß von den ungeheuren Summen, die immer wieder erpreßt wurden, nur wenig dem heiligen Lande zufloß und bald gar nichts mehr zu dem angegebenen Zwecke in Verwendung kam, die Päpste würdigten die Kreuzzugspredigt im Namen Gottes herab für ihre politischen Zwecke. Gegen den Kaiser und andre unbotmäßige Fürsten erscholl ihr Kreuzzugsruf, ebenso wüteten die unter dem Kreuz aufgebotenen Kriegsscharen mit wilder Grausamkeit gegen als Ketzer erklärte Christen. Schmückten sich von Anfang an viele mit dem heiligen Zeichen nur, um mit ihm sehr weltliche Absichten zu verdecken, so thaten nachher die Päpste dasselbe. Die Kreuzzüge wurden zum Spott; schließlich nannte man herumschweifendes Gesindel kurzweg Kreuzfahrer.

Die mächtigste Waffe der Päpste war der Bannstrahl, mit

dem sie Kaiser von ihrem Throne stürzten. Wie oft erschollen seit Gregor VII., der zuerst bei jeder Gelegenheit zum Anathem griff, von dem päpstlichen Stuhle herab fürchterliche Verfluchungen! Die Betroffenen sollten, wenn sie nicht Buße thaten, aller Hoffnungen auf Erden und im Himmel beraubt, aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen sein. Wie immer, schadeten hier das Uebermaß und die Vergeudung. Schwand die anfängliche Zaubermacht des Bannes dahin, setzte sie nicht mehr weltliche Kraft für den Papst in Bewegung, dann mochte er sehen, wie er seinen Willen durchführte.

Otto IV. und dann Friedrich II. hatten auf den Kirchenstaat, das Gebiet in Italien, welches die römischen Bischöfe als das ihre beanspruchten, verzichtet. Rudolf bestätigte die Abtretung, wie er nicht anders konnte. Das Papsttum wurde dadurch eine der italischen Landmächte und geriet in den Strudel nie ruhender Zwistigkeiten. An ihnen nahm es nur politisch Anteil und sein geheiligter Charakter kam wenig in Anschlag, während an die Päpste die Versuchung hervortrat, über dieser kleinlichen örtlichen Beschäftigung die höheren allgemeinen Pflichten zu vernachlässigen. Der Kirchenstaat wurde zum Bleigewicht, welches das Papsttum aus seiner erhabenen Sphäre in irdische Verhältnisse herabzog.

In dem Kaisertum zerstörten die Päpste die Macht, der sie ihr Aufkommen verdankten und von der sie Schutz verlangen durften. Sie bedienten sich dazu des Beistandes von Frankreich. Die Romanisierung, der die Kirche verfallen war, führte ebenfalls dazu, die höchsten Stellen den Welschen zu überliefern. Die Päpste, welche die Katastrophe der Staufer veranlaßten, waren sämtlich Franzosen, und deren viele saßen ständig im Kardinalkollegium. Diese Verwelschung brachte das Papsttum in eine neue Abhängigkeit. Gestützt auf die Anjoviner in Neapel, richtete nun Frankreich seine Augen auf Italien und trug damit in die europäische Politik einen Gärungsstoff hinein, der mit kurzen Unterbrechungen bis auf unsre Tage ge-

blieben ist. Eifersucht und Feindschaft gegen Deutschland waren die unausbleiblichen Folgen, und bald dachten die französischen Könige daran, sich sogar die kaiserliche Würde anzueignen.

Einsichtige Päpste erkannten, welche Dornen die französische Freundschaft barg, und der Grundplan ihres Machtgebäudes erheischte dringend Verschließung der letzten Lücke durch die Einordnung Frankreichs. Gelang sie, dann war der theokratische Ring fertig. Eine Weltfrage allerersten Ranges drängte zur Entscheidung.

Sie fiel, indem Bonifacius VIII., der kühne, hochfahrende Greis, der vollendete Repräsentant des weltgebietenden Papsttums, Streit erhob gegen den französischen König Philipp den Schönen. Seine Bulle vom 18. November 1302: „Unam sanctam" verkündete der Christenheit: wer dem Papste widerstehe, widerstrebe Gott; für jede menschliche Kreatur sei es eine Heilsnotwendigkeit, dem römischen Pontifex zu unterstehen. Das war das hohe Lied der päpstlichen Allgewalt, aber auch ihr Schwanengesang. Mit Meisterschaft führte der Franzose, ganz kalter Verstand und arglistige Berechnung, die Verteidigung und wandelte sie zum Angriff um. Sein Kanzler Nogaret verhinderte Bonifacius durch einen gewaltthätigen Ueberfall in Anagni, den Bann auszusprechen, und bald darauf brach dem Tiefgedemütigten das Herz. Der zweite Nachfolger des Bonifacius, Clemens V., trat seine Würde in seinem Heimatlande Frankreich an und Philipps Staatskunst wußte ihn dort festzuhalten. Gedachte der Franzose doch sogar, mit Hilfe des Papstes nach Albrechts Tode den Deutschen seinen Bruder zum Könige aufzudrängen.

Unter solchen Verhältnissen trat Heinrich VII. seine Romfahrt an. Clemens begünstigte sie anfangs, weil er Italien nicht sich selbst überlassen wollte. Viele Italiener, und unter ihnen kein Geringerer als Dante, begrüßten den Ankommenden mit Jubel, als den heiligen Arzt, der die Wunden des zer-

rissenen Italiens schließen werde. Heinrich erschien mit der Absicht, unparteiisch zwischen den beiden großen Gegnerschaften, den Guelfen und Ghibellinen zu walten; schnell genug zeigte sich die Unmöglichkeit so idealen Gebarens, und der König sah sich zu den Ghibellinen gedrängt. Gegen ihn arbeitete der König Robert von Neapel, dessen Truppen einen Teil von Rom und den St. Petersdom besetzten; nach heißen Kämpfen in den Straßen mußte sich Heinrich mit dem Lateran begnügen, wo ihn päpstliche Legaten zum Kaiser krönten. Papst Clemens, den auch Frankreich bestürmte, wurde ängstlich, als Heinrich den Entschluß faßte, Neapel anzugreifen, und stellte Forderungen von unerhörter Anmaßung. Da Heinrich nicht eine Puppe in den Händen des Papstes, sondern voll Kaiser sein wollte, brach der alte Zwist wieder aus. Das Fieber raffte den Luxemburger am 24. August 1313 hinweg, ehe er seine Pläne ausführen konnte, und der Dom in Pisa barg die Asche des letzten Kaisers, der Italien zum Opfer fiel.

Ehe Heinrich Deutschland verließ, hatte ihm das Glück ohne sein Zuthun einen herrlichen Erfolg in den Schoß geworfen: sein Sohn Johann war mit der Erbtochter von Böhmen vermählt worden. Weil er noch zu jung war, um Nachfolger des Vaters zu werden, stellte die luxemburgische Partei dem Oesterreicher Friedrich dem Schönen, der sich um die Krone bewarb, den Herzog Ludwig von Oberbayern entgegen. Indem sich die Stimmen der Kurfürsten zwischen beiden spalteten, gab die Doppelwahl vom Oktober 1314 Deutschland zwei Könige.

Der entbrennende Kampf war mehr ein Streit der beiden Häuser Habsburg und Wittelsbach, als eine Entzweiung des Reiches, da die meisten Fürsten ruhig zusahen. Endlich nahm Ludwig 1322 in der Mühldorfer Schlacht Friedrich gefangen und errang darauf die einhellige Anerkennung. Doch inzwischen hatte sich ein neuer Gegner eingefunden.

Ein zu siegen gewohnter Feldherr rafft wohl, wenn seine

Lage ungünstig geworden ist, seine alten Künste zusammen, in der Ueberzeugung, unüberwindlich zu sein und die neu erstandenen Feinde unterschätzend. So ging auch Papst Johann XXII. noch einmal mit breiter Schlachtlinie vor. Klein, unansehnlichen Körpers, von quecksilberiger Lebendigkeit und Arbeitslust, glich er Gregor VII. Er ähnelte ihm auch an Maßlosigkeit der Forderungen und stellte ebenfalls um der politischen Herrschaft willen die sittlichen Aufgaben der Kirche zurück. Doch war er beschränkter in seinem Gesichtskreise und von trockener Einseitigkeit. Von seinem Zimmer in Avignon aus, das er nie verließ, wollte er Italien unterwerfen, und dieser Plan beherrschte seine ganze Amtsführung. Deswegen beutete Johann mit erfinderischem Sinne, Geld auf jede Weise zu schaffen, die Kirche aus, die ihm nur für das Papsttum da zu sein schien, und erhob sich zu Behauptungen über die Rechte des Papstes, hinter denen die seiner größten Vorgänger im verflossenen Jahrhundert bescheiden zurückblieben.

Eben Italien gab ihm den Grund, gegen Ludwig einzuschreiten. Weil sich die Anrechte des Kaisertums auf die Halbinsel nicht wegstreiten ließen, wollte der Papst den Zwiespalt in Deutschland verewigen und benützen, um es nicht mehr aufkommen zu lassen. Er erklärte, solange es keinen Kaiser gebe, sei der Papst der Verweser des Reiches, und auch in rein deutschen Angelegenheiten nahm er dies Recht in Anspruch; damit nicht ein künftiger Kaiser auftreten könne, verlangte er, kein von den Kurfürsten gewählter König dürfe die Regierung ausüben, ehe nicht der Papst die Genehmigung dazu gegeben hätte.

Je mehr ein Mann im Unrecht ist, um so leidenschaftlicher pflegt er zu sein, und Johann begriff nicht, daß Deutschland diese Vollendung der päpstlichen Obergewalt unmöglich ertragen konnte. Gegen die verweltlichte, von Johann selbst noch mehr in Verderbnis gestoßene Kirche erhob sich allgemeiner Widerspruch, zu dem die mannigfaltigen Klagen, die schon so lange erhoben wurden, zusammenflossen.

Alle bisherigen Tadler legten nur die Symptome der Krankheit dar, keiner traf den Grund, weil sie über das Wesen der Kirche nicht viel anders dachten, als die Päpste selber. Jetzt trat zum erstenmal eine neue Weltanschauung ins Feld, die nicht leicht abprallende Pfeile kirchlicher Denkungsart auf den mit gleichem Stoffe gepanzerten Gegner sandte, sondern gegen ihn wuchtige Werkstücke wissenschaftlicher Erkenntnis schleuderte. Nun erst begann der großartige Kampf, in dem es sich nicht um eine Ausbesserung des mittelalterlichen Baues zu seiner Erhaltung, sondern um seine Zerstörung handelte.

Der Uebermut, mit dem der unruhige Greis in Avignon den deutschen König angegriffen hatte, rächte sich schwer; die kleine Landstadt München wurde der Sammelplatz aller Widersacher des Papsttums. Ludwig, als Ketzer gebrandmarkt, wollte den schweren Vorwurf auf den Urheber zurückschleudern. Ein bunter Heerhaufe schickte sich unter seiner Fahne zum Sturme auf die päpstliche Feste an. Als schwere Phalanx dienten ihm die Minoriten. Dieser Orden, gestiftet von dem engelgleichen Schwärmer Franz von Assisi, der von der Armut und völligen Entsagung die Rettung der entarteten Welt erhoffte, barg in sich die verschiedensten Bestandteile. Die sogenannten Fraticellen verneinten die Hierarchie mit ihrer Pracht und wollten sie ersetzen durch eine geistige, mystisch-apokalyptische Kirche, die andern, unter ihnen der General und die bedeutendsten Gelehrten des Ordens, boten ihren Scharfsinn auf, um die Lehre zu verfechten, Christus und die Apostel hätten kein wahres Eigentum besessen. Sie waren gelehrte Grübler, aber ihr Satz vertrug sich nicht mit der bestehenden Kirche und wurde von Papst Johann verworfen.

Die demagogische wie die gelehrte Opposition fanden Zuflucht bei König Ludwig und arbeiteten für ihn die schärfsten Proteste gegen Johann aus. Der Engländer Occam verfaßte weitläufige Schriften, kraftvoller schrieb Marsilius von Padua, der seine Professur an der Pariser Universität hatte aufgeben

müssen. Er warf in die allgemeine Erregung sein gewaltiges Buch, das er den „Verteidiger des Friedens" nannte, des Weltfriedens, dessen Störer der Papst war. Von der Staatslehre des Aristoteles ausgehend, aber mit selbständigem, genialem Denken wies er nach, dieses Papsttum sei weder biblisch noch historisch begründet; die Kirche als Gemeinschaft aller Christen müsse, wie der Staat, auf der Freiheit der Gemeinden beruhen. Der Papst hat keine höhere Gewalt als die Priester, und diese sollen dienen dem göttlichen Gesetz, doch unterworfen der staatlichen Ordnung; lösen und binden kann nur Gott, nicht der Papst, dessen gegenwärtige Gewalt der alleinigen Glaubensnorm, der Bibel, widerspricht. Marsilius ging weit hinaus über die Tendenzen seiner Genossen, denn diese dachten katholisch, er allgemein christlich und menschlich.

Damit war die gegen das Papsttum aufgebotene Macht noch nicht erschöpft; Ludwig entschloß sich, noch andre Kräfte heranzuziehen. Ober- und Mittelitalien waren zerrissen in viele blühende und reiche städtische Herrschaften, die ewigem Zwiste untereinander und innerhalb der einzelnen Bürgerschaften nachhingen. Darüber kamen Signoren auf, gleich den alten griechischen Tyrannen, nur daß diese Aristokratien, jene Demokratien unter ihre Gewalt zu beugen suchten. Unter ihnen waren die mächtigsten die Visconti in Mailand, von Johann XXII. tödlich gehaßt als größtes Hindernis einer päpstlichen Herrschaft. Die Stadt Rom, seit dem Abzuge des Papsttums ihrer bisherigen Lebensquellen beraubt, zürnte gleichfalls auf ihren Bischof, der allen Bitten um Rückkehr Gehör versagte. Gelang es Ludwig, Italien für sich zu gewinnen, dann war der Papst für seine Anmaßung bestraft.

So geschah das Unerhörte. Im Januar 1328 nahm Ludwig aus den Händen der Vertreter der Stadt die Kaiserkrone, erklärte Johann für abgesetzt und ließ einen neuen Papst wählen. Nicht der päpstliche Bannfluch, sondern die Unbeständigkeit der Italiener und seine Armut nötigten ihn, Italien

wieder zu verlassen, und die Verwünschungen, die Johann weiter auf ihn häufte, blieben in Deutschland ohne Wirkung.

Auch die Deutschen empfanden, daß einem so frivolen Spiele, wie es Johann lediglich aus politischen Gründen trieb, ein Ende gemacht werden müsse. Die Bürgerschaften verachteten das Interdikt und zwangen die Geistlichkeit, Messe zu lesen; sie hielten es für gestattet, Gott zu dienen, auch wenn der Papst es verbot. Und als Johanns Nachfolger, Benedict XII., auf dessen Forderungen beharrte, erklärten im Juli 1338 die in Rense versammelten Kurfürsten, lediglich durch ihre Wahl werde ein rechtmäßiger römischer König, der keinerlei Anerkennung durch den Papst bedürfe.

Wie sich große Erdbeben lange vorher durch einzelne Stöße ankündigen, so zeigten alle diese Ereignisse, wie unterhöhlt bereits der Grund unter dem päpstlichen Gipfel war. Noch ging jetzt die Gefahr vorüber.

Ludwig der Bayer bot ein seltsames Gemisch von Eigenschaften. Ein schöner, elastischer Mann, körperliche Bewegung und harmlosen Genuß liebend, voll natürlicher, mystisch angehauchter Frömmigkeit, geneigt zum Wagnis und leicht wieder vom Begonnenen abspringend, war er weder ein großer Geist, noch ein Held. Er ließ sich von seiner Umgebung leiten, solange es ihm zweckdienlich schien, und überließ ihr die wissenschaftliche Verantwortung. Er war ehrenhaft genug, seine gelehrten Freunde zu schützen, doch wenn ihm der Papst einen leidlichen Frieden gestattete, wollte er ihn annehmen, auch ohne über Bedingungen ängstlich zu mäkeln. Er wünschte sehnlich, vom Papste anerkannt zu werden, um die Zukunft seiner Familie zu sichern. Seine königliche Würde sollte ihr Vorteile bringen, und allmählich erfüllten diese Gedanken seinen Sinn vollständig. Wie er schon nach dem Siege bei Mühldorf die durch das Aussterben der Askanier erledigte Mark Brandenburg seinem Sohne Ludwig übertragen hatte, verschaffte er ihm auch Tirol in häßlicher Weise, welche die Moral verletzte. Indem er dadurch seine

Stellung dem Papste gegenüber erschwerte und allgemeine Mißstimmung erregte, erbitterte er zugleich die Luxemburger, denen er seinen Thron und den Sieg über die Habsburger verdankte. Er entfremdete sich seinen besten Freund, den vortrefflichen Erzbischof Balduin von Trier, der ihm getreulich gegen die Kurie zur Seite gestanden hatte, dessen Neffen, den schönen und ebenso leichtsinnigen, in klugen und thörichten Entwürfen unermüdlichen Böhmenkönig Johann und Johanns früh zum Ernste des Lebens durchgedrungenen Sohn Karl; die luxemburgische Familie mußte in Ludwig einen nach ihrer Vernichtung trachtenden Feind erkennen. Sie setzte sich daher mit Papst Clemens VI., der geschickter als seine Vorgänger auftrat, in Verbindung; Karl ließ sich im Juli 1346 in Rense von der Mehrheit der Kurfürsten zum Könige wählen, und obgleich er damit nur den Titel, nicht das Reich gewann, verschaffte dann der plötzliche Tod Ludwigs am 11. Oktober 1347 dem rasch Zugreifenden die allgemeine Anerkennung. Auch die haltlosen Söhne des gestorbenen Kaisers mußten sich zu ihr bequemen und den von ihnen aufgestellten Gegenkönig Günther von Schwarzburg fallen lassen.

Der große Angriff auf den römischen Pontifikat endete mit einem Gegenkönigtume, das so päpstlich erschien, wie kaum eines zuvor. Doch Karl IV. hatte schon die vorhergehenden Verhandlungen mit größter Gewandtheit geführt und bald bewies er, wie wenig er ein Pfaffenkönig sein wollte. Gerade die Streitfrage, welche die Päpste zuletzt aufgeworfen hatten, wußte er glänzend zu erledigen. Nachdem er in Rom von dem päpstlichen Legaten die Kaiserkrone erhalten hatte, schob er 1356 durch das Reichsgesetz der Goldenen Bulle das beanspruchte päpstliche Bestätigungsrecht stillschweigend beiseite und machte die Rechtmäßigkeit eines Königs lediglich von der Wahl durch die Kurfürsten abhängig.

Der Kaiser setzte sich noch ein weiteres Ziel. Solange der römische Stuhl in Avignon stand, war die allgemeine

Politik gestört. Ausschließlich Franzosen wurden dort gewählt, auch das Kardinalkollegium ergänzte sich fast nur aus solchen; ganz natürlich, daß unter solchen Umständen Frankreich überwiegenden Einfluß auf die Päpste ausübte und sie leicht zu seinen Gunsten in Bewegung setzen konnte. Umgekehrt war der dortige Papst des Schutzes Frankreichs gewiß. Den größten Nachteil davon erfuhr Deutschland, wie die letzten Zeiten genugsam dargethan hatten. Daher bemühte sich Karl, die Rückkehr nach Rom zu bewirken, und mit Glück. Urban V. hielt seinen Einzug in Rom, und obgleich er entsetzt über die heillosen Zustände Italiens wieder nach der Provence zurückkehrte, mußte 1377 sein Nachfolger Gregor XI. den sauren Schritt nochmals thun. Das babylonische Exil des Papsttums war zu Ende, aber an seine Sohlen hefteten sich alle die Fehler und Sünden der Vergangenheit.

Nach Gregors Tode wählten im April 1378 die Kardinäle Urban VI., einen Italiener. Nur ungern hatten sie sich dazu entschlossen, und als er rücksichtslos und roh auftrat, nahmen sie den Tumult, mit dem die Römer seine Erhebung begleitet hatten, zum Vorwand, um die Wahl für ungiltig zu erklären, und erkoren einen neuen, französisch gesinnten Papst Clemens VII. Während Urban sich in Rom behauptete, ging dieser nach Avignon. Die Christenheit hatte nun zwei Päpste und niemand wußte zu sagen, wer der rechte sei.

Aus seinem eigenen Schoße gebar das Papsttum das Schisma, welches seiner Mutter unsägliche Schmerzen und Schande bereiten sollte. Verblendet von der dämonischen Gewalt, mit der es so lange die Welt bezaubert hatte, wütete das Papsttum gegen sich selbst; der Gigant war nicht mehr furchtbar.

Dreizehnter Abschnitt.

Der Niedergang der mittelalterlichen Kirche.

Jeder irdischen Gewalt sind Grenzen gesetzt und jede Idee, mag sie die Herzen der Menschen noch so hoch erhoben haben, bricht zusammen. Indem sie ihren Siegeslauf antritt, ruft sie neue Verhältnisse, neue Gedanken ins Leben, die wiederum ihr Recht für sich haben. Jede Idee geht hervor aus bestimmten Zuständen, die sie, um zur Herrschaft zu gelangen, verändern muß. Dadurch hebt sie selber einen Teil der Vorbedingungen auf, von denen sie getragen wurde; die anfänglich einfach erscheinende Frage wird bei ihrer Durchführung immer mehr zusammengesetzt und es zeigt sich, daß nicht alle Aufgaben so, wie man gehofft hatte, gelöst werden können. Daher erfolgt ein Wechsel der allgemeinen Stimmung; das Leben drängt weiter nach den neuen Richtungen zu, die sich aufgethan haben. In dem alten Mythos verschlingt Vater Kronos seine Kinder, in der Geschichte wird die Mutter, die Idee, von ihren Kindern verschlungen. Doch wie diese ein Stück von ihr sind, bleibt sie in ihnen lebendig, bis die Stunde kommt, wo sie in anderer Gestalt wieder geboren wird. Wie in der Natur, geht in der Geschichte nichts verloren. Nur die Formen wechseln, die Kräfte bleiben; sie erscheinen in neuen Verbindungen, jedoch in aller Verteilung und Zersetzung besteht ein Rest des Ursprünglichen.

So erging es dem kirchlichen Gedanken des Mittelalters. Er war gewiß groß und schön, doch es mußte sich erst zeigen, ob er durchführbar, ob er im stande war, der rauhen Wirklichkeit gegenüber sich zu behaupten. Er ging aus von der Kirche als göttlicher Einrichtung, aber die Kirche spannte ihre Zelte auf dieser Erde; er setzte voraus, daß die Diener der Kirche

sich allein dem Wohle der Menschheit widmen sollten, aber sie waren keine himmlischen Engel. Die Geistlichkeit war reich ausgestattet mit Besitz, den zu bewahren und zu mehren sie gleichfalls für ihre Pflicht gegen Gott erklärte. So sah sie sich genötigt, auch an den weltlichen Dingen teilzunehmen. Sie wollte sich schützen vor feindlicher Gewalt, deshalb strebte sie danach, selber ausreichende Macht zu gewinnen und sich der staatlichen Unterordnung zu entziehen; sie trat dadurch zu dem Staate in Gegensatz. Den gebührenden Einfluß schien die Kirche erst ausüben zu können, wenn sie fest geeint war; so machte sich schließlich das Papsttum zum unbeschränkten Gebieter. Seiner Stellung wurde es erst sicher, wenn die Gewalten der Erde sich vor ihm beugten und in der Umgebung seines Hauses, in Italien, keine andere stärkere Macht bestand.

Aufgaben und Ziele des Papsttums wuchsen wie eine Lawine ins Unermeßliche, und die politische Thätigkeit wurde seine wichtigste, wie sich zu seinem Schaden bei solchen Päpsten fühlbar machte, die ihr weniger Sorgfalt zuwandten. Unter großen Kämpfen war dieser Entwickelungsgang zurückgelegt worden und die dabei erregten Feindschaften wurden zwar meist besiegt, aber nicht beseitigt. Die Größe des Papsttums rief auch großen Widerstand hervor, weil es nach allen Seiten hin seine Wucht empfinden ließ, politisch, kirchlich, finanziell, geistig. Eben dieser ungeheuere Umfang machte sein Wesen aus, von dem es kein Stück daran geben konnte, weil es dann nicht mehr dasselbe gewesen wäre. So wurde dem Papsttum notgedrungen die Behauptung seiner Existenz der Hauptzweck, doch nicht um seinetwillen, sondern um der Kirche, der Menschheit willen war es so hoch gehoben worden. Diente es diesen beiden nicht mehr ausreichend, so wurde es aus einer Wohlthat zu einer Last.

In der That machte sich dieses Gefühl mehr und mehr geltend. Daß die Kirche nicht das war, was sie sein sollte, leugneten selbst die wärmsten Verehrer des Papsttums nicht.

Allenthalben klagte man über die Sünden und Schwächen der Geistlichkeit, denn auch bei ihren niederen Gliedern wurde offenbar, daß die Verweltlichung der Kirche sie angesteckt hatte. Die Päpste vermochten beim besten Willen nicht viel zu helfen, weil ihnen bei ihren unzähligen Obliegenheiten für Kleinigkeiten keine Zeit blieb; allgemeine Ermahnungen von oben herab verfingen nicht, weil die Ausführung fehlte. Um ihr Regiment zum allgebietenden zu machen, hatten die Päpste auch die Disziplin an sich gezogen, indem sie die Vollmacht der Bischöfe untergruben. Auch sonst hatte das bischöfliche Amt an Ansehen eingebüßt, denn es lag oft genug nicht in geeigneten Händen. Schon klagte man in Deutschland, als einst die Könige die Bischöfe ernannten, sei es um sie besser bestellt gewesen. Jetzt, wo ihre Erwählung bei den Kapiteln stand, kamen unendlich oft zwiespältige Wahlen vor, die dann der Papst zu entscheiden hatte. Doch woher sollte er die Personen und Beweggründe kennen? Er konnte sich nur nach äußeren Verhältnissen richten, und da an der Kurie zahlreiche Personen von den Unterbeamten hinauf bis zu den Kardinälen an den Rechtssachen beteiligt waren, führten nicht selten goldene Brücken am schnellsten zum Ziele. Die Einkünfte eines Bistums lohnten sie ja nachher. Mehr und mehr hatten die Päpste die Besetzung der hohen Kirchenstellen in ihre Gewalt gebracht und immer neue Gründe wurden erfunden, um diese sogenannten Reservationen zu vermehren. Das geschah wohl, um die Oberhoheit des Papstes fühlbarer zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, unmittelbar für die Seelen der Christen zu sorgen, doch die böse Welt meinte, damit werde erst recht dem schnöden Handel um geistliches Gut Thür und Thor geöffnet. Der Verdacht schien leider manchmal gerechtfertigt. Das Papsttum brauchte eben fortwährend unermeßliches Geld, für den Hofstaat der Kurie, für die großen politischen Unternehmungen, für die Kriege in Italien. Angeblich auch für die Kreuzzüge, denn seitdem das heilige Land verloren war, forderten die Päpste oft

Zehnten und Abgaben für seine Befreiung ein, doch wurde deswegen den Ungläubigen kein Fuß Landes entrissen. Die Christenheit merkte überhaupt nicht, daß von den Geldsummen, die dargebracht wurden, etwas für das Christentum, die Pflege christlicher Gesinnung und Zucht abfiel; diese schienen durch das Gewicht des dargebrachten Goldes nur tiefer herabgedrückt zu werden. Kein Wunder, wenn der Ruf der Kurie noch schlechter wurde, als sie vielleicht verdiente.

Der Kampf gegen die Simonie war einst das Losungswort gewesen zur großen Erhebung des Papsttums; jetzt galt der Nachfolger des Simon Petrus vielen als der ärgste Simonist! Diese Uebelstände führten zur Mißachtung des Klerus; die Laien hegten starke Abneigung gegen Geistliche und Mönche, während diese das Laientum als ihren selbstverständlichen Feind betrachteten. Die wirtschaftlichen und sonstigen Vorrechte des Klerus führten zu vielen erbitterten Streitigkeiten, und wenn um solcher Dinge Bann und Interdikt als Waffen gebraucht wurden, sank das Ansehen der Kirche erst recht. Die Religion wurde in den täglichen Streit um Mein und Dein hinabgezerrt.

Alle Welt fühlte das Drückende, das Unwahre dieser Verhältnisse, und frühzeitig glaubte man den eigentlichen Grund für die Entartung der Kirche zu erkennen. Die Fabel berichtete, als einst Kaiser Konstantin dem Papste seine Schenkung machte, sei die Stimme eines Engels erschollen: „Heute ist Gift in die Kirche gegossen worden“. Man meinte, die Ausstattung und Belastung mit irdischem Gut verhindere die Kirche, sittlich zu sein und Sittlichkeit zu pflegen. Gewiß war das nicht unrichtig, aber hierin lag nicht die alleinige Störung. Das Uebermaß der Kirche, ihre absolutistische Gestaltung und übertriebene Zentralisierung, ihre Einmischung in alle Verhältnisse, ihre Vermessenheit, das ganze Leben beherrschen zu wollen, hatten sie zu einem Riesenorganismus anschwellen lassen, der seine Teile nicht mehr beherrschen konnte; aller redliche Wille, an

dem es wahrlich nicht gefehlt hat, half nichts, weil er die Masse nicht durchdringen, nicht wirklich beherrschen konnte. Absolutismus straft sich immer, weil er notgedrungen eine größere Verantwortung übernimmt, als er tragen kann. Der mächtige Strom, von dem man alles Heil erwartet hatte, war nicht zu ebenmäßiger Befruchtung des Erdreichs gelangt; aufgefangen in dem Felsenkessel des Papsttums, füllte er ihn zum gewaltigen Stausee, während das übrige Land trocken und dürr blieb.

Obgleich der blendende Heiligenschein, der so lange den Thron des Papsttums umgeben hatte, schon im Erbleichen war, vermochte es sich doch kraft der ihm innewohnenden Schwere zu behaupten. Es galt als unantastbar und unangreifbar, und selbst ein Philipp der Schöne hatte seinen Streit gegen Bonifacius VIII. nur führen können, weil eigentümliche Verhältnisse gestatteten, ihn als einen Kampf gegen dessen unwürdige Person darzustellen. Seitdem jedoch zwei einander gegenüberstehende Päpste, von denen jeder behauptete, der rechte zu sein, sich ingrimmig befehdeten, waren alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Einst hatten die Päpste jeden Abfall verfolgt, weil der ungenähte Rock Christi nicht verletzt werden dürfe; jetzt rissen sie ihn selber in zwei Stücke. Die Päpste, um deren Gunst einst die Könige warben, mußten buhlen um die eigene Anerkennung, selbst die kleineren Bischöfe, Fürsten und Stadtgemeinden in Deutschland waren jetzt den Päpsten wertvoll. Um die Wette suchten Rom und Avignon durch Begünstigungen dem Gegner Anhänger abzujagen; das gesamte Kirchenrecht wurde zerrüttet.

Noch war die Welt von der Meinung durchdrungen, daß das Papsttum notwendig sei, noch hielt sie die Kirche in ihrer bisherigen Verfassung für die unentbehrliche Grundlage des Christentums; man schrieb alle Schuld der herrschenden Mißstände den Personen, nicht dem Systeme zu, und das Verhalten der miteinander zankenden Stellvertreter Christi schien diese Ansicht zu bestätigen. Die Christenheit war päpstlicher,

als ihre Päpste; sie wollte die Würde wiederhergestellt wissen, und wenn einmal das große Werk unternommen wurde, mußte es auch ausgedehnt werden auf die ganze Kirche. Sie sollte reformiert werden an Haupt und Gliedern.

Das wurde die allgemeine Losung seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die Formel, mit der man jede Not der Welt abzustellen hoffte. Sie war in aller Munde, alle Herzen wurden ihrer voll. Die kirchliche Idee lebte in ganzer Stärke unter diesem begeisternden Zauberworte wieder auf.

Diese Reformidee hatte sehr wenig an sich von den Gedanken, die ein Jahrhundert später ins Leben traten. Sie galt vielmehr der Erhaltung des bisherigen Zustandes, den man nur von den entstellenden Makeln reinigen wollte; sie war durch und durch konservativ. Dogma und Verfassung wurden nirgends angetastet; die Besserung am Haupte sollte hauptsächlich der finanziellen Gebarung und Verwaltung gelten. Doch lag eine wichtige Veränderung darin, daß diese Reformen dem Papsttume sollten aufgezwungen werden von der allgemeinen Kirche, noch dazu einem Papsttume, das erst wieder zur Einheit zurückzuführen war. Die Päpste, Benedict XIII. in Avignon und die römischen, zuletzt Gregor XII., wurden durch ihr unerschütterliches Anklammern an ihre Würde, durch die arge List, mit der sie jeden Ausgleich vereitelten, die Ursache, daß aus den Reformbestrebungen sich weittragende Folgen ergaben.

Karl IV. war gestorben, ehe die Tiefe des Zwiespalts der Kardinäle sich recht übersehen ließ. Sein Sohn Wenzel schlug sich zu Rom, mit ihm England und die andern germanischen Staaten, während Frankreich mit der Mehrheit der romanischen Völker zu Avignon trat. Indessen bildete sich in Frankreich eine Partei, die ein Ende des Schisma begehrte, deren geistiges Haupt die Pariser Universität war. Der 1400 gegen Wenzel aufgestellte König Ruprecht hielt aus religiösen Gründen an Rom fest und ließ sich in keiner Weise abbringen.

Schon dauerte die Kirchenspaltung mehr als dreißig Jahre zum Jammer aller ehrlichen und frommen Seelen, bis der tiefe Schmerz sich verwandelte in grimmigen Zorn gegen die, welche allein die Schuld trugen. Die gesamte Christenheit flehte zu Gott um ein einiges Papsttum, aber die steinernen Herzen der streitenden Päpste blieben ungerührt.

Nachdem sich die besten Gelehrten jahrzehntelang abgequält hatten mit Erwägungen, wie man dem Aergernis ein Ende machen sollte, war kein andrer Ausweg zu erblicken, als über die Köpfe der Päpste hinweg ein allgemeines Konzil zu veranstalten. Die ökumenischen Synoden waren eine altchristliche Einrichtung, deren einstige Bedeutung die Kirchengeschichte vollauf bezeugte. Seit dem elften Jahrhundert hatten die Päpste oft die Vertreter der abendländischen Kirche um sich geschart und mit ihnen gegen das Kaisertum gekämpft. Doch waren diese Synoden immer nur Werkzeuge Roms, dessen Willen unbedingt unterworfen, und nach ihrem völligen Siege seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten die Päpste diese Krücke als entbehrlich beiseite geworfen. Jetzt wurde sie wieder aus dem Winkel geholt, nicht für die Päpste, sondern für die Kirche.

Die beiderseitigen Kardinäle fielen je von ihrem Herrn ab, weil durch das zerrissene Papsttum auch das heilige Kollegium seiner rechten Bedeutung entkleidet wurde, und beriefen ein Konzil nach Pisa, das 1409 Gregor und Benedict für abgesetzt erklärte und einen andern Papst erkor. Da jedoch die Kirchenfrage mit der großen Politik verquickt war, behaupteten die Verstoßenen einigen Anhang, so daß nun drei Päpste gleichzeitig vorhanden waren. Da gelang es Sigmund, der nach Ruprechts Tode zum deutschen Könige gewählt worden war, unter geschickter Benutzung politischer Verhältnisse, 1414 ein neues Konzil in Konstanz zu stande zu bringen, das sich im vollsten Sinne zu einem ökumenischen, zu einem allgemein europäischen gestaltete. Als Johann XXIII., der Nachfolger des von

der Pisaner Synode gewählten Papstes, um der drohenden Absetzung zu entgehen, versuchte, durch seine Flucht die Versammlung zu sprengen, gab er vielmehr Veranlassung, die Ueberordnung des Konzils zur scharfen Aussprache zu bringen. Die Mitglieder vereinigten sich zu der Erklärung, die Synode habe als allgemeines Konzil ihre Macht unmittelbar von Christus, und ihr müsse jede Gewalt, auch die päpstliche, gehorchen in den Sachen, welche sich beziehen auf den Glauben, die Tilgung des Schisma und die allgemeine Reform der Kirche.

Die konziliare Idee wurde damit formuliert und erlangte gleich ungemeine Stärke; sie trat an die Stelle der papalen, die sich als schädlich erwiesen hatte, und nahm die Theologen und die Laien gleichmäßig ein. Mit ihrer Hilfe gelang es, die drei Päpste zu entfernen, so daß eine Zeit lang die Synode die alleinige Regentin der Kirche war. Nicht so glücklich ging es mit der Reform. Bald wurde klar, daß sie sich nicht ohne weiteres und binnen kürzester Zeit erledigen ließ. Die verschiedensten Interessen verlangten Beachtung, die große Politik zerstörte die Einmütigkeit der Nationen, ein Teil der ausschlaggebenden Gelehrten wollte die päpstliche Autorität nicht allzusehr beschränken. Alles hing schließlich daran, ob zuerst die Reform vollzogen oder der neue Papst gewählt werden sollte. König Sigmund und die Deutschen hielten bis zuletzt an der Ueberzeugung fest, eine wirkliche Kirchenverbesserung könne nur von dem eben versammelten Konzile allein geschaffen werden und müsse der Wahl vorangehen. Nur zu bald erwies sich diese Meinung als die richtige, denn der am 11. November 1417 erkorene Papst Martin V. benutzte die allgemeine Ermüdung, um die Synode aufzulösen.

Alle Schlauheit Martins vermochte jedoch die konziliare Idee, die noch vor Schluß gesetzlich bestätigt worden war, indem fortan allgemeine Synoden in bestimmten Zwischenräumen stattfinden sollten, nicht wieder aus der Welt zu schaffen, und bald traten Verhältnisse ein, die zwingend zu ihr zurückführten.

Mit erschreckender Deutlichkeit wurde offenbar, wie dieses Papsttum, das weiter die Christenheit im Tribut erhielt und gegen jede wohlmeinende Vorstellung taub blieb, nicht einmal mehr im stande war, seine höchste Pflicht zu erfüllen, den Glauben vor Ketzerei zu schützen.

Wie vordem die Kreuzzüge die feste Zuversicht, das Christentum sei die alleinige gottgewollte Religion auf Erden, erschüttert hatten, so bestätigten die Hussitenkriege den vollständigen Bankerott des Mittelalters.

Die Lehren des Engländers Wiklif waren in seiner Heimat zwar nicht ganz erstickt, doch von Kirche und Regierung im Verein unschädlich gemacht worden. In Oxford studierende Böhmen verpflanzten sie an die Prager Universität, wo sich bald eine Anzahl Professoren und Studenten zu ihnen bekannten. Die Anhänger Wiklifs waren Czechen, und da die dortigen Deutschen der Kirche treu blieben, wurde der gelehrte Streit alsbald ein nationaler. Unter jenen befand sich auch der Universitätsprofessor Hus, ein begeisterter Liebhaber des böhmischen Volkstums. Durchdrungen von wahrem Eifer für die Reinigung der Kirche und für sittliches Leben, gewann er mit seinen Predigten die Herzen der Prager und empörte die hohe Geistlichkeit, die in engen Beziehungen zu der Universität stand, an der die Deutschen herrschten. Schließlich nahm König Wenzel im Widerspruch zu den Deutschen für das Pisaner Konzil Partei und ließ sich 1409 herbei, die bisherigen Vorrechte der Deutschen an der Universität zu vernichten, so daß diese aus Prag wegzogen. Hus trat darauf mit feuriger Beredsamkeit gegen einen vom Papste Johann XXIII. zu kriegerischen Zwecken ausgeschriebenen Ablaß auf und kam in schweren Kirchenbann; obgleich er nun Prag verließ, fuhr er fort, in Schriften und Predigten auf das Volk zu wirken, das mit Begeisterung zu ihm aufschaute.

Hus war ein ehrlicher Mann, doch kein selbständiger Geist, nur der Abglanz von Wiklif, dem er an Tiefe und Gelehr-

samkeit weit nachstand; seine Schriften sind nur Auszüge aus denen seines englischen Meisters. Er ging nicht einmal so weit wie dieser. Wiklifs wirklich ketzerische Abendmahlslehre hat Hus nicht angenommen, auch die Forderung, den Kelch beim Abendmahle nach altchristlicher Sitte wieder den Laien zu reichen, ist nicht zuerst von ihm, sondern von einem seiner Schüler erhoben worden. Sein bewegender Grundgedanke war der sittliche; unermüdlich empfahl er seinen Freunden strenge Zucht und ernste Arbeit an sich, wie er ihnen selbst als Beispiel diente. Die wichtigste Aufgabe des Geistlichen erblickte er in der straferden und ermahnenden Predigt. Die Kirche schien ihm nicht die rechte Unterweisung zu geben, weil sie die einzig wahre Anleitung zum rechten Leben durch allerhand Nebensächliches zurückgedrängt hätte. Denn das Gesetz Christi ist nur in der Bibel niedergelegt, die für Glauben und Seligkeit allein unfehlbare Quelle. Vor allem muß der Priester ein reiner Mann sein, und dazu macht ihn nicht die Weihe allein; der in Todsünde lebende Priester ist keiner und deshalb nach weltlichem Gesetze zu strafen, und weil die Kirche nicht genügend die schlechten Geistlichen ausscheidet, soll weltliche Gewalt gegen sie helfen. Nicht der Klerus bildet die Kirche; sie ist die Gesamtheit aller Erwählten, und die Mitgliedschaft an ihr beruht auf der ewigen Gnadenwahl. Ihr alleiniges Haupt ist Christus, nicht der Papst, dem nur eine beschränkte und bedingte Vollmacht zusteht.

König Sigmund forderte den Magister auf, nach Konstanz zu kommen, um sich und Böhmen von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen, in dem Gedanken, ihm freies Wort und freie Rückkehr zu sichern; doch als der König dort eintraf, fand er ihn bereits in Haft. Um nicht den Bestand des Konzils zu stören und belehrt, daß der Böhme wirklich ein Ketzer sei, gab er Hus preis, der standhaft die Abschwörung seiner angeblichen Irrtümer verweigernd am 6. Juli 1415 den Feuertod starb. Er sollte von den Böhmen furchtbar gerächt werden.

Sie betrachteten seine Hinrichtung als eine ihnen angethane Schmach, die Erregung stieg, und als König Wenzel 1419 starb, wurde seinem Bruder Sigmund das Recht der Nachfolge bestritten. Ein gewaltiger Krieg brach aus, an dem Deutschland Anteil nehmen mußte, weil man in den zum Reiche gehörigen Ländern die Ketzerei nicht dulden konnte. Der Papst erließ Kreuzzugsbullen; es war ein Religionskrieg.

Vergeblich drangen mehrere große Reichsheere in Böhmen ein, sie stoben zu verlustreicher Flucht auseinander, sobald die Husiten anrückten. Die Böhmen, um sich zu rächen und die Nachbarn von Einfällen abzuhalten, begannen endlich, die Kriegsfurie hinauszutragen in alle Länder, die ringsum lagen, und sie mit gräßlicher Verwüstung heimzusuchen. Noch einmal raffte 1431 Deutschland seine Kräfte zusammen, der Papst that sein Möglichstes dazu, und als auch jetzt das Kreuzzugsheer bei Taus voll sinnloser Angst vor den Ketzern davonjagte, verzweifelte jedermann an fernerem Widerstande.

Die husitische Erhebung war die erste selbstbewußte eines ganzen Volkes in allen seinen Teilen, wie sie das Mittelalter in solchem Umfange und solcher Weise noch nicht gesehen hatte. Sie richtete sich gegen die Kirche, gegen das Kaisertum, gegen den rechtmäßigen Landesherrn, gegen die feudale Ordnung des Reiches, gegen das Deutschtum. Was in Böhmen und Mähren an deutschen Elementen vorhanden war, wurde, soweit es sich nicht anschloß, unterworfen. Wie dieser nationale Charakter dem Husitentume ungemeine Stärke gab, so wurde er anderenteils die Ursache, daß es sich nicht über seine Heimat hinaus verbreitete, denn lange Zeit verging, ehe die Ansteckung nach außen wirkte, und dann waren es mehr die sozialen, als die religiösen Ideen, die in Deutschland Verkündiger fanden.

Der gemeinsame Kampf gegen Deutschland hielt die Husiten nach außen zusammen, denn Parteiungen waren unter ihnen genug vorhanden, in denen auch die sozialen Unterschiede zum Vorschein kamen. Anfangs ging ein gleichmäßiger

Zug religiöser Weihe durch das Land, allerdings begleitet von wütenden Gewaltthaten gegen die Katholischen, gegen Kirchen und Klöster. Doch schon 1421 trat eine gemäßigte Richtung hervor, die Kalixtiner oder Utraquisten, auch „Prager“ genannt, weil die Stadt Prag ihr Mittelpunkt war. Zu ihnen gehörten die Bürgerschaften mehrerer, meist größerer Städte und der höhere Adel, auch die Universität. Sie begnügten sich, den Kern der Lehre des Johannes Hus zu bewahren, rein religiös-kirchliche Forderungen. Die vier Artikel, die sie als ihr Programm aufstellten, begehrten die freie Predigt des Wortes Gottes, den Kelch beim Abendmahle, die Aufhebung des Besitzes der Geistlichkeit und die Abstellung und Bestrafung der Todsünden auch bei Priestern durch die zuständige Obrigkeit. Daran hielten sie unverbrüchlich fest, sonst waren sie bereit, sich mit der alten Religion und mit Sigmund auszusöhnen.

Weiter gingen die Taboriten, die mehr Schüler von Wiklif als von Hus waren, des ersteren Lehren folgerecht entwickelten und in manchen Punkten auch mit den sonstigen Ketzern, namentlich den Waldensern, übereinstimmten. Sie wollten das ganze Leben umgestalten, es mit sittlichem Ernst durchdringen. Ihr ein und alles war die Bibel, und sie wollten, daß jedermann sie kennen möge; daher pflegten sie die Kunst des Schreibens und Lesens, und auch die Frauen wußten in der heiligen Schrift trefflich Bescheid. So hoch sie das Gesetz Christi stellten, mehr noch zog sie das Alte Testament mit seinen herben, düsteren Erzählungen an; waren sie doch wie die Juden das auserwählte, streitbare Volk Gottes, das die Philister, die Feinde des göttlichen Wortes, niederzuwerfen hatte. Daher tauften sie auch den Berg, auf dem sie zuerst ihre Versammlungen hielten, Tabor, und legten sich seinen Namen bei. Später nannten sie so die gewaltige, bei Austi erbaute Feste. Die Taboriten vermieden nicht nur mit peinlichster Selbstüberwachung jede Ausschweifung und Unzucht, sie

verwarfen auch alle sinnlichen Freuden des Lebens, Prunk und Pracht der Kleidung, die eitle Lust der Augen und der Ohren an Schauspielen und sonstigen Ergötzlichkeiten. Sie folgten dem mittelalterlichen Hange zur Askese, aber sie übten sie nicht am Leibe, sondern an der Seele; sie flüchteten nicht wie die Mönche vor der Welt, sondern in ihr stehend sollte jeder sie besiegen und sich bezwingen. Es war ihnen heiliger Ernst damit, und nirgend hätte man damals unter Geistlichen und Laien so viele starre Tugend angetroffen.

Bei aller Begeisterung war der Grundton der taboritischen Lehre die Vernunft, die dem Verstande entsprechende Handhabung der Religion. Sie wiesen von sich die scholastische Theologie, obgleich viele der Geistlichen in ihr wohl beschlagen waren, und alle historische Entwickelung der Kirche; der Gottesdienst wurde in böhmischer Sprache gehalten. Papsttum, Hierarchie und weltliches Kircheneigentum konnten schon deswegen nicht bestehen, weil ihnen die Kirche etwas Innerliches, die Gemeinschaft der Heiligen war. Sie hatten zwar Geistliche, aber keinen Priesterstand, denn das allgemeine christliche Priestertum berechtigte auch Laien zu gottesdienstlichen Handlungen; die Geistlichen durften heiraten. Daher gaben sie auch die äußere Zurüstung der Gottesverehrung und die Gnadenmittel auf, wie sie die Kirche vorschrieb und anwandte: die Fasten, die Messe und alle Zeremonien, die Ohrenbeichte, die Verehrung von Bildern und Reliquien, das Fegefeuer. Als Sakramente wurden nur das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Taufe, welche indessen die Kinder noch nicht empfingen, anerkannt. Auch den Eid hielten die Taboriten nicht für statthaft.

Ueber diese religiösen Meinungen herrschte freilich keine vollkommene Einhelligkeit, und so stand es auch mit den politisch-sozialen Forderungen. Zu den Taboriten zählten die Bürgerschaften der kleineren Städte, die große Menge der Bauern und viele geringere Adlige. Gewiß hegte das Husitentum

auch sozialistische Gedanken, doch kann man nicht sagen, daß solche es hervorgerufen oder ausschließlich bestimmt hätten. Denn der Haß gegen die Geistlichkeit stammte hauptsächlich aus religiös-sittlichen Beweggründen, und sie war in Böhmen mehr von der Krone abhängig, als anderswo. Außerdem nahm die Bewegung ihren Anfang in Prag, der Adel hatte an ihr großen Anteil, so daß die Bauern nie die Führung an sich rissen. Gleichwohl drängten die taboritischen Anschauungen, auf den Staat übertragen, auch zu dessen Aenderung hin. Die Gleichheit der Menschen vor Gott erforderte auch die auf Erden; die Leugnung einer höchsten kirchlichen Autorität konnte sich auch gegen die weltliche kehren. Demokratische Tendenzen lagen demnach in der Luft. Die erste Begeisterung veranlaßte viele, Hab und Gut zum besten der allgemeinen Sache zu verkaufen, indem man an den gemeinsamen Besitz der ersten Christen dachte. Daher strebten wohl auch Schwärmer dem Kommunismus zu, andre sannen auf die Auflösung allen Zwanges, und selbst die in ketzerischen Sekten immer wieder auftretende Neigung zu vollkommener Freigebung des Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern fand Beifall.

Diese überschießenden Richtungen stießen auf so starken Widerstand, daß sie nicht aufkommen konnten. Namentlich der Mann, der bald in den Vordergrund trat, Johann Zizka, drückte sie mit eiserner Faust nieder. Vielleicht hatte er einige Aehnlichkeit mit Cromwell, der das Gleiche that, wie überhaupt das Husitentum eine überraschende Verwandtschaft zeigt mit den Strömungen in der englischen Rebellion. Kalixtiner und Presbyterianer, Taboriten und Puritaner stehen sich geistig nahe; nur waren die Engländer in jeder Beziehung weiter entwickelt als die Böhmen, hatten hinter sich die Reformationszeit und vor sich eine Staatsverfassung, die historisch begründet und reich an tiefen staatsrechtlichen Gedanken den politischen Parteien ein festes Programm gab. Die Puritaner faßten das persönliche Verhältnis des einzelnen zu Gott viel enger, der

religiöse Individualismus bis zur Verzückung belebte ihr ganzes Thun, sie wollten den Fortschritt, während die Taboriten erst das Alte zu beseitigen hatten. Doch beiden gleich war die Ueberzeugung, die Auserwählten Gottes müßten ein heiliges Leben führen, beiden gemeinsam die unbegrenzte Verehrung der Bibel und des Alten Testamentes, das Stellen auf die göttliche Gnade und die Berufung auf das vernunftgemäße Recht des einzelnen gegen Kirchenzwang.

Wie Cromwell den Independentismus zur militärischen Kraft erhob, so hat auch Zizka die Husiten zu kriegerischer Thätigkeit geleitet. Wie der Engländer eine Zeitlang, wäre auch der Böhme bereit gewesen, Frieden zu schließen, wenn die wichtigsten Forderungen bewilligt wurden, auch er nicht von Haus aus mit denen ganz übereinstimmend, deren Führer er wurde. Die Rücksicht auf ihren Anhang nötigte beide, gegen die weniger entschlossenen Parteien vorzugehen, doch verhinderte ein früher Tod den Taboritenführer, zu zeigen, ob er im stande gewesen wäre, nach seinem Siege eine feste Ordnung zu gründen. Auch Zizka stritt für die Sache, nicht für sich, aber er erblickte ebenfalls nur in seiner Person die Bürgschaft für das Gelingen. Beide übten dieselbe furchtbare Energie gegen die Feinde, und wie Cromwell den Iren, blieb Zizka den Katholiken und den Deutschen in Schaudern erregender Erinnerung.

In den langen Kriegsjahren wurden von beiden Seiten furchtbare Rechnungen gegeneinander aufgehäuft, doch rühmte man den Husiten nach, daß sie Weiber und Kinder verschonten, was die Deutschen leider nicht thaten. Endlich bewies die Verheerung der Länder rings um Böhmen allen Denkenden, daß es Zeit sei, dem Jammer ein Ende zu machen, weil die Waffen nichts halfen; dazu kam die Gefahr, daß die bedrohten Länder sich auf eigene Hand mit den Husiten vertrugen und so die Ketzerei, auch ohne daß die Kirche es gestattete, Anerkennung fand. Auch in Böhmen wünschte man endliche Befriedung. Die Kalixtiner

fürchteten, die zu ständigen Kriegern gewordenen Taboriten möchten sich zu Herren des Landes machen; der Wohlstand litt trotz der gemachten Beute, weil der Landbau verfiel, seitdem die Bauern sich an ein unstetes Kriegsleben gewöhnten.

Schon lange hatten König Sigmund und andre Fürsten, wie der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, erkannt, daß irgend ein erträglicher Zustand wieder hergestellt werden müsse, doch konnten sie, um nicht selbst den Verdacht der Ketzerei auf sich zu laden, nichts thun, solange die Kirche bei dem glatten Anathem verharrte. Daher setzten sie durch, daß das nach dem Gesetze fällige allgemeine Konzil zu Basel im Frühjahr 1431 zu stande kam, und glücklicherweise hatte auch der päpstliche Legat, Kardinal Julian Cesarini, mit der ihm eigenen großartigen Weite des Blickes und des Herzens nach der letzten Niederlage den Entschluß gefaßt, die Versöhnung anzubahnen. Sein Verdienst war es, wenn nach langen mühseligen Verhandlungen Ende 1433 die Prager Kompaktaten vereinbart wurden, welche die vier Artikel mit einigen Beschränkungen gewährten. Nun war die bisher notwendige Einheit der Parteien in Böhmen gesprengt, die Kalixtiner warfen die Taboriten in heißem Kampfe nieder und schließlich erlangte Sigmund am Abende seines Lebens die Anerkennung als König von Böhmen.

Die Prager Kompaktaten enthielten nur geringe Zugeständnisse. Das Ungeheure lag jedoch darin, daß ein allgemeines Konzil sich herbeigelassen hatte, mit Ketzern als einer ebenbürtigen Macht zu verhandeln. Das Prinzip der mittelalterlichen Kirche war durchlöchert, wenn jetzt auch solche als Christen erachtet werden konnten, die jeglichen Frevel an Gotteshäusern und Priestern begangen, die dem Papste und dem Kreuzzugsablaß Trotz und Hohn geboten hatten.

Das Konzil zu Basel schloß mit den Husiten ab, ohne den Papst zu fragen, kraft seiner synodalen Gewalt, und um diese entbrannte ein heißer Kampf. Die Baseler, unter denen

der gelehrte Stand überwog, wollten die Kirche gründlich reformieren und fühlten sich stolz als die eigentlichen Vertreter der Christenheit. Aus dem Mönchstume waren einst die Ideen hervorgegangen, die dem Papsttume zum Siege verholfen hatten, und die Mönche ihre eifrigsten Apostel gewesen. Jetzt führten an ihrer Stelle der weltliche Klerus und die Gelehrsamkeit das Wort und sie gingen entschlossen vor. Die Konzilsväter nahmen für sich dieselbe unbeschränkte Gewalt in Anspruch, wie sie Rom besaß, auch die Entscheidung politischer Fragen, indem sie sich berechtigt glaubten, den allgemeinen Frieden zu schaffen. Selbst die Vereinigung mit der griechischen Kirche, über die Rom und Konstantinopel verhandelten, wollten sie vor ihr Forum ziehen. Kurzum, sie traten auf als die Herren der Kirche, denen sich der Papst zu fügen hätte. Abgesehen davon, daß sie im Uebereifer Beschlüsse faßten, die der Kurie ihre Einnahmen arg beschränkten, ohne den nötigen Ersatz zu gewähren, war es natürlich, daß Papst Eugen sich nicht ohne weiteres beiseite schieben ließ. Von Anfang an hatte Rom den Plan gehabt, sich des Konziles möglichst schnell zu entledigen; nach einem Waffenstillstande brach der Streit erst recht los und das Konzil ging soweit, Eugen abzusetzen und in Felix V., einem Herzoge von Savoyen außer Diensten, einen andern Papst aufzustellen. Das Schisma war wieder da, wiederum aus dem Schoße der Kirche entsprossen, doch war es vorher als Werk gewissenloser Kardinäle nur ein äußerliches, jetzt fraß es innerlich an dem Marke des mittelalterlichen Körpers.

Das konziliare Prinzip, dem die Christenheit als dem Erlöser aus schwerer Not zugejubelt hatte, sollte nun seine Kraft zeigen. Dazu war die Unterstützung durch die einzelnen Staaten erforderlich. Als nächste Folge ergab sich eine erneute Stärkung des weltlichen Herrschertums und es war meist beflissen, die Vorteile der Lage einzuheimsen, ohne entschieden Partei zu nehmen. Was in den andern Staaten bei ihrer zentralen Fügung möglich war, ließ sich indessen in Deutsch-

land nicht so leicht thun, und doch mußte es nach seiner historischen Stellung schließlich den Ausschlag geben.

Sigmunds letzte Gedanken waren darauf gerichtet, einen Bruch zwischen Papst und Konzil zu vermeiden; nach seinem Tode wurden die Kurfürsten die verantwortlichen Träger der deutschen Kirchenpolitik. Dauernde Einigkeit war bisher noch nie ihre Sache gewesen und in der Regel stand jedem sein Interesse obenan. Sie verfielen ebenfalls auf den nahe liegenden Gedanken, die ihnen genehmen Beschlüsse des Baseler Konzils sich zu nutze zu machen, doch sonst wollten sie kein Wagnis übernehmen; sie erklärten die Neutralität Deutschlands zwischen Papst und Konzil, obschon sie im Herzen letzterem Erfolg wünschten. Neutralität mag gut sein, wenn es sich nicht um entscheidende Interessen handelt, wenn eine starke Macht sie erklärt; in Deutschland war sie wohlfeile Feigheit. Allerdings hat man oft gemeint, aus ihr hätte eine nationale Kirche hervorgehen können, und den Entschluß der Kurfürsten gepriesen. Deutschland mit seinem eigentümlichen Gemisch geistlicher und weltlicher Staaten, in allen möglichen Beziehungen mit der Kirche verflochten, war viel zu sehr auf den Ausgang des Streites angewiesen, als daß es ihm teilnahmlos zusehen konnte; nicht mitthun hieß seine eigensten Interessen dem Zufall aussetzen. Mochte das Deutsche Reich für Rom oder für Basel eintreten, sobald es einhellig handelte, konnte es einen hohen Lohn beanspruchen, sich allgemeines Gewicht geben. Doch an der Einigkeit fehlte es, und ohne sie war die Neutralität gar nicht durchführbar, war sie das schlechteste Auskunftsmittel, das gewählt werden konnte.

Der elende Zustand der Reichsregierung offenbarte sich auch in diesen kirchlichen Dingen. König Friedrich, auf den die Kurfürsten keinen ausreichenden Druck ausüben konnten, fand es bequemer, sich mit Rom zu vertragen. Als der Papst voreilig gegen die Erzbischöfe von Köln und Trier vorging, entzündete er allerdings ein Feuer des Widerspruches, aber es war nur

Strohflamme, die mit einigen klug berechneten Wassergüssen päpstlicher Gnade schnell gelöscht wurde. Das 1448 abgeschlossene Konkordat von Wien änderte wenig an dem bisherigen Zustande und beließ dem Papste seine alte Gewalt bei der Pfründenverleihung und der finanziellen Ausnützung; dafür erhielten einzelne Kurfürsten besondere Gerechtsame.

Das Schicksal des Baseler Konzils war damit besiegelt; es löste sich 1449 zu Lausanne, wohin es seinen Sitz verlegt hatte, in der Komödie eines Friedensschlusses mit dem Papste auf. Mit ihm erlag die konziliare Idee. Ob ihr Sieg viel geholfen hätte? Die Konzilsgenossen wollten die Kirche, die geistliche Macht, den Besitz der Geistlichen durchaus erhalten, sie bestritten dem Papsttume die Allgewalt, um sie selber in Besitz zu nehmen. Nicht eine Aenderung der kirchlichen Ideen wäre die Frucht ihres Sieges gewesen; das Ganze war nur eine Auflehnung im Innern der Kirche gegen den päpstlichen Absolutismus.

Das Papsttum feierte einen glänzenden Triumph; es hatte seinen ärgsten Feind überwunden und zugleich sein ganzes System gerettet. Mit Nachdruck verfolgte es seinen Sieg, in der Angst, der geschlagene Gegner möchte wieder zu Kräften kommen. Papst Pius II., der als Aeneas Silvius seine Laufbahn begonnen hatte, indem er für das Baseler Konzil und Papst Felix thätig war, der dann abtrünnig geworden mit genauer Kenntnis der deutschen Fürsten für Rom vermittelt hatte, verbot unter Strafe des Bannes die Berufung an ein allgemeines Konzil.

Der Sieg war jedoch nur ein scheinbarer. Einmal ging die geistige Arbeit, die aufgebotene Agitation der letzten Jahrzehnte nicht ganz verloren. Mit allem Feuer der Beredsamkeit hatten zahllose Schriftsteller und Redner die Uebelstände der Kirche ans Licht gestellt und schonungslos gegeißelt. Das Schisma und die Konzile öffneten die Augen und lösten die Zungen; die längste Zeit war die Rede frei gewesen. Das

einmal Ausgesprochene verfiel nicht der Vergessenheit, weil die Gegenwart es im Gedächtnis behielt, und was man vordem als schändlich gescholten hatte, konnte nicht mehr würdig genannt werden. Aus den tiefsten Schächten der Gelehrsamkeit waren die Gründe hervorgeholt worden, die für die Notwendigkeit der Reform und ihre Möglichkeit sprachen. Es hatte sich der Gedankenkreis ungemein erweitert und mit neuen Anschauungen belebt. Mochten auch die verrotteten Zustände sich behauptet haben, vor der Welt waren sie gerichtet, verurteilt. Das Papsttum konnte wohl Schweigen gebieten, aber schwer erzwingen; was bedeutete der Bann noch, wo jahrzehntelang eigentlich jeder Mensch in Europa unter ihm gestanden hatte, erst verflucht von dem einen oder dem andern der streitenden Päpste, nachher von Basel oder von Rom? Und weiter brannte die Wunde, welche die Husiten der Kirche geschlagen hatten. Pius II. und seine Nachfolger versuchten sie zwar mit Gewalt wieder zu schließen und in ihr den letzten Rest der konziliaren Zeit zu vertilgen, doch vergebens.

Das Papsttum errang seine Erfolge über die Konzile hauptsächlich dadurch, daß es mit den einzelnen Mächten verhandelte und jeder in Konkordaten besondere Vorteile zugestand. Das war ein gefährliches Treiben, denn es lockerte das feste Gefüge der kirchlichen Verfassung, und wo blieb die angeblich unverletzbare Einheit, wenn Abweichungen von ihr möglich waren? Das steigende Uebergewicht der staatlichen Gewalten ließ sich nicht mehr rückgängig machen, und die Fürsten kamen in die Lage, für ihre Sohnestreue gehörige Preise zu fordern. Die päpstliche Theokratie war geschwunden bis auf ihre letzten Reste, die kirchliche Bevormundung der weltlichen Mächte war nahe daran, ins Gegenteil umzuschlagen. Schon früher hatten Bischöfe die Bekanntmachung päpstlicher Bullen ohne ihre vorhergegangene Erlaubnis verboten, angeblich weil so viele Fälschungen vorkamen; jetzt erließen viele Fürsten diese Vorschrift, und es wurde gebräuchlich, daß

Verordnungen der Päpste und Beschlüsse der Konzile erst durch Annahme in den einzelnen Staaten Rechtskraft bekamen. Die Päpste, die einst die erste Großmacht in Europa gewesen waren, sanken politisch herab zu italienischen Landesfürsten, und als wenn sie vorgeahnt hätten, daß der Kirchenstaat das einzige volle Erbteil des Mittelalters bleiben würde, richteten sie um die Wende des Jahrhunderts auf seine Befestigung und Erweiterung alle Mühe.

Indem die Päpste die Konzile bekämpften, durchsägten sie den Ast, auf dem sie saßen, die Idee der Universalität. Die Synoden waren die echten Vertreter der abendländischen Einheit und zugleich der letzte Versuch, sie zu retten; die Päpste vernichteten mit ihnen den Grundgedanken. Fortan ging die europäische Welt auseinander in allen ihren Bestrebungen. Dahingeschwunden war das Ideal, das so lange das gemeinsame Band bildete; die Kirche hatte es gegeben und hatte es genommen. Die Welt war ideenlos geworden, der zerreibende Egoismus allein regierte sie. Die Nationalitäten waren nun vollkommen selbständig und wenn sie den religiösen Gedanken neu ergriffen, so geschah das gewiß nicht zu Gunsten des Papsttums.

Dennoch hatte die Kirche ihr äußeres Wesen im ganzen unversehrt behauptet und sie schien zu Ende des Jahrhunderts fester zu stehen, wie zu Anfang.

Wie oft sind die Uebel der Kirche am Ausgange des Mittelalters geschildert worden! Es wäre leicht, das Sündenregister stetig zu vermehren. Man braucht nicht einmal ihre damaligen Gegner zum Zeugnis aufzurufen; was die wärmsten Verehrer über sie sagten und klagten, reicht vollauf aus, um ein wahrhaft entsetzliches Gemälde zu entwerfen. Trotzdem ist nicht zu vergessen, daß auch der Freund im ehrlichen Eifer leicht übertreibt. So zahlreich gewissenlose Geistliche und verwahrloste Klöster waren, wir dürfen ohne Bedenken sagen, daß keineswegs der gesamte deutsche Klerus ein stinkender

Pfuhl aller Laster war. Genug ehrenhafte, wahrhaft fromme und um das Seelenheil des Volkes wacker bemühte Männer zählte er unter sich, und ihrer wird vielleicht die Mehrheit gewesen sein. Doch sie mußten leiden unter der Schlechtigkeit der Genossen und die allgemeine Stimme sprach mehr von jenen, als von ihnen. War es nicht auch schlimm genug, wenn selbst nur ein starker Bruchteil seine Pflichten gröblichst vernachlässigen durfte und dennoch alle Ehren und Vorteile des Standes genoß?

Seitdem die allgemeinen Konzile abgethan waren, gab der päpstliche Stuhl mehrmals Anstoß zu Reformen. Visitationen wurden eingerichtet, klösterliche Verbände entstanden, um untereinander Ordnung zu schaffen, in den Bistümern kamen die lange vergessenen Synoden wieder in Aufnahme, aber alles erstreckte sich nur auf Aeußerlichkeiten und wollte nicht auf die Dauer helfen.

Gar zu offenkundig war, wie das Papsttum Kirche und Christenheit als große Einnahmequelle behandelte. Zu unerschwinglichen Summen stiegen die Abgaben, welche die Bischöfe zu entrichten hatten für ihre Bestätigung, zu denen bei den Erzbischöfen noch die Zahlung für ihre Ehrenauszeichnung, das Pallium, kam. Manche Bistümer wurden buchstäblich ruiniert und die Bischöfe verzweifelten daran, sie aufrecht zu erhalten. Außerdem hatten die neuen Empfänger einer Pfründe den Ertrag des ersten halben Jahres, die Annaten, nach Rom zu erlegen. Darüber hinaus wurden oft noch außerordentliche Forderungen gestellt, Zehnten und dergleichen. Selbst die Aussicht auf eine Pfründe war käuflich zu haben, nur mußte der Erwerbende zusehen, daß er nicht betrogen wurde. Auch die Laien hatten zu steuern. Die Gebundenheit an die Kirche erforderte in vielen Sachen Dispense und Lossprechungen, teils von Pflichten, teils von Verschuldungen; nach feststehender Taxe waren sie in Rom immer zu haben. Der Ablaßhandel erregte nicht erst damals Widerspruch; seit längster Zeit

hatten ihn Wohlgesinnte verurteilt, und gerade er bot Gelegenheit zum härtesten Tadel.

Bald kam es dazu, daß in Deutschland kein Reichstag verging, ohne daß nicht heftige Beschwerden gegen die römische Waltung erhoben wurden. Mehr vielleicht als die Unsittlichkeit der Geistlichen haben diese Erpressungen das Ansehen der Kirche in der öffentlichen Meinung untergraben.

Zur selben Zeit brach ein andres schweres Mißgeschick herein. Bald nach dem Schlusse der Kreuzzüge gaben die osmanischen Türken mit ihrer in Kleinasien gegründeten Herrschaft dem bis dahin in der Verteidigung befindlichen Islam neue Kraft zum Angriffe. Sie faßten Fuß in Europa, 1361 wurde Adrianopel ihre Hauptstadt. Nachdem dann Timur mit seinen Mongolen eine kurze Zeit ihren Siegeslauf gehemmt hatte, erhoben sie sich unter den Sultanen Murad II. und Mohammed II. mit neuer Wucht; 1453 fiel ihnen Konstantinopel zum Raube. Das Papsttum hatte gehofft, in dieser höchsten Gefahr die griechische Kirche zur Unterordnung zu bringen. Die beiden Kirchen stritten um leere Formeln, beide über ihrem eigenen das allgemein christliche Interesse vergessend, bis es zu spät war. Wohl riefen dann die Päpste Europa zum gemeinsamen Kampfe auf; die mittelalterliche Begeisterung ließ sich nicht mehr erwecken. Die Uneinigkeit verhalf der türkischen Herrschaft zum Entstehen, dieselbe Ursache, der dann später die Pforte ihre Existenz verdanken sollte. Der Islam erhob stolz und furchtbar sein Haupt, während der Christenglaube matt und müde geworden war. Pius II. bot alle Künste auf, um ihn zum Kampfe gegen den Halbmond aufzurütteln, aber indem sein Nachfolger Paul II. zugleich das Kreuz predigte gegen einen christlichen Fürsten, den Böhmenkönig Georg, weil er nicht die husitischen Lehren offen abschwören wollte, bethätigte er, daß das Papsttum nichts gelernt hatte, daß es nicht geeignet war, den Erbfeind des Christentums abzuwehren. Das Papsttum hatte einst einen guten Teil der Verantwortung auf sich

geladen, daß die Kreuzzüge fehlschlugen; es versäumte jetzt die Gelegenheit, die alte Schuld mit idealer Auffassung seiner Pflichten zu sühnen. Im Banne seiner Geschichte legte das Papsttum in allem, was es that, Zeugnis ab gegen sich selbst, seinen Wert und seine Notwendigkeit.

Vierzehnter Abschnitt.

Königtum und Reich von Karl IV. bis zu Maximilian I.

Alle Könige seit dem Interregnum setzten sich die Erwerbung von Hausmacht als vornehmlichstes Ziel, nur Heinrich VII., dem einzigen, der andre Absichten verfolgte, fiel sie von selbst zu. Keinem war es jedoch geglückt, die Nachfolge einem Sohne zuzuwenden. So trugen die Familien, die Habsburger, die Luxemburger und die Wittelsbacher den Gewinn vom Königsein davon, ohne daß das Reich von den mehrfachen Erledigungen großer Fürstentümer Nutzen zog.

Ludwig der Bayer hatte über dem Eifer, für seine Kinder zu sorgen, das Gegenkönigtum heraufbeschworen, das Karl IV. bald in alleinige Herrschaft umwandeln konnte. Die Krone kam somit zum erstenmal an einen Fürsten, der, obgleich sein Haus aus dem Westen des Reiches stammte, seine Heimat hatte in einem Gebiete, das weder altdeutsch, noch überhaupt rein deutsch war. Daß der Sitz des Königtums nach Böhmen, in den Osten gerückt wurde, bezeichnete das Versagen der Kräfte, die so lange das Reich getragen hatten.

Karl hat einige Aehnlichkeit mit dem Staufer Friedrich II. Obgleich er sich Mühe gab, auch in ritterlichen Uebungen das Seine zu leisten, war der mittelgroße, kränkliche Mann mit

dunklem Haar, vollem Bart und slavischen Gesichtszügen vorwiegend ein Denker. Lebhaftigkeit, selbst Leidenschaft waren ihm wohl eigen, doch störten sie nicht seine planmäßige Arbeit. Die Erziehung in Paris und eigene Neigung machten Karl zum Gelehrten; er führte selber die Feder und verfaßte eine Geschichte seiner Jugendzeit, er wußte in allen theologischen Fragen Bescheid und schätzte das Wissen, die Kunst und ihre Meister. So begründete er die erste deutsche Universität in Prag, das er zur Großstadt umschuf und mit herrlichen Bauwerken schmückte. Ein Kenner und Liebhaber der Geschichte, suchte er in schriftlichen Gesetzgebungen das gewordene Recht niederzulegen und klar zu stellen. Streng kirchlich, ein eifriger Reliquienjäger und abergläubisch auf Träume und unmittelbare Eingebungen bauend, mißbilligte er dennoch die Entartung der Geistlichkeit und verstand vor allem, sich vom Papsttume unabhängig zu machen. Karl wußte, wie viel Geld wert sei, aber er wandte das gesammelte an und bemühte sich, es zu vermehren, indem er die lebendigen Quellen eröffnete, aus denen es floß. Was er für die Landeskultur von Böhmen gethan hat, ist erstaunlich. Er benützte seine finanzielle Macht auch für die Politik. Obgleich er seinen Hausbesitz gewaltig vermehrte, hat er nur selten darum Krieg geführt; viel lieber griff er, ein Meister in klugen Listen, den Gegner an seinen Schwächen. Der Erzvater von Böhmen war doch keineswegs ein Erzstiefvater des Reiches. Karl erkannte besser, wie seine letzten Vorgänger, was diesem not that, aber seine Weisheit konnte zuletzt nur darauf hinausgehen, das Königtum zu stärken, indem er sich selber stärker machte, und es seinen Nachkommen zu verschaffen.

Die Bayern ermöglichten durch ihre Zwietracht und Unfähigkeit Karl, ihnen die Mark Brandenburg und die Lausitz zu entwinden. Er brachte dann, wie sein Vater bereits begonnen hatte, Schlesien unter seine Herrschaft, indem die dortigen Herzöge böhmische Vasallen wurden und die Länder

der ausgestorbenen Linien unmittelbar an Böhmen fielen. Karls Pläne reichten weiter und umspannten den ganzen Osten; er hat die große Kombination, die später entstand, vorbereitet. Nachdem er mit dem Hause Habsburg einen Erbvertrag geschlossen hatte, gingen seine Wünsche in den letzten Zeiten darauf hinaus, Ungarn und Polen durch ein Ehebündnis an seinen zweiten Sohn Sigmund zu bringen. Er zahlte dafür einen nicht geringen Preis; um Frankreich vom Wettbewerbe abzuhalten, gab er seine anfänglichen Bemühungen, das Königreich Burgund fester an das Reich zu knüpfen, wieder auf.

Karl setzte es durch, daß die Kurfürsten im Juni 1376 seinen ältesten Sohn zum römischen Könige wählten; das kostete zwar sehr viel Geld, aber es war gut angelegt, auch für Deutschland. Seit anderthalb Jahrhunderten wurde zum erstenmale wieder der Sohn bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger erkoren. Die damalige Hausmacht der Luxemburger war fester begründet, leichter ausnutzbar als nachher die habsburgische: blieb jetzt das Königtum erblich, dann konnte es noch einmal vorwärts kommen. Leider wurde Wenzel, von Natur nicht unfähig, immer fauler und trunksüchtiger; seine Schuld allein war es, wenn das kostbare, vom Vater ihm überlassene Pfund nicht weiter wucherte, sondern verdarb. Dem großen Kampfe, der zwischen den Fürsten und den süddeutschen Reichsstädten entbrannte, sah er unthätig zu; am liebsten auf seinen Jagdschlössern weilend, begünstigte er das böhmische Wesen und gab Ursache, daß die von seinem Vater angebahnte Verschmelzung der Völker sich zur Feindschaft umkehrte. Die Kurfürsten meinten, indem sie ihn im August 1400 absetzten, für des Reiches Wohl zu sorgen, doch brachten sie es aus dem Regen in die Traufe. Der von ihnen erhobene Ruprecht von der Pfalz war bei wackerem Willen zu arm und zu unklug, um der gewaltigen Schwierigkeiten, die ihn von allen Seiten umgaben, Herr zu werden. Nachdem er gleich anfangs seine geringen Mittel auf einem schmachvoll verlaufenden Zuge nach Italien vergeudet hatte, rieb

er sich auf in nutzlosen Bemühungen und hinterließ bei seinem Tode 1410 das Reich in ärgster Zerrüttung. Sie stieg zur grotesken Lächerlichkeit, als neben Wenzel, der seine Rechte nie aufgegeben hatte, sein Vetter, der geizige Markgraf Jost von Mähren, und sein Bruder, König Sigmund von Ungarn, jeder von einem Teile der Kurfürsten, gewählt wurden. Doch lag darin die Anerkennung einer großen Wahrheit: kein andrer Fürst konnte die Herrschaft führen gegenüber dem luxemburgischen Hause. Ruprechts Erhebung war die letzte Regung der reindeutschen Idee gewesen, sie wie der Westen des Reiches waren für die Dauer dem Osten erlegen!

Sigmund einigte sich nach dem bald erfolgten Tode des mährischen Markgrafen mit Wenzel, so daß er 1411 allgemein als König anerkannt wurde. Körperlich und geistig reich begabt, regsten Thätigkeitsdrang und brennenden Ehrgeiz mit weitem Blicke und erfinderischem Sinne vereinend, allerdings auch phantastisch, unbeständig und leichtsinnig, begriff er vollkommen die Nöte der Zeit und suchte ihnen zu steuern. Indem er die Konzile von Konstanz und Basel zu stande brachte, erwarb er sich ein großartiges Verdienst, und nicht an ihm lag es, wenn dann die Ergebnisse wenig befriedigten. Ebenso erkannte er die Gebrechen der Reichsverfassung, doch ihnen abzuhelfen vermochte er nicht, weil ihn sein von den Türken bedrohtes Königreich Ungarn in erster Stelle in Anspruch nahm und er keinen Fuß in Deutschland selbst hatte. Denn die Mark Brandenburg gab er aus Dankbarkeit an Friedrich von Hohenzollern; Böhmen und Mähren, die nach Wenzels Tode an ihn fallen sollten, ließen die Husiten nicht in seinen Besitz kommen. Die Kämpfe gegen sie erfüllten den größten Teil seiner Regierung.

Sigmund bemühte sich vor allem, die Empörung auf ihren Herd zu beschränken. Denn die Böhmen suchten gleich Anlehnung bei den stammverwandten Polen, und wenn sie wirklich die politische Verbindung mit ihnen erreicht hätten,

dann wäre auch das zwischenliegende deutsche Schlesien verloren gewesen und eine slavische Macht von riesigem Umfange entstanden. Obgleich der damalige polnische König Wladislaw, als getaufter Heide, nie ernstlich daran dachte, mit den Ketzern gemeinsame Sache zu machen, hat die vorsorgliche Thätigkeit Sigmunds das Ihre dazu beigetragen, die Gefahr von vornherein zu beschwören.

Erst in seinen letzten Lebensjahren erreichte Sigmund die Anerkennung in Böhmen. Ihm waren keine Söhne beschieden, nur eine einzige Tochter Elisabeth, die mit Herzog Albrecht von Oesterreich vermählt war. So gingen nach des Kaisers Tode am 9. Dezember 1437 die Anrechte auf die große luxemburgische Erbschaft an den Habsburger über.

Der wettergebräunte, stahlharte Kriegsmann wurde auch von den Kurfürsten zum römischen Könige erkoren, seltsamerweise, ohne sich zu bewerben und ohne Gaben an die Wähler. Es war eine Weiterwirkung der Verhältnisse, die vordem Sigmunds Wahl veranlaßten. Die östlichen Länder waren für das Reich unentbehrlich, und wenn ihr Herrscher nicht zugleich die Krone trug, entstand die Gefahr ihrer Absonderung. So trat das Haus Habsburg auch im Reiche an die Stelle des luxemburgischen und behauptete sie fortan jahrhundertelang. In dem zersplitterten Westen konnte keine neue Königsmacht aufkommen, die Habsburg zu widerstehen fähig gewesen wäre; mehr dem Unvermögen des übrigen Reiches, als Verdiensten um dasselbe, verdankte Habsburg die dauernde Vorherrschaft.

Ehe Albrecht nach Deutschland kommen und die Krönung entgegennehmen konnte, wurde er am 27. Oktober 1439 im Feldlager gegen die Türken von der Ruhr hinweggerafft. Obgleich man nicht wußte, wie es mit der Erbfolge in Böhmen und Ungarn werden würde, da Albrecht keinen Sohn, doch seine Witwe schwanger hinterließ, blieben die Kurfürsten der eingeschlagenen Politik getreu, weil sie sich nicht ändern ließ,

und wählten am 2. Februar 1440 das Haupt der habsburgischen Familie zu ihrem Könige.

Das hochgemute Geschlecht wies eine große Zahl ausgezeichneter Männer auf; neben Kraftmenschen mit hochfliegendem Ehrgeiz fehlten ihm auch nicht die klugen Staatswalter, wie König Rudolf einer gewesen war; nur vereinzelt erschienen dazwischen weiche Seelen mit schwärmerischem Grundton. Ein so lederner Mann wie dieser König Friedrich III. war bisher in der Familie noch nicht vorgekommen. Hätte der Geist seinem gewaltigen Körperbau entsprochen, so würde Friedrich Großes geleistet haben. Leider war er eine durch und durch philisterhafte Natur, von ehrbaren Sitten und harmlosen, friedlichen Neigungen, der lieber den Vögeln in seinen von ihm selbst meisterhaft gepflegten Gärten mit geduldigen Listen nachstellte, als die Armbrust auf der Jagd spannte oder das Schwert im Kriege schwang. Abwarten war die Losung dieses Habsburgers. Friedrich schätzte Macht und Besitz keineswegs gering, sie waren vielmehr die Sonne, auf die er seinen Sinn mit stiller Andacht gerichtet hielt, und deren Schein er auch in seinem Herzen fühlte, wenn sie von Wolken verhüllt war, denn er wußte, sie müßte ihm wieder leuchten. Daher die unglaublich zähe Beharrlichkeit, mit der er seine Ansprüche unter allen Umständen festhielt; sie kam aus dem unerschütterlichen Vertrauen auf seine und seines Hauses Zukunft. Friedrichs Seele war ein stilles, tiefes Wasser; statt entschlossenen Vorgehens versuchte er es mit geduldigem Widerstande, und er wich mit der unverfrorenen Selbstsucht, wie sie solchen Biedermännern eigen ist, und mit sicherem Gefühl allen Zumutungen aus, die ihn hätten binden können.

Deutschland geriet unter Friedrich in einen wahrhaft entsetzlichen Zustand. Wilde Kriege durchtobten es aller Ecken und Enden, während von außen her aus jeder Himmelsrichtung Gefahr drohte. Dreißig Jahre lang ist der Kaiser nicht in das Reich gekommen, bis der ungarische König Matthias den

größten Teil von Oesterreich eroberte und ihn zwang, sein Nest zu verlassen. Dennoch hielt Friedrich alle seine Würden fest, selbst als sein Sohn Maximilian 1486 zum Könige gewählt wurde. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte dieses Schattenregiment; erst am 19. August 1493 starb Friedrich.

Keiner der früheren deutschen Könige ist uns so wohl vertraut, wie Maximilian I. Wie oft begegnet uns sein scharfgeschnittenes offenes Antlitz mit der starken Adlernase auf Bildern und Holzschnitten!

Max ist bekannt unter dem Beinamen des letzten Ritters. Obgleich der kräftige Mann in der That an dem fröhlichen Turnierspiel und am Kriege seine helle Freude hatte, trifft diese Benennung sein Wesen nicht genau, denn es ist schwer zu sagen, ob an ihm das Mittelalter oder die neue Zeit den größeren Anteil hatte. Die litterarischen Werke, die er veranlaßt hat, ahmen zwar noch die Epik und Allegorie der älteren Zeit nach, die Verherrlichung der eigenen Person, der sie dienen, ist jedoch ein moderner Zug. Der Herrscher hatte einen gesunden, frischen, genußfähigen Geist. Er liebte die heitere, lebenatmende Natur in Gebirg und Wald und in ihren Kindern, dem Wilde und den lieblichen Vögeln, deren Gesang er auch im Zimmer gern um sich hörte. Kunst und Wissenschaft zogen ihn mächtig an, und er gab ihnen selbständige Anregungen, manche seiner Worte lassen einen ungewöhnlich klaren Verstand erkennen. Obgleich er kein großer Feldherr war, gestaltete er schöpferisch die Taktik zu Fuß und das Artilleriewesen um; auch die Verwaltung der Erblande erhielt durch ihn neue Formen. In Maximilian waltete eine Seele von höchster Rührigkeit, ungemein empfänglich für die Eindrücke des Augenblicks und von ihnen leicht beherrscht. Gewiß war er deutsch gesinnt, aber mit universaler Auffassung; doch gab für die Kämpfe in Italien, die er wieder aufnahm, das Kaisertum nur den Titel her, um neuen Machtfragen einen ehrwürdigen Schein zu verleihen. So groß wie sein Ehrgeiz, so ausgedehnt waren die

Gebiete, auf denen er ihn zu bethätigen suchte. Glich er darin Sigmund, so stand Max diesem nach in der Weite seiner Uebersicht, dafür übertraf er den Luxemburger an innerem Gehalt. Der Habsburger hatte ebenfalls zu kämpfen mit Geldnot und mit seiner Neigung zur Verschwendung am unrechten Orte, und er sah an diesen Uebeln oft seine schönsten Entwürfe scheitern; er überstürzte und überschätzte sich, sprang mit fabelhafter Schnelligkeit von Plan zu Plan und schrieb dann in seinem Zorne oft andern die Schuld an dem Mißlingen zu. Doch seine echte Leutseligkeit, sein warmes Herz, seine Biederkeit hielten ihn mit Recht beim Volke im besten Angedenken.

Viele Unternehmungen sind Max fehlgeschlagen; sein Lebensideal, ein großer Feldzug gegen die Türken, kam gar nicht zum Angriff, und er schied unbefriedigt dahin. Gleichwohl war er es, der das habsburgische Haus auf die Höhe seiner welthistorischen Bedeutung führte und auch vom deutschen Reiche schweren Schaden abwandte. Nicht den Schatten, sondern das Licht soll das Urteil zuerst suchen.

Freilich war nicht alles unmittelbares Verdienst Maximilians; das bekannte Sprichwort von dem Heiratsglück Oesterreichs rührt her von den Eheverbindungen, die dem Hause die luxemburgische und die burgundische Erbschaft in den Schoß warfen. Erst durch sie wurden die Habsburger emporgehoben über die andern deutschen Fürstenfamilien und in die große europäische Welt geführt. Weil sie zugleich die Kaiserkrone trugen, entstand eine überaus merkwürdige Verflechtung von Haus- und Reichspolitik, und entsprechend seiner geographischen Lage kam Deutschland in eine gleiche Mittelstellung für alle Welthändel.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erlitt Deutschland seine ersten großen Einbußen an seinem Umfange. Wahrscheinlich wäre das schon früher geschehen, wenn nicht lange Zeit die Schwäche der Nachbarn, ihre Verwicklung in

andre Kämpfe den besten Schutz gegeben hätten. Jetzt waren die Grenzstaaten stark geworden und bald kam zum Augenschein, wie wenig das Reich sich selbst verteidigen konnte. Selbst ohne Gewaltthat von außen her bröckelten Bestandteile ab.

Nach Karl IV., der ohne große Anstrengungen, lediglich durch Klugheit des Reiches Rechte noch einigermaßen nutzbar gemacht hatte, streifte Italien die Unterordnung unter das Kaisertum vollständig ab. Der Versuch König Ruprechts, die Visconti in Mailand, denen Wenzel die Herzogswürde erteilt hatte, zu demütigen, schlug vollkommen fehl. Ebensowenig gelang es Sigmund, Venedig, das seinem Königreiche Ungarn die Herrschaft über das Adriatische Meer streitig machte und sein Landgebiet bis über die Einmündung der Brennerstraße hinaus vorgeschoben hatte, niederzudrücken; erst am Abende seines Lebens empfing er in Rom die Kaiserkrone, doch nur durch Vertrag mit dem Papste. Friedrichs III. Romfahrt war ein friedlicher Festzug ohne politische Bedeutung. Erst Maximilian wandte lebhafte Aufmerksamkeit auf Italien; galt es doch, einer großen Gefahr zu begegnen.

Seitdem die Päpste, um die Staufer zu vernichten, Unteritalien an die Anjoviner ausgeliefert hatten, strebte Frankreich danach, auf der Halbinsel Fuß zu fassen. Die schweren, ein Jahrhundert lang dauernden Kriege mit England bändigten wiederholt die französische Begehrlichkeit, bis endlich die Zeit gekommen schien. Frankreich beanspruchte auf Grund alter Erbrechte Neapel und Mailand, und während ihm in Unteritalien Aragonien-Spanien erfolgreich entgegentrat, stellte sich Maximilian die Aufgabe, Mailand zu verteidigen; doch trug er wenig Ehren davon. Dieser Kampf, in dem schließlich Frankreich seine Beute behauptete, war jedoch nur ein erster Akt in dem gewaltigen langdauernden Schauspiele, welches der Wettstreit zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg der Welt bot, und von dessen Ausgange die künftige Gestaltung Europas abhing.

Die ganze lange Linie der Länder von der Nordsee bis nach Sicilien kam dabei in Bewegung. Auf ihr lag auch ein kleines politisches Gebilde eigenster Art.

Maximilian mußte nach vergeblichen Kämpfen die Schweizer Eidgenossenschaft aus der Pflicht gegen das Reich, dem sie fortan nur der Form nach angehörte, entlassen. Aus kleinen Anfängen, aus einem Bündnisse der drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden, entwickelte sich allmählich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Einigung, der hauptsächlich der Widerstreit gegen das Habsburger Haus Förderung und Nahrung gab, bis sie es aus diesen Gegenden verdrängte. Die Eidgenossenschaft setzte sich zusammen aus rein ländlichen Kantonen und aus Reichsstädten; eine demokratische Bildung trat hier ins Leben und behauptete sich erfolgreich. Wohl gab es bis dahin genug Stadtrepubliken in Italien und Deutschland, doch zum erstenmal in dem monarchischen Europa bildete sich hier ein unabhängiger Bund, dessen Glieder verschiedenen Standes waren. Die vielen siegreich durchgefochtenen Kämpfe gegen ritterliche Feinde flößten den Bauern Geschmack an der Waffenführung und dem Erwerb von Sold und Beute ein. Die Schweiz wurde der große Werbeplatz für ganz Europa, und da sie die Erlaubnis, Söldner zu gewinnen, geben und versagen konnte, erlangte die Eidgenossenschaft außerordentliche politische Bedeutung. Aufgewachsen auf dem Boden und hervorgegangen aus dem Rechte des Reiches, dessen alte Sturmfahne mit dem weißen Georgskreuz auf rotem Grunde ihr Feldzeichen blieb, war sie auch der Hauptmasse der Bevölkerung nach deutsch. Es war im Grunde nur die von allen Gliedern geteilte Abneigung, für das Reich Lasten zu tragen, welche unter Maximilian die Trennung der Schweiz herbeiführte. Freiheit und Selbständigkeit ging den Schweizern in der diesem Volke immer eigenen Mischung von Ideal und Eigennutz über alles, und es war daher eine unglückliche Schickung, daß das Haus, dem sie von jeher feindlich gegenüberstanden, nun die Krone des Reiches

trug. Allgemein klagte man in Deutschland über die Zuneigung der Schweizer zu Frankreich, und dennoch hatten sie vor kurzem die dauernde Unterwerfung deutscher Länder unter romanische Herrschaft verhindert.

Ein nicht unbeträchtliches Gebiet der Eidgenossenschaft hatte einst zu dem alten burgundischen Reiche gehört, und dessen Uebergang an Deutschland unter Kaiser Konrad II. verdankten die Nachkommen die Erhaltung ihres Volkstums. Lange Zeit war das arelatische Reich unter den deutschen Kaisern geblieben, obgleich deren Gewalt nie tief griff; erst mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann der Anfall der westlichen Gebiete, zuerst Lyons, an Frankreich. König Rudolf von Habsburg trug sich mit dem Gedanken, Burgund zu einem von Deutschland abhängigen, doch gesonderten Königreiche zu machen. Karl IV. hatte sich noch in Arles krönen lassen, seitdem nahm der Zusammenhang mit Deutschland stetig ab; nur die Grafen von Savoyen fanden es nützlich, ihn festzuhalten. Frankreich hatte schon vorher den Delfinat durch Erbschaft erworben, 1481 erbte es auch die Provence, so daß es unmittelbar die Grenzen Italiens berührte. Ein längst angestrebtes Ziel war damit erreicht, und Frankreich beeilte sich, es zu verwerten.

Aber nur der Süden des ehemaligen Königreiches stand im Besitze der französischen Krone. Der Name Burgund, der so lange nur ein geographischer Begriff gewesen war, bekam wieder Inhalt und hellsten Klang und wurde übertragen auch auf weit abliegende Länder. Der französische König Johann der Gute hatte 1363 seinem jüngeren Sohne Philipp dem Kühnen das erledigte französische Herzogtum Burgund, die Bourgogne, übertragen. Er und seine Nachkommen schlossen überaus glückliche Heiraten, geschickte Gewaltthat und rücksichtslose List thaten das übrige. Mit wunderbarer Schnelligkeit stieg das neuburgundische Reich empor. Zu der Bourgogne kam die zum deutschen Burgund gehörige Freigrafschaft, und noch größer waren die Erwerbungen im Norden am Meere, Flandern,

Artois und Picardie, Brabant und Limburg, der Hennegau, Holland, Seeland, Friesland; als auch das Herzogtum Luxemburg gewonnen wurde, fehlte nur noch das umklammerte Bistum Lüttich, um diese gewaltige nördliche Ländermasse einheitlich zu machen, und zwischen ihr und den beiden Burgund im Süden lag blos das schwache Herzogtum Lothringen. Der größte Teil waren dichtbevölkerte Landstriche, gesegnet mit natürlicher Fruchtbarkeit oder durchsetzt mit großen, durch Handel und Gewerbe blühenden Städten. Hier vereinigte sich eine Fülle von Kräften und Hilfsmitteln, wie nirgend anderswo, die auch eine minder ehrbegierige Seele als Herzog Karl den Kühnen verlockt hätte, sich zum Gebieter der Welt zu machen. Unermeßlich waren seine Schätze, unübertrefflich die Pracht seines Hofes. Nicht mehr Frankreich, sondern Burgund erschien als die Verkörperung aller irdischen Herrlichkeit. Die bunte burgundische Tracht mit dem hochragenden Kopfputz, der den Oberkörper nötigte, sich zurückzubeugen, und dem glatt herabfallenden langen Gewande, das die Fingerspitzen zierlich emporhoben, eroberte die ganze Damenwelt. Noch heute zeugen in unsern Sammlungen und Bibliotheken kostbare Edelsteine und herrliche Kleinodien, überreich mit farbigen Miniaturen verzierte Handschriften von dem blendenden Glanze, mit dem sich Karl umgab. Dem „neuen Alexander“, wie ihn sein Hof nannte, war kein Ziel zu hoch, daß es ihm nicht erreichbar schien; Deutschland, Frankreich und England umfaßten seine Pläne, bis nach Konstantinopel hin wandte er seine Entwürfe. Er wollte ein großes Königreich errichten zwischen Deutschland und Frankreich, das letztere zertrümmern und die Kaiserkrone erringen. Schon hatte er Lüttich und das an seine Niederlande grenzende Geldern unter seine Gewalt gebracht, und als ihm ein Vertrag mit dem österreichischen Erzherzoge Sigmund einen Teil des Elsasses und des Oberrheines zum Pfande einräumte, stand die Vereinigung seiner getrennten Gebietsmassen nahe bevor. Da traten ihm die Eidgenossen in den

Weg. Ihr heldenmütiges Fußvolk schlug zweimal die stolzen burgundischen Ritterscharen bei Granson und Murten, und vor dem belagerten Nancy fand der überkühne Mann am 5. Januar 1477 einen jähen, unrühmlichen Tod.

Nun begann die Bewerbung um seine einzige Erbin. Maria reichte ihre Hand dem ritterlichen Maximilian von Oesterreich, doch bald trennte ihr Tod das glückliche Ehepaar. Unter großen Schwierigkeiten kämpfte Maximilian standhaft für sich und seinen Sohn Philipp, den nunmehrigen Herrn der burgundischen Lande, und behauptete sie gegen Frankreich; nur die Bourgogne und die Picardie mußte er zurückgeben. Philipp heiratete dann 1496 Johanna, die Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und der Isabella von Kastilien; bei seinem frühen Tode hinterließ er die Söhne Karl und Ferdinand.

Für das Deutsche Reich war diese Lösung ein Glück; was wäre geworden, wenn die burgundische Zwischenmacht weiter bestanden hätte? Die Lande blieben wenigstens in losem Zusammenhange mit dem Ganzen und gingen nicht unmittelbar verloren. Aber aus diesen Verhältnissen erwuchs die dauernde Feindschaft mit Frankreich.

Behauptete Oesterreich den Hauptteil der westlichen Erbschaft, so ging die östliche, die von Kaiser Sigmund herstammende, verloren. Auch hier handelte es sich um höchste Lebensinteressen des Reiches und des deutschen Volkes, vielleicht um noch wichtigere, als im Westen. Den herrlichen Früchten der Germanisation des dreizehnten Jahrhunderts drohte schon nach kurzer Frist Vernichtung. Sie waren gewonnen worden durch die geistige und wirtschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen in einer Zeit, in der das Reich bereits zersplittert war, aber auch die dortigen Völker in politischer Ohnmacht lagen. Jetzt stand es mit diesen anders. Seitdem 1386 der heidnische Großfürst Jagiello von Litthauen, getauft und verheiratet mit der jugendlichen Königin Hedwig, die Krone Polens erhalten hatte, trat dieses Reich aus seiner Nichtigkeit hervor und wandte sich

bald gegen den preußischen Ordensstaat, der bis dahin in dem Kampfe gegen die Litthauer seinen kirchlich-kriegerischen Zweck verfolgt hatte. Durch ihre Bekehrung büßte der Orden seine geschichtliche Berechtigung ein, während zugleich in seinem Innern Sittenverfall und verderbliche Zwietracht walteten und sein Regiment in dem eigenen Lande als Fremdherrschaft verhaßt war. Der Orden nahm keine Söhne des preußischen Adels in seine Reihen auf, versagte ihm und den Städten die Teilnahme an der Staatsverwaltung und beengte mit seiner Großwirtschaft die bürgerlichen Betriebe. So verleitete, nachdem bereits Polen durch die Riesenschlacht von Tannenberg 1410 dem Orden einen nicht mehr zu überwindenden Stoß versetzt hatte, der Grimm die Preußen zur Empörung. Adel und Städte riefen Polen herbei und unterwarfen sich lieber den Slaven, als daß sie den Orden länger ertragen hätten; das Reich sah unthätig zu. Daher kamen durch den zweiten Thorner Frieden 1466 die besten Teile des Ordenslandes an der Weichsel unter polnische Herrschaft, während der in Ostpreußen gebliebene Rest die polnische Lehnshoheit anerkennen mußte. Vergebens suchte der Orden sich ihr zu entwinden, sein Schicksal war entschieden. Ein Glück, daß kurz vorher der brandenburgische Kurfürst Friedrich II. die dem Orden verkaufte Neumark eingelöst hatte; Polen würde sich sonst bis zur Oder als Keil in deutsches Gebiet vorgedrängt haben. Es war der erste große Dienst, den die Zollern dem Deutschtume leisteten.

Der Verlust Preußens war nicht der einzige Schlag, den das deutsche Wesen im Osten erlitt; er konnte das Vorspiel zu sehr viel größeren werden. Noch mehr als einst durch das Reich Ottokars war jetzt die ganze Flanke gefährdet. Als der nachgeborene Sohn König Albrechts II., Ladislaus Posthumus, 1457 plötzlich starb, vermochte das Haus Habsburg Böhmen und Ungarn nicht zu behaupten. In Böhmen hatte durch die Hussitenzeit das Czechentum über die Deutschen die Ober-

hand gewonnen. Hier wurde der kluge Georg Podiebrad zum Könige ausgerufen, während in Ungarn der heldenhafte, straffe Matthias Corvinus, dessen Geschlecht in den Türkenkriegen seinen Ruhm begründet hatte, die Krone davontrug. Ein wahres Glück für Deutschland, daß beide miteinander in Streit gerieten. Als Georg starb, folgte ihm durch Wahl der Böhmen ein polnischer Prinz Wladislaw, der dann nach dem Tode des Matthias 1490 auch auf den ungarischen Thron berufen wurde. Böhmen, die Lausitzen, Schlesien, Mähren und Ungarn waren so unter einem slavischen Herrscher vereinigt; wie leicht konnte nun das Slaventum, unterstützt von Polen, sich zum gebietenden Herrn in diesen Landen machen! Besonders bedroht war das in die Mitte eingezwängte Schlesien, wo sich das Deutschtum so kräftig entfaltet hatte. Nie ist die deutsche Nationalität in einer so bedenklichen Lage gewesen, wie damals! Das Haus Habsburg hatte zwar seine Ansprüche auf alle diese Länder nicht aufgegeben und Maximilian auch glücklich Wien und Niederösterreich, das Corvinus erobert hatte, zurückgebracht; ob aber der Nachfolgevertrag, den er Wladislaw aufnötigte, jemals von Wert sein würde, stand dahin.

Auch im Norden ging eine Veränderung vor sich, die leicht üble Folge tragen konnte. Das treffliche Geschlecht der Holsteiner Grafen aus dem Hause Schauenburg hatte seinen großen Verdiensten um die Stärkung des deutschen Elementes noch hinzugefügt, daß es 1386 von Dänemark die Belehnung mit dem einst von Kaiser Konrad II. abgetretenen Schleswig erreichte. Die beiden Länder verwuchsen nunmehr miteinander in treuer Freundschaft, und Schleswig wurde mehr und mehr deutsch. Als die Schauenburger ausstarben, wählten 1460 die Holsteiner und Schleswiger den König Christian von Dänemark zu ihrem Herrn, nur als Herzog und mit der Bedingung, für ewig ungeteilt zu bleiben. Immerhin wurde dadurch der dänische König zum Reichsfürsten und die Behauptung der Ostsee den Deutschen erschwert.

Auf ihr beruhte ein gutes Teil des deutschen Handels und ein ruhmreiches Stück deutscher Geschichte.

Ein schweres Mißgeschick hat die Deutschen, obgleich sich vor ihnen die Nordsee ausbreitete, lange Zeit von dem Meere fern gehalten. Die Küsten waren zum großen Teil im Besitze der Friesen, die sich wenig ums Reich kümmerten, und die sächsischen Kaiser, andern Zielen zugewandt, gaben die alten Verbindungen über das Meer hin auf. Da Süddeutschland, dem dann die Führung des Reiches zufiel, keine Veranlassung hatte, die Seefahrt aufzunehmen, wurde Deutschland ganz zum Binnenreich, und das Königtum hörte auf, für die im Norden liegenden Interessen zu sorgen; Friedrich II. und Otto IV. gaben sie sogar Dänemark preis, bis die norddeutschen Fürsten auf eigene Hand den gefährlichen Nachbarn zurückwarfen. Von den späteren Königen hat nur Karl IV. ein Verständnis für den Seehandel gezeigt. Daher half es dem Reiche wenig, als im fünfzehnten Jahrhundert Ostfriesland wieder in engere Verbindung mit ihm trat und dort das fürstliche Haus der Zirksena emporkam.

Für die Unterlassungssünden des Königtums hatten Reichsglieder reichlichen Ersatz gebracht. Wie die Germanisation des Ostens ohne Hilfe des Reiches erfolgte, so war die Ostsee zum deutschen Meere geworden allein durch die Thatkraft eines Teiles des Volkes. Man mag zweifelhaft sein, ob die Hansa zur politischen oder zur wirtschaftlichen Geschichte zu stellen sei, und darin zeigt sich ihr eigentümliches Wesen. Sie erwuchs langsam als ein Bund der deutschen Kaufmannschaft, die nach dem Auslande handelte, und umspannte mit ihrer Thätigkeit den ganzen weiten Strich von England bis nach Rußland hinein. Die niederrheinisch-westfälischen Städte legten ihren Grund. Ihre Fahrten gingen den Rhein hinab nach England, wo schon seit dem elften Jahrhundert die deutschen Kaufleute als eine Einheit galten, und ebenso nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung, wo sie den später entstehenden deutschen

Schwestern an der Ostsee bereits die Bahn brachen. Bald folgten diese rüstig nach, und die Deutschwerdung der ganzen Südküste der Ostsee gab dem Verkehr nach Rußland und Skandinavien erst Sicherheit und Stetigkeit. Die Ostseestädte begnügten sich sogar nicht mit diesem weitbemessenen Felde, obgleich sie seine Bebauung fast ganz an sich zogen, und griffen auch rüstig den Handel mit England auf.

Die Hansa war eine freie Genossenschaft. Die Gefahren, welche die See nicht nur durch die Gewalt der Natur, sondern auch durch Feindseligkeit der Menschen, der Seeräuber, brachte, die Notwendigkeit, in fremden Reichen nicht allein zu stehen, einigten die deutschen Kaufleute zu gemeinschaftlicher Fahrt, wie zur Erwerbung gemeinsamer Rechte im Auslande. Die dortigen Niederlassungen wurden gemeines Eigentum mit selbständiger Verfassung, der sich jeder aufs peinlichste zu fügen hatte. Härter und unnachsichtiger gehandhabt als die Zucht eines Klosters, band eine unverrückbare Ordnung die Gesellen, regelte ihr tägliches Leben im Geschäft und im Hause, schloß sie ab vom freundschaftlichen Verkehre mit den Heimischen und ließ nur den einen mit härtester Einseitigkeit verfolgten Zweck zu, den der Hansa und ihres Handels. Wer dagegen verstieß, wurde unerbittlich ausgeschlossen. Ebensowenig wie auf dem festländischen Kolonialboden gaben die Deutschen in den auswärtigen Seestädten ihr Wesen auf. Als gewaltige städtegleiche Festungen innerhalb der fremden Bürgerschaften hegten diese Niederlassungen ihre deutschen Insassen wie Staatsgefangene, die nur zur Arbeit herausgelassen wurden.

In London bestand der große Stahlhof, in den Niederlanden war der Hauptplatz zu Brügge, in Rußland diente der große Petershof zu Nowgorod am Ilmensee den Hansen; mehrere große Kontore gab es in Skandinavien, namentlich in Bergen. Der Mittelpunkt des Ostseehandels war die Insel Gothland mit der glänzenden Stadt Wisby, wo sich vielerlei Völker und Zungen trafen.

An den erworbenen Rechten durfte jeder deutsche Kaufmann teilhaben, der sich den Vorschriften und Gesetzen unterwarf. Waren diese Einrichtungen die feste, durch ihr inneres Gefüge sich selbst tragende Brücke, über die der deutsche Handel nach dem Auslande ging, so wurden ihre mächtigen Pfeiler gebildet durch eine Anzahl hervorragender Städte, denen in richtiger Erkenntnis der Selbstzweck gebot, für die Allgemeinheit thätig zu sein. In der großen Zahl der Hansestädte gab es wieder einzelne Gruppen, deren Glieder, einander näherstehend, eng verknüpft waren. Der gewaltige Bund ging hervor aus Vereinigungen daheim und sie verliehen ihm auch nachher die beste Kraft. Namentlich die Städte von Lübeck bis Greifswald, die sogenannten wendischen Städte, erstritten die Vorherrschaft auf der Ostsee und sicherten den Deutschen den skandinavischen Handel; sie wurden und blieben die Seele des Ganzen.

Die Hansa, deren Verein sich von Köln bis Reval in Esthland erstreckte, unterschied sich so von andern Bündnissen. Ohne auf eine dauernde, schriftlich niedergelegte Verpflichtung gegründet zu sein, bestand sie gewissermaßen fortwährend durch sich selbst, und daher konnte die Zahl der Mitglieder wechseln, bald größer, bald geringer sein, je nachdem es Städten nützlich schien, an großen Unternehmungen teilzunehmen. Nur die die eigentliche Kaufmannschaft betreffenden Verordnungen waren allgemein verpflichtend; Beschlüsse der Hansatage über hohe und auswärtige Politik, über durch sie erforderte Kriege banden nur diejenigen, welche bereitwillig die Lasten auf sich nahmen. Gewöhnlich war das nur ein Teil, aber er genügte, um die hansische Macht aufrecht zu erhalten. Der alleinige leitende Gesichtspunkt blieb stets der Handel. Daher war es möglich, daß mit wenigen Ausnahmen die Mitglieder der Hansa fürstliche Landstädte waren. Kam für sie der hauptsächliche Zweck der süddeutschen Städtebünde, die Reichsfreiheit zu bewahren, gar nicht in Betracht, so fehlte dafür das Band, das jene mit dem Reiche verknüpfte, und so Großes die Hansa für

das deutsche Volk leistete, für dessen politischen Körper blieb sie bedeutungslos; sie kümmerte sich nicht um das Reich, noch dieses um sie.

Da sie infolge ihrer Zusammensetzung nicht auf Eroberungspolitik auszugehen vermochte, mußte die Hansa darauf sehen, die staatlichen Zustände im Norden so zu erhalten, daß ihre Rechte und Privilegien nicht gefährdet wurden. Wiederholt hat sie dafür Kriege geführt, die stets siegreich endeten, so daß sie trotz mancherlei Veränderungen in den skandinavischen Verhältnissen ihre Obmacht in der Ostsee behauptete. Doch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ging Nowgorod an die rohe Gewalt des aufkommenden russischen Reiches verloren, und schon lange machte sich der Wettbewerb der Niederländer empfindlich, denen auch die Natur zu Hilfe kam, indem die Heringe ihre alten Laichplätze an der Küste von Schoonen verließen. Hochgefährlich wurde den Hansen das neuburgundische Reich und auch nachdem es an Habsburg gefallen war, konnten sie in jenen Gegenden das Uebergewicht nicht behaupten; Brügge büßte allmählich seine Bedeutung ein und trat sie an Antwerpen ab. Dazu kam manchmal arger Handelsneid zwischen den östlichen und den westlichen Städten; auch die deutschen Fürsten nötigten jetzt vielfach ihre Binnenstädte, von dem Bunde zurückzutreten, der ihrer Landesherrlichkeit unbequem war.

Auch hier drohte der Niedergang bereits zu der Zeit, wo ohnehin dem Weltverkehr sich ganz neue Wege und Ziele eröffneten, obgleich noch geraume Frist verstrich, ehe der deutsche Handel dadurch Beeinträchtigung erfuhr. Das Bürgertum hatte hier geleistet, was nur geleistet werden konnte, aber es hatte keine feste Einheit begründet, und hinter ihm stand kein Reich, das in Zeiten der Not hätte Stütze geben, das dem Volke hätte retten können, was seine Söhne geschaffen hatten, sobald diese zu schwach wurden. Der Fluch der Zerrissenheit des Reiches lastete auch auf der Hansa.

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Reichsglieder und die großen Fürstenhäuser.

Gaben die Thaten der Kaiser den leitenden Faden für die ältere deutsche Geschichte, so wird das anders mit dem ausgehenden Mittelalter. Die treibende Kraft liegt nicht mehr im Reichsoberhaupte, doch es wäre schwer zu sagen, wo sie zu suchen sei. In der geistigen Entwickelung bestand allerdings immer eine gewisse Einheit, in der politischen schwand sie mehr und mehr, bis völlige Zerfahrenheit einriß und das Reich sich zersetzte in eine überaus große Zahl so gut wie selbständiger Teile.

Die Gründe dafür lagen schon in den früheren Zeiten, und der öffentliche Zustand wurde immer schlimmer. Furchtbar haben die Deutschen gegeneinander gesündigt mit blutigen Kämpfen. Die mittelalterliche Wirtschaft und das ihr entsprungene Lehnssystem hatten den angeborenen kriegerischen Sinn erhalten, und da die bäuerliche und dann die städtische Bevölkerung sich der friedlichen Arbeit hingaben, machte der hohe und niedere Adel, zu dem die Ministerialen wurden, einen besonderen Kriegerstand aus. Die industriellen Thätigkeiten verbreiteten sich nicht so allgemein, daß sie den kriegerischen Zuschnitt hätten erheblich beschränken können, und so blieb es beim Gegensatz ohne rechten Ausgleich. Der kleine Adel wollte vom Schwerte leben und auch der größere und selbst die Fürsten verschmähten keineswegs kriegerischen Erwerb und waren nicht ängstlich im Ergreifen der Gelegenheit. Sie hatten eben ihre Vasallen zur Verfügung und wollten sie verwerten; kamen sie doch damit deren Wünschen entgegen. Indessen war der Krieg stets eine sehr kostspielige Sache, wenn er nicht schnellen Erfolg gab.

Die Fürsten stürzten sich in Schulden und aus ihnen herauszukommen half oft nur ein neuer Krieg. Das steigende Bedürfnis nach barem Gelde, nach nutzbringenden Einkünften wurde häufig die Veranlassung, Streit zu beginnen. Menschen gab es genug und die blanken Groschen waren mehr wert als sie.

Die Meinung von der besondern Ehrenhaftigkeit des Kriegshandwerkes, persönliche Leidenschaft und zügelloses Kraftgefühl thaten das übrige, und da der König nicht genügend hindern konnte, wurden Kriege und Fehden die Tagesordnung im Reiche. Nur Verwüstung und Verwilderung kamen dabei heraus, denn die kleinen Vorteile, die etwa ein Fürst über den andern errang, das Recht, irgendwo sein Gericht auszuüben, oder eine Burg, ein Fetzen Land waren für seine Machtstellung ziemlich gleichgültig. Allerdings spielte eine bestimmte Absicht dabei eine besondere Rolle. Im früheren Mittelalter gab es keine geschlossenen Territorien. Der Besitz der Fürsten bestand aus allerlei getrennten Gütern und Rechtstiteln; hier war er Grundherr, dort hatte er nur das Gericht oder einen Teil davon, an andern Orten gebührten ihm gewisse Gefälle. Dazwischen hatten wieder andre Herren ihre Gerechtsame; alles lag wirr durcheinander. Jetzt galt es, die völlige Herrschaft zu erlangen, fremde eingesprengte Rechte auszuscheiden oder in eigene Gewalt zu bringen, das Ganze nach außen zu mehren und abzurunden. Auf diese Weise entstanden allmählich die Partikularstaaten; mit dem fünfzehnten Jahrhundert schließt dieser Prozeß ab, wie zugleich die volle reichsrechtliche Anerkennung erlangt wurde.

Die Territorien waren ebenso verschieden an Größe wie nach Rang und Stand ihrer Inhaber, die von Herzögen und Fürsten hinab zu Grafen und Herren und Reichsstädten reichten. Eine eigene Stellung nahmen die geistlichen Herren ein. Neben den sechs Erzbischöfen gab es an vierzig Bischöfe, die jedoch nicht alle Reichsfürsten waren, dazu kamen wohl an sechzig Abteien und Klöster, die eigene Herrschaft besaßen. Die

Bischöfe wurden gewählt von den Kapiteln; der Einfluß der Könige kam nur in seltenen Fällen zur Wirkung, während der Papst mit seinem Bestätigungsrechte die Hauptentscheidung hatte. Die Kapitel ergänzten sich selbst und nicht immer nach kirchlichen Gesichtspunkten. In ihnen überwog allenthalben der Adel und für die Aufnahme als Domherr war in der Regel der Nachweis alten Adels erforderlich. Einzelne Stellen blieben allerdings Studierten vorbehalten, weil man doch einige wirkliche Geistliche unter sich haben mußte, denn die Domherren, wie die Bischöfe, nahmen oft gar nicht die priesterliche Weihe, sondern zogen nur den Nutzen ihres Amtes. Demnach wurden die Bistümer und Kapitel Versorgungsanstalten für den Adel und die Besetzung eines Stuhles war oft viel mehr eine Familien- und Parteiangelegenheit, als eine kirchliche Sache. In ihren inneren Einrichtungen unterschieden sich die geistlichen Gebiete kaum von den weltlichen. An Kriegen nahmen sie nicht minder regen Anteil und so manche Bischöfe waren mit dem Schwerte besser vertraut als mit dem Meßbuche. Der stete Wechsel in der Regierung, die hohen Abgaben, welche an Rom zu zahlen waren, und die Fehden stürzten die geistlichen Herrschaften in schwere Schulden. Der schöne Vorrang, den einst die kirchlichen Länder vor den weltlichen hatten, die vortreffliche Pflege aller wirtschaftlichen Kräfte, war längst vorbei. Der hohe Klerus hatte mit dem engen Verhältnisse, in dem er einst zum Königtume stand, auch den besten Schirm verloren. Jetzt war er hinter die weltlichen Fürsten zurückgewichen und sah sich auf den Schutz der Kirche angewiesen, die seine Gebiete in ihrem Hauptbestande unantastbar erhielt. Die geistlichen Territorien bedingten die Zerstückelung im Süden und Westen Deutschlands und ließen die andern fürstlichen Gewalten nicht zur rechten Abrundung gelangen.

Auch die Reichsstädte verhinderten die Zusammenschließung der weltlichen Herrschaften. Ihrer gab es etwa siebzig, von

denen im Norden nur wenige und vereinzelte lagen. Am dichtesten gedrängt waren sie in Franken, Schwaben und im Elsaß, weil bei der Auflösung der staufischen Erbschaft es vielen früheren Landstädten gelang, beim Reiche zu bleiben. Denn die Eigenschaft, Reichsstadt zu sein, rührte von geschichtlichen Ursachen her, richtete sich nicht etwa nach Größe und Bedeutung. Viele Reichsstädte sind nie über die kleinlichsten Verhältnisse einer Ackerstadt hinausgekommen, während andre reiche und stark bevölkerte Städte, wie Soest, Münster, Erfurt nicht unter dem Reiche, sondern unter Landesherren standen.

Die Reichsstädte entrichteten dem Könige, als ihrem unmittelbaren Herrn, eine meist niedrig bemessene jährliche Steuer. Doch suchten die Könige auch sonst aus ihnen bare Einnahmen herauszuschlagen, wie es Karl IV. im größten Maßstabe that. Ueber den Reichsstädten schwebte lange Zeit als größte Gefahr die Verpfändung, daß nämlich der König die Reichssteuer und seine sonstigen Rechte einem Fürsten überließ, der dann, wenn das Verhältnis lange dauerte, die Stadt ihrer Freiheit berauben konnte. Daher schlossen die Städte Bündnisse untereinander, um sich gegenseitig vor Verpfändung zu schützen, und sie erreichten schließlich ihren Zweck, so daß im fünfzehnten Jahrhunderte solche Beeinträchtigungen nicht mehr vorkamen. Obgleich die Reichsstädte stolz darauf waren, nur dem Reichsoberhaupte unterstellt zu sein, konnte das Königtum von ihnen keine Hilfe zur Erweiterung seiner Macht hoffen. Trotz der vielen Bündnisse, die sie miteinander schlossen, kam nie eine wirkliche Einigung zwischen ihnen zu stande, die sie befähigt hätte, als geschlossene Körperschaft ihr Gewicht geltend zu machen. Jede Stadt berücksichtigte zuletzt nur ihr besonderes Interesse und verfolgte es in kleinlicher Weise.

Manche Reichsstädte erwarben ein stattliches Landgebiet; Nürnberg konnte sich in dieser Hinsicht mit kleineren Fürstentümern messen. Die Reichsstädte waren ebenso gut selbständige Territorien wie die geistlichen und weltlichen Herrschaften, und

trieben eine dementsprechende Politik. Daher gerieten sie oft in Zwist mit den benachbarten Fürsten. Die großen Städtekriege, wie sie unter Wenzel und dann wieder unter Friedrich III. Süddeutschland verheerten, hatten ihre Veranlassung zum guten Teile in Rechts- und Besitzstreitigkeiten. Allerdings spielte auch hinein der grundsätzliche Unterschied zwischen Bürger- und Fürstentum, den die Standes- und Wirtschaftsverhältnisse hervorriefen, doch waren die Reichsstädte nicht die Vertreter des gesamten Bürgertums, das nie zu einer Einheit gelangt ist.

Die einigermaßen größeren Fürstenhäuser alle zu nennen, wäre ermüdend, und die kleineren Territorien aufzuzählen, würde ganze Seiten in Anspruch nehmen. Dicht aneinander gedrängt, so daß jeder bei einiger Regung gleich an den Nachbar anstieß, wetteiferten die weltlichen Herren, durch Kriege, glückliche Heiraten und Erbschaftsverträge vorwärts zu kommen. Seit den staufischen Zeiten hatte sich der Bestand der großen Familien durch Aussterben mehrerer älteren und andre Vorkommnisse stark verändert. Da die geringe Entwickelung der Geldwirtschaft standesgemäßen Unterhalt der nicht regierenden Familienglieder erschwerte, machten fast alle noch den Fehler, zu teilen, und schädigten dadurch ihr Gedeihen. Nicht allein, daß ihre Kraft zersplittert wurde, bei den meisten führten die Teilungen zu den schlimmsten Zwistigkeiten, die wie eine tödliche Krankheit fortwährend an ihrem Marke fraßen. Die Goldene Bulle verbot die Teilung der Kurfürstentümer, auch Hausgesetze suchten dem Uebel zu steuern.

Geraume Zeit überwog keine einzige Familie derartig, daß sie sich über die andern hätte emporschwingen können. Erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte Verhältnisse, die bis auf unsre Zeit von Dauer gewesen sind, und wie es die Luxemburger ausscheiden sah, förderte es andre Geschlechter zu vornehmlichen Ehren. So viele fürstliche Häuser es gab, vier von ihnen haben seitdem die Geschichte des deutschen Volkes hauptsächlich bestimmt, und obgleich eines das römische

Kaisertum als sein Erbteil behauptete, solange es bestand, wurden gelegentlich auch die andern vor die Frage gestellt, ob ihnen nicht die Führung Deutschlands zufallen sollte.

Als zur Zeit Friedrichs II. die Zähringer im Westen und die Andechs-Meranier im Osten erloschen, kam in ganz Süddeutschland niemand den Wittelsbachern gleich, und ihnen fiel auch ein großer Teil der staufischen Erbschaft zu, während deren Rest in kleinste Teile zersplitterte. Als die Besitzer Bayerns, wo ihnen eine erledigte Grafschaft nach der andern zufiel, der rheinischen Pfalz und eines Teiles von Schwaben, erstreckte sich ihr Einfluß vom Rhein und Neckar bis über den Inn und bis zum Fichtelgebirge. Doch wenn ein deutsches Geschlecht durch eigene Schuld und mit Gewalt das ihm holde Glück zurückscheuchte, waren es die Wittelsbacher. Sie spalteten sich zunächst in zwei Linien, die bayerische und die pfälzische, die oft genug einander eifersüchtig schädigten, statt sich gegenseitig zu unterstützen.

Das pfälzische Haus, dem trotz geringeren Besitzes die Kurwürde größeres Ansehen verlieh, brachte durchschnittlich tüchtige Männer hervor, die sich angelegen sein ließen, ihr Land in ruhiger Arbeit zu fördern; auch bei dem Anteil, den sie an der Reichspolitik nahmen, dachten sie zuerst an ihr Hausinteresse. Pfalzgraf Ruprecht I. erwarb sich den Ruhm, 1386 die Universität in Heidelberg zu gründen, der alle Nachfolger warmes Wohlwollen zuwandten. Sein Großneffe Ruprecht III. übernahm ehrlichen Sinnes, doch mit unzureichenden Kräften die schwere Aufgabe, das durch Wenzel vernachlässigte Reich zu heben; hatte dieses nur Schaden davon, fuhr doch die Pfalz nicht schlecht, da der König ihr einigen Zuwachs verschaffen konnte.

Alle früheren und späteren Angehörigen seines Geschlechtes überstrahlte Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der böse Fritz, wie ihn seine Feinde nicht ohne Grund nannten. Ein genialer Mann, Freund der Wissenschaften und der schönen Künste,

unerschöpflich an kriegerischer Kraft und politischen Ränken, stets auf sich vertrauend und andrer Recht gering achtend, machte er seinen Nachbarn und dem Kaiser Friedrich III. das Leben schwer und erwarb sich Ansehen weit über Deutschland hinaus. Dennoch war die Summe seines Lebens nur eine kleine Erweiterung der Pfalz; in dem damaligen Deutschland verbrauchte sich die beste Kraft. Die Pfalz mit ihrem schlecht abgerundeten, nicht allzu großen Gebiete, allenthalben eingeengt durch geistliche Staaten, konnte nicht recht emporkommen.

Die Wittelsbacher, denen das Herzogtum Bayern geblieben war, teilten wiederholt. Brüder und Vettern verfolgten sich mit Neid und Mißgunst, die sogar zum mörderischen Hasse ausarteten, und alle ihre Eigenschaften, die starken wie die schwachen, wurden ihnen gegenseitig zum Verderben. Sehr verschiedene Charaktere brachte diese an Gliedern reiche Familie hervor. Den meisten war eigen die Lust, das Leben zu genießen und seinen Reiz durch Prunk und Aufwand zu steigern; neben einigen stillen Naturen gab es bewegliche, unstete und haltlose, auch Männer von wilder, dämonischer Leidenschaft. Düstere Familientragödien erschreckten die Zeitgenossen. Herzog Ludwig der Strenge verurteilte seine Gemahlin angeblicher Untreue wegen zur Enthauptung, Herzog Ernst ließ die liebreizende Gattin seines Sohnes, die Augsburger Bürgerstochter Agnes Bernauerin als Zauberin ertränken. Herzog Heinrich von Landshut brachte 1417 in Konstanz seinem Vetter Ludwig von Ingolstadt im heimtückischen Ueberfall eigenhändig schwere Wunden bei; jahrelang lagen sie dann im grimmigen Zwist, bis der greise Ludwig von seinem körperlich und geistig mißgeschaffenen Sohne ins Gefängnis geworfen wurde. Die großartigen Erwerbungen, die Kaiser Ludwig gemacht hatte, gingen durch die Schwäche und Zwietracht seiner Söhne und Nachkommen verloren, zuletzt fielen auch die niederländischen Gebiete der neuburgundischen Macht anheim. Erst als der

geistesklare und willensstarke Herzog Albert IV. 1504 alle Teile vereinigte, gewann Bayern die ihm gebührende Stellung, obgleich der Mangel der kurfürstlichen Würde den Einfluß auf das Reich minderte.

Nur eine Familie stand den Wittelsbachern im Wege, die habsburgische, die, nachdem sie durch König Rudolf Oesterreich und Steiermark erhalten hatte, allmählich Bayern von drei Seiten umklammerte. Durch die Landesteilungen behielten die habsburgischen Vorlande, wie man sie nannte, in Schwaben und am Rhein ihren Wert, der bedeutend stieg, als die Erwerbung Tirols, das die Söhne Ludwigs des Bayern aufgeben mußten, die Brücke zwischen Osten und Westen schlug. Namentlich Herzog Leopold III., der 1386 bei Sempach den Streichen der Schweizer erlag, erweiterte beträchtlich den Grundbesitz in Schwaben. Nachher brachte die Schweizer Eidgenossenschaft die ihr benachbarten Landstrecken an sich und behauptete sie trotz der Gegenbemühungen Friedrichs III. und Maximilians. Dafür fielen damals die Vorlande wieder unter die einige Herrschaft des regierenden Familienhauptes zurück. Als Maximilian I. die burgundische Freigrafschaft aus der Erbschaft Karls des Kühnen behauptete, erstreckte sich habsburgisches Gebiet fast ununterbrochen von der ungarischen Grenze bis an die Frankreichs und die Habsburger besaßen die Möglichkeit, auch innerhalb des engeren Reiches ihre Besitzungen auszudehnen.

Von einer andern gefährlichen Nebenbuhlerschaft waren die Wittelsbacher glücklich befreit worden. In dem Geschlechte der Burggrafen von Nürnberg zeigt sich früh eine gewisse Regelmäßigkeit des Wesens. Ueberschäumende Leidenschaft lag nicht in dem Charakter der Zollern, ebensowenig der Hang nach üppigem Lebensgenuß; durchschnittlich suchten sie den Pflichten und Aufgaben, die ihnen ihre Stellung auferlegte, in treulicher Arbeit, ohne Ueberschwang und Abenteuerlust gerecht zu werden. Tüchtige Krieger, sparsame Verwalter

wußten die Burggrafen mit ruhigem, treffendem Verstande die Umstände zu benutzen und die sich darbietenden Glückslagen festzuhalten. Auf diesem allgemeingültigen Untergrunde scheinen in der Familie früh zwei verschiedenartige Begabungen nebeneinander bestanden zu haben. Die einen, realistisch angelegt, fanden ihren Lebensberuf in praktischer Thätigkeit, die andern besaßen einen mystischen Zug, eine Hinneigung zu dem Idealen; einzelne besonders glücklich begabte Persönlichkeiten vereinigten in sich die Vorzüge beider Anlagen. Die Zollern kamen in die Höhe, indem sie engen Anschluß an das Königtum nahmen; erst hielten sie getreu zu den Staufern, dann verpflichteten sie sich die Habsburger, die Wittelsbacher und die Luxemburger nacheinander durch große Dienste. Nicht, daß die Zollern etwa an vaterländischer Gesinnung ihren Zeitgenossen weit vorausgeeilt wären, aber das Schicksal fügte es wunderbar, daß ihnen von Anfang an der Weg zum Glück derselbe war, auf dem Reich und Volk das ihre zu suchen hatten.

Gerade damals hat das Geschlecht Männer hervorgebracht, welche zu seinen bedeutendsten Gliedern zählen, vor allem Friedrich, den ersten Kurfürsten, einen Mann von ausgezeichneter Regsamkeit, von schnellem und sicherem Blick, bei allem Egoismus und einer den Gegnern oft unbequemen Verschlagenheit voll Verständnis auch für das, was dem Ganzen notthat. König Sigmund übertrug aus Dankbarkeit Friedrich VI. die Mark Brandenburg; wie einst das habsburgische, so wurde jetzt das zollernsche Haus von dem heimatlichen Boden hinweg auf eine größere Stätte der Wirksamkeit versetzt, auf der es sich erst zur rechten Bedeutung emporschwang. Friedrich I. nahm jedoch, nachdem er in der Mark die zerrüttete Landeshoheit wieder aufgerichtet hatte, in den fränkischen Landen seinen Aufenthalt und beteiligte sich lebhaft an den Reichssachen, wobei ihm wesentlich zu statten kam, daß er nun Kurfürst war. Während sein Nachfolger in Brandenburg, Kurfürst Friedrich II., trotz seiner Neigung zu Romantik und

Schwermut ein starker Charakter, in der Mark die Fürstenmacht befestigte, richtete dessen Bruder Albrecht Achilles, ein feuriger, von Narben bedeckter Kriegsmann, „der Sinnreiche", wie ihn seine Bewunderer nannten, der „Fuchs Deutschlands", wie ihn die Feinde schalten, seine rastlose Arbeit auf die Reichspolitik, um mit ihrer Hilfe sein fränkisches Fürstentum zu vergrößern. Wäre dieses Verhältnis dauernd geblieben, so hätten die Zollern erfolgreich den Wittelsbachern in Süddeutschland die Spitze bieten können, aber auch bei ihnen stellte sich die Notwendigkeit einer Teilung heraus. Sie entsprach allerdings der geographischen Lage der Gebiete, ließ zusammengehöriges bei einander und führte nicht zu verderblichem Zank. Nach dem Tode des Albrecht Achilles wurden die fränkischen Besitzungen selbständig abgezweigt und die Hauptlinie, die brandenburgischen Hohenzollern, zog sich ganz auf Norddeutschland zurück. Wenn sie auch als Kurfürsten mit den Reichssachen in naher Beziehung blieben, sie waren fortan nicht mehr mit dem Königtume und dessen Politik so eng verwachsen wie bisher; ihre Hauptzwecke beschränkten sich auf die nächstliegenden Haussorgen.

Sigmund führte noch ein andres Geschlecht in das Kurfürstentum ein, indem er dem Landgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen-Thüringen das durch das Aussterben der dortigen Anhaltiner erledigte Herzogtum Sachsen verlieh. Bisher hatte dieses wenig zu bedeuten, erst jetzt, wo die großen Hausbesitzungen der Wettiner in Thüringen hinzukamen, wurde es das bedeutendste weltliche Kurfürstentum und zugleich der wichtigste Staat in Norddeutschland. Die Wettiner zogen aus der großen, doch oft unerfreulichen Geschichte, welche sie hinter sich hatten, keine Lehre, sondern nach traurigem Streite trennten sie sich 1485 in die ernestinische und albertinische Linie, die gegenseitige Abneigung bewahrend. Scharf ausgeprägte Familienzüge sind bei ihnen wenig zu erkennen; neben einiger Leidenschaftlichkeit trugen sie vorwiegend Lust an stiller, ordnender Arbeit in sich.

Durch diese beiden Häuser gelangte erst das weltliche Kurfürstentum zu rechter Bedeutung, und da Böhmen so gut wie ausgeschieden war, konnten sie großen Einfluß im Reiche ausüben. Sachsen kam noch zu statten, daß es nach Mitteldeutschland hineinreichte und so den Norden mit dem Süden verband.

Diese Verhältnisse waren um so wichtiger, weil seit der letzten Stauferzeit Norddeutschland mehr und mehr eine selbständige Haltung eingenommen hatte. Auch in den braunschweigischen Welfen gab es dort ein vielvermögendes Herrschergeschlecht, obgleich sie ebenfalls durch Teilungen sich eine Gesamtwirkung unmöglich gemacht hatten. Die norddeutschen Staatsgebiete übertrafen an Umfang zumeist die süddeutschen, und die ebene Beschaffenheit des Landes begünstigte die Ausbildung der fürstlichen Gewalten, machte sie selbstbewußt und selbständig. Die geistlichen Staaten waren hier weder so zahlreich, noch, ausgenommen etwa das Erzstift Magdeburg, so groß, daß sie allzusehr hindern konnten; von Reichsstädten lagen hier nur Lübeck, Bremen, Goslar, Nordhausen und Mühlhausen. Durchweg überwog die ländliche Bevölkerung die städtische. Die kaiserliche Hoheit kam hier nur selten und schwach zur Ausübung, daher standen die norddeutschen Herren dem politischen Leben Süddeutschlands, das sich um das Königtum zu gruppieren pflegte, häufig ganz fern. Jetzt war wenigstens bei den großen politischen Fragen eine engere Verbindung gegeben, doch blieb sonst der Unterschied zwischen Süd und Nord bestehen.

Von den vier ersten Häusern in Deutschland war jetzt das habsburgische hoch emporgestiegen und trug auch bereits im dritten Gliede hintereinander die Königskrone. Obgleich dem Umfange der Länder die innere Macht nicht ganz entsprach, weil überall Hemmnisse ihrer rechten Entfaltung entgegenstanden, so winkte dennoch den Habsburgern eine große Zukunft. Es mußte sich nun zeigen, ob Reich und Dynastie zusammengehen, ob jenes dieser noch mehr Kraft geben und von ihr zurückempfangen würde.

Sechzehnter Abschnitt.

Die Reichsverfassung.

Das Reich war vornehmlich deswegen in seinen trostlosen Zustand geraten, weil lange Jahrhunderte hindurch kein Versuch gemacht wurde, die Verfassung oder deren wichtigste Bestimmungen schriftlich niederzulegen, während sich die Kirche von früh an in den kanonischen Gesetzbüchern ihre wohlgefüllten Rüstkammern zur Verteidigung und zum Angriff schuf. Daher war es ein hervorragendes Verdienst Karls IV., daß er zur schriftlichen Gesetzgebung griff und das erste und wichtigste Reichsgrundgesetz erließ, das in Kraft blieb, solange das römische Reich bestand. Die Goldene Bulle, die in zwei Abschnitten im Januar 1356 in Nürnberg und dann im Dezember desselben Jahres zu Metz veröffentlicht wurde, sollte vor allem zuverlässige und unverbrüchliche Normen für die Königswahl geben. Sie bestimmte genau, von wem und wie die sieben Stimmen bei der Kur zu führen seien. Der Erzbischof von Mainz beruft bei einer Thronerledigung seine Genossen, die Erzbischöfe von Köln und Trier, den Böhmenkönig, den Pfalzgrafen, den Herzog von Sachsen-Wittenberg und den Brandenburger Markgrafen nach Frankfurt am Main und leitet die Wahl. Wen die Mehrheit — mindestens vier Stimmen — kiest, der ist rechtmäßiger König. Somit war nur für die Kaiserkrönung eine Verständigung mit dem Papste erforderlich. Nach menschlichem Ermessen konnte fortan kein Zweifel über die Gültigkeit einer Wahl aufkommen; freilich sollte die grenzenlose Verwirrung in Deutschland zeitweilig auch diese Erwartung täuschen.

Die Goldene Bulle, richtig begriffen und ausgeführt, konnte zu einer neuen Krystallisation des Reiches führen. Karl IV. hob die Kurfürsten aus der Zahl der übrigen Fürsten durch

große Vorrechte hoch empor und beabsichtigte, das Königtum mit ihnen in enge Verbindung zu setzen: sie sollten die die Kuppel tragenden und von ihr aufrecht und zusammengehaltenen Säulen des Reiches sein. In der That kam es darauf an, die Kleinen in Zucht zu bringen, und dazu schien ein Ausschuß, der dem Königtum zur Seite trat, am besten geeignet. Die Verteilung der Kurfürsten durch das ganze Reich sprach ebenfalls für diesen Gedanken. Karl wünschte, sie möchten jährlich mit ihm zusammenkommen, um des Reiches Wohl zu beraten. Gewöhnten sie sich daran, so knüpften sie allmählich ihr Interesse an den König und das Ganze; sie konnten zu selbständigen Organen des Reiches werden, in ihren Kreisen eine weitere Auflösung verhüten. Was die alten Herzöge nicht geleistet hatten, wäre nun nachträglich den Kurfürsten zugefallen.

Das Kurfürstentum hat sein Gutes gehabt und dazu beigetragen, daß das Reich nicht ganz aus den Fugen ging. Doch für die weisen Absichten Karls fehlte den Herren das Verständnis. Die Kurfürsten hatten sich daran gewöhnt, die Wahlen als ihr Geschäft zu betrachten und sie möglichst auszubeuten; nur einmal, 1338 bei dem Renser Kurverein, waren sie gemeinsam in einer reichspolitischen Sache eingetreten, aber dem glücklichen Anfange folgte keine Fortsetzung. Es gab keine einheitliche kurfürstliche Politik, die dahin gestrebt hätte, entweder dem Könige zu dienen oder ihn unter den Gesamtwillen des Kollegiums zu beugen.

In andern europäischen Staaten, wie in England und in Frankreich, bildeten sich im dreizehnten Jahrhundert ständische Vertretungen. Im deutschen Reiche gab es schon damals keinen Platz für sie, denn das Fürstentum hatte sich bereits zu stark entwickelt, die hohe Geistlichkeit war ebenfalls zum selbständigen Fürstentum gelangt, und das Bürgertum konnte unmöglich zu einem einheitlichen Stande werden, da es in die Territorien zerlegt war. Eine Reichsvertretung konnte dem-

nach nur aus den selbständigen Gewalten bestehen. Von jeher pflegten die Könige die großen Reichsfürsten zu berufen, um ihren Rat zu vernehmen oder ihren Beistand zu gewinnen; es galt sogar für eine Pflicht der Herrscher, bei wichtigen Anlässen Reichstage zu halten. Eine feste Einrichtung kam jedoch nicht heraus. Wie früher die Teilnahme an den Wahlen, war auch die an den Reichstagen nicht streng begrenzt, und obgleich die großen Fürsten stets erscheinen durften, hing es von dem Gutdünken der Könige ab, wen sie sonst einluden. Der Zwang zu kommen hörte mit der Erschlaffung des Königtums auf. Der Besuch wurde unregelmäßig, die Schwierigkeit, Fürsten und Fürstengenossen untereinander nach Würdigkeit abzumessen, das Widerstreben des deutschen Charakters gegen neue und bindende Gesetze hielten die Reichstage in Unordnung, höchstens daß gelegentlich eine allgemeine Stimmung zum gewichtigen Ausdruck gelangte. Eine feste Regel über Beratung und Beschlußfassung fehlte. Der König war an die Beschlüsse nicht gebunden, und zweifelhaft blieb, wie es in dieser Hinsicht mit denjenigen Fürsten stand, welche nicht mitberaten hatten. Und wer sorgte für die Ausführung der Beschlüsse? Sie war zumeist dem Könige überlassen, der zusehen mochte, was er erreichte.

Bei der Handhabung der Reichsrechte war der König auf sich und den guten Willen der Stände angewiesen. Wer gerade ein besonderes Interesse hatte, that wohl mit, nur eben so weit, als dieses es ihm ratsam machte. Sonst konnte der Herrscher ermahnen, anordnen, befehlen, er fand wenig Gehör. Auch die Reichsacht erwies sich oft als ungenügendes Zwangsmittel. Der alte Fehler, daß jede Reichsbeamtenschaft fehlte, ließ sich schwer wieder gut machen. König Rudolf suchte in den Gegenden, wo viele Reichsstädte und kleine Herren saßen, die Reichslandvogteien dazu auszugestalten; sie wurden bald eine für den Inhaber recht nutzbare, für das Reich nutzlose Einrichtung.

Die Reichsjustiz schrumpfte durch die Ausbildung der Landeshoheit, durch mancherlei Befreiungen arg zusammen. Da die regelmäßige Rechtspflege in den Territorien lag, bildete die Reichsgerichtsbarkeit nur eine obere Instanz, selbst in dieser Hinsicht vielfach beschränkt. Das Reichshofgericht war keine ständige Behörde, sondern der König übertrug die an ihn gebrachten Fälle geeignet scheinenden Persönlichkeiten zur Entscheidung.

Mit dem Schwinden des Reichsgutes sanken die Reichseinkünfte auf lächerlich kleine Erträgnisse zusammen. Regelmäßige Einnahmen waren nur die Jahressteuern der Reichsstädte, die etwa 180000 Mark betrugen. Wie anders hätte das Reich dagestanden, wenn nicht frühzeitig alle Verkehrsregalien, die Zölle, die Münze wären fortgegeben worden. Während alles zur Geldwirtschaft drängte, verfügte das Reich weder über Finanzen noch über Güterbesitz. Die königliche Kanzlei steigerte die an sich nicht bedeutenden Nebeneinnahmen aus der Erteilung von Privilegien und dergleichen Regierungshandlungen nach Möglichkeit. Sie erweckte dadurch den Verdacht, bestechlich zu sein und nur zu oft war er durchaus begründet.

Den Frieden zu schirmen, reichte die Reichsgewalt nicht aus, und doch war dies die vornehmliche Forderung, die fortwährend an sie erging. Die Könige haben sich alle redlich bemüht, den Wünschen zu entsprechen, aber es blieb nichts übrig, als die Reichsstände selbst damit zu betrauen und ihnen die königlichen Befugnisse ganz oder teilweise einzuräumen. Seit Rudolf entstand unter der Einwirkung der Reichsregierung eine überaus große Menge von Landfrieden für einzelne Teile des Reiches, indem Gruppen von Gebieten, wie es passend schien, in bestimmter Organisation zusammengefaßt wurden; daneben vereinbarten die Reichsglieder für sich zahllose andre Landfrieden. Da sie Lasten, wie Geldbeiträge, Stellung von Polizeimannschaften gegen das streifende Gesindel und Hilfeleistung gegen mächtigere Friedbrecher auferlegten,

empfand man sie als Beschwernis, und weil niemand seine freie Bewegung dauernd binden wollte, wurden sie immer nur für wenige Jahre geschlossen und mußten dann wieder bestätigt oder neu gebildet werden. Ganz ohne Wert waren diese Landfrieden nicht und das einzige Mittel, den Verkehr durch die verschiedenen Länder hindurch zu sichern. Aber soviel man klagte, jeder Reichsstand betrachtete als sein höchstes Ideal, auf sich selber zu stehen und seine Zirkel nicht durch andre Verpflichtungen zu stören. Solange die Fehde bei wirklicher oder angeblicher Rechtsverweigerung gesetzlich statthaft war, ließ sich die öffentliche Ruhe gar nicht herstellen.

Den häufigen Rechtsverweigerungen und Rechtsverletzungen wollten die westfälischen Vemegerichte abhelfen. Erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte sie zu allgemeinem Ansehen; unter Kaiser Sigmund war ihre Blütezeit, von der sie dann schnell herabsanken. Zum Teil hervorgegangen aus uralten Verhältnissen, gelangte die Veme zu ihrer Bedeutung nur durch die Unklarheit, in der das Reichsrecht stand. Sie trat auf als Reichsgericht, dem jeder Deutsche jeden Standes unterworfen sei, sobald er gewisser schwerer Verbrechen oder der Rechtsverweigerung beschuldigt wurde. Obgleich das Gericht nur in Westfalen gehalten werden konnte, durfte jeder freie Deutsche sich zum Wissenden, zum Freischöffen machen lassen und erlangte dadurch mancherlei Vorrechte, wenn er selbst klagen wollte oder angeklagt wurde; in den höheren Ständen gehörte es zum guten Ton, sich aufnehmen zu lassen. Einen großen Reiz übte das Geheimnis aus, welches die westfälischen Gerichte umgab. Nicht, daß die Freischöffen einen Geheimbund gebildet hätten; jedermann konnte wissen, wer Freischöffe oder Freigraf, der Vorsitzende des Gerichts, war. Auch fanden die Sitzungen nie im Verborgenen statt; im Gegenteil, nur am hellen Tage und unter freiem Himmel auf den alten Malstätten, die, Freistühle genannt, unter Bäumen oder auf kleinen Anhöhen oder an Brücken und Heerstraßen, manchmal

sogar auf städtischen Plätzen lagen, wurde das Gericht gehegt. Lediglich wenn der Angeklagte nicht erschien, verwandelte es sich in die heimliche oder geschlossene Acht; dann mußten alle nicht Wissenden aus der Hörweite zurücktreten. Bei der Aufnahme wurden gewisse Formeln gebraucht und Eide geschworen, die aufs strengste geheimgehalten werden mußten; die Freischöffen hatten untereinander Erkennungszeichen. Auch die Vorladebriefe, die Rechtsbücher, in denen die Grundsätze des Verfahrens aufgezeichnet wurden, trugen den Vermerk, daß nur Freischöffen sie lesen dürften. Wer verurteilt war, der konnte und sollte ohne weiteres von den Freischöffen, wo sie ihn griffen, durch den Strang gerichtet werden.

Einige Jahrzehnte herrschte eine ungemeine Scheu vor diesen Vemegerichten. Sie wich jedoch allmählich, als klar wurde, welche argen Mißbräuche bei ihnen unterliefen, die teils aus dem mangelhaften Verfahren, teils aus grober Bestechlichkeit hervorgingen. Denn die Besitzer der Gerichte, meist kleine westfälische Adelige, nutzten oft genug ihre Gerechtsame in unehrenwerter Weise aus. Außerdem war die Vollstreckung der Urteile immer eine bedenkliche Sache, und nach allem, was wir wissen, ist nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl wirklich zum Vollzuge gekommen.

Die Vemegerichte in dieser ihrer Form waren nur das Erzeugnis mißverstandener, überlebter Rechtsverhältnisse und willkürlicher, glücklich durchgeführter Rechtsanmaßung und vermehrten nur die allgemeine Verwirrung. Bald wurden allenthalben Beschwerden über sie laut. Zunächst versuchte man, sie von Reichs wegen in gesetzliche Schranken zu bringen, bis die Reichsstände selber die Abwehr in die Hand nahmen und glücklich durchsetzten. Die Veme erhielt sich in romantischem Angedenken, das ihre Bedeutung weit übertrieb.

Ganz verfallen war das Reichsheerwesen.

Der König hatte das Recht, zum Römerzuge und zur Verteidigung des Reiches allgemeine Aufgebote zu erlassen.

Gewöhnlich kamen damals nur die Reichsstädte seiner Aufforderung nach, indem sie entweder Mannschaften stellten oder Geld entrichteten; mit den Fürsten mußte sich der König erst persönlich auseinandersetzen und den von ihnen gestellten Kriegern Sold zahlen. So war auch hier das alte naturalwirtschaftliche Wesen in die Brüche gegangen, ohne Ersatz zu erhalten.

Die Reichskriegsführung wurde eine so kostspielige Sache, daß unmöglich die ganze Streitkraft des Reiches für sie zusammengefaßt werden konnte. Die Fahrten nach Italien, die sie in früheren Zeiten in Fluß gehalten hatten, hörten teils auf, teils wurden sie zu persönlichen Unternehmungen der Könige. Zu gelegentlichen Feldzügen in Deutschland selbst gegen ungehorsame Reichsfürsten genügte meist die Anteilnahme der Nachbarschaft, weil diese dabei ihre eigenen Absichten verfolgte; zu wirklichen Kriegen gegen auswärtige Mächte, die vielleicht das Reichskriegswesen belebt hätten, kam es nicht. Nicht entfernt faßte man damals eine Verletzung der Reichsgrenze als einen Angriff auf die Gesamtheit, wie heute; sie galt mehr für einen örtlichen Handel. Nur der gewaltthätige Einbruch Karls des Kühnen von Burgund in das Kölner Erzbistum rief einmal für kurze Zeit nationale Empörung und tüchtige Rüstung hervor. Auch der Streit eines Reichsfürsten mit einem fremden Herrscher erschien als dessen persönliche Sache; gingen doch auch die Fürsten auswärtigen Regenten gegenüber kriegerische Verpflichtungen ein, selbst gegen Reichsglieder. So wetteiferten Frankreich wie England, in ihrem langdauernden Kampfe gegeneinander deutsche Fürsten auf ihre Seite zu ziehen.

Daheim nahmen die kleinen Kriege, die Fehden, kein Ende. Die Städte halfen sich, indem sie Söldner anwarben, deren Führung sie manchmal gedungenen Adeligen, meistens jedoch vornehmen Bürgern anvertrauten, die Fürsten boten ihre Lehnsmannschaft auf, der sie Sold und Entschädigung für Verluste an Pferden und Rüstzeug gaben. Daher wurden

Entscheidungen im offenen Felde meist geflissentlich vermieden, weil sie durch die Lösung der Gefangenen, durch den Ersatz gefallener Streithengste sehr kostspielig werden konnten. Viel lieber suchte man den Gegner heim mit Verwüstungen, mit grauenhafter Schädigung des offenen Landes, der Dörfer und Felder, die zugleich die beste Aussicht boten, den „Sackmann" zu machen, d. h. zu brennen und plündern, was die Hauptsache war. Auch an die Eroberung der zahllosen kleinen Burgen wurde aus demselben Grunde überflüssig viel Kraft gesetzt. Darum verlor die Kriegführung der Deutschen jeden größeren Schwung, sie entartete zum gelegentlichen Handgemenge und zur brutalen Mißhandlung Schwächerer oder Wehrloser.

Dieser Verfall der Kriegszucht wurde in den Hussitenkriegen furchtbar bestraft. Die gegen Böhmen entsandten sehr zahlreichen Kriegsheere waren zusammengesetzt aus lauter kleinen Teilen, die sich nicht in eine Einheit bringen ließen, aus Leuten, die den großen Krieg nicht kannten und daher, wenn die geschlossenen, wohlgefügten Heerhaufen der Feinde anrückten, allen Halt verloren und flohen.

Schon die Kämpfe der Schweizer hatten erwiesen, wie gewandtes Fußvolk den schwerfälligen Rittern überlegen war; jetzt entstand in Böhmen eine neue Taktik, hauptsächlich durch den genialen Geist Zizkas. Die Zusammensetzung der hussitischen Heere aus Bürgern und Bauern, die sich gegen schwerbewaffnete Ritter wehren sollten, nötigte zu einer Aenderung der Kampfesweise, gerade so wie später das republikanische Frankreich sich seine eigene bildete. Bei den Böhmen erschien zum erstenmal die nicht berittene Menge in großem Maßstabe als der eigentliche Träger der Schlacht. Daher wurde sie gründlich einexerziert und geübt, geschlossene Massenbewegungen mit Sicherheit zu machen, die ansprengenden Reiter in fester Linie zu empfangen. Der Marsch war nicht mehr ein bloßes Ziehen zum Kampfe, sondern als taktisches Mittel berechnet und geleitet. Die Bodenbeschaffenheit kam in Er-

wägung; man lernte, gute Stellungen zu nehmen und auch im freien Felde dem Feinde künstliche Hindernisse, Graben und Wall, entgegen zu stellen. Gerade der bei den Deutschen beliebte Ansturm, mit dem urwüchsige Tapferkeit den Sieg zu erzwingen suchte, sollte zum Beginn der Niederlage werden. Zahlreich mitgeführte Wagen, geschickt zusammengefahren, bildeten rasch Festungen, auf denen Geschosse aller Art, auch Feuergeschütze aufgestellt wurden. Wenn der angreifende Feind erschüttert war, brach die bis dahin wohlgeschützte Besatzung hervor, um die Vernichtung mit den Handwaffen jeder Art, selbst mit dem Dreschflegel, zu vollenden. Der geschlossene Anmarsch mit schallendem Kriegsgesang, das Dröhnen der heranrasselnden Kriegswagen genügten oft, um den Deutschen das Herz sinken zu machen. Dazu ließ der Aberglauben diese wilden Teufel, denen aller Fluch der Kirche nichts anhaben konnte, als unbesiegbar erscheinen. So zog auch den Husitenheeren, als sie ihre immer wiederkehrenden Einfälle in die Lande der Philister machten, der bleiche Schrecken voran; wenn die sonnenverbrannten Gesichter mit den funkelnden Augen, den Adlernasen und dem wirren Haar, die hageren sehnigen Leiber, oft nur dürftig bekleidet, sichtbar wurden, hörte jeder Widerstand auf.

Die Veränderung des Kriegswesens, welche die Husiten angebahnt hatten, führte bald zu einem völligen Umschwunge der Kampfesart. Da das Fußvolk der ausschlaggebende Truppenteil wurde, mußten die Soldaten erst eine gründliche Schulung im Exerzieren und Fechten durchmachen; der fortwährend steigende Gebrauch der Feuerwaffen erforderte gleichfalls Uebung. Da somit nur ausgebildete Leute recht brauchbar waren, stellten die gewerbsmäßigen Söldner die hauptsächliche Kriegsmannschaft. Die berühmten Landsknechte, deren Fechtweise Kaiser Maximilian heranziehen half, ein fröhliches, übermütiges, wildes Volk, bereit für jede Gefahr, den Tod nicht fürchtend und die Freuden des unsicheren Lebens nach Kräften erschöpfend, brachten als Krieger dem deutschen Namen neue

Ehre. Aber sie verlangten auch ihren Sold pünktlich, und wenn er ausblieb, war auf sie wenig Verlaß. So wurde Geld die Hauptsache, der Krieg das Vorrecht größerer Staaten und er ging aus dem ritterlichen Gefecht über in den Kampf geschulter Armeen.

Die Husitenkriege machten den heillosen Zustand nicht nur des Heerwesens, sondern auch der gesamten Reichsverfassung jedermann offenbar, doch guter Rat war teuer. Denn nur eine völlige Umkehr von dem bisherigen Verhalten konnte helfen.

Jetzt wäre es an den Kurfürsten gewesen, das Reformwerk zu übernehmen, allein sie hatten die rechte Zeit verpaßt. Sie erkannten wohl die Notwendigkeit, einzutreten, wo der in der Ferne weilende König zu versagen schien, doch als Sigmund ihnen notgedrungen die Führung der hauptsächlichsten Reichsangelegenheiten überließ, vermochten sie nichts zu leisten; das Einzelinteresse überwog auch bei ihnen das am Reiche. So wurde nichts Brauchbares geschaffen. Sigmund hatte den vortrefflichen Gedanken, die erforderlichen Kriegsrüstungen durch Geldbeiträge der Reichsstände zu beschaffen. Statt dessen versuchte man, nach mittelalterlichem Muster mit einer Matrikel auszukommen, die jedem Reichsstande vorschrieb, wie viel Mannschaft er zu stellen hatte. Damit wurde wenig erreicht; gab es doch nicht einmal ein amtliches Verzeichnis der Reichsglieder. Erst später griff man, um Söldner zu werben, zu einer allgemeinen Reichssteuer, die eine wahre Musterkarte verschiedener Veranlagungsarten nebeneinander enthielt. Blutwenig kam ein und mit dem Ende der Husitenkriege verschwand auch der Finanzplan. Noch auf den letzten Reichsversammlungen unter Sigmund wurde viel beratschlagt; alles blieb schätzbares Material.

Im Reiche herrschte ein allgemeiner Widerwillen gegen die Leistung von Steuern. Die Ritter wollten nur mit ihrem Leibe dienen; die Fürsten brauchten selber Geld und hielten

es möglichst im Lande. Von besonderer Wichtigkeit waren da die kapitalkräftigen Reichsstädte. Schon lange wurden sie zu den Reichstagen hinzugezogen, da man sie nicht entbehren konnte, doch hatten sie keinen rechtlichen Anspruch darauf und ebensowenig einen auf Mitwirkung bei der Beschlußfassung; in der Regel fanden mit ihnen besondere Verhandlungen statt. Sie waren immer mühevoll und schleppend, denn die Städteboten verweigerten meist eine sofortige klare Antwort; sie müßten erst die Sache „hinter sich bringen", über sie zu Hause anfragen. Da die Bürgerschaften nicht mit Unrecht glaubten, man wolle auf sie die Hauptlast abwälzen, erachteten sie es für das beste, den Daumen fest auf dem Beutel zu halten. Man darf den deutschen Reichsstädten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie Mitschuld daran trugen, wenn aus dem Elend nicht herauszukommen war. Sie fielen mehr und mehr der Kirchturmpolitik anheim, doch, weil sie Geld hatten, mußte auf sie immer Rücksicht genommen werden.

In diesem fortgesetzten Interessenkampfe aller vermochte ein Staatsgefühl nicht aufzukommen. Wo möglich für sich selber bleiben, galt als höchstes Glück. Maximilian hat einmal bitter geklagt, er sei ein König von Königen, weil ihm niemand gehorche. Dabei brannte allen das Feuer auf den Nägeln; aber statt die eigene Schuld zu erkennen, schrieb man sie dem Königtume zur Last. Obgleich das Reich selber den Regenten zur Unthätigkeit zwang, wollte man ihm noch seine Gewalt beschränken, in der Besorgnis, er möchte sie nur zu seinem persönlichen Vorteil verwenden. Das war der Fluch des Wahlkönigtums. Im Reiche herrschte derselbe Gedanke, der in den Konzilien wirkte; nicht Aenderung des bisherigen verderblichen Systems, sondern nur die Umwandlung der obersten Leitung erschien als genügende Auskunft. Wie sollte da die Reichsreform gedeihen?

Unter Friedrich III. stieg die Verwahrlosung des Reiches ins Furchtbare unter gleicher Schuld des Königs und der

Stände. Auch die Kurfürsten hielten nicht fest zusammen, weder in Reichs- noch in Kirchensachen. Regte sich doch in dem Widerstreite der großen Parteien sogar wieder die Absicht, einen Gegenkönig aufzustellen, und wer in Friedrich ein Hindernis seiner Pläne erblickte, strebte danach, ihm jede Reichsgewalt zu entwinden. Der Kaiser begehrte wiederholt Unterstützungen gegen die Türken; dafür ergingen an ihn Forderungen um Reichsverbesserung, und das Ergebnis war beiderseitig Ablehnung. So schleppte sich der traurige Zustand hin und etwaige nützliche Beschlüsse blieben auf dem Papier.

Indessen brachten die vielen Verhandlungen Klärung und bestimmtere Fassung der Absichten. Ein fester Landfrieden, zu seiner Handhabung ein ordentliches Reichsgericht, waren die Hauptforderungen. Unter dem Eingreifen Maximilians kam mehr Fluß in die Beratungen, namentlich erlangten nun die Reichsstädte das Recht, hinzugezogen zu werden.

Als Maximilian durch des Vaters Tod Selbständigkeit erlangte, trat er alsbald mit seinen politischen Plänen hervor, und so schuf der Reichstag zu Worms 1495 eine Reihe hochwichtiger Gesetze.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Reichsreform.

Die Verhandlungen und Ergebnisse des Wormser Reichstages und der ihm folgenden haben die deutsche Verfassung in Formen gebracht, die nachher ausdauerten, solange es ein römisch-deutsches Reich gab. Schon damit ist ihre Bedeutung bezeichnet, doch sie verdienen Beachtung auch deshalb, weil sie einen Begriff geben von der politischen Auffassung jener Zeiten, und weil dieselben Fragen in den folgenden Jahrhunderten

wiederholt erwogen worden sind. Den Hauptstreitpunkt bildete die Stellung des Königtums. Niemand dachte daran, es zu beseitigen, um so lebhafter war das Bestreben, seine Macht zu beschränken.

Für die Einengung der königlichen Gewalt sprach besonders ein gewichtiger Grund. Das Reich wollte den Frieden, doch die Erbschaft des Mittelalters, welche Max aufnahm, die italische Politik drohte es in fortwährende Kämpfe nach außen zu verwickeln. Für diese verlangte der König Unterstützung von den Ständen, deren Wunsch darauf hinaus lief, nichts leisten zu müssen. So lehnte die Mehrheit die universalen Tendenzen entschieden ab. Die Politik der Fürsten könnte als national erscheinen, wenn nicht ihr innerster Beweggrund kleinlicher Art gewesen wäre.

Doch kamen noch andre Absichten hinzu. Die Herren wußten, welche Not sie in ihren Fürstentümern mit den Landständen hatten. Sie erfuhren an ihrem eigenen Leibe, wie eine starke Autorität durch solche Einrichtungen gebunden wurde, aber was sie dort unliebsam vermerkten, erschien ihnen nützlich dem Könige gegenüber. Sie gedachten daher, dem Oberhaupte ihren Willen für alle Reichssachen aufzuzwingen. Es handelte sich also schließlich darum, das Fürstentum in seiner reichsständischen Ausbildung zum gesetzlichen Abschlusse zu bringen und ihm zur erreichten Selbständigkeit noch ausschlaggebenden Anteil am Reichsregiment zu verschaffen.

Maximilian wünschte lediglich möglichst schnell eine reichliche Beihilfe für seine kriegerischen Entwürfe gegen die Türken und zunächst gegen Frankreich; er war bereit, dafür einen angemessenen Preis zu gewähren, doch nicht geneigt, mit Ergebung in vollkommene Unterordnung zu bezahlen. Denn behielt er in der äußeren Politik nicht freie Bewegung, so nutzten ihm die bewilligten Mittel nichts. Hier sprudelte nun die Quelle des Gegensatzes zwischen ihm und den Reichsfürsten. Die Seele der Reformbewegung war der Erzbischof Berthold von

Mainz, ein geborener Herr von Henneberg. Ein wackerer Mann, entschlossen und voll Gerechtigkeitssinn, hielt er streng auf Dogmen und Kirchenzucht; er beargwöhnte die neuen Ideen, wie sie jetzt die gedruckten Bücher verbreiteten und sperrte sie aus seinem Stifte durch eine Zensurbehörde aus. Ebenso stand er auf der hergebrachten, einseitigen Idee des Reiches, das ihm verkörpert schien in den Ständen, während der König nur der gewählte Vertreter war. Vornehmlich die Kurfürsten schienen ihm berufen, die Wage des Reiches zu halten und darauf zu sehen, daß das Zünglein nicht nach einer Seite überschlug. Sein Ideal war daher ein Reichsregiment, das dem Könige Weg und Ziel seines Verhaltens vorschrieb, hervorgehend aus dem Reichstage und von diesem getragen. In der Meinung, erst müsse in Deutschland selbst Ordnung sein, wollte er von Anstrengungen nach außen, von kostspieligen Unternehmungen wenig wissen, und soweit sie zuzulassen waren, sollten sie durchaus unter der Leitung des Reichsregimentes stehen. Maximilians italienische Pläne nahmen Berthold und seine Genossen als gegen Frankreich gerichtete Kriege, nicht als eigentliche Reichssache, wie der König es that.

Die Idee Karls IV., die Kurfürsten zu bevorrechtigten Gehilfen des Königs zu machen, wurde so auf den Kopf gestellt. Die Kurfürsten hatten es sich selber zuzuschreiben, wenn sie nun mit den andern Fürsten teilen mußten; die Anerkennung der zahlreichen selbständigen Gewalten war mit Bertholds Plane ausgesprochen. Das Reich hätte dagestanden als eine vielköpfige Bundesgenossenschaft, die sich in allen gemeinsamen Sachen durch einen Bundesrat selbst regierte, sich nur aus alter Gewohnheit den Luxus eines Oberhauptes gestattete, ihn aber möglichst billig machte. Der König hatte nur zu gehorchen, auszuführen, was man ihm vorschrieb, ohne dafür einen rechten Lohn zu erhalten. Der Entwurf war sonach verfehlt nach oben und nicht minder nach unten. Nur die regierenden Herren bildeten Reichsrat und Reichsregiment,

denn die Reichsstädte waren nicht wirkliche Vertreter des Bürgertums, nur anders geartete Reichsstände, als die Fürsten. Es hätte sich also keine ständische Zusammenfassung der Kräfte des Volkes, nur eine Verewigung ihrer Zersplitterung ergeben.

Unmöglich konnte daraus etwas werden. Das Projekt war totgeboren, eine ausgeklügelte Reform, deren leitende Ideen die Erhaltung einer elenden Vergangenheit, nicht die Schaffung einer besseren Zukunft waren. Wie seltsam war die Voraussetzung, daß die Stände, entbunden des letzten Zwanges einer höchsten Autorität, bereitwilliger am Ganzen mitarbeiten würden.

Der Reichsrat, wie er in Worms vorgeschlagen wurde, sollte aus siebzehn Personen bestehen. Der König ernannte nur ein Mitglied, das zugleich den Vorsitz zu führen hatte, sechs wurden von den Kurfürsten bestellt, die übrigen bestimmte der Reichstag, unter ihnen zwei für die Städte, während die andern gleichmäßig über das Reich verteilt werden sollten. Neben dem Präsidenten sollte ständig in regelmäßigem Wechsel einer der Kurfürsten an dem Orte des Reichstages, in Frankfurt, zugegen sein. Der Reichstag allein konnte gültige Befehle erlassen über den öffentlichen Frieden, über die Vollziehung der Kammergerichtsurteile, über die Verwaltung der Reichseinnahmen, für den äußeren Schutz des Reiches und das gesamte Kriegswesen; ohne seine Genehmigung durften weder der König noch ein Reichsstand mit fremden Herrschern Krieg führen, Verträge und Frieden schließen. Ein starker Einfluß war den Kurfürsten eingeräumt, die jährlich einmal, in Person versammelt, dem Reichstage zur Seite stehen sollten, ohne deren Wissen der König weder erledigte Reichslehen vergeben, noch neue Auflagen erheben oder über Zölle verfügen durfte.

Max widersetzte sich solchem Ansinnen, und ihn zu zwingen, war man nicht im stande. In ihm regte sich der König und der habsburgische Politiker zugleich. Er wollte den Reichsrat zwar zugestehen, doch sollte er nur während seiner Abwesenheit

vom Reiche walten und auch da nur seine Aufträge erfüllen und zum Vollzug bringen. Eine solche Verstärkung der königlichen Gewalt war gerade das Gegenteil von dem, was die Reformpartei wünschte; lieber ließ sie die Sache ganz fallen. Nach langem Hin- und Herreden blieb nur die Auskunft, der Reichstag sollte fortan jährlich zusammentreten, um die wesentlichsten Geschäfte zu regeln.

Ganz unfruchtbar verlief die Wormser Versammlung nicht, denn der König mußte, um Geld zu erlangen, auch einige Nachgiebigkeit zeigen. So kam zunächst ein Landfriede zu stande, der später der „ewige“ genannt wurde, weil er nicht wie vordem für eine beschränkte Zahl von Jahren erlassen, sondern dauernd in Kraft blieb. Jede Fehde und Selbsthilfe wurde bei Strafe der Acht untersagt, ebenso die Unterstützung eines Landfriedensbruches, gegen den die nächstgesessenen Reichsstände dem Betroffenen Beistand zu leisten hatten. Das war ein großer, schon lange ersehnter Fortschritt.

Sollte die uralte Befugnis, sich selber das verweigerte Recht zu erkämpfen, außer Uebung kommen, so mußte ein Gericht geschaffen werden, das für sie ausreichenden Ersatz bot. An die Stelle des unzuverlässigen königlichen Hofgerichts, das Friedrich III. zeitweilig ganz nach seinem Belieben umgestaltet hatte, trat das Reichskammergericht mit festem Sitze in Frankfurt und mit ständigen Richtern. Den Vorsitzenden, den Kammerrichter, und die sechzehn „Urteiler“, die Beisitzer, deren Mehrheit entschied, ernannte der König mit Rat und Willen des Reichstages, zur einen Hälfte Rechtsgelehrte, zur andern Laien von mindestens rittermäßigem Stande. Das Verfahren war in allen Teilen schriftlich. Das Gericht durfte sogar auf Acht erkennen. Zuständig waren Streitsachen Reichsunmittelbarer, andre nur, wenn sie bereits den ordentlichen Landesgerichten vorgelegen hatten. Auch Sachen Reichsunmittelbarer gegen Kurfürsten und Fürsten mußten erst einem von dem Beklagten bestellten Gericht unterbreitet werden, ehe Berufung

an das Kammergericht statthaft war. Feste Sporteln beugten der Erpressung und Bestechung vor.

Der Hauptwert der neuen Einrichtung lag darin, daß die oberste Justiz zu einer ständigen, vom Könige und den Fürsten unabhängigen Behörde werden sollte. Ihre Befugnisse waren freilich eng bemessen, die Gerichtshoheit der Fürsten blieb vollkommen unangetastet. Zunächst fehlte auch eine rechte Bürgschaft für die Wirksamkeit der Gerichtsurteile; sie zu schaffen, wurde der Zukunft vorbehalten.

Endlich kam auch der Beschluß einer allgemeinen Reichssteuer, eines „gemeinen Pfennigs" zu stande, und zwar für die nächsten vier Jahre. Jährlich sollten durch das ganze Reich bestimmte Zahlungen geleistet werden. Wer 500 Gulden (der Gulden etwas über acht heutige Mark wert) besitzt, oder eine Rente von 25 Gulden bezieht, zahlt einen halben Gulden, wer das Doppelte hat, einen ganzen Gulden; die Reicheren mögen über den Gulden „soviel ihre Andacht ist", entrichten. Die Aermeren, die über fünfzehn Jahre alt sind, leisten je vierundzwanzig zusammen einen Gulden Kopfsteuer. Alle Juden geben für das Haupt einen Gulden und haben diese Auflage unter sich angemessen zu verteilen. Fürsten, Herren und Stadtgemeinden mögen nach ihrem Stand und Wesen etwas mehr thun als andre; sie wurden also nicht veranlagt.

Einnehmer und Veranschlager des Vermögens sind die Pfarrer, welche die Erträgnisse an die in jedem Lande bestellten besoldeten Kommissarien einliefern. Diese werden ernannt von den sieben Schatzmeistern, die der Reichstag gleich einsetzte, und zwar je einen für die Länder des Königs, der Kurfürsten, der Fürsten, der Grafen, der Prälaten, für die gemeine Ritterschaft und für die Städte. Die Schatzmeister bringen alles Geld nach Frankfurt zusammen; über die Verwendung verfügt der Reichstag „zur Erhaltung und Handhabung der Christenheit und des heiligen Reiches, des Friedens und des Rechts".

Der Reichstag wirbt die Söldner an, wobei alle Reichsteile gleichmäßig berücksichtigt, doch die Adeligen bevorzugt werden sollen. Der König wird ohne Wissen und Willen des Reichstages keinen Krieg beginnen, noch mit fremden Mächten Bündnisse und Einungen schließen, die dem Reiche schädlich sind. Eroberungen bleiben dem Reiche vorbehalten, über die Verteilung der Beute einigen sich die Hauptleute mit dem Könige und dem Reichstage. Uebrigens sollte die Reichssteuer auch dazu dienen, größere Züge gegen Friedensbrecher innerhalb des Reiches zu veranstalten und das Kammergericht zu besolden.

Die Grundbedingung aller getroffenen Vereinbarungen war also der gemeine Pfennig; daher ist auf die Absicht zu schließen, ihn, wenn er sich bewährte, in irgend einer Gestalt nach Ablauf der vier Jahre beizubehalten. Der Gedanke war vortrefflich: die dauernde Einrichtung einer Reichssteuer brachte den Einzelnen wieder in Verbindung mit dem Ganzen, gab ihm das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen Volke.

Die Art der Veranlagung verrät, wie wenig Geschick man für solche Sachen besaß. Allerdings fehlten alle statistischen Grundlagen; niemand wäre im stande gewesen, anzugeben, wie viele Bewohner das Reich hatte und wie deren Vermögenslage war. Daher blieb nur übrig, die große Masse unter eine Kopfsteuer zu bringen, und wahrscheinlich sollte sie den Hauptertrag leisten.

Am stärksten getroffen wurden die kleinen Vermögen und Einkünfte, sehr schwach dagegen die Vermögen über 1000 Gulden, denn von der „Andacht" der Besitzer war nicht viel zu hoffen. Das große Kapital, das fast ausschließlich in den Städten lag, wurde also ängstlich geschont. An die Fürsten wagte man sich vollends nicht heran.

Das mühselig zusammengestoppelte Werk fiel alsbald auseinander. Man hatte die Opfer an seiner Obrigkeit nur gebracht, um Geld für die auswärtigen Unternehmungen zu erlangen, und da er seine Lande selbst in Anspruch nahm, ließ

er die Reichssteuer dort nicht erheben. Sein böses Beispiel fand Nachahmer genug; alles ging schief. Endlich mußte er sich überwinden und einige Jahre später, 1500, dennoch einen fortwährenden Reichsrat in Nürnberg zulassen. Außer dem vom Könige ernannten Präsidenten umfaßte er zwanzig Personen, sechs für die Kurfürsten, je einen für die weltlichen Fürsten, die geistlichen Fürsten, die Prälaten und die Grafen, zwei für die Städte und sechs Vertreter der Kreise, in die das Reich geteilt wurde. Mit Ausnahme der Bevollmächtigten der Kurfürsten und Fürsten erhielten die Reichsräte Gehalt; ernannt wurden sie vom Könige auf Vorschlag des Reichstages. Dieser Senat hatte zu beschließen über alle und jede Reichssachen, über Recht, Frieden und ihrer beider Vollziehung und Handhabung, bekam also das gesamte Reichsregiment in die Hand. Der König war nur Figur, da selbst die Heeresführung einem vom Reichsrate ernannten und von diesem abhängigen Reichshauptmanne übergeben wurde.

Weil der gemeine Pfennig fehlgeschlagen war, ersann man eine andre Ordnung, die die schnellere Aufbringung einer Streitmacht ermöglichen sollte. Je vierhundert Einwohner, die irgend welches Vermögen haben — doch Ehepaare mit unselbständigen Kindern als eine Person gerechnet —, sollen einen Mann zu Fuß stellen und unterhalten; auch jetzt erfolgte die Musterung nach den Pfarreien. Die Kurfürsten und Fürsten, in Anbetracht der Kosten, die sie schon tragen, und der Opfer, die ihre Unterthanen bringen müssen, sollen zusammen mindestens fünfhundert reisige Pferde, die Grafen und Herren für je viertausend Gulden ihrer Jahreseinnahme einen Reisigen zu Roß stellen, Ritter und Knechte nach ihrem Vermögen thun. Daneben wurde eine Geldsteuer eingerichtet. Wer kein Vermögen hat, zahlt den zwanzigsten Teil eines Guldens, Knechte und Mägde erlegen den sechzigsten Teil von jedem Gulden ihres Lohnes. Alle geistlichen Personen, ebenso alle Stifter und Ordenshäuser und die Städte zahlen von ihrem Ein=

kommen den vierzigsten Teil. Die Verwaltung und Verwendung des Geldes blieb wiederum dem Reichsrate vorbehalten. Die Auflage sollte sechs Jahre währen.

Der Anschlag war jedenfalls viel unglücklicher, als der von 1495. Der Ertrag ließ sich weder übersehen, noch die Ausführung unter sichere Aufsicht nehmen. Wieder war die Hauptlast auf die kleineren Vermögen und Einkünfte gewälzt. Zerwürfnisse konnten nicht ausbleiben. Max, der viel gewährt hatte und wenig empfing, hegte andre Ansichten als der Reichsrat, und das Ende war dessen Auflösung und gegenseitige Erbitterung. So ging es die nächsten Jahre weiter; der König erhob große Ansprüche, die Stände wiederholten ihre Gegenforderungen.

Das schließliche Ergebnis dieser Verfassungskonflikte war ziemlich dürftig. In Gültigkeit blieb der ewige Landfrieden. Auch das Reichskammergericht wurde nach mehrmaligem Verfall 1507 gemäß den Wormser Beschlüssen, die dann später Ergänzungen erfuhren, wieder aufgerichtet. Der König ernannte den Präsidenten, den Kammerrichter, der wenigstens freiherrlichen Standes sein mußte. Außerdem präsentierte er als Herr seiner Erblande zwei Beisitzer, die sechs Kurfürsten je einen, die sechs Kreise des Reiches gleichfalls; zwei Assessoren, die dem hohen Adel angehören mußten und später neben dem Kammerrichter Präsidenten waren, wurden von den gesamten Reichsständen vorgeschlagen. In der Folgezeit ergänzte das Gericht sich selbst gemäß diesen Präsentationen, wie es auch die Advokaten und Prokuratoren ernannte. Der ständige Sitz des Gerichtes wurde 1527 Speier, die Besoldungen deckten Beiträge des Kaisers und des Reiches, die mangelhaft eingingen, so daß wiederholt das Gericht ins Stocken kam. Durch besondere Deputationen konnte der Reichstag das Gericht revidieren lassen. Das Kanzleiwesen leitete der Erzkanzler, der Erzbischof von Mainz.

Die Befugnisse des Kammergerichtes blieben die früher

festgesetzten, doch erlitten sie eine Beschränkung durch den Reichshofrat, den Maximilian mittlerweile eigenmächtig eingerichtet hatte. Er behielt seinen Sitz in Wien. Die Mitglieder ernannte und besoldete der Kaiser. Nach mancherlei Wandlungen erlangte der Reichshofrat die alleinige Zuständigkeit in Reichslehensachen und Kriminalklagen gegen Reichsunmittelbare mit Ausnahme des Landfriedensbruches, sowie in allen kaiserlichen Reservatsachen. Beide obersten Reichsgerichte gerieten dadurch in Streit um die Zuständigkeit.

Um den Landfrieden zu handhaben, wurde das Reich in Kreise eingeteilt. Nachdem schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in dieser Hinsicht mancherlei Versuche gemacht worden waren, beschloß der Reichstag 1512 die Zerlegung des Reiches in zehn Parteien, in welche nun auch die habsburgischen Länder eingeschlossen wurden; die endgültige Ordnung erfolgte erst 1522. In jedem Kreise fanden nach dem Muster des Reichstages besondere Tage der einbegriffenen Reichsstände statt, die der vornehmste Fürst als Direktor ausschrieb und leitete. Ein Kreisoberster hatte das Kriegswesen unter seiner Aufsicht. Allmählich mehrten sich die Aufgaben der Kreise, indem ihnen auch die Verteilung und Aufbringung der Reichsanschläge in Geld und Truppen, die Aufsicht über Polizei und Münze zufielen. Sie haben manchen Nutzen gestiftet. Der Fehler war nur, daß ihre Zusammensetzung nicht den natürlichen Bedingungen, sondern den territorialen Verhältnissen entsprach, so daß der kurrheinische und der österreichische Kreis in viele Stücke zerrissen waren. Diese Unterabteilungen des Reiches bildeten demnach kein Gegengewicht gegen den Partikularismus und gelangten zu keiner lebendigen Wechselwirkung mit den Reichstagen.

Die Idee einer großen und allgemeinen Reichssteuer wurde vollkommen aufgegeben und damit das wertvollste Stück aus den Reformplänen herausgeschnitten. Sie scheiterte an dem Widerstreben aller Teile. So blieb dem Reiche von der

überlebten Naturalwirtschaft nur die Schale, den Kern hatte das Fürstentum aufgezehrt. Schon unter Maximilian griff man darauf zurück, das Reichsheer nach einer Matrikel aufzubringen, und 1521 wurde sie für lange Zeit endgültig geregelt. Das Heer sollte 4000 reisige Reiter und 20000 Mann zu Fuß betragen und sich aus gegen 400 Kontingenten, von denen die kleinsten vier Fußsoldaten betrugen, zusammensetzen.

Als die Kurfürsten 1519 Karl V. wählten, legten sie ihm eine Wahlkapitulation auf. Nur mit ihrem Willen und Wissen sollte er Kriege beginnen, Bündnisse schließen, Gesetze geben, Steuern ausschreiben und Reichstage berufen. Selbst ein Reichsregiment, wenigstens für die Abwesenheit des Kaisers, wurde wieder eingesetzt, doch auch dieses behauptete sich nicht lange. Die deutsche Fürstenschaft zeigte sich politisch nicht reif und nicht einig genug, um ihren Lieblingsgedanken durchzuführen. Da fortan üblich wurde, solche Wahlkapitulationen aufzustellen, traten sie in die Reihe der Reichsgesetze. Diese bestanden also außer ihnen hauptsächlich in der Goldenen Bulle, den Ordnungen von Worms über Landfrieden und Kammergericht und den „Abschieden“ der Reichstage, indem die Beschlüsse zusammengestellt und öffentlich verkündigt wurden.

Die Reichstage hatten bestimmtere Form angenommen. Es schieden sich die drei Abteilungen der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte; die kaiserlichen Propositionen wurden zuerst den Kurfürsten vorgelegt und deren Gutachten den beiden andern Kammern mitgeteilt, dann suchte man eine allgemeine Verständigung. Doch blieb es dem Ermessen der Kaiser überlassen, Reichstage zu berufen. In dieser zusammengestückelten Reichsverfassung blieb vieles unklar, und der Kaiser konnte noch immer manche Handhabe finden, um sich geltend zu machen. Dabei hatte er freilich den Widerspruch der Reichsstände zu erwarten; in gewisser Weise also war die königliche Gewalt wie vordem eine Machtfrage. Ganz ebenso stand der Reichstag gegenüber den einzelnen Fürsten, denn mit seiner gesetz-

geberischen Gewalt konnte er sich in alle möglichen Dinge mischen. Doch war diese Gefahr nicht groß; die Reichsverfassung war nur eine Versicherung für die Stände, daß sie in ihrem Dasein nicht gestört werden sollten. Die wichtigen wirtschaftlichen Fragen rückten bei aller Ueberlegung nicht vorwärts.

Maximilian ist oft gescholten worden, weil er aus habsburgischen Rücksichten einen kräftigen Bundesstaat verhindert habe. Eher darf man ihm Dank sagen, daß er einen Bruchteil der Königsgewalt rettete, obgleich ihm andrerseits nicht der Vorwurf erspart bleiben kann, auch die nötigen Reformen nicht gefördert, sondern eher gehemmt zu haben. So ergab sich ein Kompromiß, der bei allen seinen Mängeln in dem Königtume das unentbehrliche Bindemittel erhielt und damit einige brauchbare Einrichtungen für das Reich verband. Besser als die vorherige bodenlose Verwirrung war die neue Ordnung immer noch.

Das Reich ging in die Folgezeit hinüber als ein sehr schwerfälliger Körper. Auch da, wo sie dem Ganzen dienten, beschränkten die Neuordnungen die fürstliche Gewalt nicht, und obgleich die Reichsstände ihre ursprünglichen Absichten nicht völlig durchgesetzt hatten, durften sie zufrieden sein. Das Fürstentum zu erschüttern, konnte nur ganz besonderen Gewalten gelingen. In der That rührten sich solche, denn gerade in dieser Zeit, wo der König sich wehrte, um nicht zum Diener der Fürsten herabgedrückt zu werden, setzte ein Teil des Volkes seine Hoffnungen auf ein allgewaltiges Kaisertum.

Achtzehnter Abschnitt.

Ständische und soziale Verhältnisse.

Wie es den Fürsten gelang, nach oben hin dem Reichsoberhaupte gegenüber die Selbständigkeit zu bewahren, gingen sie auch darauf aus, ihre Macht über die Unterthanen und Landeseingesessenen zu verstärken. Denn obschon sie unter den letzten Staufern die Landeshoheit erlangten, fehlte doch viel dazu, daß sie auch gleich ein einheitliches Regiment hätten begründen können. Im Gegenteil, es ging den Fürsten in ihren Landen ähnlich, wie den Königen im Reich: sie vermochten nicht so leicht, die Leistungen, deren sie benötigt waren, zu erzwingen. Unter Friedrich II. wurde reichsgesetzlich ausgesprochen, die Herren sollten keine neuen Bestimmungen treffen oder neue Rechte machen ohne die Zustimmung der „Besseren und Größeren des Landes“; doch kümmerte sich das Reich nicht um die Ausführung. Lange dauerte es, ehe die Landeseingesessenen feste Rechte erreichten; sie kamen vorwärts, indem sie Notlagen ausnutzten, in die die Fürsten gerieten. Geistlichkeit und Adel erlangten als Grundbesitzer am ehesten Berücksichtigung, anfangs mehr durch Unfügsamkeit und Trotz, als dem Rechte gemäß, doch auch die Städte blieben nicht zurück, weil sie als die Kapitalisten nicht übergangen werden durften. Ganz verschieden und zu verschiedenen Zeiten erfolgte die Ausbildung der landständischen Verfassungen durch das Reich, teilweise kam sie erst im fünfzehnten Jahrhundert zum Vollzug. Die Befugnisse der Stände umfaßten in der Regel die Bewilligung außerordentlicher Steuern und Anteil an der Gesetzgebung. Manchmal errangen sie sehr weitgreifende Rechte, sogar das des bewaffneten Widerstandes gegen Beeinträchtigungen ihrer Freiheiten.

Ihr eigentlicher Zweck war ein gemeinnütziger, dem Ganzen dienstbarer, sie sollten der fürstlichen Willkür steuern, das Recht des Landes bewahren. Auch der Fürst fuhr nicht durchaus schlecht damit, weil ihm wenigstens die bewilligten Mittel gesichert waren und eine rechtliche Ordnung ihm besseren Halt gab, als die frühere Nötigung, mit steter Daransetzung seiner persönlichen Macht seine Absichten durchzuführen. Im ganzen trugen die landständischen Verfassungen wohlthätig dazu bei, die Gebiete einheitlicher zu gestalten, die Klassen der Bevölkerung einander zu nähern, einen gemeinsamen Landessinn zu schaffen. Natürlich aber, daß der Zusammenhang mit dem Reiche durch sie noch mehr unterbrochen wurde.

Von vornherein lag jedoch in dem Landständewesen das Mißliche, daß es keine wirkliche Landesvertretung, sondern eine Interessenvertretung schuf. Die Stände waren zudem keine einheitliche Körperschaft, in den größeren Fürstentümern hatte meist jeder Landesteil seine besonderen für sich. Durchschnittlich war der Adel am stärksten. Jeder Stand erlag leicht der Versuchung, in erster Linie seinen Vorteil zu suchen, und die höchste Weisheit war auch hier, wie auf den Reichstagen, Lasten abzuwälzen. Daher traten die Stände nicht selten zum Schaden des allgemeinen Besten den Landesherren entgegen und machten ihnen viele Schwierigkeiten oder schoben, wenn es nicht anders ging, alles auf die nicht vertretenen untersten Schichten, die Bauern. Deshalb bemühten sich die Fürsten, ihren Einfluß zu mindern, indem sie zunächst für die Verwaltung zuverlässige Stützen schufen.

Die größte Schwierigkeit für die Fürsten war, den Veränderungen der Zeit zu folgen und ihre Regierung von der alten Naturalwirtschaft herüber auf finanziellen Boden zu stellen. Die ständischen Verwilligungen halfen dazu; außerdem wurde das Steuerrecht nach dieser Richtung hin umgestaltet. Obgleich das Finanzwesen noch recht bunt blieb, verschaffte es allmählich den Herren erheblich größere Einkünfte. Die besten Dienste leistete

dabei das ständige Beamtentum. Die ehemaligen Ministerialen und Ritter genügten nicht mehr den gesteigerten Anforderungen der Verwaltung und waren nicht abhängig genug. Jetzt setzten die Fürsten dauernd angestellte, festbesoldete Personen ein, die ganz auf den Herrn angewiesen waren. Da die richterlichen Aemter dazu am ersten Gelegenheit gaben, wurden, seitdem es in Deutschland Universitäten genug gab, mit Vorliebe Studierte angestellt, die meist aus dem bürgerlichen Stande hervorgingen. Sie brachten in der That eine bessere Ordnung zuwege, arbeiteten aber natürlich ganz im Interesse ihrer Herren, als deren privatrechtliches Eigentum sie die Länder behandelten. Durch ihre Studien allein mit dem römischen Rechte vertraut, wandten sie, wo es ging, dessen Sätze an, weil sie einmal dem Fürstentume günstig waren, dann gegenüber dem vielgestalteten mittelalterlichen Rechte eine einheitliche Norm boten. So hoch man den vortrefflichen Kern des alten deutschen Rechtes schätzen mag, die geschichtliche Entwickelung hatte ihn völlig überwuchert. Von dem Rechtsinhalte waren vielfach nur noch uralte Formalitäten übrig, die, so peinlich sie beobachtet wurden, der Fülle des neuen Lebens nicht mehr genügten. Die ehemalige Gemeinde war zerrissen und zersetzt; ihre Mitglieder, ihr Besitz standen jetzt in voneinander abweichenden Verhältnissen. Am meisten hatte geschadet, daß die Gerichte ihrer Erträgnisse wegen zu nutzbringenden Dingen herabsanken, die wie eine Ware verhandelt wurden, und die Inhaber sahen nur auf die Einkünfte. Noch im dreizehnten Jahrhundert hatte das Recht in dem Sachsenspiegel und den ihm verwandten Rechtsbüchern eine großartige Kodifikation erfahren, aber seitdem eine wirkliche Pflege nicht mehr genossen. Daß in der Justiz Ordnung geschaffen wurde, war ein Glück. Ueberhaupt vermochte, wo die höchste Gewalt versagte, das Landesfürstentum allein aus dem Chaos egoistischer Bestrebungen, in das sich die Zustände aufgelöst hatten, herauszuführen. Nur das Fürstentum konnte den Adel in ein geordnetes

Staatswesen einzwingen und die Städte nötigen, dem Ganzen nutzbar zu werden.

Dem römischen Rechte hatte das kanonische vorgearbeitet; die lateinische Sprache war nie eine fremde gewesen und erfuhr durch den Humanismus neue Belebung und Verherrlichung. Das römische Recht entsprach ohnehin der kapitalistischen Umwandlung, dem beweglich gewordenen Besitze und der Verkehrsfreiheit; daher stellten auch die Städte als „Stadtschreiber“ gern juristisch Geschulte an. Seit etwa 1450 kam es in größere Aufnahme und seine volle Wirksamkeit erlangte es erst im sechzehnten Jahrhundert. Die ländlichen Besitz- und Steuerverhältnisse wurden von ihm wenig berührt, doch es galt alsbald als undeutsch und volksfeindlich. Am widerwärtigsten empfand man sein Schreibwesen, sein dem bisherigen Rechtsgebrauche widersprechendes Verfahren, das die Entscheidung allein in die Hände des Richters legte.

Das Königtum hatte von der neuen Rechtslehre keinen Gewinn. Auch bei diesem Umschwunge ging es leer aus, während die Fürsten ihn zu verwerten wußten.

Weil viele Verhältnisse im unklaren lagen, verletzte das Landesfürstentum alle Stände, und in der That ging es oft genug willkürlich vor. Die Fürsten galten vielen als ausgemachte Bösewichter, als grausame und herzlose Tyrannen.

Höchst unbehaglich fühlten sich die Ritter, welche in die veränderte Zeit nicht mehr hineinpaßten. Sie beanspruchten, in alter Weise von Schwert und Schild zu leben, aber es gab für ihre gewaltige Menge keine ausreichende Verwendung. Der Besitz war oft sehr gering, eine Burg, mehr eine Höhle, als eine Wohnung, und glücklich, wer noch eine allein hatte, sie nicht mit Verwandten teilen mußte. Davon leben ließ sich nicht. Der Dienst der Fürsten war drückend und, da sie Vasallen genug hatten, auch bei dem übermäßigen Angebot Auswahl treffen konnten, schwer zu erlangen. Ebenso stand es mit dem städtischen Solde, und wenn die Fehde zu Ende

ging, für die etwa Ritter geworben wurden, war es auch mit dem Unterhalt vorbei. Viele dieser rauhen Gesellen, so stolz sie waren, unterschieden sich kaum von dem gemeinen Knechte, und hielten auch mit ihm gute Kameradschaft, denn sie lebten wie er. Was blieb da übrig, als das Schicksal zu verbessern durch Gewalt? Teils unter scheinbar rechtlichem Titel als Helfer bei einer Fehde, teils auf eigene Faust übten die Ritter einfach Raub, darin kein Unrecht erblickend. Die Raubritter wurden zu einer wirklichen Landplage und brachten Deutschland in den Ruf, ein Räubernest zu sein. Natürlich wehrte sich jeder, wie er konnte; die Fürsten schritten dagegen ein, die Bürger erst recht und auch die Bauern machten, wenn es ging, mit den Schindern kurzen Prozeß. Dem Feuergeschütz in seiner Vervollkommnung konnten die Mauern der Burgen nicht widerstehen, die Umgestaltung des Kriegswesens verdrängte den freien Reiterdienst und oft genug blieb dem Rittersmann nichts übrig, als in die Reihe der gemeinen Landsknechte zu treten. Endlich untersagte der Wormser Landfriede jede Fehde, und wenn er auch nur langsam in Kraft kam, dem Rittertum waren die Wurzeln abgeschnitten. Noch unliebsamer als die Fürsten erschienen den Rittern die Krämer, die Bürger. Sie konnten freilich ihren Neid erregen.

Wie die Städte über die einzelnen Gegenden Deutschlands ungleich verteilt waren, gab es unter ihnen auch gewaltige Unterschiede an Größe und Bedeutung, Riesen neben winzigen Zwergen. Allerdings umfaßten selbst die größten keine allzu zahlreiche Bevölkerung. Zuverlässige Ziffern sind wenig übermittelt, da es dem Mittelalter an jedem Sinn für Statistik, selbst in einfacher Schätzung, gebrach. Von den süddeutschen und den rheinischen Städten hat vielleicht keine über 40 000 Einwohner gezählt, die meisten, selbst bedeutendere, erheblich weniger. Obgleich die Bürger einen beträchtlichen Teil der Gesamtmasse der Bevölkerung ausmachten, war Deutschland nicht entfernt ein Städteland, wie es Italien immer gewesen ist.

Daher vermochten auch die Bürgerschaften nicht die allgemeine Entwickelung zu beherrschen.

Die Reichs- und Freistädte waren so gut wie selbständige Republiken, auch viele der größeren Landesstädte erzwangen oder erkauften sich eine fast vollständige Freiheit von ihren Herren. Durften doch diese manchmal nicht ohne Erlaubnis des Rates die Stadt betreten oder wenigstens in ihr nicht über Nacht verweilen. War hier das gute Verhältnis oft gestört, so pflegten geringere Städte nicht selten ein herzliches Verhältnis zu ihrem Herrn und dessen Familie. Allerdings fing das Landesfürstentum bereits an, auch seinen größeren Städten einigen Gehorsam aufzuzwingen. So manche mußten notgedrungen ihren teuer erworbenen und eifersüchtig bewahrten Privilegien entsagen und dem Oberherrn erhebliche Gerechtsame einräumen.

Das innere Leben war in den bedeutenderen Städten ziemlich dasselbe, mochten sie Reichs- oder Landesstädte sein. Soweit nicht die Landesherren Rechte bewahrt oder sich vorbehalten hatten, führte die Gemeinde ihre Angelegenheiten selbst, bildete also einen eigenen Staat. In den selbständigen Bürgerschaften kam zu der inneren Verwaltung die äußere Politik, das Verhältnis zu dem Reiche oder den Nachbarn hinzu, die nicht geringe Sorgen machte. Auch in den andern mußte die Obrigkeit mancherlei Dinge berücksichtigen, die heute wegfallen; die Verteidigung gegen Feinde, die Anordnung der kriegerischen Rüstung durfte nirgends vernachlässigt werden. Meist handhabten die Städte die volle Gerichtsbarkeit und Polizei und eigenes Steuerwesen, auch Handel und Gewerbe unterstand ihrer Aufsicht. Die Städte waren demnach scharf vom Lande gesondert. Sie besaßen das bestentwickelte Verwaltungssystem der Zeit. Die Gerechtigkeitspflege lag hier meist in guten Händen und ging schnell und sicher einher. Der Haushalt beruhte ganz auf baren Einkünften; daher war er übersichtlich und leicht nach dem jeweiligen Bedürfnis einzurichten.

Hier konnte man sich nicht durchhelfen mit altüberlieferten Satzungen, sondern mußte klare Gesetze haben und sie entsprechend den Zeitverhältnissen verbessern oder ergänzen. Auch das Schreibwesen bedeutete hier mehr, als anderwärts; es ist kein Zufall, wenn die städtischen Archive bereits Briefwechsel und andre geschichtlich wertvolle Schriftstücke aufbewahrten, während anderwärts nur die Rechtsurkunden der Erhaltung für würdig befunden wurden. Trotz der Unterschiede nach Familie und Reichtum galt gleiches Recht für alle und an der Erhaltung der städtischen Privilegien war jedermann interessiert, so daß ein starker Gemeinsinn obwaltete. Die Städte waren die Vorläufer des modernen Staates und wurden seine Vorbilder.

Anfänglich übten die alteingesessenen, grundbesitzenden Bürger, die Geschlechter, wie man sie zu nennen pflegte, das Stadtregiment. Sie walteten meist ihrer Aemter mit Eifer und ehrlichem Sinne für die Wohlfahrt der Stadt, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung gegen die übrige Bürgerschaft. Gegen sie richteten sich daher die Beschwerden, sobald nicht alles gut ging; Mißtrauen, besonders in Geld- und Steuersachen, regte sich, manchmal begründet, und die Handwerker in ihrem fröhlichen Gedeihen wollten ihnen nicht nachstehen. Deswegen entstanden Bewegungen, die nicht selten zu argem Tumult und selbst zu Blutvergießen führten, zu dem Zwecke, das althergebrachte Regiment zu beschränken und zu beseitigen; fast alle größeren Städte haben sie durchgemacht. In den meisten Fällen drangen die Zünfte durch. In vielen Gemeinden zogen sie das gesamte Regiment an sich, in andern wenigstens einen bedeutenden Einfluß, eine Art von Aufsicht oder eine Mitwirkung bei wichtigen Fragen. Vielfach wurde die Stadt regiert von dem kleinen Rate, der, aus wenigen Personen zusammengesetzt, den Vornehmen ihren Vorrang sicherte und die laufenden Geschäfte führte, und dem großen, in dem besonders die Zünfte vertreten waren, und der nur bei besonderen Gelegenheiten seine

Meinung kundzugeben hatte. Für die allgemeine Haltung machte es keinen sonderlichen Unterschied, ob die Verfassung mehr aristokratisch oder mehr demokratisch war. Etwas von einer Oligarchie hatte jede an sich.

Die Zünfte, deren anfänglich geringe Zahl namentlich in den größeren Städten durch Zerlegung sich stark mehrte, erlangten meist freie Thätigkeit in ihren Angelegenheiten, doch konnten sie nicht überall die Beaufsichtigung durch obere Behörden ganz abstreifen, nicht Gewerbepolizei und Gewerbegesetzgebung für sich allein erstreiten. Indessen standen ihnen in allen Fällen große Befugnisse zu, denn sie verfolgten auch politische, militärische, sittliche und kirchliche Zwecke. Wer ein Handwerk in der Stadt ausüben wollte, mußte in eine Zunft eintreten. Sie regelte die Bedingungen der Aufnahme, das Verhältnis der Meister zu Gesellen und Lehrlingen, die Arbeitszeit, die Arbeit selbst, den Ankauf und die Verwendung des Rohstoffes; sie beaufsichtigte auch die Güte der Arbeit und traf Bestimmungen über den Verkauf. Wie sie die Interessen aller ihrer Mitglieder nach außen vertrat, legte sie ihnen auch Beschränkungen auf; während sie ihrem Handwerke die allgemeine Achtung erwerben und den Kunden die Bürgschaft gewissenhafter Bedienung geben wollte, sollte sie auch den Genossen eine möglichst günstige Lage bereiten. Daher verfolgten die Innungen auch sozialistische Tendenzen; um das Eindringen kapitalistischer Bildungen in ihren Kreis zu verhindern und jedes Mitglied vor dem Wettbewerb Leistungsfähigerer zu beschützen, wurde vielfach die Zahl der Gesellen und Lehrlinge stark beschränkt, ebenso war die Arbeitszeit gleich bemessen, auch die Menge der Erzeugnisse. Dadurch legte sich die Genossenschaft selbst Hemmnisse auf, welche die freie Entfaltung beeinträchtigten und der allgemeinen Entwickelung schädlich wurden.

Gerade bei den Zünften zeigte sich, wie das Genossenschaftswesen ausarten kann. Solange es nur eine Stütze für Vorwärtsstrebende ist, wirkt es vortrefflich; sobald es die Ge-

nossenschaft nur als engbegrenzte Versorgungsanstalt auf Kosten andrer betrachtet und statt Kräfte frei zu entfalten nur danach strebt, Kräfte zurückzuhalten, wird es schädlich. Je mehr die Zunft sich selbst als Zweck betrachtete, desto geringere Rücksicht nahm sie auf die übrige Gesellschaft; selbst die Prüfung der Erzeugnisse verlor ihren Wert. Schon früh wurde geklagt, daß die Fleischer, Bäcker und Brauer die Preise künstlich hoch hielten. Trotzdem stellte sich auch kapitalistischer Betrieb des Handwerkes ein, indem größere Meister sich auf den Vertrieb der von den kleineren gefertigten Waren warfen und ihnen die Preise drückten.

Allmählich kam das Streben auf, die Zahl der Meister zu beschränken und die Erwerbung der Meisterschaft zu erschweren. Dadurch wurde das Handwerk ein Vorrecht, oft ein erbliches, ausschließlicher Kreise und eröffnete nicht mehr tüchtigen Leuten einen freien Tummelplatz. Die Städte hörten auf, der Zufluchtsort derjenigen zu werden, welche sich draußen keine rechte Lebensstellung gründen konnten, und büßten den stetigen Zuzug frischer Kräfte ein. Auch die Gesellen hatten unter dem Ringe der begünstigten Meister zu leiden. Die meisten mußten ihr Leben lang in Unterordnung bleiben und auch die Löhne gestalteten sich ungünstiger. Deshalb schlossen sie sich im Gegensatz zu den Meistern enger zusammen, gaben sich eigene Vertretung und bildeten vielfach eigene Gesellschaften mit besonderen Trinkstuben, Festlichkeiten und Vereinskassen. Das alte Familienverhältnis im Handwerk verfiel, und darunter hatten auch die Lehrlinge zu leiden, die mehr unter die rauhe Hand der Gesellen kamen. Diese machten ihre Ansprüche den Meistern gegenüber geltend; zur Herabminderung der Arbeitszeit, zur Erhöhung des Lohnes kamen auch Arbeitseinstellungen vor. Da half nichts, als Vereinbarung, die leicht gegenseitig noch mehr entfremdete.

In den Städten war natürlich auch eine große Zahl von Lohn- und Tagarbeitern erforderlich. Ihnen drückte das große Angebot die Preise, während das Leben nicht billiger wurde. Die Abgaben waren nicht gering, da ein großer Teil der

städtischen Einnahmen aus dem Ungeld floß, einer indirekten Steuer auf Nahrungsmittel und dergleichen, die also auch der Aermste trug. Die Kriege, der durch die Selbständigkeit hervorgerufene Zwang, für eine Menge Dinge zu sorgen, die sonst das größere Staatswesen übernahm, verursachten schwere Ausgaben und führten nicht selten zu einem riesigen Aufgebot öffentlicher Mittel. Die Städte mußten ihr Sondertum teuer bezahlen. Das Sinken des Geldwertes steigerte gleichfalls die Not der Aermeren.

Das Vermögen war so verteilt, daß über der unteren Schicht der Dienstboten, Tagarbeiter und Gehilfen eine der mittleren Einkommen von größerer Gleichheit und Stärke als heute lag; darüber erhoben sich weniger zahlreich die großen Kapitalisten. Sie waren nicht ausschließlich Großhändler; es gab auch solche, die bedeutenden Landbesitz hatten und von ihm beträchtliche Renten zogen. Schon hielt das Patriziat die Kaufmannschaft „mit Maß und Elle“ für unziemlich und beanspruchte adeligen Rang.

Die hauptsächlichste Mutter des Reichtums war der Handel. Er umfaßte die ganze bekannte Welt. Der Kaufmann bezog aus dem Auslande Waren, die er teils in Deutschland selbst absetzte, teils wieder, namentlich nach Norden und Osten, ausführte. Ebenso holte er für die heimische Gewerbethätigkeit Rohstoffe, die er in verarbeiteter Gestalt nach innen und nach außen vertrieb. Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr gaben gleichmäßig der Betriebsamkeit Nahrung. Süddeutschland pflegte durch die Vermittelung Italiens die Beziehungen zu dem Oriente, die Hansa empfing von ihm die fremden Artikel zum Vertrieb nach Skandinavien und Rußland. Mit Italien wurden Gewürze, Oel, Südfrüchte, Weine, Metall- und Glaswaren, auch Baumwolle gegen Leinwand, Wollgewebe und Lederwaren umgesetzt. Der Norden vertrieb allerhand Dinge wie Pelzwerke, Gewebe, Waffen, Erzgußsachen, Holzschnitzereien und verschiffte auch Getreide und besonders Bier. Eine sehr wichtige Erwerbs-

quelle bot ihm die Seefischerei, die die unentbehrliche Fastenspeise, den Salz- und Trockenfisch und den Hering lieferte.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert stieg der Handel beständig an Umfang; die Entdeckung der neuen Seewege übte erst später ihre verderbliche Wirkung. Der gewaltige Umsatz erforderte großen Metallvorrat und der deutsche Bergbau war im Uebermaß beschäftigt, ihn zu mehren. Da er hauptsächlich Silber ausbeutete, sank dieses in früheren Zeiten bevorzugte Metall stark herunter, so daß das Geld bedeutend an Wert verlor, die Renten fielen und die Preise stiegen. Eine nicht zu beseitigende schwere Schädigung, namentlich des kleinen Verkehrs, brachte die Zerrüttung des Münzwesens, da das Prägerecht schon seit längsten Zeiten von den Königen an Fürsten und Städte vergabt war. Zahllose Münzstätten wetteiferten, Geschäfte zu machen durch Verringerung des Gehalts und durch Verrufung der eben erst geprägten Stücke, um an dem Schlagschatz zu verdienen. Wie der Münzwert sank, zeigt am deutlichsten, daß alle späteren Namen, wie Gulden, Pfennig, Heller, Kreuzer, ursprünglich Geldarten von sehr viel höherem Gehalt bezeichneten. Daher begann man im vierzehnten Jahrhundert am Rhein Goldmünzen, die sogenannten Gulden zu prägen, um eine festere Währung zu haben; gleichzeitig kamen die schweren Silbermünzen auf. Das Geldwesen von Reichs wegen zu ordnen, wurde immer wieder versucht und mißglückte stets.

Trotz der gewaltigen Schwierigkeiten und vielen Gefahren, denen er ausgesetzt war, warf der Handel reichen, manchmal ungeheueren Gewinn ab, ebenso das durch die Ausbildung des Kreditwesens entstandene Bank- und Wechselgeschäft. Kleinere Leute beteiligten sich mit Einlagen, was schon damals auch zum völligen Verlust führen konnte. Manche Firmen, wie die sprichwörtlichen Fugger, wurden Geldwelthäuser ersten Ranges. Es kam sogar zu einer wirtschaftlichen Ueberspannung. Den Ertrag zu steigern, bildeten sich Kapitalsgenossenschaften, große Ringe, Handelsgesellschaften, die durch ihre Geldkraft den

Warenumsatz an sich zogen und ihn monopolisierten, sogar mit geradezu unredlichen Mitteln arbeiteten. Schon verstanden sie auch, durch plötzliche Preisherabsetzung den nicht beteiligten Kaufmann zu ruinieren. Die Verteuerungen, die sie in Notzeiten im Getreidehandel verursachten, riefen berechtigte Klagen hervor. Ein scharfer Gegensatz entstand zwischen den Großkapitalisten und den Krämern, die sich vom Zwischenhandel nährten. Die Folge von allem war das Aufkommen argen Geldwuchers trotz der strengen kirchlichen und weltlichen Verbote.

Offenkundig kamen alle Nachteile zum Vorschein, die der Kapitalismus durch die ungleiche Verteilung des Reichtums erzeugt; sie fielen um so mehr auf, weil ein großer Teil des Volkes noch in den alten Verhältnissen lebte. Vergebens erschöpfte man sich in Ratschlägen dagegen, die, wie Verbote aller fremden Waren und der Handelsgesellschaften, behördliche Festsetzung der Preise, undurchführbar waren. Unzweifelhaft brachten Handel und Wandel, die ohne Geldwirtschaft nicht bestehen konnten, auch große Vorteile, und wo Licht ist, fehlt der Schatten nicht. Man darf daher die Uebelstände nicht überschätzen und den leidenschaftlichen Anklagen nicht allzuviel Gewicht beilegen, denn die allgemeine Lage des Bürgertums war bei alledem eine günstige. Die zahlreichen Mißvergnügten und Armen machten allerdings den Regierungen große Sorgen; eine ernstliche Gefahr drohte von ihnen erst, wenn ihre Schar sich durch das ganze Reich hin vereinigte.

Den Wucher trieben Christen, wie Juden, aber letztere machte man vornehmlich für ihn haftbar; aus vielen Gegenden wurden sie vertrieben, ohne daß die beklagten Verhältnisse sich besserten. Seit den Kreuzzügen hatten sie furchtbare Verfolgungen zu erleiden; wie wilde Tiere wurden sie oft erbarmungslos abgeschlachtet oder verbrannt, ganze Gemeinden mit Weib und Kind ausgerottet; alle Augenblicke rief die Anschuldigung, daß sie Christenkinder ermordet hätten, die Volkswut wach.

Eingesperrt in abgeschlossenen Stadtteilen, durch äußere Abzeichen kenntlich und verächtlich gemacht, waren die Juden fast rechtlos; mißhandelte sie das Volk, so preßten die Obrigkeiten sie gelegentlich wie vollgesogene Schwämme aus. Dennoch konnte man sie schwer entbehren, und namentlich die Fürsten bedienten sich ihrer. Angewiesen allein auf den Handel und Wucher betrieben sie ihn mit habgierigem Geschick. Sicherlich waren die Klagen über die Juden berechtigt, aber die Gesellschaft trug einen großen Teil der Schuld und man schrieb ihnen alle Uebel zu, die der gesamte soziale Zustand erzeugte.

Es war gut, daß die Städte so stattlich dastanden, denn der Haß gegen die Söhne Israels galt im Grunde dem großen Besitz, und so wurde auf Fürsten, Kaufleute und Juden in einem Atemzuge gescholten. Der Adel, besonders der kleine Ritter, war ergrimmt gegen die Städte, die ihm so oft unerbittlich das Raubhandwerk legten, gegen die Kaufleute, die reichen Pfeffersäcke, deren Frachtzüge auf der Landstraße er von Gott und Rechts wegen als seine rechtmäßige Beute betrachtete, und gegen die wohlhäbigen Handwerker, die ein behaglicheres Leben hatten als er und doch nichts als „stinkender Pöbel" waren.

Die gegenseitige Feindschaft der höheren Stände gereichte leider dem untersten, dem Bauernstande, nicht zum Vorteil, denn er wurde von allen mißachtet. Der „arme Mann", wie er geringschätzig hieß, nicht wirklicher Armut, sondern seiner Niedrigkeit wegen, durfte sich mit Recht beklagen, daß niemand für ihn ehrliches Wohlwollen hegte. Fürsten, Geistlichkeit, Adel und Bürgertum sahen in dem Bauern das Lasttier, geschaffen, sie mit Nahrung zu versorgen, nicht berechtigt, dafür etwas sein zu wollen. Seine äußere Lage war nicht schlecht, wenigstens in den Gefilden, wo die Natur ihre Gaben reichlicher spendete. In Gebirgs- und Waldgegenden überschritt bereits die Urbarmachung das rechte Maß, so daß die Dörfer nicht bestehen konnten und nach nutzlosem Ringen eingingen;

so manche heutige Wüstung ist nicht auf die späteren Kriege, sondern schon auf die Unzulänglichkeit der ersten Anlage zurückzuführen. Die ländliche Bevölkerung mehrte sich stärker, als ihr gut war. Der Abfluß nach dem Osten hörte auf, auch die Städte boten nicht mehr dem Ueberschuß eine leichte Versorgung, und die furchtbaren Lücken, die der schwarze Tod und andre Pesten rissen, mochten sich schnell ergänzen. Der kleine Besitz wurde daher vielfältig zersplittert, die Allmenden reichten für eine verstärkte Benutzung nicht mehr aus. Sonst hatte der Bauer bisher sein reichliches Auskommen gehabt, sogar sich verhältnismäßig besser gestanden als der Gutsherr, weil die in früheren Zeiten, wo der Bodenwert gering war, festgesetzten Abgaben auch bei der jetzigen einträglicheren Bewirtschaftung dieselben blieben. Die eingetretene Verminderung des Geldwertes gereichte gleichfalls mehr dem Besitzer als dem Bauern zum Schaden. Daher war es natürlich, wenn die Herren die Nutznießung zu steigern suchten. Dazu dienten hauptsächlich außerordentliche Auflagen, die als unrecht und daher doppelt drückend erschienen. Der Bauer konnte sich dagegen schwer wehren, denn wo sollte er Hilfe finden? Daher kam noch das bittere Gefühl der Rechtlosigkeit hinzu.

Läßt sich so etwa der Zustand in den flüchtigsten Linien zeichnen, stand doch je nach den Ländern der Bauer recht verschieden. Im Osten, wo zusammenhängender Grundbesitz überwog, machte sich die gutsherrliche Gewalt am meisten geltend. Sie regierte über den Bauern, belastete ihn namentlich mit Frohnden und schmälerte seine persönliche Freiheit. Hier trieb der Gutsbesitzer meist selber die Landwirtschaft, während im Süden die Pacht überwog. Im übrigen Deutschland war der Landmann auch selten vollkommen frei, aber die verschiedenen Grade der Hörigkeit, die meist nur eine Grundhörigkeit war, die den Landmann an die Scholle fesselte, drückten nicht allzusehr; hier unterstand er auch mehr der landesherrlichen Gewalt, die ihn schützen konnte gegen den

Herrn, dafür aber mehr für sich ausnutzte. Wenn im Norden und Osten die Belastung allmählich und gleichmäßig fortschritt, wurde sie anderwärts mehr stoßweise auferlegt und dadurch im Augenblicke merklicher. Höchst erfinderisch ersannen die Herren fortwährend neue Gründe, um außerordentliche Steuern zu erheben. In vielen Gegenden räumten sie mit der Markgenossenschaft auf. Wo der Bauer früher freie Weide und freie Holzung genossen hatte, verlangte jetzt der Herr dafür Zahlung oder zog den Gemeindebesitz einfach ein. Ebenso wurde ihm das Jagdrecht genommen, dessen fürchterliche Ausartung zugleich begann. Die Beschränkung des Erbrechts verschaffte dem Herrn einen größern Anteil an der Hinterlassenschaft. Um die Zahl der Abhängigen zu mehren, wurden freie Mädchen gezwungen, sich mit Hörigen zu verheiraten, da dann ihre Kinder auch unfrei waren.

Manche dieser Mißbräuche hingen in der That mit der Einführung des römischen Rechtes zusammen, aber ihm wurde alles Unheil aufgebürdet. Dem Bauern, der mit der Markgenossenschaft sein bißchen Anteil am öffentlichen Leben einbüßte, war es anstößig, sein Recht an ungewohnter Stätte und nicht bei den Genossen zu suchen, und er verstand die neuen Sätze überhaupt nicht. Das schriftliche und langsame Verfahren erregte seinen Argwohn, in jedem Falle fühlte er sich verunrechtet. Gerade wie den alten Germanen das römische Recht in tiefster Seele verhaßt war, ging es jetzt bei den Nachkommen. Die Erbitterung sah in den gelehrten Juristen nur gewissenlose Werkzeuge jeder Schandthat und Vergewaltigung.

In den Schriftwerken der Zeit begegnet man oft Spöttereien über den thörichten Dünkel, die Verschwendungssucht der Bauern. Man nahm ihnen übel, wenn sie sich auch vergnügen wollten und dabei natürlich die vornehmeren Leute, die Städter, nachahmten. Schlüsse auf übergroßes Glück des Landvolkes daraus zu ziehen, wäre gewagt. Seine Existenz war vor allem eine unsichere, denn da die Kriege meist in Verwüstungen verliefen,

litt unter ihnen das offene Land am meisten, und daher kam es auch, wenn der Bau und die innere Einrichtung der ländlichen Hütten geringe Fortschritte machten, weil ihnen leicht die Zerstörung drohte. Um so mehr verfiel der Bauer darauf, seine Lebensfreude in Kleidung, in Schmuck, in Speise und Trank zu suchen. Doch den Fleiß büßte er darüber nicht ein; Deutschland wäre unter diesen unaufhörlichen Fehden zur Wüste geworden, wenn nicht der Landmann unentwegt bei allem Unglück getreulich seinen Beruf erfüllt hätte. Dafür erhielt er schlechten Dank und es war kein Wunder, daß er die Geduld verlor.

Der Bauer und sonstige kleine Mann war nicht taub und blind; er sah und erfuhr auch, was in der Welt vorging.

Der allgemeine Entrüstungssturm über die Geistlichkeit, den das Schisma und dann die Konzile hervorriefen, durchdrang derartig die ganze Welt, daß auch die Niedrigsten von ihm berührt wurden. Der Dorfpfarrer, elend gestellt, während die großen Prälaten im Ueberfluß schwammen, und trotzdem genötigt, zu allerhand vom Papste ausgeschriebenen Kirchenzehnten seine paar Pfennige zu geben, mochte in der Regel nicht gerade ein eifriger Lobredner seiner Oberen sein. Ein großer Teil von Grund und Boden war im geistlichen Besitz und gerade von dort hörte man die ärgsten Klagen über unrechtmäßige Bedrückung. Dem Bauer schmolz so seine eigene Not zusammen mit der allgemeinen Mißstimmung; die höhere Geistlichkeit wurde ihm als seine ärgste Feindin verabscheuungswert.

So ganz ruhmlos war auch der Bauernstand nicht. Hatten doch die Schweizer oft genug ritterliche Scharen niedergetreten! Und gar erst die Husiten, vor denen die größten Heere, von den höchsten Fürsten geführt, wie Spreu zerstoben! Der Fürsten Bäuche seien auch weich, raunte man sich mit grimmigem Hohne zu. Nicht die kirchlichen Lehren der Husiten zündeten, sondern das große Beispiel siegreicher

Auflehnung gegen alle bisherigen Großmächte erregte und reizte zum Nachsinnen, ob es nicht nachzuahmen sei. Während in Böhmen die Bauern nach den Kriegen in drückendere Unterordnung unter den Adel gezwungen wurden, als sie vorher auf ihnen gelegen hatte, spukten im Reiche die sozialistischen Ideen der Taboriten und andrer radikaler Sekten.

Seitdem das Fußvolk im Wert stieg, nahm mancher Bauer Kriegsdienst und gewann als Soldat Zuversicht und Trotz; zurückgekehrt konnte er wohl die heimischen Genossen aufstacheln und ihnen Lust zur Empörung machen. Auf die Universitäten zogen viele Söhne von Kleinbürgern und Bauern und kehrten zurück, vielleicht ohne mehr gelernt zu haben, als höhere Ansprüche und Gedanken, für die sie bereitwillige Hörer fanden, und auch diejenigen, welche in Amt und Würden kamen, zeigten, was ein Bauernkind werden könne.

Der Bauer begann sich zu fühlen und seitdem so große Teile des Volkes sich nicht mehr mit der Landwirtschaft beschäftigten, bekam er das Bewußtsein von seiner Unentbehrlichkeit. Der reichste Kaufmann lebte doch nicht von dem Golde, sondern von der Frucht der Felder. Die ganze Welt stand auf der bäuerlichen Arbeit, daher galt der Schweiß, den sie kostete, für köstlicher, als Reichtum.

Auch die Religion gab Anlaß zu Umsturzgedanken. Das Christentum hat immer herhalten müssen, um kommunistische Tendenzen zu verteidigen; hatte doch auch die alte Wirtschaft der Markgenossenschaft etwas vom gemeinsamen und gleichen Besitz an sich. Dann lehrte die Bibel, wie das Himmelreich der Armen und Unterdrückten sei, denen der Vorzug vor dem gefährlichen Reichtum gebühre. Armut und Entsagung galten als vornehmlichste Tugend; das Mönchstum hatte sie zum Grundsatz erhoben und in den Bettelorden aufs neue gepredigt. Gott hatte den Menschen geschaffen zu seinem Ebenbilde, nicht zum Sklaven. Wenn sich Kirche und Fürsten auf göttliche Begnadung beriefen, warum sollten es nicht die

Bauern thun? Sie deuteten sich nach ihrer Art die göttlichen Verheißungen aus, die nichts von Fürsten, von Zinsen und Abgaben, von blutiger Gewalt sprachen. „Nichts als die Gerechtigkeit Gottes", wurde das Losungswort der Kleinen.

Da nicht wahrscheinlich war, daß die herrschenden Klassen freiwillig auf ihre Macht verzichten würden, half nichts, als von unten her durchzudrücken.

Diese Ideen erstreckten sich allerdings nicht durch das ganze Reich. Süddeutschland, wo lauter kleine Herrschaften lagen, wo die Schweiz in nächster Nachbarschaft das Bild bäuerlicher Freiheit gab und das Land stark mit Städten durchsetzt war, auch das Landsknechtswesen blühte, wurde am meisten von aufrührerischen Gedanken ergriffen, während sie in den größeren norddeutschen Fürstentümern selten aufkamen. Der Süden hatte auch ein lebendigeres Bewußtsein von Kaiser und Reich, während dem Norden das Kaisertum fast völlig entrückt war.

Schon lange ahnten weise Männer, daß eine Revolution heranziehe. Bald wurde sie offen angekündigt als letzte Zuflucht in Schriften, die bereits Ziele und Zwecke ausmalten. Der erste Sturmvogel war die sogenannte, um 1438 verfaßte Reformation Kaiser Sigmunds. Sie entstand in Süddeutschland und hatte die dortigen Zustände im Auge. Vor allem ist die Geistlichkeit ihres Besitzes zu entkleiden und auf Gehalt anzuweisen. Nur die großen Fürsten dürfen Gerichtsgewalt haben, sonst steht alles in gleicher Freiheit, edel oder unedel, reich oder arm. Zölle sind nur zu erheben für Verkehrszwecke. Weide, Wald und Wasser müssen frei sein, der Gewinn der Kaufleute, der Preis der Lebensmittel dem Gutachten vereidigter Richter unterliegen.

Die künftige Gestaltung des Reiches knüpft der Verfasser an die kaiserliche Gewalt. Während die Fürsten meinten, die Verfassung auf eine möglichst weite Mitwirkung der Reichs-

stände zu begründen, wollten die Redeführer des Volkes eine über die Fürsten sich erhebende einheitliche Gewalt auf demokratischer Reichsgleichheit der Unterthanen.

Bald kamen die Versuche, das Wort in That umzusetzen. Die Unwissenheit der Bauern, der Aberglaube, genährt durch den kirchlichen Wunderglauben, der Grimm gegen die höheren Gewalten machten die Erhebungen überstürzend und phantastisch zugleich. So trat 1476 in der Würzburger Gegend ein Schwärmer Hans Böheim, ein Hirte, der bei Dorffestlichkeiten aufspielte, als Prophet auf. Er predigte die völlige Anarchie: kein Kaiser, kein Papst, keine Fürsten, keine Obrigkeit, keine Steuern. Die Geistlichen müssen erschlagen werden, die Fürsten und Herren um Tagelohn arbeiten. Zwar wurde er gefangen und verbrannt, aber der ungeheure Zulauf, den er gefunden hatte, zeigte, daß er nach dem Herzen der Menge sprach.

Ernster als dieser Unfug waren die Bauernaufstände, die in Süddeutschland einer nach dem andern ausbrachen, 1493, 1502, 1514. Den Empörern schwebte bald ein kommunistisches Gottesreich vor, bald beabsichtigten sie, den Kaiser zum alleinigen Herrn zu machen, doch immer wollten sie den Pfaffen an den Leib. Der „Bundschuh“, der Bauernschuh wurde ihr Symbol, gleich den Orden der vornehmen Welt. Der Aufruhr erlag stets, aber alle Blutgerichte vermochten die Flamme nicht zu ersticken.

Neunzehnter Abschnitt.

Das Leben des Volkes. Litteratur und Kunst.

Wer damals Deutschland durchwanderte, würde zwar manche Unterschiede bemerkt, aber kaum bezweifelt haben, daß er ein in sich einheitliches Volk kennen lernte. Die schroffe Sonderung der Stämme bestand nicht mehr, von einem zum andern führten vermittelnde Uebergänge. Selbst die Sprachformen hatten sich einander genähert, obgleich noch jetzt der Niederdeutsche sich mit dem Oberdeutschen schwer verständigte. Die Litteratur, das kaiserliche Urkundenwesen, in denen beiden das Oberdeutsch vorherrschte, bereiteten schon eine einheitliche Schriftsprache vor. Dennoch war ein vollkommener Ausgleich der Volksgenossen nicht erfolgt. Der Norden nahm seit dem dreizehnten Jahrhundert eine politische Sonderstellung ein, die zwar bei den verwischten Grenzen kaum eine wirkliche Trennung hätte verursachen können, aber die Deutschen empfanden selber lebhaft, wie stark Lebensführung und Sitte dort von dem sonstigen Brauche abwichen. Zudem war die geschichtliche Entwickelung anders geworden. Sachsen und die Ostseeländer wandten ihren Handel nach dem Norden, Schwaben und Bayern nach dem Süden. Die Fürstentümer in der norddeutschen Tiefebene waren von großer Ausdehnung, nicht so auf Königtum und Reich angewiesen, wie die zersplitterten Landschaften in Bayern, Schwaben und am Rhein. Im Norden überwog in der Politik das fürstliche Element, das bäuerliche in der Masse. Daher stand noch wie vor Zeiten im mehr bürgerlichen Süden und Westen die durchschnittliche Lebensweise höher, das Volk war beweglicher und vergnügter. Im Norden umgab sich zwar auch der reiche und vermögende Bürger mit mancher Behag-

lichkeit, doch der ganze Charakter macht den Eindruck des Herben und Spröden.

Die deutschen Völkerschaften sagten sich einander wenig gutes nach und manches Verslein weiß von jedem mehr schlechte Eigenschaften aufzuzählen, als lobenswerte. An den Sachsen wird stets die Trunksucht, an den Oesterreichern der lockere Sinn getadelt. Die Schwaben galten als pfiffig und unzuverlässig, die Bayern als nicht ehrlich, die Thüringer als ungastlich. Doch ist auf diese Scherze nicht viel zu geben, wie noch heute allenthalben der Deutsche, namentlich im Süden, geneigt ist, die andern politischen Verbänden angehörigen Volksgenossen mit ungünstigem Auge zu betrachten.

Den Maßstab für die Lebensgewohnheiten gab das Bürgertum ab, weil es die für ein feineres Dasein notwendigen Dinge selbst schuf oder herbeibrachte und sie vor allem selber besaß. Die Fürsten konnten kaum mit den städtischen Großherren wetteifern; Glanz und Pracht waren nicht mehr ihr Vorrecht, die ritterliche Weise war abgeblaßt, und selbst die großen Festlichkeiten der Könige und höchsten Herren wurden nicht mehr mit der freigebigen Verschwendung des dreizehnten Jahrhunderts ausgerüstet. An den meisten Höfen lebte man ziemlich einfach und schlicht bürgerlich, obgleich natürlich Ausnahmen nicht fehlten. Die fürstlichen Paläste und Wohnungen unterschieden sich wohl an Raum, doch nicht in der Ausstattung allzusehr von den großen bürgerlichen Häusern, und so manche uns überkommene Hofrechnung verrät, welcher Sparsamkeit die fürstlichen Frauen und ihre Hofdamen sich befleißigen mußten.

Bei aller Bewunderung, die das Bürgertum des ausgehenden Mittelalters verdient, ist nicht zu übersehen, daß der Insasse einer heutigen Kleinstadt in vielen Beziehungen angenehmer lebt, als es damals selbst in den größten Mittelpunkten des Verkehrs möglich war. Nicht sowohl deswegen, weil uns weit mehr Genußmittel aus den fremden Erdteilen

zur Verfügung stehen, sondern weil die öffentliche Fürsorge besser geworden ist. Die Gesundheitspflege bethätigte sich allein in den zahlreichen Brunnen, die, künstlerisch ausgeführt, zugleich zum Schmuck der Straßen und Plätze dienten, und in den vielen Bädern. Nur die großen Städte hatten bereits mit Pflasterung begonnen, die mehr dem Fuhrwerk, als dem Fußgänger nutzte. Zur Regenzeit waren die stets schmutzbedeckten Straßen fast ungangbar; daher bediente sich besonders das weibliche Geschlecht viel der Sänften und Tragsessel. Beleuchtung zur Nachtzeit fehlte gänzlich; jeder mußte selber für Licht sorgen, und wer nicht durch Begleitung sich vor Unannehmlichkeiten schützen konnte, that besser, zu Haus zu bleiben. Wo nicht die häufigen Brände die Möglichkeit nachträglicher Erweiterung gegeben hatten, liefen die Straßen schmal und krumm, dazu verengt durch Verschläge, Vorbauten und Ziehbrunnen, und das in der Stadt gehaltene Vieh beanspruchte auch seinen Raum. Größere Plätze gab es wenig, und sie wurden häufig durch Kaufbuden eingenommen. In manchen Städten, welche die erste enge Umwallung durch eine weitergespannte ersetzt hatten, lagen allerdings auch große Gärten und Grasflächen innerhalb der Mauern.

Von der Ferne her kündete sich die Stadt durch die ragenden Türme der Kirchen und der Befestigung an, denn jede war ummauert. Schon in der ferneren Umgebung standen gewöhnlich Warten, um einen nahenden Feind zu beobachten und aufzuhalten. Dann machte sich unangenehm bemerklich das Hochgericht, der Galgen mit den Leichen der Gerichteten, die zum abschreckenden Beispiel hängen blieben, bis sie von selbst abfielen. Darauf durchschritt man die Vormauern, die den Zwinger, den Raum vor der Hauptumwallung umschlossen, der seiner geschützten Lage wegen zu allerhand Vergnügungen benützt wurde. Eine Kettenbrücke führte in das mächtige Thor, das mit Wächtern besetzte Türme behüteten; meist war die enge, tunnelartige Durchfahrt auch von einem Turme überwölbt, und

das Thor mit seinen Schutzbauten bildete eine starke Festung. Das Wappen der Stadt und andrer bildnerischer Schmuck gaben ihm ein stattliches Aussehen. An der guten Bewachung der Thore hing die Sicherheit der Einwohnerschaft, daher wurden sie auch mit Dunkelwerden geschlossen.

Während früher alle Häuser ziemlich einfach waren, begannen jetzt die Reichen, die ihrigen neu zu errichten, so daß manche Städte wie eben erbaut aussahen. Den alten Fachwerkbau verdrängten die Steinhäuser, mit denen der den Backstein verwendende Norden vorausgegangen war. Hier gaben Linienführung und bunte Glasur der Front reicheren Schmuck, der Süden verwendete dazu viel die Malerei, und auch wo der Holzbau beliebt blieb, zierten ihn reiche, mit Farben ausdrucksvoll gemachte Schnitzereien. Diese neuen Häuser stiegen oft zu bedeutender Höhe, und in Fachwerkbauten überragten gewöhnlich die oberen Stockwerke die unteren. Durch die Größe und bessere Bequemlichkeit veränderte sich auch die innere Anlage, die früher wohl in den meisten Fällen noch der der Bauernhäuser geglichen hatte. Daher blieb auch der Küche mit ihrem großen Kamin ein Ehrenplatz. Die Böden dienten in den vornehmeren Häusern als Vorrats- und Lagerräume, in die am Giebel vorspringende Krahne die Lasten von der Straße aus emporwanden. Allgemein waren die Fenster mit gläsernen Butzenscheiben versehen. Die reichste Vermehrung und Verschönerung erfuhr das Hausgerät, aber im allgemeinen erreichte das vornehme Bürgerhaus erst in der Folgezeit seine höchste Vollendung. Lange dauerte es, ehe die an den Wänden hinlaufenden, mit Kissen bequem gemachten Bänke den Stühlen wichen.

Die Hauptzierde gaben den Städten noch immer die Kirchen und die Rathäuser. Bekundeten erstere oft mehr den selbstbewußten Stolz der Bürgerschaft als ihre Frömmigkeit, so offenbarte sich mildthätiger Sinn in den großen Anstalten für Leidende und Gebrechliche. Städtische Spitäler unter der

Aufsicht von Aerzten, denen auch schon Apotheker die Heilmittel bereiteten, gab es überall. Fromme Stiftungen sorgten für Arme und Alte. Manche größeren Städte nahmen das Armenwesen in ihre Obhut, anderweitig war es freilich dem Zufall anheimgegeben.

Die Lebensbedürfnisse hatten sich erheblich vermehrt, obgleich der kleinere Mann sich kaum viel anders nährte als in der Vorzeit; höchstens daß die fremden Gewürze bei der Speisenbereitung eine größere Rolle spielten. Bei festlichen Veranlassungen ging es jedoch hoch her und da kamen auch die fremden Weine zu Ehren. Oeffentliche Vergnügungen gab es nur bei besonderen Anlässen. Jede Stadt hatte ihre eigentümlichen Volksfeste mit Umzügen und Spielen; die großen regelmäßigen Märkte, die kirchlichen Feierlichkeiten gaben auch der allgemeinen Lust Raum. Sonst verlief das tägliche Leben in der Arbeit. Abends erholte man sich bei gutem Wetter durch ein Gespräch vor der Hausthür. Die jungen Leute führten Reigentänze auf, doch gab es auch Schankhäuser genug, die freilich zeitig schließen mußten. Die vornehmen Geschlechter, die Kaufleute und Zünfte hielten ihre eigenen Trinkstuben, denn die für das allgemeine Volk boten mit ihrer Enge und wüstem Lärm wenig Reiz. Ein Spaziergang in frischer Luft vor den Thoren war der Unsicherheit wegen namentlich zu Kriegszeiten nicht ratsam. Einen Mittelpunkt geselligen Verkehrs bildeten die Badestuben, die auch auf Dörfern nicht fehlen durften. Der Verkehr in ihnen war ein sehr ungezwungener, weil sich die Geschlechter nicht sonderten und während des Badens auch Speise und Trank genossen wurde. Die sich damals ausbreitende Lustseuche hat dieser uralt beliebten Gesundheitspflege ein rasches Ende bereitet.

Das Reisen bot geringen Genuß, weil zu viel Gefahren und Schwierigkeiten damit verbunden waren, und zum Vergnügen entschloß sich kaum jemand dazu. Die Wege waren schlecht, und die schweren Kaufmannswagen, die oft kaum

durchkommen konnten, machten sie nicht besser. Jedermann bediente sich daher der Reitpferde. Die Gasthäuser boten reichliches Essen, aber wer bei einem Freunde unterkommen konnte, war jedenfalls besser und sauberer aufgehoben. In Deutschland war das Gasthauswesen noch von schlechter Beschaffenheit; Nahrung und der notdürftigste Schlafraum erschienen als ausreichend, und die Wirte befleißigten sich nicht immer der Höflichkeit.

Weil das gewöhnliche Leben nicht zu großen Ausgaben verleitete, liebte der Reichtum, sich äußerlich bemerklich zu machen durch üppige Verschwendung bei festlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Taufen, und in Schmuck und Kleidung. Es ist eine sehr irrige Vorstellung, in jenen alten Zeiten hätte man wohl viel Geld in ein gutes Kleidungsstück gesteckt, doch nur, damit es ganzen nachkommenden Geschlechtern brauchbar sein möchte. Im Gegenteil, die Mode wechselte mindestens ebenso häufig wie jetzt, und oft jäher in dem Zuschnitt. Die bunten Farben, die vorherrschten, die Zusammensetzung verschiedener und kostbarer Stoffe, bei den Männern die Verbindung der Hose mit der Fußbekleidung, wie sie in den unförmigen Schnabelschuhen am eigentümlichsten hervortrat, machten die Gewandung viel empfindlicher gegen Beflecken und langes Tragen, so daß, wer sauber, geleckt und modisch sein wollte, viel dranwenden mußte. Bei den Frauen erforderte die zeitweilig übermäßige Bestickung mit Gold und Silber, bei den Männern die Zierde der Bewaffnung, bei beiden der Schmuck an Ketten und Ringen großen Aufwand.

Vergebens eiferten die Prediger, erließen die Obrigkeiten Verordnungen über Verordnungen gegen den Luxus. Doch nicht dieses Prunken berührt uns unangenehm, sondern die innerliche Roheit, die sich unter der glänzenden Oberfläche barg. Die Deutschen haben immer viel getrunken, aber damals begann die Zeit entsetzlichen Saufens, die das folgende Jahrhundert hindurch anhielt. Es verband sich natürlich mit

andern Untugenden. Nicht nur drückte der Rausch Schwert und Messer in die Hand, auch das wüste Spiel mit Würfeln und den eben aufkommenden Karten verwilderte; Fluchen und Schwören, gröbste Lästerung und gemeines Gerede waren an der Tagesordnung, so daß selbst die Reichsgesetzgebung dagegen einschritt.

Die Sittlichkeit hatte sich nicht gehoben. An die Stelle der unwahren Ziererei der Minnezeit traten leider Ungebundenheit und Unflätigkeit. In allen Städten gab es öffentliche Lusthäuser und selbst Könige und Fürsten verschmähten den offenkundigen Umgang mit den Dirnen nicht.

Nichts stößt mehr ab, als die Erbarmungslosigkeit, die allenthalben vorherrschte. Die Kriegführung begleiteten wilde Barbareien; gräßliche Verstümmelungen, mitleidsloses Abschlachten der Gefangenen kamen häufig vor. Ueberhaupt zauderte man gar nicht, als schädlich betrachtete Leute zu beseitigen. Der Wert von Menschenleben kam nicht in Anschlag. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe, viele Gefangene gingen schon vorher in den grauenhaften Kerkern zu Grunde. Mit erfinderischem Raffinement wurden die Hinrichtungen vollstreckt, die verschiedensten Weisen, die Todesqual zu verlängern, waren in Uebung. Es kam nicht darauf an, abzuschrecken, sondern schonungslose Rachsucht leitete die Justiz. Die Folter, die zum Schutz der Gesellschaft für notwendig gehalten wurde, verführte dazu, das gerichtliche Verfahren überaus summarisch u machen. Mag man die Inquisition noch so sehr als Ausfluß der Zeitrichtung entschuldigen, zur Menschlichkeit konnten die Ketzerbrände nicht entflammen. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen noch die Hexenprozesse allgemein in Schwang, die in ihrer furchtbaren Ausdehnung vom Süden, namentlich von Frankreich her, Platz griffen, mit gleich traurigem Eifer von der geistlichen wie von der weltlichen Obrigkeit betrieben. Zwar lehrt heute die Wissenschaft, daß wie in den frommen Visionen und asketischen Wunderthaten auch in dem Hexen-

glauben hypnotische und andere die Sinne überreizende Vorgänge mitspielten, so daß gewiß manche Hexe überzeugt war von einer wunderbaren Begabung; doch in der großen Masse der Fälle verleiteten allein Aberglaube und furchtsamer Haß zum schrecklichen Urteile. Diese Greuel wurden noch fürchterlicher, indem sich roher Witz und grausamer Hohn an sie hafteten.

Zur Milde hatte also die kirchliche Erziehung so vieler Jahrhunderte nicht geführt. Gepredigt waren die Grundlehren des Christentums immer worden, aber die Veräußerlichung der Religion, das auf die Rechtgläubigkeit gelegte Gewicht drängten sie zurück. Werke der Barmherzigkeit wurden zwar pflichtmäßig geübt, reich gespendet für Kirchen, Klöster und Spitäler, aber nur zu oft geschah das nicht der Gutthat willen, sondern um Gott die dereinstige Seligkeit abzukaufen. Die Freigebigkeit traf oft Unwürdige, weil sie der Geber nur um seiner eigenen Person willen ausübte; die Bettelei fand reichliche Nahrung und züchtete ganze Scharen von Müßiggängern, die wie die Zünfte ihre Gebräuche und Gesetze hatten. Der Menge war kirchliche Frömmigkeit Gewohnheit, die sie ausübte, ohne innerlich berührt zu werden.

Die Kirchlichkeit nahm sogar eher zu, als ab. Der Reliquiendienst behauptete sich im vollen Umfange und die mit ihm verbundenen Wallfahrten fanden massenhaften Zulauf. Neue Gnadenorte, besonders mit wunderthätigen Hostien oder andern Heiltümern kamen auf; nach dem märkischen Wilsnack strömten ganze Scharen. Wie bei den Kreuzzügen wurden selbst Kinder von der Verzückung in weite Ferne getrieben. Den Ablässen, die teils das Papsttum, teils begünstigte Stätten in Uebermenge boten, fehlte es nie an begierigen Abnehmern. Gebetet wurde unendlich viel, denn die Masse brachte Sündenvergebung; zahlreiche Bruderschaften eröffneten ihren Mitgliedern Anteil an dem gemeinsam erworbenen Ueberschuß der guten Werke. Das gedankenlose Ergreifen des Göttlichen war nicht ausschließlich Folge religiöser Volkserregung, eines

gesteigerten Heilsbedürfnisses, sondern mehr der herrschenden sinnlichen Richtung, die auch in der Religion mächtig wurde.

Trotzdem wäre es das höchste Unrecht, zu verkennen, wieviel andrerseits zur sittlichen Hebung geschah und wie eifrig wackere Geistliche in dieser Hinsicht ihre Pflicht erfüllten. Zahlreiche volkstümliche Schriften, Beichtspiegel, Katechismen, Armenbibeln warnten oft mit Hilfe von anschaulichen Bildern vor der Sünde und mahnten zur Tugend. Meist tritt in ihnen das Dogmatische zurück, ganz im Sinne der Zeit wird das Praktische, das zum täglichen Leben Passende vorangestellt; die junge Presse hat in Deutschland am meisten die kirchlich-religiöse Litteratur vervielfältigt. Nicht selten durchdringt echte Frömmigkeit diese Schriften. Der hohe Ton der Mystik war jedoch verklungen, und die Brüder vom gemeinsamen Leben, eine von den Niederlanden ausgegangene und weit verbreitete Verbindung von Geistlichen und Laien zum gemeinschaftlichen gottseligen Leben, vermochten mit der Gefühlssüße, wie sie namentlich das berühmte Buch des Thomas von Kempen über die Nachfolge Christi erfüllt, jenen nicht gleichzukommen. Ihr Ideal blieb der alte Gedanke der Weltflucht, aber ihre schlichte Weise erwärmte viele Herzen.

Auch die Predigt suchte die irrenden Seelen zurückzuführen. Neben den Kanzelrednern, die in alter Weise dogmatisch-scholastisch die Richtigkeit des Glaubens bewiesen, verfolgten andere den Zweck, die Gewissen aufzurütteln, das strenge Strafgericht, das die Sünder erwartete, zu schildern. Die größten Prediger, wie Geiler in Straßburg, wandten sich an das Gemüt und den Verstand. Keinen Stand, auch nicht Geistlichkeit und Mönche schonend, hielten sie allen ihre Schlechtigkeit vor. Mit treffenden, dem Leben entnommenen Bildern, auch mit seltsamen und absonderlichen Vergleichen fesselten sie die Zuhörer. Indem sie Unterhaltung boten, regten sie zugleich zum Nachdenken an und gerade in der Anknüpfung an alltägliche Verhältnisse fanden sie das Mittel, den gewöhnlichen Mann anzuziehen. Leider

warf die oberste Kirchenleitung mit ihrem Gebaren nur zu leicht das mühselige Werk der kleinen Meister um.

Der Umschwung, der mit dem dreizehnten Jahrhundert eingetreten war, das Heraustreten der inneren deutschen Natur, führte zunächst zu einer schrankenlosen Entfaltung des Individualismus, und wie dieser sein Großes leistete, so brachte er auch seine Nachteile. Gewiß lag viel Schuld an der Auflösung der Nation, weil sie die Entstehung einer höheren allgemeinen Sitte verhinderte, die ihren heilsamen Zwang hätte ausüben können. Das Volkstümliche im niederen Sinne gewann allzusehr die Oberhand und ihm ging die Litteratur nach. Zwar war es von unschätzbarem Wert, daß jetzt die deutsche Sprache die volle Herrschaft besaß, wie sie auch in der Verwaltung und in dem gesamten Verkehrsleben überall angewandt wurde. Aber die Schöpfungen waren mehr als mäßig; nicht ein einziges Werk von dauerndem Werte läßt sich nennen. Inhalt, Sprachform, Versbau sind gleich verroht und verkommen.

In höheren Kreisen bestand noch hin und wieder Liebe für die alte Dichtung und selbst ihre Weise wurde noch nachgeahmt, freilich schwerfällig und überladen mit Zuthaten, wie sie dem Zeitgeschmacke entsprachen. Kaiser Max wäre richtiger als der letzte Ritter der letzte Epiker zu nennen, denn die unter seiner Mitwirkung entstandenen Werke, die sein Leben poetisch verherrlichen sollen, enthalten noch Nachklänge des früheren Epos.

Sonst überwiegt die bürgerliche Auffassung und beherrscht alle Dichtungsarten. Die dramatische zog am meisten an mit kirchlichen, moralischen und possenhaften Schauspielen. In den Fastnachtsspielen tobte die ausgelassenste Lust, das zügellose Gelächter; selbst die Aufführungen religiöser Stoffe gaben der niedrigen Komik, dem Unwesen des Teufels, dem rohen Witz übergebührlichen Raum.

Gesungen wurde noch allenthalben viel, und obgleich das Sängertum arg heruntergekommen war, vielfach öde Reimerei

sich breit machte, in dem Volksliede erhielt sich echte Empfindung und seelische Wärme. Die Gesangeskunst wurde auch zunftmäßig gepflegt in den Meistersingerschulen, die für die bürgerlichen Kreise ebenso einen Vereinigungspunkt boten, wie heute andre Geselligkeitsformen. Steif, geziert, in starre Gesetze gezwängt und wunderlich gespreizt, behandelte der Meistergesang alle möglichen Aufgaben, auch religiöse und selbst scholastisch-philosophische, und trug damit zur allgemeinen Bildung bei.

Auch das Lesen hatte viele Freunde. Die Prosa brachte Volksbücher, die oft alte Heldenstoffe nicht gerade zu ihrem Vorteile überarbeiteten, Erzählungen und Uebersetzungen aller Art hervor. Dazu kamen Predigten und Erbauungsbücher und die Erzeugnisse der Geschichtsschreibung, die, auf einen größeren Leserkreis berechnet, gern städtische und Landesgeschichte behandelte, schlicht und treuherzig, ohne Werke von besonderem Werte zu schaffen.

Die Litteratur giebt stets am getreulichsten die herrschende Sinnesweise wieder. Sie bedurfte starker Reizmittel, um packend und verständlich zu sein, und befleißigte sich zu diesem Zwecke einer rücksichtslosen Derbheit. Sie strebte dabei nach innerer Wahrheit und suchte die Welt, wie sie ist, darzustellen. Daher liebte sie die Sinnbildlichkeit, um an allerhand Beispielen den Gedanken klar zu machen, und sprach außer der ungebundenen, genußbegierigen Lebensfreude auch die anderen Stimmungen aus.

Die Satire gedeiht am besten, wenn die Luft schwül ist, wenn die Vorstellung, daß die öffentlichen Zustände faul seien, die Köpfe beherrscht; dann treten die Sittenprediger auf, die ihren Zeitgenossen den Spiegel vorhalten, der freilich oft ein verzerrender, übertreibender Hohlspiegel ist. Wie auf den Kanzeln, ließen sie sich auch in den Büchern vernehmen. Der Haß, den die Stände gegeneinander hegten, verleitete dazu, alle schlecht zu machen, als ob überhaupt keine anständigen Menschen mehr auf Erden wären. Daran fand man besondere Ergötzung. Das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant, diese

wertvolle Fundgrube für die Sittengeschichte, wurde, so hölzern es uns erscheint, mit ungemeinem Beifall aufgenommen und vielfach aufgelegt.

Auch die Kunst unterstand den Einflüssen, welche die Litteratur beherrschten. Sie wurde jedoch vor dem Versumpfen bewahrt durch die Entwickelung der Technik in Farbe und Zeichnung und weil das Komische in ihr nicht so scharf und massenhaft gegeben werden durfte, da ihre Wirkung nicht für den Augenblick des Genusses allein berechnet war. In bescheidenem Maßstabe hat sich freilich die derbe Spaß- oder Spottlaune selbst in Heiligenbilder eingeschmuggelt.

Schon lange war die Ausübung der Kunst auf die Laien übergegangen. Rasch mehrte sich die Zahl ihrer Schöpfungen, namentlich in der Architektur; auch die kleinsten Städte begehrten ihrer Frömmigkeit und ihrem Können ein Denkmal zu setzen in möglichst großen Kirchen, an denen stattliche Türme nicht fehlen durften; selbst die reicheren Dörfer blieben nicht zurück. Da meist die Bürgerschaft der Bauherr war, entstanden vornehmlich Pfarrkirchen. Der herrschende Stil, die Gotik, nahm in Deutschland die Neigung nach der Vertikale, nach der Höhe. Der innere Raum der Gotteshäuser mußte gleichfalls groß sein und dabei lichtvoll, eine Forderung, der die Hallenkirchen am besten entsprachen. Auch des Profanbaus bemächtigte sich die Gotik; Rat- und Kaufhäuser, Gebäude für festliche Vereinigungen entstanden in reicher Fülle, mit allen Mitteln der Kunst hergestellt. Man suchte andre Werke zu überbieten, mit neuen Kunststücken zu überraschen. Darum wurde auf die technische Ausführung, die in der handwerksmäßigen Uebung wurzelte, das größte Gewicht gelegt, und die edle Einheit und Klarheit, welche der romanischen Zeit eigen war, wich üppigeren Formen. Die andern Künste mußten der Architektur dienen; wie die Glasmalerei das Fenster in buntem Glanze herstellte, das seine farbigen Lichter in das Innere warf, so gab die Bildhauerei den kunstreichen Rahmen und besetzte jeden geeigneten Platz innen

und außen mit Statuen, während an den Thüren und Mauern Ast- und Rankenwerk, auch dieses durch Figuren belebt, emporsteigt. Aehnlich war einst die spätrömische Zeit verfahren, aber dieser Ueberreichtum drängte den schlichten Gedanken zurück, und die Verwischung der Grenzlinie zwischen den Gebieten der Kunst war einer ruhigen Schönheit ungünstig. Gemäß dem herrschenden, nach Neuem und Ungewöhnlichem lüsternen Geschmack umgab den Menschen selbst in der Kirche die strotzende Fülle der Lebenskraft, um auch den Gottestempel zu einer traulichen Stätte zu machen.

Trotz dieser Schwächen, die eine glückliche Weiterentwickelung des Stils gefährdeten, entstanden fortwährend Werke von höchstem Wert. Alle Seiten der Technik bildeten sich aus; die Kleinkunst machte gewaltige Fortschritte. Die Kunst wurde Allgemeingut, volkstümlich. Jedes Gerät bekam etwas ab von dem Drange, nicht Alltägliches zu schaffen, und die Erfindung in Form und Verzierung war unerschöpflich. Goldschmiede und Erzgießer wetteiferten miteinander. Die größte Fruchtbarkeit zeigte die Holzschnitzerei, und die Bildhauerei in Stein blieb hinter ihr nicht zurück, stellte sich gleich schwierige und feine Aufgaben. Unübersehbar ist trotz der späteren ungeheuren Zerstörung der Reichtum an Altären, die erhalten sind. In ihnen vereinigte sich architektonischer Aufbau mit Bildhauerei und Malerei, indem teils die plastischen Figuren das Ganze füllten, dann mit Farben belebt, teils die Malerei die Hauptfläche des Innern und der Schreinthüren in Anspruch nahm und nur die Umrahmung der Schwester überließ.

In der Malerei überwog die Tafelmalerei, und die Oeltechnik gab ihr jetzt die rechten Mittel. Der ideale Charakter, die süße Weichheit der älteren Zeit, die Gesichter mit dem Oval, dem kleinen Munde und jugendlichen Zügen, verschwinden wie in der Plastik vor dem Wunsch, individuelle Figuren zu schaffen. Die Malerei ist ungleich beweglicher und freier als andre Künste; sie kann sich am leichtesten neue Ziele stecken

und am reinsten die wechselnden Neigungen zu Gestalt bringen. Daher folgte auch sie der Strömung der Zeit; sie sucht nicht mehr allgemeingültige Typen vorzuführen, in lehrreicher Weise die Phantasie zu befriedigen, sondern sie will den Vorgang dem wirklichen Leben anpassen, ihn erzählen und dramatisch darstellen. Daher ringt sie nach schärferer Fassung der Natur; sie nimmt den Menschen wie er ist zum Vorbilde und versetzt das selbst gesehene Einzelwesen auf die Leinwand, bildet nach ihm auch die Heiligen und ihre Umgebung. Das Muster wird nicht idealisiert; selbst seine mangelhaften Proportionen und Unschönheiten kehren auf dem Bilde wieder. Wie das Porträt beliebt ist, so porträtiert auch der Maler, ohne gerade nach einem bestimmten Modelle zu arbeiten, seine Umgebung. Nach ihr entwirft er auch die Staffage, unbedenklich bringt er das deutsche Haus in biblischen Bildern an. Selbst die herrschende Kleidermode erscheint in den Gemälden; es ist, als ob die Ereignisse längst vergangener Zeit sich in der Gegenwart abspielten. Damit mischt sich eine gewisse Unnatur infolge der Vorliebe für Ueberreichtum der Formen. Die Gewandung ist faltig, knittrig, weil sich so vollere Linien und bessere Farbenwirkung ergeben. Der Raum wird vollgepfropft mit möglichst vielen Figuren, die Handlung eng zusammen gepreßt, so daß die Harmonie verloren geht.

Die Malerei wurde die eigentliche Lieblingskunst. Ihr trat zur Seite die Vervielfältigung durch Holzschnitt und Kupferstich. Sie machten das Bild erst zum rechten, für jedermann leicht zu erwerbenden Gemeingut; es konnte nun auch in das ärmliche Haus eindringen. Der Holzschnitt diente allen denkbaren Zwecken, in erster Stelle der religiösen Erbauung und Belehrung, außerdem wählte er zu seinem Vorwurfe alles, was nur irgend ansprechen konnte. Das Bild trug zur Volkserziehung bei, selbst wenn das geschriebene oder gedruckte Wort unverständlich blieb. Die Erfindungsgabe wurde daher mächtig angeregt, weil nun der Künstler unschwer Gedanken und Ideen

verwirklichen konnte. Die Holzschnitte gaben auch Vorlagen für die geringeren, weniger anschlägigen Köpfe unter den Malern. Da sie zu sicherer Linienführung zwingen, bildeten sie den Formensinn tüchtig aus.

Der deutsche Künstler stand freilich in mancher Beziehung hinter dem italienischen zurück. Er war eingezwängt in die Bande des Handwerks; er erfreute sich nicht der öffentlichen Huldigungen und die Gunst der Reichen erleichterte ihm selten den Lebensweg; oft genug mußte er mühsam sorgen, wie er die Seinen durchbrachte. Der hohe Flug, die freie Entfaltung wurden dem Deutschen beschnitten; etwas Hausbackenes blieb an ihm haften, und die Notwendigkeit, sich nach den Neigungen der Käufer zu richten, statt sie zu bestimmen, hatte ihr Drückendes. Dennoch regte sich der Künstlerstolz, das Gefühl der Individualität. Der Schöpfer bezeichnete seine Werke mit dem Monogramm oder seinem ganzen Namen, brachte auch wohl sein eigenes Bildnis an. Die Bahn war gebrochen; nur noch einiger Anstoß von außen, um die aus deutschen Verhältnissen stammende Enge zu überwinden, und die deutsche Malerei konnte getrost mit der des Auslandes um die Palme ringen.

Nürnberg darf sich stolz die Heimat und Wirkungsstätte der größten Meister nennen. Der Erzgießer Peter Vischer vereinigte in seinem Sebaldusgrab vollendete Formbildung, entzückende Anmut, höchste Freiheit, volle Lebenswahrheit mit tiefsinniger und leicht spielender Phantasie. Albrecht Dürer beherrschte in Gemälden und Holzschnitten die Empfindungen seiner Zeit, nicht als bloßer Schilderer, sondern als sinnvoller Erklärer und Ausleger. Wahr und einfach, naturgetreu und phantasievoll, unerschöpflich in Erfindung von Vorwürfen, Gestalten und Scenerien, verständnisinnig auch die geistige Arbeit verfolgend und verwertend umfaßt er die ganze deutsche Welt mit ihrem realen Sein und ihrem idealen Streben. Freier Weg für die eigene Kraft, das Recht des natürlichen Seins wurden die Losung.

Mit dem kirchlichen Leben war bisher aufs engste verknüpft das geistig-wissenschaftliche, und das Individuum lag hier in strengen Fesseln. Wurden auch sie gesprengt, drang auch in die Wissenschaft der neue Zug ein, dann war kein Halten mehr, dann zerfiel der eherne Ring der mittelalterlichen Welt in Stücke, und die individuelle Freiheit erfocht über die Gebundenheit den letzten und entscheidenden Sieg. Dazu ist es in der That gekommen. Doch seltsam, in eben dem Augenblick, wo das deutsche Wesen sich zur reinsten Eigenart durchgerungen zu haben schien, nahm es auf einmal wieder Fremdes auf. Was die Deutschen an Wissen besaßen, verdankten sie allein der Kirche; sie selbst hatten von sich und von ihrer Vorzeit aus nichts dazu herbeigebracht. Was sie von der Kirche erlernen konnten, hatten sie geistig verarbeitet, aber weil sie auf diesem Felde keine eigene Frucht stehen hatten, konnten sie ohne fremde Hilfe nicht neue erzeugen. Da erhielten sie Zufuhr aus einer andern Welt, die seit einem Jahrtausende versunken war, von der sich nur eine dunkle Ueberlieferung erhalten hatte. Die germanischen Urväter hatten einst durch ihre Wucht die antike Welt in die Tiefen gedrückt, ihre Kinder, die Romanen und die Deutschen, hoben sie als kostbaren Hort begeistert wieder empor und machten die Schuld ihrer Vorfahren gut.

Die alten Deutschen hatten einst den fremden Bildungsstoff, den ihnen das Christentum mitbrachte, ergebungsvoll hingenommen, soweit sie ihn zu fassen vermochten. Die jetzigen Deutschen ergriffen die Elemente, die ihnen das Altertum zuführte, mit selbständigem Geist und mit eigener Kraft. Sie unterwarfen sich ihnen nicht willenlos, sondern entnahmen daraus, was ihnen nützlich schien, und verwandten es selbständig. Daher ergab sich das Merkwürdige, daß selbst der nationale Sinn aus dem alten Römertum Belebung und Selbstbewußtsein sog. Das heidnische Rom gab das schneidige Schwert gegen das päpstliche Rom.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Wissenschaft und der Humanismus.

In Deutschland hatte einst die unter Karl dem Großen entstandene wissenschaftliche Thätigkeit eine schöne Nachblüte getrieben, und auch unter den ersten Kaiserhäusern deutschen Geschlechtes gab es manche tüchtige Gelehrte. Doch bald gewannen Italien und Frankreich den Vorsprung, um ihn für lange zu behaupten, und alle Männer, die in Deutschland etwas leisteten, legten den Grund ihrer Bedeutung an dortigen Schulen. Man war der Ansicht, Italien habe das Papsttum, Frankreich das Studium, Deutschland das Kaisertum; der Ruhm der Waffen schien unser Vorrecht zu sein. In der That brachten die Deutschen im vierzehnten Jahrhundert und noch am Anfang des fünfzehnten wissenschaftlich wenig hervor; in den großen kirchlichen Bewegungen, auf den Konzilen stand die deutsche Geistlichkeit weit hinter der andrer Länder, namentlich Frankreichs, zurück. Zum Teil lag das an den politischen Verhältnissen, und Deutschland hatte sich bereits gerüstet, um auch im Wissen den Wettstreit mit den bisherigen Lehrern aufzunehmen.

In den Städten entstanden gewöhnlich zuerst im Anschluß an die Pfarrkirchen, dann auch selbständig Schulen, deren Unterricht sich meist auf Lesen und Schreiben beschränkte. Volksschulen waren sie nicht und ihre Leistungen gering. Als die Herren dieser Schulen betrachteten sich die Ortsbehörden, auch die Landesfürsten; sie gaben die meist spärlich zugemessenen Mittel, stellten die Lehrer an und regelten die äußeren Verhältnisse. Die Schule entwickelte sich so in ziemlicher Unabhängigkeit von der Kirche, obgleich ihr eine Oberaufsicht nicht bestritten werden konnte. Die reicheren Bürger ließen ihren Kindern häuslichen Unterricht erteilen.

Die Geistlichkeit hatte natürlich von jeher ihre Unterrichtsanstalten besessen, Stifts- und Klosterschulen, von denen manche rühmlich bekannt waren. Die Dominicaner, die vornehmlich die Pflege kirchlicher Wissenschaft zu ihrer Aufgabe machten, blieben auch in Deutschland in dieser Hinsicht nicht zurück; die dort erteilte Lehre entsprach sogar oft dem Universitätsstudium. Doch wer Fülle und Abrundung des Wissens begehrte, mußte sie im Auslande suchen. Natürlich blieb deshalb die deutsche Gelehrsamkeit von diesem abhängig, kam nicht zu selbständigem Schaffen und erhob sich nicht über die dort vorgetragenen Anschauungen, welche ganz dem gebietenden kirchlichen System entsprachen. Die klassische Litteratur, die wenigstens formell früher die Muster gab, geriet seit dem zwölften Jahrhundert in den Hintergrund.

Von unendlicher Bedeutung war es demnach, daß Karl IV. 1348 in Prag eine Universität errichtete, die obgleich zunächst für seine Böhmen bestimmt, ihren Einrichtungen nach eine allgemein deutsche sein sollte. Sein Beispiel fand rasche Nachahmung. Herzog Rudolf IV. von Oesterreich gründete 1365 die Hochschule von Wien, Pfalzgraf Ruprecht I. 1386 die zu Heidelberg. Bald trachteten auch Städte nach solcher Auszeichnung; Köln und Erfurt statteten noch vor 1400 mit eigenen Mitteln Universitäten aus, als ob das Bürgertum erkannt hätte, daß es dadurch seinem rüstigen Geiste erst die volle Bedeutung verleihen würde. Als durch die böhmische Bewegung 1409 Prag für Deutschland verloren ging, trat sofort Leipzig an seine Stelle. In schneller Folge entstanden dann andere Hochschulen, so daß, als 1502 Wittenberg und 1506 Frankfurt an der Oder die Gründungen vor der Reformation abschlossen, ihrer bereits beinahe zwanzig vorhanden waren, darunter allerdings viele sehr kleine.

Die Universitäten riefen freilich nicht sofort einen neuen Geist hervor. Der Unterricht, der in der althergebrachten Schulweise erfolgte, regte nicht zu selbständiger Forschung an, son-

dern beschränkte sich auf die Ueberlieferung des vorhandenen Wissens, wie es in den Lehrbüchern niedergelegt war. Einen wichtigen Teil des Unterrichtes machten die Disputationen aus, die den Zweck hatten, zur leichten und schnellen Verfügung über den Kenntnisstoff, zu seiner formalen Beherrschung anzuleiten. Da viele ohne ausreichende Vorbildung auf die Hochschule kamen, fing die artistische Fakultät den Unterricht auf einer sehr niedrigen Stufe an, und nur wer sie durchgemacht hatte, konnte in die andern Fakultäten übergehen. Die Studentenschaft setzte sich demnach ganz anders zusammen, als die heutige. Obgleich die Studierenden in den Bursen eigentlich eine Art klösterlichen Lebens führen sollten, war von Zucht und Sitte bei ihnen oft nicht viel zu merken. Mit rohen Gebräuchen wurde der Ankömmling gepeinigt, Trinken und andre Untugenden füllten vielen ihre Zeit aus und nicht selten kam es in den Universitätsstädten zu argen Tumulten.

Die unbeschränkte Herrschaft hatte die scholastische Philosophie, die wohl subtile Gliederung der Denkthätigkeit veranlaßte, doch wenig frischen und ursprünglichen Denkstoff darbot, weil sie die Dinge mehr formal als ihrem Wesen nach betrachtete und den kirchlichen Glauben zur unverbrüchlichen Voraussetzung hatte. Seitdem sie in Thomas von Aquino das höchste erreicht hatte, was sie leisten konnte, war sie zum Stillstande gekommen. Der litterarische Fleiß, an dem es die Deutschen keineswegs fehlen ließen, erging sich in Kommentaren, besonders des Aristoteles, der als „der Philosoph“ im höchsten Sinne galt, aber ebenfalls formal genommen wurde, und in Zerlegungen und Wiederzusammensetzungen bestimmter Gedankensätze. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zwang auch der Mangel an Büchern zur Einseitigkeit und hemmte Lehrer und Lernende am freien Fortschritt.

Die Zeit der Konzile brachte viele neue Anregungen, ohnehin hielten die meisten Universitäten zu den Baselern gegen das Papsttum. Unter den deutschen Gelehrten der damaligen

Zeit steht obenan Nicolaus von Kues, reich an vielseitigen Kenntnissen, ausgerüstet mit kritischer Schärfe und von der scholastischen Doktrin unbefriedigt. Er nahm seinen Ausgang von dem konziliaren Widerspruch gegen die papale Gewalt und erkannte auch die Schäden des Deutschen Reiches, zu deren Heilung er geistreiche Vorschläge machte. Nicolaus wechselte später die Partei und wurde zum Vorkämpfer des Papsttums, das ihn mit der Kardinalswürde belohnte; schließlich verzettelte er als Bischof von Brixen seine Kraft in einem mit hierarchischer Leidenschaft und Anmaßung geführten Kampf gegen Herzog Sigmund von Oesterreich. Auch in dieser sturmvollen Zeit setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Die Theologie in mystischer Auslegung nahm in ihr die Hauptstelle ein, sie erstreckte sich außerdem auf Mathematik, Physik, Astronomie und verwandte Gegenstände. Auch in den altklassischen Schriften war Nicolaus wohl beschlagen.

Einen ähnlichen Wandel der Gesinnung, wie Nicolaus Kusanus, hatte Aeneas Silvius, der spätere Papst Pius II. vollzogen; anfänglich der geschickteste Verteidiger des Baseler Konzils, bewirkte er nachher im Dienste der kaiserlichen Kanzlei die Unterwerfung Deutschlands unter Rom. Doch er übte noch einen andern Einfluß aus, indem er den humanistischen Studien Anhänger warb. Die Zuneigung zu ihnen flößte Aeneas Silvius auch einem Deutschen ein, der sonst sein Gegenteil war. Gregor von Heimburg, eine ehrliche, knorrige Kraftnatur, ein leidenschaftlicher Gegner des Welschtums in seinem ganzen Wesen und ein plänereicher, juristisch geschulter Staatsmann, hat sich später von der Humanistik abgewandt, weil sie seinen für den politischen Kampf geschaffenen Sinn nicht befriedigte, aber wenn er, der echte Deutsche, mit jenem Italiener eine Zeit lang gemeinsame Bestrebungen haben konnte, so mußte ein tief innerer Grund dafür vorhanden sein.

In der That, die Humanistik dehnte ihren Triumphzug auch nach Deutschland aus. Selten ist in einem großen Teile

der Gelehrten und Gebildeten ein so schneller Wechsel der Ideen eingetreten, wie ihn diese neuen Studien hervorriefen. Die alten Gedanken waren abgenutzt, hier kamen andre ganz entgegengesetzte und der Boden nahm bereitwillig den Fruchtwechsel an. Der alte Trank war schal geworden, hier entsprang für die durstigen Seelen ein frischer Quell. Die Welt wollte los von dem Banne der Kirche, da bot sich ihr eine Wissenschaft dar, welche die Scholastik verachtete und als veraltetes Gerümpel beiseite warf. Die Menschen fühlten sich als Bürger der Erde, berechtigt, sich ihrer zu erfreuen, und sie vernahmen mit Entzücken das Evangelium, das den Genuß als nicht nur erlaubt, sondern als selbstverständlich verkündete und ihnen lehrte, daß sie Menschen sein dürften. Die Menschheit atmete auf, befreit von dem Drucke asketischer Vorstellungen; sie schaute um sich und sah die Natur in ihrer Schönheit und in ihrer wahren Gestalt, nachdem die dunkeln verhüllenden Schleier gefallen waren.

Die Thüren zu dem verschlossenen Paradies hatte der Geist des Altertums geöffnet, der mit unwiderstehlicher Kraft aus den Denkmälern und Schriften, wie eine lebendig gewordene Mumie aus ihrem Sarge emporstieg und alle mit seinem Zauber begeisterte. Die Sage erzählt von einem Quell, der Greise und Greisinnen wieder jung mache. Freilich das Bad, welches diese Wiedergeburt bewirkte, war nichts andres, als der Drang der Zeitgenossen, ihre unklar empfundenen Stimmungen in Ideen umzusetzen. Sie fanden diese in einer Vergangenheit, die mit den gegenwärtigen Verhältnissen nichts Gemeinsames hatte, und ergriffen sie eben deswegen mit Inbrunst und legten in sie ihr eigenes Wesen hinein. Der Geist der Antike, wie ihn die ersten Humanisten schauten, war im Grunde ihr eigener, umstrahlt von dem lichten Glanze der römisch-klassischen Litteratur.

In Italien hatten sich immer Reste römischer Bildung und Schulung erhalten und die Erinnerung an das heidnische

Rom und seine Größe war nie ganz erloschen. Selbst im rechten Mittelalter dachte man in Rom an den alten Senat und dessen Weltherrschaft; der phantastische Schwärmer Cola Rienzi zur Zeit Karls IV. unternahm es sogar, sie wieder herzustellen. Doch nicht die Form, nur der geistige Inhalt war lebensfähig geblieben, und Petrarca und Boccaccio wurden die Wiederhersteller der antiken Wissenschaft. Sie dachten wie Cola als italische Patrioten, und eben dieses italische Bewußtsein machte auch Kirchenfürsten und Päpste zu Freunden der klassischen Studien, deren Gefahren sie nicht erkannten. Bald erstanden der Humanistik überzahlreiche Jünger in Italien, von hier aus verbreitete sie sich nach den übrigen Ländern Europas.

Auch nach Deutschland kam sie, verhältnismäßig erst spät, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, doch hier erfuhr sie eine tiefgreifende Umwandlung; sie wurde sozusagen bürgerlich. Es ging hier den Gelehrten ähnlich, wie den Malern; obgleich sie der fürstlichen Gunst nicht ganz entbehrten, schien ihnen die warme Sonne Italiens nicht. Der enge Zuschnitt des Lebens gab ihnen nicht Ruhm und Ehren über das ganze Volk hin; das vornehmlichste Ideal der italischen Humanisten, überall gefeiert, reich belohnt zu werden, winkte keinem Deutschen. Was in Italien national war, konnte es nicht in Deutschland sein; Sprache und Geschichte standen im Wege. Daher stellte sich die deutsche Humanistik ihre Aufgaben anders. Die formale Vollendung der lateinischen Sprache wurde zwar auch als Wichtigstes erstrebt, das Dichten ebenfalls als höchste Bethätigung angesehen, aber die Schöngeisterei, das Spielen mit dem Altertum trat hier zurück hinter der schweren gelehrten Arbeit. Man studierte die alten Sprachen nicht bloß um ihretwillen, sondern um in ihnen ein Mittel zu finden zur Aufschließung der bisher unbenutzten oder nicht genügend verwerteten Erkenntnismittel. Daraus ergab sich die weitere Folge, daß zurückgegangen wurde auf die eigentlichen Grundlagen. Die Scholastik hatte sie durch ihre Kommentare entbehrlich gemacht

und überschüttet; jetzt suchte man Belehrung an erster, ursprünglicher Stelle. Es galt nicht bloß zu wissen, sondern auch zu erforschen, woher das Wissen komme und wie seine gegenwärtige Gestalt sich vertrage mit der rechtmäßigen. Man wollte auf die Urform zurückgehen und sie unter den entstellenden Ablagerungen der Zwischenzeit hervorziehen, nicht gläubig hinnehmen, sondern selber prüfen. So begann die Riesenarbeit nach echter, quellenmäßiger Erkenntnis, die seitdem nicht mehr geruht hat. Eine Umwälzung des ganzen geistigen Seins bahnte sich an, von unendlicher Ausdehnung, da sie alle Seiten des Wissens ergreifen mußte.

Zu eben dieser Zeit wurde eine Erfindung gemacht, welche erst die Bürgschaft für schnellen, gründlichen und dauernden Erfolg gab. Um die Mitte des Jahrhunderts stellte Johann Gutenberg zum Gensfleisch in Mainz den ersten Bücherdruck her. Schon waren unvollkommene Versuche mit Abdrücken von in Holz geschnittenen Bild- und Schrifttafeln gemacht worden. Der eigentliche Druck entstand erst, als Gutenberg die metallenen Einzeltypen erfand, die leicht in größter Menge gegossen, beliebig zusammengesetzt und zu neuem Satz verwendet werden konnten. Zu statten kam, daß seit einiger Zeit das billige Leinenpapier an Stelle des kostbaren Pergamentes in Gebrauch gekommen war und auch in Deutschland, zuerst in Nürnberg, fabriziert wurde. Rasch verbreitete sich die Erfindung, erst in Deutschland, dann über seine Grenzen. Begierig nahm man die neue Erwerbsquelle auf, schon vor Schluß des Jahrhunderts gerieten die Buchdrucker durch Uebererzeugung an manchen Orten in Not. Die ersten Drucke ahmten die Handschriften nach; daher schnitt Gutenberg seine Typen entsprechend der damals in Deutschland für reicher ausgestattete Bücher üblichen eckigen Schreibeschrift. Diese Formen blieben dann etwas umgewandelt in Deutschland für Drucke in heimischer Sprache gebräuchlich, während für lateinische Werke von Italien her unser heutiger lateinischer Satz, die sogenannte Antiqua,

eingeführt wurde, weil die Humanisten in ihrem Eifer für das Altertum die älteste bekannte Schreibeschrift, die der karolingischen Aera, hervorgeholt hatten.

Nun erst wurde eine gemeinsame Arbeit der Gelehrten über das ganze Abendland möglich. Die Studien, gestützt auf die jetzt leicht zugänglichen Forschungen aller, schritten rasch vorwärts und gewannen ungemeine Vertiefung. Wer früher ein Buch schrieb, that es für sich und einen kleinsten Kreis; was andre geschaffen hatten, blieb ihm oft verborgen. Nun wuchs das Material gewaltig rasch an, der schnellere Austausch beschleunigte seine Verwertung. Wie viele Kopfarbeit war früher verrichtet worden, ohne daß die Allgemeinheit davon Nutzen zog! Jetzt durfte jeder darauf rechnen, einen Leserkreis zu finden. Die Lust, an der Gelehrsamkeit mitzuthun, stieg, aber auch die Verantwortlichkeit nahm zu; der Autorenstolz begann, gerade so wie der Künstlerstolz.

Langsamer, aber dann mit um so größerer Gewalt übte die neue Kunst ihren Einfluß auf das Volk aus. Die Ideen flogen nun mit Sturmeseile durch die Welt auf billigen Blättern. Des Lesens Kundige gab es überall, und wer es selbst nicht verstand, fand Vorleser genug. Schuf der Buchdruck die erste Grundlage einer allgemeinen Volksbildung, so trug er in die Menge auch politische Anregung. Jene Reformation Kaiser Sigmunds ist vor 1500 viermal gedruckt worden.

Die deutsche Humanistik hat sich bald reich verzweigt; keine Wissenschaft, die nicht durch sie gefördert wurde. Auch die Kunde von der Natur und ihren Kräften wandte sich von der Grübelei ab zur Entdeckung sicherer Thatsachen, zu wirklicher Kenntnis; die antiken Schriftsteller gaben ihr den Anstoß zu selbständiger Forschung. Peurbach und Regiomontan gingen einer großen Gefolgschaft voran. Die Kunstfertigkeit unterstützte die mathematischen und astronomischen Studien mit der Erfindung und Vervollkommnung von Instrumenten; Erd- und Himmelskugeln, Planetarien, Karten vermittelten die Anschauung.

Während die meisten italischen Humanisten die Kirche mit Gleichgültigkeit oder Spott behandelten und nicht den Ehrgeiz hatten, sie zu reformieren, ergab sich ein solches Bestreben in Deutschland gewissermaßen von selbst. Die halbheidnische Jungfrau Humanistik wurde hier gleich zum Christentum bekehrt. Zahlreiche der älteren Humanisten waren durch und durch kirchlich gesinnt und blieben es auch bei ihren Studien, indem sie vermittelnd den bisherigen Stand nur geistig beleben, nicht umändern wollten, wie Geiler, Brant und Wimpheling. Indem man herabstieg zur echten Erkenntnis, wurde die Bibel als hauptsächlichste Fundgrube betrachtet. Jetzt erst konnte die oft aufgestellte Forderung, auf sie allein das Christentum zu bauen, zur Durchführung kommen, weil die heilige Schrift nun volle Verbreitung fand und ihrer reinen Ueberlieferung nachgeforscht wurde. Die „beiden Augen Germaniens“, Reuchlin und Erasmus, erschlossen die Kenntnis der hebräischen und der griechischen Sprache. Reuchlin, eine etwas schwerfällige Gelehrtennatur, geneigt zu mystischen Spekulationen, bei aller Wahrheitsliebe vorsichtig, begründete die wissenschaftliche Grammatik beider Sprachen. Erasmus, das fast wie ein Gott bewunderte Weltgenie, gab das neue Testament in griechischer Sprache und die wichtigsten Kirchenväter heraus. Obgleich der gelehrte Mann bei seiner zarten, nervösen Beschaffenheit den Lärm und öffentliches Treiben haßte, schleuderte er von seinem Studierzimmer aus in elegantem Latein Pfeile des giftigsten Spottes gegen die Scholastiker. Ganz ein Mann des Verstandes, dabei voll höchsten Selbstbewußtseins bis zur Eitelkeit, die ihm allerdings die allgemeine Bewunderung anerzog, und zur größeren Wirkung Uebertreibung nicht scheuend, unterzog Erasmus das alte Lehrsystem seiner schonungslosen Satire. Auch dessen Verteidiger durften nicht frei ausgehen, die Pfaffen. Der grelle Widerspruch zwischen dem Wesen der Kirche und den Lehren des Christentums konnte diesem scharfen Geiste nicht entgehen. In dem „Lob der Narrheit“, dem gefeiertsten

Buche der Zeit, voll boshaften, aber sprühenden Witzes, führte Erasmus die schärfsten Hiebe auf die Mißgestalt der Kirche. Darin Voltaire ähnlich, ging er doch nicht so weit wie dieser. Er bekämpfte nicht die Dogmen, sondern schob sie nur beiseite, er suchte nicht nur zu verneinen, er wollte für das, was er zerstörte, Ersatz leisten. Sein „Handbüchlein des christlichen Ritters", das Dürer zu seinem berühmten Bilde „Ritter, Tod und Teufel" den Vorwurf gab, zeigte, wie der Christ durch die Gefahren des Lebens hindurch geht, gewappnet mit innerlicher Gesinnung, im Anschluß an die Person des Heilandes, den allegorischen Wahrheiten der Bibel folgend. Wissenschaft und sittliche Reinheit sollten der eigentliche Inhalt der Religion sein. Es war ein Erbauungsbuch für die Gebildeten, mehr aus der Ueberlegung, als aus dem Herzen geschrieben, für das Volk zu fein.

Die Humanistik berührte so die höchsten Fragen, und auch sonst griff sie mitten in das Leben hinein. Der italische Zug nach Ruhm und Genuß blieb auch Deutschen nicht fremd, und manche Jünger der neuen Richtung fielen haltlos der Sinnlichkeit und der Ausschweifung zum Opfer. Sobald einmal die Natur auf den Altar gestellt war, lag die Versuchung nahe, ihr übermäßig zu opfern. Doch schlug die Sinnlichkeit in Deutschland nicht so allgemein durch, wie in Italien, weil einmal nur ein geringer Teil der Bevölkerung von der Humanistik berührt wurde, und weil außerdem der übliche derbe Genuß der Verfeinerung, die oft zur Sittenlosigkeit führte, keinen Zutritt ließ. Die breite deutsche Behaglichkeit blieb auch denen, welche rechte und echte „Poeten" nach italischem Vorbilde sein wollten. Von ihnen erreichte das Höchste Konrad Celtis. Ungemein vielseitig, Dichter, Philosoph, Mathematiker, Historiker, Herausgeber mittelalterlicher und klassischer Schriften, rastlos umherwandernd und für die Wissenschaft werbend, zu deren Pflege er gelehrte Gesellschaften gründete, fand er an der Wiener Universität einen glücklichen Ruhehafen, aus dem

ihn nur zu schnell der Tod wegraffte. Er verherrlichte seine wechselnden Geliebten mit feurigen Liedern, wie er die Lehrmethode verbesserte und die Schüler durch seine Vorträge begeisterte. Offenen Blickes für die Natur und die geschichtlichen Eigentümlichkeiten der Länder, plante er eine vollständige Beschreibung Deutschlands.

Denn obgleich in lateinischer Sprache redend, hatten diese Gelehrten ein warmes Herz für ihr deutsches Vaterland. Die wissenschaftliche Forschung setzte bei der ältesten Geschichte der Deutschen ein; ihre Kämpfe gegen die Römer wurden zum Vorbild für den gegenwärtigen Streit gegen römisch-päpstliches Unwesen; der Cherusker Hermann ist erst von den Humanisten als Nationalheld entdeckt worden. Ebenso groß erschienen die Zeiten des deutschen Kaisertums, eines Otto I., und vor allem die der Staufer. Wie die klassischen Schriften, wurden die Werke der Roswita, das Friedrich I. feiernde Gedicht Ligurinus und andre Bücher über deutsche Geschichte aufgestöbert und herausgegeben. Franciscus Irenicus unternahm, Deutschland zu beschreiben, wie Celtis beabsichtigt hatte. Beatus Rhenanus behandelte die alte Zeit, und Jakob Wimpfeling veröffentlichte 1505 die erste deutsche Geschichte. Peutinger in Augsburg, die Pirkheimer in Nürnberg und viele andere trieben diese historischen Studien, und auch Kaiser Maximilian widmete ihnen warmes Interesse.

Die Humanistik drang rasch in den Unterricht ein. Unter Alexander Hegius in Deventer und Ludwig Dringenberg in Schlettstadt entstanden ihr hochberühmte Schulen. Schwerer wurde es, an den Universitäten festen Platz zu erobern. Die Vertreter der alten Wissenschaft sahen mit nicht ungerechtfertigtem Argwohn auf diese Neuerer, die ihnen in schärfster Weise entgegentraten und nicht selten von zweifelhafter Moralität waren; sie wollten nicht mit einem Schlage die mühsame Arbeit von Jahrhunderten vernichtet sehen. Auch die Ehrlichsten und Besten unter ihnen wurden von den Humanisten zum alten Eisen

geworfen; natürlich, daß sie sich wehrten. Doch sie thaten es nicht immer mit Geschick, und an Gewandtheit, an raschem Wort konnten sie sich mit den heißblütigen Gegnern nicht messen.

Die jüngeren Humanisten ergossen, wie Erasmus, im Hochgefühl des Besserseins die beizende Lauge ihrer Verachtung über Gerechte und Ungerechte ihrer Gegner oder der Halben, die sie ohne weiteres mit den Lotterpfaffen zusammenwarfen. Da entbrannte um die Frage, was die alten jüdischen Schriften wert seien, heißer Streit, den alle Humanisten als gemeinsamen aufnahmen, weil er sich gegen Reuchlin wandte und die Angreifer Dominikaner und scholastische Kölner Professoren waren. „Die dunkeln Männer", das heißt die unberühmten im Vergleiche zu den hellen Leuchten der wahren Wissenschaft, wurden mit furchtbarem Hohn überschüttet, jede Waffe der Satire, der Lächerlichkeit, der Verleumdung gegen sie geschwungen; trotz aller boshaften Uebertreibung waren die hauptsächlich von Johann Jäger verfaßten Epistolae virorum obscurorum eine gewaltig wirkende Abrechnung des neuen Geistes mit den Sünden und Schwächen des alten.

In diesem Streite ergriff auch das Wort der Mann, in welchem alle Leidenschaft der Zeit verkörpert war, Ulrich von Hutten. Geboren 1488 als Sohn eines ritterlichen Geschlechts, entzog sich der Jüngling durch die Flucht dem ihm unerträglichen Zwange des Klosterlebens und brachte dann Jahre voll Entbehrungen, Leiden und Krankheit auf Irrfahrten an deutschen Universitäten zu, dem dichterischen Humanismus ergeben. Ein Aufenthalt in Italien weckte in ihm patriotische Gefühle der Abneigung gegen die Welschen, dem Zurückgekehrten drückte dann der Zorn über die Ermordung eines Vetters durch den Herzog Ulrich von Württemberg die Feder in die Hand, um die Welt gegen den fürstlichen Verbrecher zu entflammen. Schon war Hutten den Humanisten wohl bekannt, als er die allen teure Sache Reuchlins zu der seinigen machte. Doch nicht als

Lehrer und Verteidiger der Wissenschaft oder als Dichter sollte Hutten seinen Ruhm begründen. Er vergaß nie, welcher Abkunft er war; das ererbte kriegerische Blut seiner Ahnen wurde durch die Wissenschaft nicht gebändigt. Hutten war stolz, ein deutscher Ritter zu sein, und immer hat er sich zu diesen gerechnet. Sie galten ihm für die edelste Kraft Deutschlands, während er die Bürger, so viele gelehrte Freunde er auch unter ihnen zählte, gleich seinen Standesgenossen als Krämer gering achtete. Selbst über die ritterlichen Untugenden bis zur Wegelagerei herab urteilte er mild. Daher lag ihm nahe, die kriegerische Stärke der Ritter, die ihm Deutschland verkörperten, anzurufen; der blutige Kampf war Huttens Sinn vertraut und verlockend. Bei aller revolutionären Gesinnung schwebten ihm die Ideale der versinkenden Zeit vor.

Der kleine, blasse, hagere, kränkliche Mann war jedoch mehr ein Ritter des Geistes, als des Schwertes. Ihn empörte es, daß die Welschen in der Welt die Oberhand über die Deutschen hatten, und den Grund erblickte er in der Herrschaft der Kurie, in der Aussaugung und Entnervung durch das Papsttum. Hutten rechnete im Leben menschlich; er war kein Held strenger Sittsamkeit und überwand in sich nie den herumschweifenden Abenteurer, er unterdrückte sogar manchmal die offene Aussprache seiner Gedanken um eigener Notlage willen, doch stets bewahrte er eine große und echte Leidenschaft, die Liebe zu Deutschland. Die Todfeindschaft gegen Rom, wo alles feil ist, wo selbst Gott verkauft wird, packt ihn mit dämonischer Gewalt, und er muß sie in die Welt hinausrufen, koste es auch sein Leben; „der Würfel ist gefallen". Seine Schriften werden zu Reden, zu Brandreden an das Volk, gehalten von einem aufreizenden Volkstribunen. Begeisterung, Witz, Spott, Haß, alles, was beredt macht, waren ihm eigen. Er kennt keine Schonung, und der Feind wird ihm zum abscheulichen Ungeheuer, dem er jede Schandthat zutraut. Hutten läßt sich hinreißen zu den leidenschaftlichsten

Anklagen, ohne ängstlich die Worte zu wägen; er schäumt über auch in ungerechtfertigten Angriffen; wie er selber sein ganzes Sein in die Schanze schlägt, will er auch das des Gegners bis zur Wurzel vertilgen. Da nichts andres hilft, muß die Gewalt heran: „es muß durchgebrochen werden“. Der erste große Publizist Deutschlands, war Hutten mehr Politiker als Gelehrter, und mehr Kämpfer, als Staatsmann. So gewaltig wie er hat kein andrer geschrieben, keiner so feurig angetrieben zum Kampfe, der ihm zur Zerstörung der römischen Zwingburg unumgänglich schien.

Einst hatte Hutten an seinen Freund Pirkheimer geschrieben: „O Jahrhundert! O Wissenschaft! Es ist eine Freude zu leben; die Studien blühen, die Geister regen sich!“ In der That, die Geister regten sich überall und allenthalben, auf jedem Lebensgebiete, dem nationalen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, religiösen und wissenschaftlichen.

In Deutschland herrschte eine Stimmung ähnlich der, welche der französischen Revolution voranging. Nur daß man in Frankreich das Königtum, in Deutschland die Kirche für alle Gebrechen verantwortlich machte. Die Kirche zehrte von ihrem einstigen Ruhm, doch das Leben schreitet erbarmungslos auch über das Gute hinweg, das dem Veralteten noch anhaften mag. Noch stand das römische Papsttum äußerlich unversehrt aufrecht, doch es erfüllte nur den Zweck der Selbsterhaltung; die Hoffnungen, die einst alle Gläubigen auf eine allgebietende Kirche gebaut hatten, waren nicht erfüllt worden. Das Mittelalter lag in dem Prozesse der Selbstauflösung, dem alle Dinge auf Erden anheimfallen; es hatte sich überlebt.

Sein Zerfall dauerte schon lange, und darum war möglich, daß er friedlich vorüberging. Weil in der That eine plötzliche Umwälzung eintrat, sucht der Forscher vielleicht zu eifrig nach ihren Vorzeichen und erklärt sie für unvermeidlich. Der Mensch reißt sich jedoch nicht gern gewaltsam von der Vergangenheit los. Von dem Bauernstande war nur ein Teil

aufrührerisch gesinnt, das durchschnittliche Bürgertum kümmerte sich nicht um die neue Wissenschaft, und die Masse nahm noch immer andachtsvoll von der mißachteten Geistlichkeit die Gnadenmittel. Der nationale Gedanke war lebhaft, doch nicht ausgereift; er bestand mehr aus dem Hasse gegen die Welschen, als aus dem Bedürfnisse nach einer Einheit des Volkes, das in feindselige Stände zerfallen war.

Das deutsche Wesen hatte sich herausgearbeitet durch die romanische Ueberdeckung und Kräfte im Ueberschuß entfaltet, so daß sie sich im engen Raume stießen. Dieser allmählich ausgebildete nationale Charakter zeigte wiederum grelle Widersprüche, wie einst in der Vorzeit. Ueberwog das Gute? War das Volk im Aufgange oder schon im Niedergange?

Kein Mensch hatte eine sichere Vorstellung von dem, was werden sollte. An eine völlige Losreißung von Rom dachte kaum jemand; selbst ein Hutten wußte keinen andern Ausweg, als den längst abgethanen, ein Konzil. Da erhob ein andrer Mann seine Stimme, nicht für die unzähligen Klagen seiner Landsleute, sondern nur für sich, um seinem Gewissen Klarheit und Wahrheit zu erringen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Der Beginn der Reformation.
Der Bauernkrieg.

Was ist eigentlich die treibende Kraft im Völkerleben? Wie entstehen und vollziehen sich große Veränderungen? Hier liegt eines der schwierigsten Probleme der Geschichtsforschung.

Umgestaltungen, welche durch kriegerische Gewalt bewerkstelligt werden, sind meist das Werk einzelner Männer, denen

Thatkraft oder Glück zur Seite steht. Oft jedoch ist nur die Ausführung ihr Verdienst, während sie Absicht und Zweck des Unternehmens aus gegebenen Vorbedingungen schöpfen. Geistige oder sittliche Umwandlungen dagegen sind stets die Folgen einer langen Entwickelung, man kann sagen, der ganzen vorangegangenen Geschichte; ihre Anfänge reichen, kaum faßbar, in ferne Vergangenheit hinauf. Daher hat an ihnen die Gesamtheit vollen Anteil; sie ist gewissermaßen der Stoff, dessen Teile infolge der durch die Zeit bewirkten Zersetzung zur Veränderung drängen. Der Vorgang beginnt unmerklich, um stetig zu wachsen, bis er auf einmal jäh und gewaltig wird.

So ist die große Volksmenge thätig und leidend in gleichem Maß. Sie fühlt die Notwendigkeit des Wandels und ohne diese Empfindung wäre er unmöglich; sie hat auch ein mehr oder minder bestimmtes Bewußtsein, welche Richtung er einschlagen soll, aber sie ruft ihn nicht selbst hervor; ihre stärkste Seite ist die Verneinung des Bestehenden, die Schaffung des Neuen dagegen wird das Werk der führenden Geister. Die Volksgenossen werden jedoch sofort von dem Geschehenden ergriffen und ergreifen es selbst mit Leidenschaft, und so macht sich die Masse zum Träger des Neuen in seinem Gesamtwesen, ohne die besonderen Formen, unter denen es ins Leben tritt, zu bestimmen. Das ganze Volk kann immer nur dem großen Wurf Stimmung und Begeisterung entgegenbringen, die Weise der Ausführung und der Durchbildung muß es den leitenden Personen überlassen. Seine Anteilnahme ist ganz unentbehrlich für das Allgemeine, seine Mitwirkung an dem Einzelnen bleibt gering.

Kaum jemals hat sich ein so schneller, so tief gehender, so weit verbreiteter Umschwung vollzogen, wie während der wenigen Jahre nach 1517. Selbst der Islam, diejenige Religionsform, welche die raschesten Fortschritte gemacht hat, brauchte mehr Zeit, um Wurzel zu fassen. Zwar entstand in Deutschland nicht eigentlich eine neue Religion, aber vielleicht noch

zäher und beharrlicher als hohe religiöse Ideen pflegen religiöse Gebräuche zu haften. Gerade über diese erging damals eine mächtige Sturmflut, die hinwegschwemmte, was seit Jahrhunderten heilig war, und Einrichtungen, Uebungen und Vorstellungen in Abnahme und selbst Verachtung brachte, welche bisher für die meisten das eigentliche Wesen der christlichen Kirche bedeutet hatten. Wie wäre das möglich gewesen, wenn nicht schon eine Strömung bestanden hätte, die zu so mächtiger Wirkung angespannt werden konnte? Gewiß jubelten zuerst die von der Wissenschaft durchdrungenen oder berührten Geister dem begonnenen Kampfe zu, aber auch das Volk, mit dem sie wenig Fühlung hatten, schlug sich alsbald mit freudiger Entschiedenheit zu den Gegnern des bisherigen Kirchentums. Der Fehler des Papsttums, durch künstliches Stauen die Flut des Unwillens aufzuhalten und sie gleichwohl zu nähren, rächte sich furchtbar.

Alle die in den Herzen aufgespeicherte Sehnsucht nach einer Kirchenreform brach gewaltsam durch. Denn die Seele des Mittelalters, der religiöse Drang, war in dem altersschwach gewordenen Körper noch lebendig geblieben und das kirchliche Interesse, in den letzten Zeiten von so vielen Seiten her angeregt, überwog alle andern.

Geboren in einer bäuerlichen Familie, doch aufgewachsen in städtischen Verhältnissen, als Knabe von Armut bedrückt, durch seine Universitätsstudien bekannt mit der alten und mit der neuen Wissenschaft, dann dem Mönchstum beigetreten, nachher Priester und endlich Professor in Wittenberg geworden, war Martin Luther ein rechter Sohn des Volkes, vertraut mit dem Wesen und den Bedürfnissen des kleinen Mannes und kundig der sich widerstreitenden geistigen Strömungen. Ganz aus eigenem Antriebe hatte er sein Schicksal gewählt; er war in das Kloster gegangen, allein bewogen von dem Wunsche, der göttlichen Gnade teilhaftig zu werden. Erfaßte er damit die alte asketische Richtung, so widerstrebte es doch seinem

kräftigen Geiste, ihr sein selbständiges Sein zu opfern; eben aus dem Gegensatz zwischen willenloser Hingabe und bewußter Bethätigung entsprang der innere Kampf, der seinen Charakter zur Reife brachte. Luther machte in seinem Innern die ganze Entwickelung durch, welche das Volk in langen Jahrhunderten durchlebt hatte. Aufklärung seiner qualvollen Zweifel suchend, fühlte er sich angezogen von denjenigen Schriften, welche seiner Sinnesart entsprechend eine unmittelbare Beziehung zu dem Göttlichen anbahnten und den Menschen anwiesen wie berechtigten, selber das Heil zu suchen. Hatte er anfänglich nur für sich gedacht und geforscht, so wandten dann Lehramt wie Kirchenamt seinen Blick weiter auf die ihm zur Seelsorge Anbefohlenen, um auch sie zur göttlichen Gnade zu führen. Da rückte Tetzel heran. Durchdrungen von dem Gefühl, der von den Dominikanern vertriebene päpstliche Ablaß verhindere die wahre Läuterung der Seelen, die bessernde Herzensbuße, und doch im ungewissen, ob seine Meinung die richtige sei, entschloß sich der Theolog, die Wissenschaft anzurufen. Indem Luther am 31. Oktober 1517 seine fünfundneunzig Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, handelte er als Gelehrter und als Christ, aber auch als freie Persönlichkeit, die vor sich und vor Gott verpflichtet ist, nach bestem Vermögen die Wahrheit zu suchen.

Obgleich Luther meinte, in den Thesen nur die rechte Lehre der Kirche darzulegen, trat er durch das Wagnis, eine Einrichtung zu bekämpfen, die der Segen des Papstes deckte, bereits aus dem System der Kirche heraus. Schon andre hatten vor ihm und schärfer als er gegen den Ablaß geschrieben; doch eben die gelehrte und dabei öffentliche Form, die er wählte, die Notwendigkeit, seine in sich zusammenhängenden Sätze im einzelnen zu widerlegen, welche er den Gegnern aufzwang, und die fortwährend gestiegene Entrüstung über das Ablaßwesen gaben dem Anschlage bald weite Verbreitung. Längere Zeit hielt sich der Streit in theologischen

Grenzen. Indem Verteidigung und Angriff fortwährend neue Fragen heranzogen, dachte Luther halb freiwillig, halb gezwungen seine innersten Gedanken weiter aus und vertiefte sie durch Forschung; mehr und mehr erkannte er, wie wenig dem Papsttume seine gewaltige Stellung gebühre. Die Leipziger Disputation im Sommer 1519 führte endlich zum entscheidenden Bruch. Luther, um den Einwänden seines gelehrtesten Gegners, des Ingolstädter Professors Johann Eck, zu begegnen, sah sich genötigt, wie die Autorität des Papstes so auch die der Konzilien zu verwerfen. Den ganzen historischen Bestand der Kirche focht er damit an.

Der kühne Mann trug kein Bedenken, die letzten Folgerungen seiner Ansichten zu ziehen, unbekümmert um sein Schicksal. Jetzt wurde auch ihm bewußt, daß die Kirche nicht allein auf Dogmen und Lehren beruhte, daß sie zugleich eine weltlich-politische Macht war. Wer mit ihr in Kampf geriet, mußte auch diese Seiten berühren, da er hier überreiche Waffen zum Angriff fand, und wer auf ihre Reinigung hindrängte, durfte auch die öffentlichen Zustände nicht unberücksichtigt lassen. Was war ferner natürlicher, als die Bundesgenossenschaft mit den Humanisten, welche bereits die Schlacht eröffnet hatten? Hutten selbst wandte sich an den neuen Kämpen, seine ritterlichen Gesinnungsgenossen boten Luther ihren Schutz an.

So schritt der Theologe hinaus auf das ihm bis dahin fremde politische Feld. Im Hochsommer 1520 erschien in deutscher Sprache seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“. Sie wandte sich an den Kaiser und die Fürsten und zugleich an das Volk; mit mächtiger Sprache und feurigem Zorne schilderte sie das herrschende Unwesen. Luther schrieb ähnlich wie Hutten, aber er ging weiter als dieser in seinen Vorschlägen zur Abhilfe; er zerstörte nicht nur, er baute gleich wieder auf. Nicht setzte er wie der Ritter seine Zuversicht auf die Waffen, er

beabsichtigte mehr ein einmütiges Handeln der deutschen Fürsten gemäß den christlichen Einrichtungen, wie sie die Bibel lehrte. Abschütteln sollten sie die Lasten und Fesseln, die Rom auferlegte, weil der Papst nicht das allein gebietende Haupt der Kirche sei, weil das Christentum ein allgemeines Priestertum begründe; nötig sei vor allem, die Geistlichkeit selbständig zu stellen, durch Gestattung der Ehe den Priestern ihr natürliches Recht und sittliche Wahrheit wiederzugeben, durch allgemeinen Unterricht auch die Laienschaft der göttlichen Lehren kundig zu machen. Das Recht der Weltlichen und Laien wird dem ausschließlichen Vorrechte, wie es der Papst für sich und die Priesterschaft beanspruchte, entgegengehalten. Das war die völlige Verneinung der mittelalterlichen Idee von der Kirche, Gedanken, welche eine neue Welt eröffneten und zugleich der Bedeutung, die das Laientum sich in den letzten Jahrhunderten erobert hatte, gerecht wurden. Doch blieb Luther bei den kirchlichen Fragen; auf die Reichsverfassung und die sozialen Zustände, mit denen die Zeitlitteratur sich so viel beschäftigte, ging er nicht ein.

Ein zweites Buch „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", bestimmt für die Theologen, hochwichtig für die künftige Gestaltung des Dogma, widerlegte die Sakramentenlehre der Kirche, verwarf Transsubstantiation und Meßopfer. Diesen streitbaren Werken folgte noch vor Schluß des Jahres das lieblich milde Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen", bestimmt für die Ungelehrten, Luthers schönste Schrift, ewig gültig, da sie erhaben ist über den Augenblick. In ihr ließ er seine Seele ausströmen in freier tiefinnerlicher Empfindung der christlichen Liebe, die er an die Stelle der egoistischen Lehre von den guten Werken setzt. Gute Werke machen nimmermehr einen guten Mann, sondern ein guter Mann macht gute Werke; sie sollen nicht Zweck, sondern Folge sein. Der Glaube an Gott und sein Wort gibt allein die Rechtfertigung, er führt von selbst zur freien, selbstlosen Dienst-

barkeit gegen den Nächsten. Die Predigt dieser religiös-sittlichen Freiheit des Menschen vollendete den Gegensatz zu der Gebundenheit der alten Kirche. Zu Ende des Jahres kam die päpstliche Bannbulle. Indem Luther sie öffentlich verbrannte, sagte er sich vor aller Welt vom Papsttum los.

Schritt für Schritt war Luther vorgegangen, oft zaudernd und ungewiß, nicht ohne Schwankungen und gelegentliche Widersprüche, stetig mit ungeheurer Arbeit nach der Wahrheit suchend. In dieser Zeit erscheint sein innerliches Sein am reinsten und größten. Frei und kühn quellen die Gedanken hervor, noch nicht gedrückt durch die Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen.

In allen Ständen fanden Luthers Schriften begeisterte Aufnahme; er wurde zum Volksmann. Die meisten freilich begrüßten in ihnen nur den entschlossenen Angriff auf das verhaßte Rom, während die dogmatischen Ausführungen weniger beachtet, von manchen Gelehrten schon mit Bedenken und Ablehnung vernommen wurden. Eine ungeheure Aufregung ging durch ganz Deutschland, die Hutten leidenschaftlich schürte; seine Freunde waren bereit zum Aufstand, allgemein herrschte das Gefühl, große Dinge ständen bevor. „Das ist nicht mehr das katholische Deutschland von ehedem; neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei: Luther! — und für das übrige Zehntel lautet die Losung wenigstens: Tod dem römischen Hofe!"

So berichtete entsetzt der päpstliche Nuntius Aleander an die Kurie. Er war zu dem Reichstage gekommen, den der junge Kaiser Karl V. im Januar 1521 zu Worms eröffnete.

Maximilian hatte sich vergeblich bemüht, seinem Enkel Karl die Nachfolge zu verschaffen. Als der alte Kaiser am 12. Januar 1519 starb, war daher die Thronbesetzung ungewiß. In sie spielte die große europäische Politik hinein. Karl hatte von seinem Großvater Ferdinand Spanien, Neapel und die überseeischen Lande geerbt, von seinem Vater Philipp die Niederlande; jetzt fielen ihm auch die habsburgischen Ge-

biete in Deutschland zu. Darum wollte König Franz I. von Frankreich, die glänzendste Persönlichkeit unter den damaligen Fürsten Europas, vor allem die Wahl Karls verhindern, und auch der Papst Leo X. war ihr anfangs abgeneigt. Franz bewarb sich selber um die Krone und seine reichen Geldspenden waren nicht ohne Erfolg, aber gegen ihn erhob sich der nationale Unwille, drohend vertreten durch die Ritterschaft unter der Führung des thatkräftigen Franz von Sickingen. Da Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ablehnte und für Karl eintrat, wurde der Habsburger am 28. Juni 1519 einhellig gewählt. Allgemeiner Jubel begrüßte diesen Ausgang, doch er war ein Sprung ins Unbekannte. Die Hoffnung, Karl werde sich als Deutscher fühlen und als solcher regieren, an sich unbegründet, ging keineswegs in Erfüllung.

Der zwanzigjährige Jüngling, klein und schwächlich, mit blassem hagerem Gesicht, rötlichem Haar und glitzernden Augen, den Mund der starken Unterlippe wegen geöffnet, hatte sich auch geistig langsam entwickelt. Ein Kriegsheld wurde er nicht, obgleich er seinen widerstrebenden Leib zu ritterlichen Uebungen und großen Anstrengungen zwang, wohl aber ein Staatsmann voll weltumfassender Entwürfe. Kalt, selbstsüchtig und vorsichtig berechnend, nicht ohne starke Leidenschaft trotz seines zurückhaltenden Wesens, voll Stolz und Beharrlichkeit, wollte Karl der Beherrscher Europas sein. Nicht eigentlich die alte universale Kaiseridee bewegte ihn; obgleich das Kaisertum ihm unentbehrlich war, erfüllte den Gebieter mehr das persönliche Streben nach Macht, und Deutschland war ihm nur ein Teil, nicht der Mittelpunkt seiner Herrschaft, deren Kern stets die Niederlande und Spanien bildeten. Karl hatte mit seinen Ländern auch deren alte Gegnerschaft gegen Frankreich geerbt und sein großes Ziel war, dieses niederzuhalten; vielleicht mag er auch in seinem Herzen bitter empfunden haben, daß er sich persönlich mit einer die Welt blendenden Erscheinung, wie Franz I. war, nicht messen konnte. Der französische König

hatte vor kurzem Mailand erobert und dachte daher Italien in seine Gewalt zu bringen. Auf Mailand konnte nun Karl als Kaiser Anspruch erheben, als solcher kam er auch zum Papste in die engsten Beziehungen. So wurde wieder Italien entscheidend für die deutschen Geschicke.

Die Feindschaft gegen Frankreich ist für Karl sein ganzes Leben maßgebend geblieben, nach ihr richtete er seine gesamte Thätigkeit. Bundesgenossen waren erforderlich, und wenn die deutschen Fürsten auch nicht unmittelbar mithalfen, durfte doch der Kaiser sie nicht erbittern, damit sie ihn nicht in seinem Hauptzweck hinderten. Friede in Deutschland, Beschwichtigung der dortigen Fürsten war für Karl V. gerade so Notwendigkeit, wie vordem für Friedrich II. Auch in Italien bedurfte er der Freundschaften, und seitdem die Päpste sich ein stattliches Fürstentum geschaffen hatten, fielen sie für die dortigen Zustände stark ins Gewicht. Demnach mußte Karl bemüht sein, den römischen Bischof auf seine Seite zu bringen. Da spielte nun die kirchliche Frage hinein. Karl selbst war gut katholisch und jede Abweichung von der offiziellen Lehre erschien ihm ketzerisch und verwerflich. Doch weil ihm eine höhere Auffassung der Religion fehlte, neigte er nicht dazu, ein Martyrium für die Kirche zu tragen, und so sehr er der Ketzerei Feind war und sie, wo er frei handeln konnte, mit furchtbarer Härte unterdrückte, das Papsttum war ihm nicht viel mehr als eine Figur seines politischen Schachbrettes. Karl erblickte in dem Papste nicht allein das Haupt der Kirche, sondern auch den Politiker, und indem er meinte, eine Scheidung dieser beiden Eigenschaften vornehmen zu dürfen, schädigte er in dem staatlichen Gegner die katholische Kirche. Zudem verschlossen er wie seine Umgebung sich nicht den Klagen über die Kirchenverderbnis, und eine Besserung wollte auch er.

Diese Gesichtspunkte sind für Karl die längste Zeit der Leitfaden gewesen; aus ihnen folgte, daß die Reform nicht vom Reiche in Angriff genommen wurde, andrerseits, daß der

Kaiser die Dinge in Deutschland möglichst gehen ließ, um nicht in den ihm wichtigeren Sachen gestört zu werden.

Gleich seinen ersten Reichstag, den zu Worms, lenkte Karl so, daß er möglichst allen Wünschen gerecht wurde. Die so hoch angeschwollene Bewegung konnte er nicht unbeachtet lassen. Sie widerstrebte seiner Gesinnung und Leo X. forderte scharfe Maßregeln. Karl mußte dem Papste willig sein, da er ihn als Bundesgenossen gegen Frankreich brauchte; in der That wurde bald ein Vertrag zwischen beiden abgeschlossen. Wenn jedoch der Kaiser ohne weiteres gegen Luther einschritt, drohte ein Volkssturm auszubrechen. Außerdem durfte Karl dessen einflußreiche Freunde nicht zurückstoßen und auch die dem Mönche abgeneigten Fürsten forderten nachdrücklich endliche Erledigung der Beschwerden gegen Rom. Daher war es unmöglich, Luther, in dem viele nur den mutigen Volksanwalt erblickten, ungehört zu verurteilen, wie es Karl am liebsten gethan hätte. So wurde er vorgeladen, nicht um seine Lehren zu verteidigen, sondern nur, um seine ketzerischen Meinungen zurückzuziehen. Mit freudigem Mute gehorchte er dem Gebote und kam nach Worms, unterwegs und bei seinem Einzuge von bewundernden Volksmengen begrüßt. Am 17. April erschien er vor dem Reichstage. Ueberrascht von der bündigen Aufforderung, zu widerrufen, überwältigt von dem Glanze der Versammlung und der Verantwortlichkeit, die ihm auferlegt wurde, erbat er Bedenkzeit. Am folgenden Tage war alle Scheu gewichen; in klarer Rede erklärte er, ohne Widerlegung nichts zurücknehmen zu wollen; er könne nicht anders. Vergeblich wurde noch eine Vermittlung versucht, doch durfte Luther frei Worms verlassen. Erst als die ihm günstig gesinnten Fürsten abgereist waren, teilte Karl dem Reste des Reichstages das Edikt mit, welches Luther als Ketzer erklärte und seine Auslieferung befahl, seine Bücher verbot.

Wiewohl der sächsische Kurfürst es für geraten hielt, Luther zunächst auf der Wartburg zu verbergen, schwand bald jede

Gefahr. Karl ging nach Spanien und in Italien begann der Krieg gegen Frankreich, der ihn ganz in Anspruch nahm. Das Reichsregiment in Deutschland faßte nur halbe Beschlüsse und sah sich bald außer stande, auch nur die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn die mächtige Erregung der letzten Jahre griff weiter um sich. Luther bändigte durch sein persönliches Erscheinen in Wittenberg dort Karlstadts gewaltsame Beseitigung der bisherigen Kultusformen und die aus dem husitischen Böhmen stammenden mystisch-apokalyptischen Schwärmereien, ohne ihre Verbreitung anderwärts hindern zu können.

In seltsamer Mischung der durch Luther wachgerufenen Ideen, des durch den streitbaren Humanismus eines Hutten angefachten Hasses gegen die Rom anhangende Geistlichkeit, des ritterlichen Mutes und der Beutelust unternahm es Franz von Sickingen, dem Evangelium eine Oeffnung zu machen durch seinen Angriff auf den Erzbischof von Trier. Ein berühmter Kriegsmann, zu jeder gewinnbringenden Gewaltthat geneigt, mochte Sickingen wohl meinen, die Sache Luthers, dessen Schriften er mit Eifer studiert hatte, zu verfechten, doch sein Unterfangen war im Grunde nichts andres, als ein unklarer Versuch des erbitterten Ritterstandes, auf Kosten der geistlichen Fürsten emporzukommen. Der Zug mißlang; die benachbarten Fürsten vereinigten sich gegen Sickingen und eroberten im Mai 1523 seine Burg Landstuhl, in deren Trümmern der Ritter den Wunden erlag. Hutten verlor in ihm seinen einzigen Schutz; als elender Flüchtling starb er bald nachher auf der Insel Ufnau im Züricher See. Das Zeugnis der heißen Vaterlandsliebe darf ihm nicht versagt werden; sein letztes Verhängnis war, daß der neue Kaiser die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte.

Sickingens Sturz traf die gesamte Ritterschaft; ihr blieb fortan nichts übrig, als dem Fürstentume untergeordnet sich zu bescheiden, und das war kein Unglück. Da brach, während

der Zug gegen Trier nur ein Handstreich gewesen war, eine wirkliche Revolution in gewaltigem Umfange los.

Es war natürlich, daß die seit langem gereizte Stimmung der Bauern sich unter solchen Zeitläuften nicht beschwichtigte. Noch nie war eine solche Flut von Schriften über das Volk ergangen, die mit Begierde verschlungen wurden. Die Presse übte zum erstenmal ihre Macht auf die Masse aus. Diese Flugschriften in deutscher Sprache waren auf das allgemeine Verständnis berechnet; zu den lutherischen gesellten sich so manche andre, die im leidenschaftlichsten Tone alle bestehenden Zustände anfochten. Kein Wunder, wenn der kleine Mann durch diese ihm gewordene Teilnahme an großen Dingen sich gehoben fühlte, wenn er herausnahm, was ihm zusagte, wenn er die Aenderung, die als notwendig erwiesen wurde, auch auf die drückenden täglichen Verhältnisse ausdehnen wollte. Schon vorher durchdrungen von dem Gefühl, das göttliche Recht stehe auf seiner Seite, hörte er, wie das göttliche Wort bisher gefälscht worden sei, daß jeder Christ das Recht und die Pflicht habe, zur Besserung beizutragen; das „Evangelium" wurde bald zum Schlagwort. Auch die weltliche Obrigkeit sollte ihre Gewalt nicht mißbrauchen, um gleichberechtigte Christen zu drücken.

Die enge Berührung mit der städtischen Bevölkerung, die überall den lebhaftesten Anteil an den großen Tagesfragen nahm, äußerte jetzt ihre Wirkung, und grade aus diesen Kreisen wurden die neuen Ideen auf das Land getragen und in Form gebracht. Schulmäßig Gebildete, Prediger, Beamte machten oft die Wortführer, wie nachher in der französischen Revolution die Juristen. Auch die Schweiz, wo in einzelnen Gegenden die reformatorische Bewegung schon gesiegt hatte, gab wieder ein hoffnungerweckendes Beispiel. So verquickten sich alte und neue Ideen, obgleich sie, weil aus ganz verschiedenen Gründen hervorgegangen, nicht zusammengehörten. Eine herrschende Idee pflegt alle andern zu durchsetzen. Zu den rein

auf bäuerliche Verhältnisse bezüglichen Begehren traten kirchliche; auch die Wünsche nach einer Reform des ganzen Reiches auf Grund einer starken kaiserlichen Gewalt tauchten wieder auf.

Im Sommer 1524 brach der Aufstand an mehreren Stellen Süddeutschlands aus, am stärksten in der Bodenseegegend, und da ihm nicht gleich begegnet wurde, griff er schnell um sich. Zu Memmingen schlossen die Bauern eine „christliche Vereinigung"; in zwölf Artikeln wurde der verlangte neue Rechtszustand niedergelegt. Die Gemeinden wählen frei einen Pfarrer, der das Evangelium lauter und klar, ohne menschlichen Zusatz predigen soll und seinen Unterhalt aus dem Kornzehnten bezieht, der einzigen kirchlichen Abgabe, die bestehen bleibt. Jeder ist frei, doch soll er der Obrigkeit in allen ziemlichen Sachen gehorchen. Wildbret, Geflügel und Fisch, das Holz im Gemeindewald sind frei nutzbar, Gemeindewiesen und Gemeindeäcker werden zurückgestellt. Die Fronden sollen auf den alten Stand zurückgebracht, die sonstigen Leistungen aufgehoben oder angemessen geregelt werden.

Diese Forderungen erscheinen uns nicht übertrieben, doch schlossen sie eine starke Beschränkung des bisherigen Herrenrechtes ein. Daneben wurden jedoch viel höher gespannte Ansprüche erhoben und schon gingen einzelne Bauernhaufen zur rohen Gewalt über. Der Aufstand verbreitete sich über ganz Süddeutschland; der Anschluß der Bürgerschaft von Rotenburg an der Tauber und darauf andrer machte ihn zu einer Erhebung des unteren Volkes; einige Führer dachten auch daran, den Adel zu gewinnen. Während zahlreiche Grafen und Fürsten sich gezwungen sahen, mit den Empörten einen Vergleich einzugehen, wuchs leider der Uebermut und verführte zu gräßlichen Thaten. Schon richteten sich die Pläne über die zwölf Artikel hinaus auf eine Umgestaltung der Reichsverfassung, wie sie in mancherlei Schriften vorher gefordert war. Ein Entwurf, den man unrichtig als in Heilbronn aufgestellte Artikel zu bezeichnen pflegt, faßte die Vorschläge in ein Ganzes zusammen.

Die Geistlichen erhalten einen angemessenen Unterhalt, der Ueberschuß an kirchlichem Gut wird zum allgemeinen Nutzen eingezogen. Die geistlichen Lehen fallen den Inhabern als freier Besitz zu, kein Kleriker darf ein weltliches Amt bekleiden, die Gemeinden setzen selbst ihre Pfarrer ein. Auch die weltlichen Fürsten und Großen bekommen nach Stand und Würde ihr entsprechend Teil. Die Fürsten dürfen untereinander keine Bündnisse schließen; die Städte und Gemeinden werden ebenfalls brüderlicher Eintracht gemäß reformiert. Die Hauptsache ist die allgemeine Gleichheit vor dem Recht. Daher fällt der Schwerpunkt der Gerechtigkeitspflege in die vierundsechzig Freigerichte, in die das Reich einzuteilen ist und die aus allen Ständen besetzt werden. Sie sind der Berufungsort für die niederen Gerichte, während große Sachen von ihnen an Landgerichte, Hofgerichte und an das oberste Reichsgericht gehen.

Das römische Recht bleibt von der Urteilssprechung ausgeschlossen. Sämtliche Zölle, Steuern und Abgaben sind aufzuheben, nur alle zehn Jahre fällt eine Reichssteuer für den Kaiser. Der Verkehr auf den Straßen ist frei; eine einheitliche Reichsmünze, gleiches Maß und Gewicht verhindern Uebervorteilungen. Die großen Handelsgesellschaften werden verboten.

Der Grundgedanke ist also die Befreiung des kleinen Mannes von allen schweren Lasten und die Sorge, daß ihm sein Recht werde; er ist wesentlich sozialistisch. So nebelhaft die Stellung des Kaisers bleibt, die Idee der Reichseinheit, der Beschränkung der Einzelstaaten gibt dem Entwurfe auch einen stark politischen Inhalt, und nur auf diesem Wege ließ sich eine wirkliche Besserung der Verfassung erreichen, nur noch nicht damals. Der Entwurf war der Wirklichkeit gegenüber ein Phantasiestück.

Ganz andres Wesen nahm der Aufruhr in Thüringen an. Thomas Münzer, dem Luther viel zu zahm erschien und der nur von einer vollständigen Umgestaltung der Gesellschaft durch

ein großes Blutbad die Wiedergeburt der kranken Welt erhoffte, betrieb von Mühlhausen aus seine wahnsinnigen Hetzereien mit traurigem Erfolge; er predigte verzückte Anarchie. Ihn ereilte das Schicksal am schnellsten; schon im Mai 1525 wurden seine ungeordneten Haufen bei Frankenhausen von den Fürsten auseinander gesprengt, er selbst ergriffen und hingerichtet. Jetzt rafften sich auch die Herren und Fürsten im Süden auf, da erst die Ausdehnung der Revolution allen die gemeinsame Gefahr fühlbar machte, und schlugen die Bauern in einer Reihe blutiger Gefechte. Ungezählte fielen, furchtbar wütete nachher vieler Orten die Rache der Sieger. Die alten Verhältnisse wurden wieder hergestellt, manchmal noch erschwert.

Luther hatte die Vorgänge mit Entsetzen gesehen. Auf ihn, dessen Name in jedem Munde war, hofften die Bauern; man wünschte ihn in erster Stelle neben andern durch die religiöse Bewegung bekannt gewordenen Männern als Schiedsrichter über das göttliche Recht. Er verkannte nicht, wie schwer die Last der Bauern war und wie die zwölf Artikel manche gerechte Forderung enthielten, aber es widersprach seinem Wesen, die Religion mit weltlichen Dingen zu vermischen; in diesen verlangte er leidenden Gehorsam. Er beurteilte den Staat vorwiegend von religiösen Gesichtspunkten aus, zu politisch-juristischen Erwägungen war er nicht angethan. Obgleich er in schärfster Form den Fürsten ihre Verschuldung vorhielt, forderte er die Bauern auf, von dem Aufruhr zu lassen. Als er dann die verübten Greuel erfuhr, da wallte sein Zorn furchtbar auf und in leidenschaftlichen Sätzen trieb er zur gewaltsamen Bändigung der Frevler.

Luther handelte lediglich nach seiner ehrlichen Ueberzeugung. Von Anfang an wollte er nur Kirche und Glauben reinigen, und wenn dabei Streifzüge in die Politik unerläßlich waren, machte er sie allein um christlicher Reformen willen. Er begehrte nur die religiöse Freiheit; die politischen und sozialen Zustände gewaltsam zu ändern, lag ihm durchaus fern.

Offenbar stand der Bauernaufruhr mit den Wirkungen seines Auftretens im Zusammenhange, weil durch sie die längst vorhandene Erbitterung neue Nahrung und neue Ziele erhalten hatte. Um so mehr mußte er Sorge tragen, daß über seine wirklichen Absichten kein Zweifel bestehen konnte, daß sie nicht in dem Strudel der Empörung untergingen.

Es ist wohl gesagt worden, Luther habe durch sein Auftreten die unteren Volksklassen von sich gestoßen und aufgehört, der Volksmann zu sein, er sei fortan nur der Führer einer kirchlichen Partei gewesen. Das ist schon deswegen nicht richtig, weil der wichtigste Teil des Volkes, das Bürgertum, ihm treu blieb. Und konnte je daran gedacht werden, daß er sich zum Führer der Bauern hergab? Wenn nicht seine Denkungsart, die Klugheit hätte ihn abhalten müssen. Unter dem ersten Eindruck der Ereignisse meinten wohl auch Zeitgenossen, hätten die Bauern tüchtige Führer gehabt, wäre ihr Aufstand geglückt. Doch das ist mehr als unwahrscheinlich; bei fortschreitenden Erfolgen hätten sich alle andern Kräfte gegen sie vereinigt, selbst die jetzt durch den Religionsstreit getrennten sich wieder zusammengefunden. Der Verlauf des Bauernkrieges, die vollständige Unterwerfung zeigen nur zu deutlich, daß mit diesen tobenden und trunkenen Massen nichts zu machen war, daß ihnen echte und todesmutige Begeisterung, einheitliche Ziele durchaus fehlten. Selbst mit Luther an der Spitze wäre der Ausgang kein andrer geworden.

Es war ein letzter Versuch, die Verschärfung der obrigkeitlichen Gewalt, die Folgen des Ueberganges zur Geldwirtschaft zu verhindern. Da er mit den früheren Bewegungen im Zusammenhange steht, würde der Bauernkrieg wahrscheinlich auch ohne die Reformation ausgebrochen sein. Er schloß, so modern die gestellten Forderungen klingen, wirtschaftlich das Mittelalter ab, das die Bauern hatten erhalten wollen. Sie mußten sich fügen und mit ihnen sank der gesamte untere Stand zur politischen Bedeutungslosigkeit herab. Ihre Niederlage bestätigte die schon fest-

stehende Unmöglichkeit einer monarchischen Reichsreform gegen den Willen der Fürsten. Daher begannen jetzt die mit ihr verschwisterten Ideen abzusterben. Aus der Religion schieden die sozialistisch-kommunistischen Elemente aus, welche das Christentum so oft ins Leben gerufen hat und immer wieder hervorruft. Das wäre nicht zu beklagen gewesen, wenn nicht auch die wahre Menschlichkeit Schaden gelitten hätte. Die niederen Volksklassen verharrten in der dumpfen Erbitterung, enttäuscht und gebrochen ließen sie mit sich machen, was die Herren wollten, und selbst die Religion wurde vielen gleichgültig.

Die Fürsten waren nun völlig und allein die Beherrscher der Lage.

Indem Luther frei seinem Herzen und Geiste folgte, hatte er bereits die religiöse Sache auf das dogmatische Gebiet geführt. Wiewohl geraume Zeit verging, ehe ihm selbst und der Mitwelt zum vollen Bewußtsein kam, daß der eingeschlagene Weg nur zu einer völligen Sprengung der Kirche führen konnte, so war doch dieses Ergebnis schon in den Jahren 1519 und 1520 notwendig und unvermeidlich. Die Ausführung, die er in der nächsten Zeit seinen Meinungen gab, vollendete den Zwiespalt. Da nicht allein unter den Bischöfen, sondern auch unter den andern Fürsten viele waren, die aus inneren und äußeren Bedenken so jähe Sprünge nicht mitmachen wollten, ging nur ein Teil Deutschlands mit Luther, und so wurde eine einheitliche national-kirchliche Reichsreform unter Mithilfe der gesamten Stände gleich unmöglich. An dem persönlichen Willen der Fürsten hing nach dem Siege über Ritter und Bauern auch die Entwickelung der Religion.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Der Fortgang der Reformation. Der Augsburger Religionsfrieden.

Mehrere Jahre vergingen, während deren Kaiser Karl in Spanien saß, mit dem Kriege in Italien beschäftigt. Der glänzende Sieg über Franz I., der bei Pavia gefangen wurde, erregte ihm die Hoffnung, nunmehr in Deutschland einschreiten zu können, bis der seiner Haft entlassene französische König die Eide brach und der Kampf von neuem begann, um erst 1529 durch den Frieden zu Cambrai sein Ende zu finden. Papst Clemens VII., der nur seine politischen Pläne im Sinne hatte, nahm Partei gegen Karl, dessen Heer 1527 sogar Rom stürmte und plünderte. So hemmten sich Kaiser und Papst gegenseitig, der fortschreitenden kirchlichen Bewegung ernstlich Einhalt zu thun.

Die Statthalterschaft in Deutschland und die Regierung der habsburgischen Lande hatte Karl seinem Bruder Ferdinand übergeben. Der junge Fürst war nicht in der Lage, kräftig aufzutreten. Zwar kam es zu festen Parteibildungen, indem Ferdinand mit den bayerischen Herzögen Wilhelm und Ludwig, denen der Papst große Zugeständnisse gemacht hatte, und mit süddeutschen Bischöfen in Regensburg eine katholische Konföderation schloß, mit der auch eine Anzahl großer norddeutscher Fürsten im Einverständnis war, während Sachsen und Hessen sich in Gotha verbanden und ebenfalls Anhang fanden. Doch der Speierer Reichstag von 1526 stellte den Ständen anheim, in Sachen des Wormser Edikts bis zu einem allgemeinen Konzil mit ihren Unterthanen so zu leben und zu regieren, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten hofften. Obgleich damit keine dauernden Rechte

begründet werden sollten, blieben die evangelisch Gesinnten vorläufig unbehindert.

Ferdinand stand damals vor großen Aussichten. Soeben hatte der König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II., in der Schlacht bei Mohacz gegen den Sultan Suleiman den Tod gefunden. Auf Grund seiner erblichen und verwandtschaftlichen Ansprüche, noch mehr durch Verhandlungen, gelang es Ferdinand, in Böhmen und Ungarn zum Könige gekrönt zu werden. Damit trat Neu-Oesterreich, das österreichisch-ungarische Reich, ins Leben, das für die nächste Zeit mehr Kräfte erforderte, als gab, weil die nunmehr unmittelbare Nachbarschaft mit dem türkischen Reiche unter dem großartigsten Herrscher, den es je gehabt hat, unaufhörlich schwere Kämpfe mit sich brachte. Denn Ferdinand behauptete nur einen geringen Teil Ungarns; selbst die Hauptstadt Ofen wurde der Sitz eines Pascha. Drangen doch die Türken 1529 bis nach Wien vor und belagerten die Stadt mehrere Wochen. Für Deutschland war es von höchster Bedeutung, daß das Haus, dem einmal die Kaiserkrone für die Dauer gewiß war, nun zu seinem schon so gewaltigen auswärtigen Besitze ein neues fremdes Land hinzufügte, das die Habsburger noch mehr von der Sorge für das deutsche Reich abzuziehen drohte. Doch war gleich der Gewinn auch für Deutschland ein so großer, daß er schon einigen Schaden aufwog. Die überaus bedenkliche selbständige Zusammenballung Ungarns und Böhmens mit ihren Nebenländern war endgültig beseitigt und daher auch die stets mögliche Gefahr einer Vereinigung mit Polen und der vollkommenen Lostrennung Böhmens. Dem Deutschtum in jenen weiten Ländern, vor allem in Schlesien, war nunmehr die Erhaltung gesichert; auch die wirtschaftlichen Vorteile durften nicht unterschätzt werden.

Merkwürdig genug, daß zur selben Zeit an einer andern Stelle des von den Slaven bedrängten und schon eroberten deutschen Gebietes ebenfalls eine Rettungsthat geschah. Der

Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, am Widerstande gegen Polen verzweifelnd, gab die alte Verfassung und Religion auf und machte Preußen zum weltlichen Herzogtum. Die meisten Ordensmitglieder, die hohe Geistlichkeit und die Städte waren mit diesem Schritte einverstanden. Blieb auch das Lehnsverhältnis bestehen, so hörte jetzt die aus der Geschichte des Ordens entspringende verderbliche Feindschaft gegen Polen auf. Da dieses Reich den Katholizismus aufrecht erhielt, bildete bald die Religion eine feste Grenzmauer zwischen dem Deutschtum und dem Polentum; ersteres erhielt sich in Ostpreußen, während in dem polnischen Westpreußen nur die Städte, die gleichfalls lutherisch wurden, deutsch blieben und so die Verschuldung ihrer Voreltern sühnten, während Adel und Landvolk durch den Katholizismus meist im polnischen Wesen aufgingen.

Wie in Preußen, so vollzog sich auch anderwärts der Wechsel der kirchlichen Uebung freiwillig mit Zustimmung oder auf Wunsch der Bevölkerung. In vielen Reichsstädten gewann die neue Richtung die Oberhand oder Herrschaft. Auch in fürstlichen Gebieten entsprach dem Entschluß des Regenten meist Neigung und Wille des Landes. Daneben gab es allerdings auch einigen Widerstand und bei seiner Beseitigung fiel manches Häßliche vor, wie jede Umwälzung Schmutz aufwirft und die bei ihr mitwirkenden Persönlichkeiten nicht alle von echter Ueberzeugung durchdrungen und nicht immer untadelhafte Leute sind. Wenn man erwägt, daß hier Jahrhunderte alte Zustände beseitigt wurden, so zeigt der geringe Widerspruch, wie wenig fest sie in den Herzen wurzelten. In den katholisch bleibenden Ländern mußte dagegen nicht selten harte Verfolgung die nach Neuerung Begierigen zurückhalten.

Im großen und ganzen gestaltete sich schon in diesen Jahren die neue Kirche äußerlich und innerlich. Das Beispiel gab Sachsen unter der Führung Luthers, der von manchem tüchtigen Genossen unterstützt wurde. Kurfürst Friedrich der

Weise hatte noch keine klare Stellung genommen; sein Nachfolger Johann der Beständige, voll unerschütterlicher Begeisterung für die religiöse Sache, der er von Anfang an sein Herz gewidmet hatte, folgte ganz den Ratschlägen seines Wittenberger Freundes. Die neuen Einrichtungen erfolgten daher im Anschluß an die höchste Landesgewalt, die sie von sich aus traf und durchführte. Die Messe wurde abgeschafft, der Gottesdienst auf Predigt und Gemeindegesang gestellt. Um dem Stande der verheirateten Pfarrer die volle Achtung zu verschaffen, entschloß sich Luther selbst in die Ehe zu treten. In Sachsen, Hessen, Ansbach-Baireuth, Limburg, Ostfriesland, in Schlesien kam gleichfalls die neue Kirche zur Einführung.

Noch fehlte die Anerkennung des Reiches, obgleich infolge der Beschäftigung Karls durch die große Politik der Umschwung ein so festbegründeter und ausgedehnter geworden war, daß er sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Jetzt, als Karl sich zum Frieden mit dem Papste und mit Frankreich entschlossen hatte, wollte er die deutschen Angelegenheiten fest zu Händen nehmen. Seine Bevollmächtigten setzten mit der katholischen Mehrheit des Reichstages zu Speier schon im Frühjahr 1529 Beschlüsse durch, die den Bestand des neuen Wesens unmöglich machten. Da legte die Minderheit Widerspruch ein; sie erklärte, der Beschluß von Speier 1526 könne als einmütig gefaßt auch nur durch Einhelligkeit wieder aufgehoben werden, und fügte hinzu, in Sachen, welche Gottes Ehre und das Seelenheil beträfen, müsse ein jeglicher für sich selber vor Gott stehen und könne durch keinen Mehrheitsbeschluß entschuldigt werden.

Die Protestation war mannhaft und notwendig, wenn die Urheber nicht selbst ihre Sache aufgeben wollten. Jede von der Gerechtigkeit ihrer Bestrebungen überzeugte Partei wird Mittel und Wege suchen, sich zu verteidigen, und wenn das alte Recht ihr entgegensteht, seine Kraft anfechten. Jedenfalls war damit die Einheit in kirchlichen Sachen gelöst, das Reich geteilt in zwei Parteien, deren Ausgleichung nur durch gegen-

seitige Verständigung, nicht auf dem Wege des Rechtes zu erreichen war. Wenn nicht gütliche Einigung, für die geringe Aussicht war, zu stande kam, mußte über kurz oder lang das Schwert entscheiden.

Daher lag den Protestanten, wie sie nun für die Folgezeit hießen, die dringende Sorge ob, ihre Kräfte zusammenzuhalten. Desto mißlicher war, daß bereits zwischen ihnen eine Spaltung bestand.

In der Schweiz, wo man auf den Kaiser keine Rücksicht zu nehmen brauchte, war inzwischen die von Ulrich Zwingli selbständig angeregte Reformation rasch durchgeschlagen, erst in Zürich, dann in Bern und anderwärts, in Basel durch einen Aufstand der Zünfte.

Ganz anders als sein großer Zeitgenosse hatte Ulrich Zwingli sich zum Reformator entwickelt. War Luther durch sich selbst zuerst in der Stille geworden, bildete Zwingli seine Ansichten in dem Strome der Zeit, indem sein scharfer, ruhig erwägender Geist die ihm von außen dargebrachten Eindrücke aufnahm und verarbeitete: die humanistische Wissenschaft, der er liebevolles Studium widmete, die Litteratur, namentlich die Schriften des Erasmus, die politischen Ereignisse und deren Einwirkung auf seine Schweizer Heimat und die bürgerliche Thätigkeit in kleinen republikanischen Staatswesen. Während Luther ursprünglich nur für sich handelte, beabsichtigte Zwingli von vornherein auf seine Umgebung, auf sein Geburtsland einzuwirken. Er wollte ebenso politisch wie religiös reformieren. Das Schweizer Republikanertum lag in seinem Blute und bestimmte ihn, das kirchliche Wesen entsprechend dem Gemeindebegriffe unter der Hoheit der weltlichen Obrigkeit umzubilden. Zwingli war vorwiegend Verstandesmensch und faßte die Dinge in ihrem einfachen, schlichten Sein. Daher konnte er, im allgemeinen mit Luther übereinstimmend, sich leichter und entschiedener von der alten Kirche lossagen, als dieser. Der Hauptunterschied im Dogma wurde die Lehre vom Abendmahl, das

Zwingli als ein mit Christus vereinigendes Gedächtnis betrachtete, während Luther zwar die katholische Lehre von der unmittelbaren Wandlung verwarf, aber in mystischer Auffassung, wie sie seiner Seelenstimmung entsprach, an dem Vorhandensein von Christi Leib festhielt. Zwinglis Lehre, gleich von Luther heftig angefochten, fand auch in Süddeutschland Billigung, namentlich in Straßburg und Ulm, und die herannahenden Gefahren machten eine Verständigung wünschenswert.

Die hervorragendste, ja einzige politische Kraft unter den protestantischen Fürsten war Landgraf Philipp von Hessen, obgleich er an Besitz und Macht nicht voran stand. Noch in voller Jugendfrische, den kleinen, aber starken Leib gestählt durch Jagd und ritterliche Uebungen, fröhlich, lebenslustig und auch die sinnlichen Freuden nicht verachtend, offen und leutselig, nahm er an den großen Vorgängen regsten Anteil. Aus freier und voller Ueberzeugung der Religion seiner Kindheit abtrünnig geworden, schrak Philipp nicht davor zurück, die kirchlichen Fragen selber zu studieren, und gab der neuen Lehre ihre erste Hochschule in Marburg. Er schlug die rein theologischen Fragen nicht allzu hoch an, faßte vielmehr mit weitem Blicke das Ganze der Reformation. Sicher, daß es zum Kampfe kommen würde, sah er ihm kühn entgegen und wollte rechtzeitige Rüstung. Daher war und blieb die Politik das rechte Fahrwasser des Landgrafen; oft überschwenglich in seinen Entwürfen, suchte er durch ganz Europa nach Unterstützung, und machte so die kirchliche Sache zu einer internationalen. Man darf wohl sagen, daß Philipp zuerst eine Ahnung von der welthistorischen Bedeutung der Reformation gehabt hat, und diesem Gedanken ordnete er auch seine Pflichten als Reichsstand gegen den Kaiser unter.

Um ein Kriegsbündnis mit den Schweizern zu erreichen, wozu der politische Kopf Zwinglis sehr bereit war, veranstaltete der Landgraf im Oktober 1529 in Marburg ein Gespräch zwischen diesem und Luther. Die inneren Gegensätze waren

zu groß, um ausgeglichen oder überbrückt zu werden, und es wurde keine Verständigung erzielt. Für die innere Bedeutung der Reformation war es kein Unglück, daß die Einigung fehlschlug, denn ihr eigenstes Wesen beruhte nicht auf einer neuen Dogmenfassung, sondern auf dem Rechte der freien Forschung und selbständigen Ueberzeugung, und dieses wahrten beide Streitende der Zukunft.

Philipp drang mit seinen kriegerischen Plänen nicht durch; vielleicht wäre damals noch möglich gewesen, die Schweiz wieder enger mit dem Reiche zu verknüpfen. Dort führte die Erbitterung der alten Kantone bald zum Kriege, in dem Zwingli bei Kappel sein Leben lassen mußte.

Anders ging es in Deutschland. Im Sommer 1530 versammelte Karl, der kurz zuvor in Bologna als letzter der Kaiser die Krone aus Papsteshand empfangen hatte, die deutschen Fürsten in Augsburg. Er hatte wohl die Absicht, einen Vergleich zu erzielen, aber die Dinge waren bereits darüber hinaus gediehen, wie sich sofort zeigte. Obgleich die von Melanchthon ausgearbeitete Augsburgische Konfession möglichst mild gehalten den Nachweis zu führen suchte, wie sehr der protestantische Glaube mit dem ersten Christentume übereinstimme, erneuerte der im Einklang mit der katholischen Mehrheit erlassene Reichsabschied das Wormser Edikt und traf Maßnahmen zu seiner Durchführung. Zugleich gab er dem Lieblingsgedanken Karls Ausdruck. Trotz aller Mißerfolge war die konziliare Idee nicht ganz abgestorben. Eine Zeit lang hatte sogar die Absicht bestanden, ein deutsches Nationalkonzil zu berufen. Sie scheiterte an dem entschiedenen Verbote des Kaisers, der darauf nicht eingehen konnte. Dagegen hoffte Karl stets auf ein allgemeines Konzil, das den Klagen gegen Rom abhelfen sollte. Jetzt bot eine solche Versammlung für ihn die einzige Aussicht, die Einheit der Kirche zu erhalten. Nur war von vornherein zweifelhaft, ob der Papst sich würde bewegen lassen, sie zu berufen.

Der Krieg schien gewiß und selbst Luther mußte seine Abneigung gegen ihn fahren lassen. Das Schmalkaldener Bündnis schloß die Protestanten zusammen, doch die allgemeine politische Lage nötigte Karl, seine Absichten zu vertagen und 1532 in dem Nürnberger Religionsfrieden die Prozesse gegen die Protestanten aufzugeben. So blieb es auch für die nächste Zeit. Der Aufruhr der Wiedertäufer, welche Münster zu ihrer Feste machten, das letzte Aufzucken des revolutionären Geistes, wurde gemeinsam von Fürsten beider Richtungen niedergeworfen. Selbst der unfruchtbare Versuch, durch Religionsgespräche eine Vereinbarung zu erzielen, wurde gemacht.

In diesen langen Friedensjahren machte das Protestantentum große Eroberungen. Durch die Unterstützung des rastlos thätigen Landgrafen Philipp gelang es 1534 dem Herzoge Ulrich von Württemberg, der einst seines Mißregimentes wegen vertrieben war, sein Land der österreichischen Besitznahme wieder zu entreißen. Da dort die neue Lehre eingeführt wurde, gewann sie nun in Süddeutschland, wo schon zahlreiche Städte sich zu ihr bekannten, das erste größere Fürstentum. Bald folgten Pfalz-Neuburg und Baden-Durlach, schließlich auch die Pfalz. Ueberaus wichtig war, daß der brandenburgische Kurfürst Joachim II., dessen Vater unerschütterlich an dem alten Glauben gehangen hatte, dem allgemeinen Begehren nachgab und zum äußern Zeichen feierlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing. Aehnlich ging es in andern norddeutschen Fürstentümern; selbst in dem Erzbistum Magdeburg und dem Bistum Halberstadt ließ Erzbischof Albrecht notgedrungen, um Erleichterung seiner Schuldenlast zu erlangen, die kirchliche Veränderung zu. Den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, den leidenschaftlichen Kämpen des Katholizismus, bekriegte der schmalkaldische Bund und verjagte ihn. So war das weite Gebiet von Preußen bis nach Westfalen fast ganz gewonnen, und auch dort und am Rhein bis nach Metz hin griff der Abfall von der alten Kirche um sich.

Schon baten auch die österreichischen Stände um die Zulassung evangelischer Prediger.

Karl, vollauf beschäftigt durch den Krieg gegen Frankreich und andre Unternehmungen, blieb zwar den Protestanten abgeneigt, doch vermochte er nichts Ernstliches gegen sie. Obgleich sie sich bewußt waren, daß das Schwert über ihrem Haupte schwebte, unterließen sie es, die oft schwierige Lage Karls auszunützen. Philipp von Hessen machte fortgesetzt große Entwürfe, bis ihn sittliche Verschuldung, die das Eingehen einer Doppelehe zur Folge hatte, in eine schiefe Lage brachte, und die sächsischen Kurfürsten waren, wie Luther selbst, durchaus für den Frieden, für gottergebenes Zuwarten.

Endlich erkannte Karl, daß es die höchste Zeit war, zu handeln, vor allem den Schmalkaldener Bund zu zersprengen, und auch das Papsttum begriff nunmehr, wo seine wichtigsten Interessen lagen. Der Kaiser schloß mit Frankreich Frieden; noch hielt er an sich und verschleierte seine letzten Absichten. So vermochte er erfolgreich einzugreifen an einer Stelle, wo für ihn die höchste Gefahr im Verzuge lag. Ging noch der Niederrhein verloren, dann war der Katholizismus in Deutschland dem Untergange geweiht, dann wurden auch die Niederlande unhaltbar, wo Karl stets mit aller Härte gegen die Neuerer einschreiten ließ. Schon hatte der Kaiser den von den Schmalkaldener Verbündeten abgewiesenen Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve gezwungen, den bereits begonnenen Kirchenwechsel abzustellen. Bald sollten sich die Folgen zeigen. Denn der alte Erzbischof Hermann von Köln, eine durch und durch ehrliche Natur, hatte sich nach langen gewissenhaften Erwägungen entschlossen, sein Erzstift nach evangelischer Weise zu reformieren. Welche Wirkung hätte es gehabt, wenn einer der höchsten Kirchenfürsten ein solches Unternehmen ausführen konnte! War doch dann auch die Mehrheit des Kurfürstenkollegiums protestantisch, und wer hätte die andern Bischöfe zu hindern vermocht, das Beispiel nachzuahmen? Gegen Hermann waren

das Domkapitel und die Stadt Köln, während die Landstände meist zu ihm hielten. Die Protestanten erkannten nicht den furchtbaren Ernst der Lage; von ihnen ohne Unterstützung gelassen, fügte sich Hermann der päpstlichen Absetzung. Die alte römische Vollmacht über die deutschen Bischöfe war damit behauptet.

So verworren lagen die Dinge, daß der Kaiser selbst unter den protestantischen Fürsten Bundesgenossen fand, vor allen den Herzog Moritz von Sachsen. Ein bildschöner, feiner, hochgewachsener Mann, voll sinnlicher Genußsucht und von waghalsiger Tapferkeit, war der junge Fürst zugleich verschlossen und verschlagen. In ihm lebte die alte Feindschaft der Albertiner gegen die ernestinischen Vettern; seinen Oheim, den Kurfürsten Johann Friedrich, einen glaubenstreuen, aber kurzsichtigen und in seiner Beschränktheit starren Mann, übersah er weit. Moritz hatte mit dem Protestantismus eine Verstandesehe, und ihn aufzugeben, war er gewiß nie gewillt. Beruhte doch ein Teil seiner ehrgeizigen Pläne auf dessen Weiterbestande. Die eigentlich religiöse Sache ließ ihn jedoch gleichgültig, und wie er die Blutsverwandtschaft beiseite setzte, so auch die Glaubensverwandtschaft. Er legte sich den Krieg zurecht als vornehmlich gegen das verhaßte Kursachsen gerichtet, das ihm auch im Wege stand bei der beabsichtigten Erweiterung seiner Macht. Denn Kursachsen, wie Brandenburg begehrten die Schutzherrschaft über das evangelisch gewordene Stift Magdeburg, und sie wollte auch Moritz. Um diesen Preis war er für Karl zu haben; im Hintergrunde stand die Erwerbung der sächsischen Kurwürde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg im Sommer 1546 zeigte endlich der Kaiser den Schmalkaldenern offen, was er wollte. Er verlangte Anheimstellung der Religionsstreitigkeiten an das Konzil, das der Papst endlich nach Trient berufen hatte, sie forderten dagegen ein deutsches Nationalkonzil und bis dahin den gegenwärtigen Stand. Karl lachte sie aus.

Digitized by Google

Noch war der Kaiser nicht genügend gerüstet, während die Verbündeten schnell ein stattliches Heer zusammenbringen konnten. Aber ihre Kriegsführung war kopflos; schließlich wich man aus Süddeutschland, die dortigen Glaubensgenossen dem Kaiser preisgebend. Im folgenden Frühjahr zog Karl selbst gegen Sachsen, schlug bei Mühlberg den überraschten Kurfürsten und nahm ihn gefangen; auch Philipp von Hessen mußte sich in seine Hände liefern. Die sächsische Kurwürde mit einem großen Teile des Gebietes wurde auf Moritz übertragen; den Ernestinern blieben nur Besitzungen in Thüringen.

Der Triumph Karls schien vollständig zu sein. Da jedoch ein großer Teil der protestantischen Fürsten sich mit ihm verbündet oder Neutralität bewahrt hatte, ließ sich die schonungslose Unterdrückung der neuen Lehre nicht ohne weiteres vornehmen. Der Kaiser hoffte zudem mit Hilfe des Konzils die Glaubensspaltung zu schlichten; bis dahin war er bereit, einige vermittelnde Formen zu gestatten. Er wollte zugleich die kaiserliche Gewalt neu aufrichten und er nahm für sie auch geistliche Rechte in Anspruch. Denn wenn er von dem Reichstage ein sogenanntes Interim beschließen ließ, das den Protestanten vorläufig einiges einräumte, schlug er denselben Weg ein, den die Reformation gewandelt war.

Durch seinen langen Aufenthalt auf der iberischen Halbinsel war Karl zum Spanier geworden; spanische Räte, übermütige spanische Truppen umgaben ihn, was die Protestanten als Verletzung der Wahlkapitulation ansahen. Längst hatte der anfängliche Wahn, er werde ein deutscher Herrscher sein, sich verflüchtigt; jetzt empfand man allenthalben seine Gewalt als eine fremde. Dagegen regte sich, was noch von deutschem Bewußtsein lebte, und bei den Protestanten doppelt stark. Von einer Stärkung der kaiserlichen Macht wollte unter solchen Umständen niemand etwas wissen, am wenigsten die Fürsten, die fürchten mußten, das spanische Wesen auch auf die Zukunft vererbt zu sehen, da Karl seinem Sohne Philipp die Thron-

folge nach Ferdinand verschaffen wollte. Moritz hatte zwar das eine Ziel erreicht, die Kurfürstenwürde für sich und das albertinische Geschlecht, doch das Erzstift Magdeburg nicht erhalten; die Hauptstadt verteidigte tapfer den evangelischen Glauben gegen ihn, der sie im kaiserlichen Auftrage belagerte. Die Protestanten fluchten ihm als Verräter, auf Karl konnte er sich nicht verlassen; in dieser Lage zwischen den beiden Parteien blieb das Errungene für ihn ungewiß, und die Aufrechterhaltung des evangelischen Wesens lag in seinem Interesse. Entschlossen, die Rollen zu wechseln, machte sich Moritz in geschickten Verhandlungen zum Führer der norddeutschen Protestanten, und um den Kaiser völlig zu fesseln, zog er ihm von neuem die Franzosen auf den Hals.

Gemeinsam mit seinen neuen Freunden schloß der Kurfürst den Vertrag zu Chambord ab, der dem Könige Heinrich II. die drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun überlieferte, die er als Reichsvikar einnehmen sollte und sofort auch besetzte. Mag man auch Entschuldigungsgründe aus der damaligen Lage hervorsuchen, dieses Abkommen war ein Frevel an Deutschland und zudem, wie sich zeigte, kaum nötig. Den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben, ist immer ein schlechtes Spiel, und Deutschland hat es schwer gebüßt.

Vor dem anrückenden Heere der Verbündeten mußte der überraschte Kaiser im Mai 1552 schleunigst aus Innsbruck flüchten. Gleichwohl gestand er auf dem Passauer Tage, wo ihn sein Bruder Ferdinand vertrat, nicht einen dauernden Frieden, sondern nur einen vorläufigen zu, bis ein Reichstag mit seinem Zuthun die endgültige Regelung bringen würde. Moritz mußte sich fügen und fand im folgenden Jahre seinen Tod bei Sievershausen im Kampfe gegen den wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, dessen wüste Eroberungslust, die den Frieden unmöglich machte, er bändigen wollte. Moritz war der echte Vertreter des deutschen Fürstentums alten Schlages, das allein dem Vorteile nachjagte, nur daß er treulos und

genial in gleichem Maße die großen Verflechtungen auszunützen verstand. Ihn den Retter des Evangeliums zu nennen, ist zuviel des Lobes, denn alle bisherigen Erfolge Karls, die ohnehin schon im Schwinden waren, hätten zu dessen Unterdrückung nicht ausgereicht, und der Tausch mit den Ernestinern, den Moritz erzwungen hatte, lastete weiterhin schwer auf den Protestanten.

Der Kaiser, durch schwere Körperleiden gebrochen und enttäuscht in seinen Erwartungen, überließ, da er nicht gegen sein Gewissen die unumgänglichen Bewilligungen machen wollte, die Auseinandersetzung mit den Gegnern seinem Bruder Ferdinand, der schon 1531 zum römischen König gewählt worden war. Der Reichstag trat in Augsburg zusammen, und nach langen Beratungen und vielen Zwistigkeiten beendete ihn am 25. September 1555 der Reichsabschied, der berühmte Augsburger Religionsfrieden. Nicht mehr wurde eine endgültige Ordnung hinausgeschoben, sondern etwas Dauerndes, ein „fester, steter, unverbrüchlicher" Frieden geschaffen.

Die Stände, welche der „alten Religion anhängig" und die, welche „der Augsburgischen Konfession verwandt" sind, sicherten sich gegenseitig den ungekränkten Bestand des Glaubens und aller Rechte zu. Die den beiden Religionen nicht Angehörigen blieben von dem Friedensstande ausgeschlossen, indessen waren, ohne ausdrücklich genannt zu werden, die Bekenner der Schweizer Lehrmeinung einbegriffen. Den Reichsständen und der freien Ritterschaft wurde damit freigestellt, nach ihrem Ermessen den Glauben zu wählen und zu wechseln. Sie erhielten das „jus reformandi", wie man es nannte. Denn diese Bekenntnisfreiheit kam nicht allen Deutschen, sondern nur den Landesherren zu, und sie hatten das Recht, den kirchlichen Zustand in ihren Gebieten zu bestimmen. Der bekannte Satz: „Cujus regio, ejus religio" steht zwar nicht in der Urkunde, aber er trat thatsächlich in Geltung. Doch sollte den Unterthanen, die des Glaubens halber das Land

verlassen wollten, freier Abzug nach Verkauf ihrer Habe gestattet sein.

Während über diese Punkte ein Einvernehmen zu stande kam, drohte lange der Frieden an einer andern, allerdings für beide Parteien wichtigsten Frage zu scheitern. Wie sollte es fürderhin mit dem geistlichen Besitz gehalten werden? Daß der bereits eingezogene nicht wiederhergestellt werden konnte, sahen die Katholiken ein; die bis zum Passauer Vertrage säkularisierten Güter, die nicht Reichsunmittelbaren gehört hatten, verblieben den gegenwärtigen Inhabern. Endlich wurde der Knoten durchhauen mit dem sogenannten „geistlichen Vorbehalt“. In dem Abschiede fand nämlich die Erklärung des Königs Ferdinand Aufnahme: da die beiden Religionsstände sich nicht hätten vergleichen können, so erlasse er kraft der ihm gewordenen kaiserlichen Vollmacht die Verordnung. Wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein andrer Geistlicher von der alten Religion abtritt, so soll er sein Erzbistum, Bistum, Prälatur und andre Benefizien nebst ihrem Einkommen verlassen, ohne jedoch an seinen Ehren Schaden zu leiden, und den Kapiteln oder sonstigen Berechtigten ist zugelassen, eine andre der alten Religion verwandte Person zu wählen.

Die Protestanten hatten die Anerkennung ihrer Religion von Reichs wegen erreicht, und das war nichts Geringes. Ohne den Papst zu beachten, regelten Deutschland und dessen Fürsten ihre kirchlichen Verhältnisse; selbst von einem Konzile, mochte es allgemein oder national sein, nahm man Abstand. Das evangelische Bekenntnis widersprach der Kirche, deren Schutz vordem das vornehmlichste Recht und die erhabenste Pflicht des Reiches gewesen war. Die historische Entwickelung langer Jahrhunderte wurde nicht nur unterbrochen, sie wurde abgebrochen. Darin liegt die Bedeutung des Augsburger Friedens. In wenigen Jahrzehnten waren die bisherigen Grundbegriffe des Reiches gestürzt worden, obgleich es noch einen katholischen Kaiser gab, obgleich noch so manche große Fürsten dem alten Glauben

huldigten und die geistlichen Fürstentümer fast unversehrt dastanden. Nannte sich das Reich auch weiter das römische, die Vergangenheit, welche dieser Titel festhielt, war abgethan.

Den Protestanten genügten gleichwohl die Früchte ihres Sieges nicht. Sie hatten die völlige Freilassung der Religion begehrt, gemäß deren jeder Reichsangehörige sich zur Augsburgischen Konfession bekennen dürfe. Darauf ließen sich die Katholiken nicht ein, da sonst ihre Kirche in Deutschland nach kürzester Zeit zu Grunde gegangen wäre. So blieb die Freiheit der Religion auf die Obrigkeiten beschränkt. Einen Fortschritt der menschlichen Gesittung brachte nur der von beiden Seiten eingegangene Verzicht auf die früher üblichen furchtbaren Strafen gegen Andersgläubige. Nicht aus geistiger Läuterung, sondern aus der Notwendigkeit, die Glaubensverwandten in andern Ländern vor dem ärgsten zu bewahren, entsprang dieser erste Anfang einer religiösen Toleranz.

Die Katholiken errangen noch weitere Vorrechte. In vielen süddeutschen Reichsstädten war erst nach dem Siege Karls über die Schmalkaldener der katholische Kultus wiederhergestellt und reich ausgestattet worden. Hier wurde den protestantischen Mehrheiten und Obrigkeiten das Religionsrecht verwehrt; wo gegenwärtig beide Religionen in Gebrauch waren, mußten sie bestehen bleiben. Eine weit schwerere Einbuße brachte der geistliche Vorbehalt mit sich, der die Freiheit der Religion auf die weltlichen Stände beschränkte. Er schloß eine so starke Beeinträchtigung der Protestanten ein, daß zweifelhaft war, ob er nicht den Vorteil, einen dauernden Frieden erlangt zu haben, zu nichte machte. Wie hätten aber Ferdinand und die katholischen Stände ohne den äußersten Zwang anders handeln können, wenn sie nicht selbst Hand anlegen wollten, ihre Kirche im Reiche zu zerstören? Ohne den Vorbehalt wäre nichts übrig geblieben, als das ganze Friedenswerk in eine unsichere Zukunft zu vertagen oder gar wieder den Krieg anzufangen. Der sächsische Kurfürst August hat daher die Annahme des von

Ferdinand vorgeschlagenen Ausweges durchgesetzt, allerdings mit unehrlichem Hintergedanken, in der Meinung, der Vorbehalt verpflichte die Protestanten zu nichts, und so wie er dachten auch andre. Allerdings konnte jetzt mit größerem Rechte als vordem behauptet werden, nur die einhellig gefaßten Beschlüsse in kirchlichen Angelegenheiten hätten gesetzliche Kraft, und der Wortlaut besagte ausdrücklich, über den Vorbehalt sei keine Einigung erzielt worden. Gleichwohl ließ sich das kaiserliche Verordnungsrecht, besonders in zweifelhaften Fällen, nicht so unbedingt bestreiten. Zudem stand der Vorbehalt in dem Reichsabschiede, dessen Vorlesung die Protestanten beiwohnten, den sie mit unterzeichneten, und sie haben damals keine öffentliche Erklärung abgegeben, daß sie ihn als ungültig erachteten. Im Gegenteil, sie nahmen sogar selber in der gleichen Angelegenheit ihre Zuflucht zu der Befugnis des Kaisers, von sich aus Verfügungen zu treffen. Sie erwirkten von Ferdinand die sogenannte Deklaration, welche den Bewohnern geistlicher Gebiete, die sich bereits zur Augsburgischen Konfession bekannten, Schutz zusagte. Diese Erklärung kam jedoch weder in den Reichsabschied, noch wurde sie dem Kammergerichte übergeben, so daß später die Katholiken sogar ihr Vorhandensein bestritten.

Das Friedenswerk war demnach ein recht unvollkommenes, im Grunde nur ein Waffenstillstand, aufgenötigt durch das Ruhebedürfnis beider Parteien. So begreiflich es ist, daß die Katholiken alles aufboten, um den Bestand der Bistümer zu retten, so wenig war das historische Recht auf ihrer Seite. Denn diese Zwitterbildungen geistlich-weltlicher Art gehörten rechtmäßig keineswegs der katholischen Kirche allein, weder ihrem Ursprung noch ihrem Wesen nach. Die alten Kaiser hatten die Kirche nicht allein aus Frömmigkeit gefördert, sondern auch aus weltlichen Zwecken, um dem Reiche Stützen zu geben, und die ihr verliehenen Rechte und Besitzungen aus Reichsgut blieben dem Reiche pflichtig. Selbst als die Einsetzung der Bischöfe den Kaisern entwunden wurde, änderte

sich dieses Verhältnis nicht. Jetzt war das Reich zwiespältig geworden, ließ den Abfall von der Vergangenheit zu und erkannte die Neugläubigen an. Daher hätte es der Billigkeit entsprochen, sie auch in Bezug auf das geistliche Gut den römisch Gesinnten gleichzustellen.

Unglücklicherweise war die an sich natürlichste Auskunft unmöglich, dem Reiche selbst diesen seinen Besitz zuzuweisen. Dem katholischen Kaiser durften ihn die Protestanten nicht überlassen, und gegen eine solche Ausstattung der obersten Gewalt sprachen auch bei den Katholiken alle Ueberlieferungen der fürstlichen Politik. Andrerseits ließ sich voraussehen, daß die in ihrer Religion geänderten Bistümer auf die Dauer den evangelischen Fürstenhäusern zufallen würden, und dem wollten natürlich die Katholiken vorbeugen, nicht allein aus geistlichen, sondern auch aus sehr weltlichen Gedanken. Es war eine schlimme Hinterlassenschaft des Mittelalters, die nun den Nachkommen zum Zankapfel wurde.

Nicht allein die zweifelhafte Form des Vorbehaltes mußte in Zukunft zu Anfechtungen führen. Wenn auch im Augenblicke jede Partei einsah, sie könne die andre nicht überwinden, so hörte deswegen die Begierde danach nicht auf. Die Katholiken konnten ihre bisherige Alleinherrschaft nicht gleich nach der ersten Niederlage als für immer verloren aufgeben. Den Protestanten war mit dem geistlichen Vorbehalte die Möglichkeit, das Reich ganz zu gewinnen, für alle Zukunft gesetzlich verschlossen. Er schien ihnen zugleich eine Verleugnung des göttlichen Rechtes zu enthalten, von dem sie sich durchdrungen fühlten; viele unter ihnen sprachen unverhohlen aus, die katholische Kirche als Abgötterei dürfe gar nicht bestehen. Jetzt blieb ihr ein guter Teil des Reiches als unverletzliches und unantastbares Eigentum zugeschrieben, und zwar, obgleich in so vielen Bistümern die neue Lehre bereits ganz oder teilweise Eingang gefunden hatte. Nicht nur auf künftigen Erwerb sollte man verzichten, sondern auch auf schon vorhandene Anhänger. Und welche Un-

gerechtigkeiten ergaben sich! Wenn nun die ganze Bevölkerung, sogar das Domkapitel eines Bistums evangelisch wurden, wie es in einzelnen norddeutschen schon der Fall war, sollte dort gleichwohl von Rechts wegen ein katholischer Bischof bestehen, der nach dem Frieden das Recht hatte, seine Religion mit Gewalt durchzusetzen?

Der geistliche Vorbehalt, welches auch seine juristische Kraft sein mochte, widersprach dem geschichtlichen und dem natürlichen Rechte. Neuer Streit war unausbleiblich.

So wenig genügend war der erste große Friedensschluß, zwischen dessen Zeilen die Drachensaat blutigen Zwistes eingescharrt lag.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die Persönlichkeit Luthers.

Der Kaiser überließ auch nach dem Abschluß des Friedens die Regierung Deutschlands seinem Bruder Ferdinand, dem er Anfang 1558 die Kaiserkrone übertrug, nachdem er bereits seinem Sohne Philipp die Niederlande und die außerdeutschen Reiche und Herrschaften abgetreten hatte. Schon nach wenigen Monaten ereilte ihn der Tod in dem spanischen Kloster San Yuste. Er starb als getreuer Sohn seiner Kirche, und der Schmerz über ihre Niederlage quälte ihn noch in seinen letzten Lebenstagen. Indem Karl den größten Teil seiner emsigen Thätigkeit politischen Plänen widmete, ließ er der deutschen Reformation Zeit und Raum zur Entfaltung, aber er hat auch durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit den Katholizismus erhalten, soweit er sich in Deutschland behauptete. Daher mag Schuld und Verdienst nach beiden Seiten hin für gleich erachtet werden. Karl hinterließ in Deutschland nirgends ein liebevolles Angedenken, weil

er dort ein Fremdling blieb. Die ungeheueren Aufgaben, die ihm zugefallen waren, ließen sich nicht vereinen, aber Karl hätte keine vernachlässigen dürfen, ohne etwas von dem, was er durch Geburt und Schicksal war, daranzugeben. Der Kaiser hat nach besten Kräften zu regieren gesucht. Er war weder ein gewöhnlicher Mann, noch ein großer Geist; vielleicht würde auch ein Genie an seiner Stelle nicht besser gefahren sein.

Größeren Ruhm, als der Enkel von Kaisern und Königen, hat der Bergmannssohn hinterlassen, der alles, was er gewesen ist und für alle Zeiten sein wird, sich selbst verdankte. Allerdings, als Luther am 18. Februar 1546 in Eisleben dahinschied, da klagten um ihn wohl zahllose Freunde und Anhänger, aber sein Tod änderte nichts an der allgemeinen Lage. Den unglücklichen Krieg, der bald darauf ausbrach, hätte Luther weder verhindern, noch wenden können. Sein Werk war voll gethan, ein Werk von großartigster, welthistorischer Bedeutung.

Luther war und bleibt der deutsche Reformator, mögen auch die Zeiten in weiterem Fortschritt über die Ziele, welche er sich setzte, hinausgehen. Sein eigenster Geist ist es, den er der deutschen Reformation eingehaucht hat, ein in sich beschränkter, doch ein gewaltiger. Luther war die rechte Verkörperung des den Deutschen angeborenen Individualismus, des deutschen Wesens, wie es sich durch das Mittelalter hindurch gearbeitet hatte zu eigenem Sinn, wie es zurückgekehrt war zur ursprünglichen Anlage, nur daß diese in der Zwischenzeit sich bereichert und veredelt hatte. Es ist das Recht der Freiheit, das er forderte und eroberte. Nicht der politischen, sondern der inneren Freiheit, das Recht des selbstbewußten Mannes, seiner Ueberzeugung zu leben, sie vor aller Welt zu bekennen. Dennoch tritt daneben gleich die Gebundenheit, die Treue in Abhängigkeit, welche der Germane sich nach freier Wahl auferlegte. Dem Worte Gottes, wie er es in und aus der Bibel las, gab er seine ganze Seele gefangen. Da kennt er kein Weichen, kein Wanken, und wer nicht derselben Fahne zuschwört, für

den ist kein Platz in der Gefolgschaft seines Herrn Christus, dem sich alle Getreuen auf Leben und Tod weihen müssen.

Die Persönlichkeit Dr. Martin Luthers ist dem deutschen Volke in teuerster Erinnerung geblieben, und auch so mancher Katholik hat ihm Dank gewußt. Sein Bild lebt in aller Herzen. Der stattliche Leib, der erst in späteren Jahren größere Fülle gewann, trug straff aufgerichtet das Haupt mit festen Zügen und kräftigem Kinn; der geschwungene Mund machte den Redner kund, dem eine helle, wohllautende Stimme zu Gebote stand. Der mächtige Geist leuchtete aus den schwarzen, kräftig überwölbten Augen, vor deren funkelndem Feuer die Gegner erschraken.

Unerschöpfliche Arbeitskraft wohnte in diesem oft von Leiden heimgesuchten Körper, zugleich ein reiches Gemüt von unversiegbarer Frische. Denn obwohl Luther, wie jeder Deutsche, manche Stunde schwermütiger Gedrücktheit durchzukosten hatte, stets gewann das fröhliche Herz wieder die Oberhand. Dieses Gemüt war der Grundquell von Luthers Sein; von ihm bewegt, hat er sich emporgearbeitet zu dem Ergreifen der göttlichen Gnade, das ihn zum Reformator machte. Luther hat seinen Gott gesucht in der Angst der Seele, und als er ihn glaubte gefunden zu haben, konnte ihm nichts diese Gewißheit aus dem Busen reißen. Mit inniger Frömmigkeit, mit felsenfestem Vertrauen, wie das Kind zum Vater, auf dessen Liebe es in allem Gehorsam ein Anrecht fühlt, wie Person zu Person, wandte er sich an Gott. Gott konnte ihn nicht irren lassen, daher erfüllt er sich mit der Zuversicht, daß Gott in ihm wirke, daß er Gottes Wort und Willen verkündige und ausführe. So entstand allmählich in Luther ein Gefühl der Unfehlbarkeit in religiösen Dingen, aber es wurzelte in Demut und Hingabe. Aus ihm schöpfte er die Freudigkeit seines Thuns, denn der Gott, dem er diente, war ihm ein Gott der Güte und Gnade.

Luther ging vom Neuen Testamente aus, und so hoch er

die alten biblischen Geschichten schätzte und an den Propheten sein Herz stärkte, seine Gedankenwelt ist durchweht von dem milden Geiste des neuen Bundes. Die herbe Starrheit des Alten Testamentes, die so oft religiöse Vorstellungen in ihren Bann zwang, die einst den Husiten und bald den Calvinisten die Richtschnur des Lebens war, fand bei Luther, wie überhaupt bei den Deutschen, keine rechte Stätte.

In diesem inneren Drang lag ein Zug der alten Mystik und etwas von dem Luther eigenen poetischen Schwunge. Deswegen war er von Anfang an ein Gegner der nüchternen Erasmischen Theologie und stieß ihn die Zwinglische Auffassung vom Abendmahle ab; sein Glaube bedurfte des lebendigen, sinnlichen Symbols. Solch innerliches und doch thatkräftiges Versenken in das göttliche Geheimnis entsprach dem Charakter der Deutschen und ließ sie in Luther ihren Seelenverkündiger erkennen. Freilich, nicht allen war es gegeben, sich so hoch zu erheben, doch viele empfanden wenigstens ein verwandtes Regen.

Indem der innerlichste Seelenvorgang, Glauben und Buße, seine Gedanken erfüllte, gab er ihm eine gewisse Einseitigkeit. Luther sah in der Bibel nur die Bestätigung seiner Auffassung, und wer sie nicht ganz teilte, kam ihm in den Verdacht, die Schrift unwissentlich oder gar wissentlich falsch zu erklären. In dem Verteidigungskampfe spitzte er seine Sätze immer schärfer zu, trieb er leicht seine Behauptungen zu bedenklichen Folgerungen. Umgekehrt setzte er sich selber feste Grenzen. Er dachte zurückzulenken zu dem ersten Christentum und darüber keinen Schritt breit hinauszugehen. An dieser Ueberlieferung wollte er festhalten, überhaupt nicht neuern, sondern nur herstellen. In ihm waltete ein historischer Sinn, der ihn fern hielt von Aenderungen, die nicht unbedingt nötig waren. Mußte er trotzdem im Dogma weit ausholen, so gab er in äußerlichen Dingen gern nach. Ihn interessierte überhaupt nur das, was mit dem religiösen Begriff eng zusammenhing, daher sein Zurückhalten in politischen Dingen.

Vollständig konnte sich Luther nicht loslösen von den Vorstellungen, in denen die Welt sich bisher bewegt hatte. Der Teufel war ihm eine Wirklichkeit, gegen die er den Kampf aufnehmen mußte; auch an Dämonen und Hexerei glaubte er, und von der Scholastik hat er sich nicht so ganz befreit. Daß es feste Sätze des Glaubens geben müsse, daß eine theologische Fundierung notwendig sei, stand auch ihm fest. Zudem war die neue Kirche, deren Bildung unumgänglich wurde, sicher zu stellen, wenn sie gegen das Papsttum, den Hauptfeind, bestehen sollte. Das Vorwärtsdrängen anderer Geister erschreckte ihn, und in der Besorgnis, sie möchten die Seelen verwirren, warf er sich ihnen wie dem Papsttum mit der ganzen Wildheit eines altgermanischen Kriegers entgegen. In Derbheit, selbst Roheit seiner Worte konnte er sich manchmal nicht genug thun; die feurige Redegabe, die Neigung zu sinn- und augenfälligen Wendungen rissen den Erregten oft zu einem Tone fort, den selbst seine Bewunderer tadelten. Auch als er sich später der weltlichen Obrigkeit anbequemen mußte, verleugnete er nie die Wucht seiner Persönlichkeit, nicht aus Herrschbegierde, sondern weil er vor sich selber nicht anders konnte. Mancherlei Widerwärtigkeiten, die Widersprüche aus den Reihen derer, welche gleich ihm von Rom abgefallen waren und doch andere Meinungen aufstellten, spornten ihn zu steigender Leidenschaft. Es wurde schließlich schwer, mit Luther auszukommen und ruhig wichtige Dinge zu besprechen, er drückte alles nieder. Eine zarte, ängstliche Seele wie Melanchthon schwebte zuletzt bei aller innigen Freundschaft in steter Furcht vor ihm.

Duldsamkeit in unserem Sinne besaß demnach Luther nicht. Auf dem Satze von der Freiheit des Gewissens fußend, würdigte er nicht genügend, daß man von ihm aus auch zu anderen Schlüssen, als er sie zog, kommen konnte und daß seine Gegner sie für sich gleichfalls in Anspruch nehmen durften. Wenn er auch den Glauben nicht zwingen wollte, verweigerte er die Freiheit des Kultus. Aber von seiner persönlichen Ge-

wissensfreiheit ausgehend, erkämpfte er sie thatsächlich zugleich für andere.

Auch das ist gewiß, daß er seine anfänglichen Ideen nicht ausgeführt hat. Er gab eines der edelsten Stücke seiner Reformpläne preis, die Anteilnahme der Laien an der Kirche. Eine Gemeindeverfassung in dem ursprünglich beabsichtigten Sinne erfolgte nicht, so daß die Geistlichkeit im Verein mit der Regierung die gesamte kirchliche Leitung behielt. Der schwere Schaden dieser Unterlassung ist nicht ausgeblieben. Doch mag man zugeben, daß Zeit und Menschen noch nicht reif waren, und die unendlichen Schwierigkeiten, die sich ohnehin bei der Neuordnung der Kirche herausstellten, machten Luther besorgt; er begnügte sich mit dem Nötigsten und hielt die feste Führung von oben her für unentbehrlich.

Wer wollte demnach leugnen, daß auch dieser Mensch seine Schwächen hatte?

Die Fehler hervorragender Männer haben etwas Wohlthuendes, denn sie schlagen die Brücke hinüber zu den anderen geringeren Menschen und lassen diesen das Bewußtsein des gleichen Fleisches und Blutes. Und oft sind die Schwächen mit den Stärken so untrennbar verbunden, daß diese ohne jene nicht vollkommen wären. Daher soll man die Schattenseiten nicht verschleiern, sie gehen mit ihrem Träger zu Grabe und von ihm bleibt nur lebendig, was er Großes geleistet.

Man hat an Luther die Beschränkung auf die Theologie getadelt, wohl mit Unrecht. Sie ergab sich aus seinem Werdegange, weil er anfangs nur für sich dachte, und so hat er späterhin seine Sache als eine persönliche betrachtet; er wollte nur zusammenhalten, was sich ihm anschloß, mit ihm gleicher Meinung war. Erst dadurch kam er zu der vollen Entwickelung seiner Ideen, zur gänzlichen Lossagung von der katholischen Kirche. Denn alle bereits vor ihm vorhandenen Richtungen, die Mystik, die Humanistik, brauchten nicht zu einer dogmatischen Revolution zu führen. Gerade eine solche veranlaßt zu haben,

war die persönlichste Leistung des Wittenberger Theologen, und darin liegt ihre unbegrenzte Wirksamkeit. Nicht, daß die Minderung des Dogmenbestandes, das Abthun einiger und die Veränderung anderer Lehrsätze, über welche ohnehin die nicht katholischen Gruppen im Streite blieben, oder gerade die durch Luther gegebene Formulierung das Wesentliche war, denn die Reformation machte der unbeschränkten Weltherrschaft der Dogmen ein Ende, sondern alles Weitere hing daran, daß dem römisch-päpstlichen Systeme für die Dauer ein anderes entgegengesetzt wurde.

Luther wandte sich überhaupt mit wachsender Bestimmtheit gegen die althergebrachte Weltanschauung. Mit seinem warmen Gemüte vereinigte der Reformator eine praktische Verstandesgabe, einen sicheren, treffenden Blick für das menschliche Leben, der ihn befähigte, sich zu erheben über die künstlichen Scheidewände, welche das Mittelalter zwischen dem Menschen und der Natur errichtet hatte. Die Humanistik verlangte bereits das Recht, die Gaben der Natur zu genießen, zurück, Luther suchte Sittlichkeit und menschliche Freuden zu vereinen. Ganz im Gegensatz zu der alten Askese ließ er auch der Sinnlichkeit Raum, da sie Gott in den Menschen gepflanzt hätte, und es konnte ihm wohl zustoßen, daß er sie in seinem Eifer lebhafter verteidigte, als gut war. Im Grunde wollte er nur die rechte Harmonie zwischen dem irdischen und dem religiösen Dasein herstellen. Der Mensch sollte leben mit seinen Mitmenschen, ihnen dienen und nutzen, nicht sich von ihnen in Weltflucht zurückziehen. Das irdische Dasein, wenn es durchdrungen war vom Glauben und dessen segensreichen Wirkungen, besaß für ihn eigenen Wert, und wer seine Pflichten erfüllt, dient auch Gott. So hörte der Mensch auf, lediglich ein Inventarstück der Kirche zu sein; mit fröhlichem Sinne mag er diese Welt bewohnen, und ihr geben, was ihr gebührt.

Eine solche Auslegung des Erdenlebens kam der Neigung zum natürlichen Genuß entgegen, die in den letzten Jahrhun-

derten um sich gegriffen und zur Zersetzung des alten Glaubens beigetragen hatte. Luther verwarf sie nicht, er gab ihr nur die rechte Fassung. Er vereinigte überhaupt in sich alle die Regungen des Volkslebens, welche sich gegen die altkirchlichen Ideen aufgelehnt hatten.

Luther eroberte im Sturme das deutsche Volk, weil er zu ihm redete als echter Volksgenosse, aus ganzem Herzen und sein Herz jedem eröffnend. Er war durch und durch ein „ehrlicher" Deutscher. Die wunderbare Gabe, für alles das rechte Wort zu finden, der Reichtum an Bildern, die, weil dem Leben entlehnt, jedem verständlich waren, der Fluß der Worte, der seine Schriften zu Reden machte, erweckten das Gefühl, es müsse alles so sein, wie er es sagte. Kein Schriftsteller hat je die Deutschen so bis in die innersten Herzfalten ergriffen, und so wenig Luther Politiker war, gehört er dennoch zu den größten deutschen Publicisten. Er schrieb deutsch als Deutscher an die Deutschen, und so weckte er nationales Bewußtsein. Seine Bibelübersetzung, dieser herrlichste Schatz, den er den Nachkommen hinterließ als unerschöpfliche Quelle der Erquickung und des Trostes, seine Kirchenlieder blieben lebendig, als die andern Schriften vergessen wurden. Die Sprachform, die er wählte, wurde herrschend in der Litteratur. Luther hat zwar nicht die hochdeutsche Schriftsprache geschaffen, denn er fand sie bereits vor, aber er half ihr zum schnellen Siege über die andern Redeweisen.

Was Luther begonnen, haben Zwingli, Calvin und andre weitergeführt und verbreitet. Denn obgleich Zwingli selbständig zu ähnlichen Ansichten kam, so darf wohl behauptet werden, ohne Luther wäre seine Wirksamkeit eine beschränkte geblieben. Die von Deutschland ausgegangene Reformation setzte die ganze Welt in nicht mehr zu Ruhe kommende Bewegung. Doch was war es nun, was ihr diese unermeßliche Bedeutung gab?

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Bedeutung der Reformation.

Die Wirkung der Reformation läßt sich in einem Satze zusammenfassen: sie stürzte die universal-kirchliche Idee. Durch die dauernd behauptete Trennung eines großen Teiles der abendländischen Menschheit von der allgemeinen römischen Kirche und der in ihr enthaltenen Denkweise kam die Welt in neue Bahnen, entstand die neue Zeit. Denn mag man alle großen damaligen Erfindungen, die Entdeckung Amerikas und der indischen Seewege zusammenrechnen, sie wiegen nicht die Reformation auf, die ihnen erst den Verstand zur rechten Anregung frei machte.

Alles menschliche Denken war bisher in bestimmte Grenzen gewiesen und an unumstößliche Voraussetzungen gebunden. Von ihnen wurde jetzt ein großer Teil der europäischen Völker entbunden, und die Folgen davon erstreckten sich allmählich auch auf die übrigen.

Der Staat war im Mittelalter nur ein Notbehelf gewesen. Ihm kam nur zu, der Kirche zu dienen, ihre Lehren zu verteidigen und zu verbreiten, daneben die äußere Ordnung zu erhalten. Jetzt wird ihm ein selbständiges Recht zu teil, er nimmt sogar die Kirche unter seinen Schutz und seine Obhut. Der Staat bestimmt jetzt selbst sein Leben, er erhält eine Reihe von Aufgaben, die vordem die Kirche beanspruchte, mit seinen Pflichten wachsen Bewußtsein, Inhalt und Kraft. So entwickelte sich der moderne Staatsbegriff in seiner Vielseitigkeit, welche auch die sittlichen Zwecke umfaßt. Die Kirche verfolgte diese fortan zwar auch als Mitarbeiterin, doch nicht mehr als Gebieterin; entkleidet der Allgewalt, der politischen Macht, wurde

sie befreit von einer Last, welche sie zu Boden gedrückt hatte; auf ihren eigentlichen Beruf angewiesen, kam sie in die Lage, ihn reiner zu erfüllen. Der ideale Gehalt der Religion konnte durch die erstickenden Aeußerlichkeiten hindurchdringen.

Schon hatten die Völker angefangen, sich zu festen Nationalitäten zu bilden; der erstarkte Staat gab ihnen fortan den Rahmen, welcher die Ausbildung ihrer Eigentümlichkeiten und besonderen Gaben gestattete. Doch wurde die gemeinsame geistige Arbeit nicht gehindert, sie gestaltete sich nur vielseitiger und darum tiefer.

Denn den Hauptvorteil der großartigen Wendung trug die Wissenschaft davon. Nicht mehr unterworfen einem kirchlichen Systeme, verrichtete sie ihre Arbeit mit voraussetzungslosem, das reine Sein der Dinge suchendem Denken. Solange die Kirche der Forschung Schranken setzte, gab es nur ein Wissen, keine Wissenschaft. Die freie Forschung durfte kühn ihr Haupt erheben, und über sie kann nur spotten, wer ihrer nicht fähig ist oder sich vor ihr fürchtet. Wohl vermag sie auch Schaden anzurichten, aber soll die Sonne nicht mehr scheinen, weil sie manchmal die Fluren versengt?

Die Forschung sucht die Natur, den Menschen zu begreifen, wie er ist. Beide kommen zu ihrem vollen Wert, zu ihrer rechten Schätzung; der Mensch kann nicht mehr bloß nach kirchlichem Maße gemessen werden. So entsteht der von der Kirche losgelöste Humanitätsgedanke und mit ihm die Idee der freien, rein menschlichen Sittlichkeit. Erst durch sie wird die Toleranz geistig ergriffen und geläutert. Das Verlangen nach religiöser Duldung entsprang naturgemäß in den Minderheiten, die ihrer bedurften; indem nun allmählich klar wurde, daß keine der großen Religionsparteien die andre besiegen würde, blieb nichts übrig, als sich gegenseitig zu vertragen. Damals freilich war man noch weit von der höheren Erkenntnis entfernt.

Die ganze moderne Entwickelung lag demnach eingebettet in der einen Thatsache, in der Sprengung der alleinigen

kirchlichen Autorität. Nur langsam trat die Umwandlung hervor, und wir stehen noch mitten in ihr.

Hatte an diesen Folgen die ganze Welt teil, so bestimmte die Reformation noch besonders die deutsche Geschichte.

War sie nun allein die That Luthers oder auch die des Volkes? Es ist da vorerst zu prüfen, wie die einzelnen Stände sich zu ihr verhielten.

Bei den Geistlichen kam viel auf die Klasse an. Natürlich, die Höchstgestellten, die Bischöfe, auch die Domkapitel mußten lange Zeit zurückhalten; nur wo weltlicher Schutz sicher war, wie in Preußen, wagte man früh eine Entscheidung. Der Weltklerus stellte, wo es anging, sofort zahlreiche Glieder in den Dienst der Reformation, aus der gedrückten Landgeistlichkeit ging sogar viel leidenschaftliche Aufreizung hervor und ebenso aus dem Mönchstume. Auch dieses hing von den örtlichen Verhältnissen ab; wo sie günstig lagen, entleerten sich oft die Klöster vollständig.

Der Natur der Dinge nach gaben die Laien den Ausschlag. Nachdem der Aufstand der Bauern niedergeworfen war, mußten sie sich in der Religion nach dem Willen der Herren richten; ebenso stand es in den Gegenden, die ruhig geblieben waren. Der Bauer, wie er auch in seinem Herzen denken mochte, kam nicht viel in Frage; jedenfalls hat er sich nirgends für die alte Kirche erhoben. Vielmehr wurde, auch in protestantischen Landen, über seine Teilnahmlosigkeit, selbst trotzige Ablehnung gegen alles kirchliche Wesen geklagt.

Der Adel kam meist der Reformation bereitwilligst entgegen, und bei ihm nahm der Anschluß an sie stetig zu; in den landständischen Versammlungen ergriffen seine Vertreter fast allenthalben für die Umwandlung Partei.

Den festen Kern bot das Bürgertum, das sonst gar nicht revolutionär gestimmt war. In den Reichsstädten namentlich des Südens griff die neue Lehre gleich anfangs überaus schnell Platz und die Bürgerschaft drängte oft die zaghaften Obrig-

keiten vorwärts. Aehnlich ging es in den größeren Landesstädten, die noch nicht ganz unter die Hoheit ihrer Fürsten gebeugt waren.

Soweit das Volk in Betracht kam, wandte sich also der größte Teil gern und rasch der neuen Richtung zu. Gewiß gab es auch viele Widerstrebende, und es muß hervorgehoben werden, daß gerade unter den gelehrten Gebildeten, die vordem lebhaft die Entartung der Kirche getadelt hatten, manche vor dem ungeahnten Fortschritt der Umwälzung erschraken und zurückhielten. Auch harter Zwang wurde gelegentlich durch die protestantischen Mehrheiten geübt, aber selbst wenn man allen den Widerstand zusammenrechnet und noch so hoch in Ansatz bringt, ihm gegenüber bleibt unleugbar als weit überwiegende Gesamtsumme bestehen, daß die alte Kirche überraschend schnell zusammenbrach, daß namentlich eine Begeisterung oder gar ein freudiges Märtyrertum für sie selten zu treffen war. Wie war der ehemalige Feuereifer gegen die Ketzer geschwunden! Niemand fürchtete sich mehr, von Rom mit diesem einst verabscheuten Namen bezeichnet zu werden.

Auf katholischer Seite hat man das damals unumwunden zugestanden. Schrieb man auch gern den Neuerungssüchtigen unlautere Beweggründe zu, immer wieder entschuldigten sich die Anhänger der alten Kirche, wie die Furcht vor dem ihr abgeneigten Volke ihnen Zugeständnisse abnötige, entschiedenes Einschreiten verböte. Die Katholiken verkannten auch auf dem Augsburger Reichstage nicht, daß die Freilassung der Religion das Ende des päpstlich-römischen Glaubens bedeuten würde, und versagten sie deswegen. Sie legten damit und mit dem geistlichen Vorbehalte ein offenes Geständnis ab, wie schwach ihre Sache bestellt sei, wie sie nur durch Zwang erhalten werden könne, während die Freiheit den Gegnern den völligen Sieg gebracht hätte.

Diese unwiderstehliche Verbreitung der Reformation beweist, daß sie nicht von einzelnen gemacht worden ist. Sie

darf als eine That des Volkes bezeichnet werden und hätte es allein an ihm gelegen, sie hätte sich friedlich und einheitlich vollzogen. Doch ist ebenso gewiß, daß die Persönlichkeit Luthers dem Ganzen die besondere Ausgestaltung verlieh. Er gab dem allgemein Empfundenen Form und Wesen nach seiner Weise. Weil seiner Führerschaft von Anfang an gehorcht wurde, folgte man ihm auch im Einzelnen, und daher nahmen, soweit nicht besondere Verhältnisse dazwischenkamen, die Anhänger seine Lehren und Sätze an, die ihnen im Laufe der Jahre zur Ueberzeugung wurden. Ueber dogmatische Feinheiten denkt das Volk nicht nach; es überläßt sie den Männern, denen es sein Vertrauen schenkt.

Bei diesen mittleren Ständen konnte der Eigennutz keine sonderliche Rolle spielen, und selbst hätte er es gethan, so würde darin nur ein weiterer Beweis für den vollständigen Wechsel der Gesinnung liegen. Noch vor kurzem hielt man die Stiftung von Kirchen und Klöstern für höchst verdienstlich, und wer hätte wenige Jahrzehnte vordem gewagt, Stätten des Kultus aufzuheben und zu zerstören? Gerade die gutgestellten, größeren Bürger, bei denen wirtschaftliche Beweggründe nicht in Frage kamen, schlossen sich meist am schnellsten der Reformation an.

Es wäre thöricht, zu bestreiten, daß in den späteren Jahrzehnten manche Fürsten die Einziehung geistlichen Gutes mit Behagen vornahmen. Ein bedeutender Teil fiel jedoch nicht den fürstlichen Kassen zu, sondern wurde verwandt für Zwecke der Kirche, der Schule, der Armenpflege und ähnliche Aufgaben.

Auch sonst brachte die Reformation wirtschaftlichen Gewinn. Den Abfluß des Geldes nach Rom hatte man schon in den katholischen Zeiten hindern wollen. Was von den Klosterbesitzungen verkauft wurde, gereichte zur Vermehrung ländlicher Arbeit; viele kleinere Leute erwarben Güter, so daß die Verwertung des Bodens zunahm. Der mittlere Besitz mehrte sich.

Daß es auch recht gewinnbringend sein konnte, bei der alten Kirche zu bleiben, sah man an den bayerischen Wittelsbachern, welche ihre Staatswirtschaft gemäß den ihnen vom Papste zugewiesenen Erträgnissen kirchlichen Gutes einrichteten, und fortwährend zahlreiche Prinzen in Bistümern versorgten. Zu Anfang ließ sich der künftige finanzielle Vorteil noch gar nicht übersehen, und damals war der Anschluß an Luther auch für die Fürsten ein solches Wagnis, daß man ihm tiefere Gründe beimessen muß. Die ältere Generation hatte reichlich genug Ueberzeugung und Glaubensmut zu bewähren. —

Der Beitritt der Fürsten gab der Reformation nicht nur festen Halt, sondern bestimmte auch ihre Ausbildung, indem die gesamte kirchliche Sache an die Territorien kam. Es entstanden die Landeskirchen, beruhend auf dem von den Landesherren in Anspruch genommenen bischöflichen Rechte, da die Jurisdiktion der katholischen Kirchenoberen abgeschüttelt wurde.

In den protestantischen Ländern gab es viel Unfertiges. Nachdem die erste Begeisterung sich gelegt hatte, blieben vielfach nur Trümmer übrig und Unerfreuliches kam zum Vorschein. Das Volk wurde zuchtlos oder gleichgültig, viele von den gebliebenen Geistlichen waren bei ihrer geringen Bildung unfähig, sich einzurichten, bessere schwer zu haben und auch diese bedurften erst der Schulung. Da der geistliche Stand und die bisherige Wissenschaft in Mißachtung geraten waren, nahm das Universitätsstudium plötzlich stark ab. So verging geraume Zeit, ehe der neue Gottesdienst allenthalben in würdiger Weise gehalten werden konnte. Aus den protestantischen Kreisen selbst ertönten über diese Mißstände laute Klagen, welche freilich, wie vordem die über die alte Kirche, am besten beweisen, wie ernstlich man ihre Abstellung ersehnte, und jetzt konnte wenigstens Hand angelegt werden.

Das Muster gab Sachsen. Statt des allgemeinen Priestertums und der Mitwirkung der Laien, wie Luther ursprünglich gefordert hatte, wurde das geistliche Amt unter die Aufsicht

des Staates gestellt. Er übte sie aus durch ein vom Fürsten eingesetztes Konsistorium, unter dem die auch von oben ernannten Superintendenten standen, die den einzelnen Pfarrern, deren Ernennung oder Bestätigung ebenfalls dem Fürsten zukam, übergeordnet waren. Visitationen sorgten für die ordentliche und richtige Erfüllung der Pflichten. Der Religionsunterricht, für den Luther selbst seine Katechismen schrieb, nahm auch in den Volksschulen, um deren Errichtung er eifrig das Wort einlegte, eine hervorragende Stelle ein. Die Folge dieser Verhältnisse war eine ungemeine Stärkung der landesfürstlichen Gewalt. Selbst die katholischen Staaten blieben dabei nicht zurück, denn bei ihnen erlangte die Regierung gleichfalls einen starken Einfluß auf die Kirche, wenigstens für Aufsicht und Verwaltung.

Politisch setzte demnach die Reformation den bereits begonnenen Prozeß fort, die Auflösung des Reiches in selbständige Territorien und deren Kräftigung. Die Beschlüsse, welche auf dem Augsburger Reichstage über Landfrieden und Kreisordnung, wie über das Kammergericht gefaßt wurden, waren wie vordem darauf gerichtet, die Thätigkeiten der Reichsregierung in die Stände zu legen.

Jetzt zerfiel das Reich noch in zwei religiöse Parteien unter der Führung der Fürsten. War schon bei den Katholiken wenig Neigung vorhanden, die kaiserliche Macht und mit ihr die Reichseinheit zu stärken, so arbeiteten die Protestanten mit allen Mitteln dagegen. Deckten sich früher noch einigermaßen Kaiser und Reich, jetzt wurde der Kaiser zu einem Mitglied der katholischen Partei. Der politische Zustand des Reiches war vollkommen trostlos und hoffnungslos geworden. Das einheitliche nationale Gefühl, wie es zu Anfang des Jahrhunderts bestanden hatte, ging darüber vollständig in die Brüche. Die Unsicherheit der ganzen Lage, die schwache Bürgschaft, welche der Religionsfrieden für die Erhaltung des Friedens bot, vermehrten die allgemeine Unbehaglichkeit.

Unleugbar war demnach die Reformation der Einheit des Reiches höchst nachteilig. Einigen Ersatz bot sie durch die Einbürgerung der neuhochdeutschen Sprache in das Schrifttum, welche ein geistiges Band um die getrennten Glieder schloß. Wie die gleiche Schriftsprache Süd und Nord einander näherte, so kamen diese auch in engere Beziehung, soweit die protestantischen Interessen ihnen gemeinsam waren. Dieser Vorschub nach Süddeutschland hatte großen Wert; wäre es ausschließlich katholisch geblieben, hätte sich Deutschland vollends in zwei feindliche Hälften gespalten.

Unwillkürlich wendet sich bei solchem Ergebnis der Blick zurück auf den Mann, der dafür am ehesten haftbar zu sein scheint, auf den Kaiser. Wie oft haben Geschichtsforscher die Wahl von 1519 als das größte Unglück bezeichnet, das Deutschland je zugestoßen sei! Hätte Karl die Deutschen und seine Zeit verstanden, würden dann nicht die Geschicke unsres Vaterlandes einen andern Lauf genommen haben? An die Spitze der nationalen Bewegung tretend, konnte er Deutschland von Rom lostrennen und das Königtum zum starken Mittelpunkt eines neu geeinigten Reiches erheben!

Möglich, daß Karl vermocht hätte, die deutschen Fürsten allesamt mit sich fortzureißen. Doch ist fraglich, ob bei allem glücklichen Gelingen der Ausgang dem auf anderm Wege erreichten gleichwertig gewesen wäre. Zur Zeit des Wormser Reichstages loderte zwar Deutschland von Zorn gegen Rom, aber eine gründliche Veränderung der Religion lag noch nicht im allgemeinen Verständnis und Begehren. Wurde damals die Reformation Reichssache, allem Vermuten nach wäre sie eine äußerliche der Verwaltung und Stellenbesetzung geblieben, etwa im Sinne der ehemaligen konziliaren Idee. Erst durch das allmähliche Ausreifen in kleineren Kreisen ergab sich eine so große Umgestaltung.

Karl konnte kaum anders handeln, als er gethan hat, selbst wenn er keine feste kirchliche Ueberzeugung mitgebracht

hätte, denn auch die Größten der Erde stehen unter dem Zwange ihrer Verhältnisse. Spanien und dessen Herrschaft über Unteritalien schrieben ihm den unausweichlichen Weg vor.

Doch wie, wenn die Deutschen einen andern König aus ihrer Mitte wählten? Keiner der damaligen Fürsten macht den Eindruck, daß er einem so gewaltigen Unternehmen gewachsen war, am wenigsten der ewig bedächtige Friedrich der Weise von Sachsen. Mit den Zielen konnte indessen der Mann wachsen. Da wäre gleich Karl mit seinen habsburgischen Ländern ein schwer überwindliches Hindernis gewesen. Aber hätte nicht ein stattlicher Held vermocht, mit Hilfe des Volkes die Verfassung samt der Kirche über den Haufen zu werfen und ein neues Reich zu gründen? Das Ende von Sickingens Zug und der Verlauf des Bauernkrieges machen nicht den Eindruck, daß die Volkskräfte zu so großem Unternehmen ausreichten. Der Gegensatz der Stände war zu stark, als daß selbst ein volkstümlicher König ihn hätte heben können; die Kirche, die Fürsten, selbst das große Bürgertum wären einem mit der Revolution gehenden Herrscher entgegengetreten. Dieses zerklüftete Reich bot einem Könige, der die Kirchenreform mit Gewalt durchdrücken wollte, keine ausreichenden Handhaben und die politischen und sozialen Schwierigkeiten hätten alsbald die nationale und kirchliche Begeisterung erstickt. Diese Verhältnisse mußten den genialsten Herrscher zu Boden ziehen. Die mächtige Beute der Bistümer hätten die Fürsten gleich anfangs gewiß nicht dem Reiche gelassen.

Die großen Entwickelungen erfolgen immer im geschichtlichen Zusammenhange und lassen sich aus ihm nicht herausreißen. Man mag beklagen, daß es nicht anders ging, aber vergangene Zeiten sind nicht mehr nach unsern Wünschen zu gestalten.

Soweit die allgemeine Volksstimmung wirken konnte, hat sie es gethan. Dagegen unterblieb die Reform des Reiches und die der sozialen Zustände, welche nur von gewissen Teilen

des Volkes gefordert wurden. An sich standen diese Bestrebungen mit der kirchlichen Reform nur deshalb im Zusammenhange, weil die alte Kirche so viel Weltliches hatte und der allgemeine Sündenbock war. Die kirchliche Aenderung ging jedoch über das Mittelalter hinaus, während die Revolutionen es erhalten oder in seinem früheren Wesen zurückrufen wollten. Die wirtschaftlich-politische Wandlung der beiden letzten Jahrhunderte erwies sich als die kräftigere, der Zeiger der Uhr war nicht mehr zurückzudrehen.

So oft eine große Idee auftaucht, wird sie als die allgemeine Rettung begrüßt. So war es im Mittelalter mit der Kirche, an seinem Ende mit der Kirchenreform. Die neuen Ideen begeistern und enttäuschen nachher, weil man von ihnen mehr erwartet, als gerecht ist. Das Leben in seiner Fülle läßt sich nicht von einer Bewegung einheitlich fassen und in der Geschichte wird nichts auf einmal erreicht.

Uebersicht der wichtigsten Ereignisse
in ihrer zeitlichen Folge.

Meine Darstellung ist hauptsächlich nach allgemeinen Gesichtspunkten gegliedert, um die mannigfachen Seiten der Entwickelung und ihr Ineinandergreifen deutlich hervortreten zu lassen. Da ich eine den Leser störende und ermüdende Anhäufung von Thatsachen und Jahreszahlen möglichst vermeiden wollte, hielt ich es für besser, die wichtigsten Daten in einem Anhange aneinander zu reihen. Dadurch wird die Erzählung entlastet, die chronologische Folge der Geschehnisse am klarsten veranschaulicht und eine bequeme Uebersicht des rein Sachlichen gegeben. Manche bekannte Einzelheit konnte im Texte übergangen werden, um hier eine kurze Erwähnung zu finden. Wer die Jahreszahlen nicht recht im Gedächtnisse hat, vermag sich so rasch über sie zu unterrichten. Natürlich habe ich mich auf die notwendigsten Angaben beschränkt. Außerdem erleichtert das dem zweiten Bande beigefügte Namen- und Sachregister den Ueberblick.

		Seite
481—511.	Der Merowinger Chlodwig gründet das Frankenreich durch die Siege 486 über den römischen Feldherrn Syagrius, 496 über die Alamannen, 507 über die Westgoten. 496 tritt er zum katholischen Christentum über. Seine Söhne unterwerfen die Burgunder, Thüringer, Alamannen und Bayern.	12-16.
687.	Pippin der Mittlere sichert durch die Schlacht bei Testri sich und dem karolingischen Geschlechte die Würde des Majordomus im ganzen Frankenreiche.	16.

		Seite
715–741.	Karl Martell, Neuordner des Reiches; besiegt 732 die Araber.	16.
751.	Pippin, Karls Sohn, nimmt die Königswürde an.	16.
755.	St. Bonifatius wird in Friesland erschlagen.	18.
768–814.	**Karl der Große.**	17-20. 24. 28-29.
772–803.	Kriege gegen die Sachsen.	17. 44.
774.	Unterwerfung des langobardischen Reiches.	19.
788.	Einverleibung von Bayern nach Absetzung des Herzogs Thassilo.	17. 42.
791–796.	Besiegung der Awaren, Ausdehnung des Reiches nach Osten und Norden.	17. 43.
800.	Kaiserkrönung durch Papst Leo III.	19. 53.
814–840.	Ludwig der Fromme.	19-20.
843.	Teilungsvertrag zu Verdun. In Ostfranken Ludwig der Deutsche bis 876, in Westfranken Karl der Kahle bis 877, in der Mitte und in Italien Kaiser Lothar († 855) und seine Söhne bis 875.	20-21.
858–867.	Papst Nicolaus I.	22.
870.	Teilungsvertrag zu Meersen zwischen Ludwig und Karl.	20.
872–882.	Papst Johann VIII.	23.
880.	Vertrag zu Ribemont setzt die Grenzen zwischen Ost- und Westfranken fest.	20. 39.
885.	Kaiser Karl III. (der Dicke), Sohn Ludwigs des Deutschen, vereinigt nochmals das gesamte Reich.	21.
887–899.	König Arnolf von Kärnten, Kaiser seit 896.	21. 28.
891.	Arnolf besiegt die Normannen.	28.
	Ende des großmährischen Reiches. Auftreten der Ungarn.	28-29.
900–911.	König Ludwig das Kind, der letzte Karolinger in Ostfranken. Entstehung der Herzogtümer.	21. 29-30.
911–918.	König Konrad I. von Franken; Trennung Lothringens.	30-31. 40.
919–1024.	**Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause.**	
919–936.	Heinrich I.	31-34. 45. 62.
925.	Anschluß Lothringens.	31. 39-41.

		Seite
929.	Unterwerfung Böhmens.	31.
933.	Sieg über die Ungarn.	31. 45.
936—973.	Otto I. der Große.	34. 48-54. 64 bis 66. 71.
937—941.	Innere Kämpfe.	49.
951.	Erster Zug nach Italien gegen König Berengar. Einnahme von Pavia. Hochzeit mit Adelheid, der Witwe König Lothars von Italien.	49.
953.	Empörung des Sohnes Liudolf († 957) und des Schwiegersohnes Konrad von Lothringen.	49.
955.	Sieg über die Ungarn bei Augsburg.	49-50. 56.
962.	Kaiserkrönung durch Papst Johann XII.	48-53.
965.	Unterwerfung Polens.	50.
968.	Stiftung des Erzbistums Magdeburg.	50.
973—983.	Otto II.	54.
976.	Die (sog.) Babenberger (bis 1246) erhalten die Ostmark. Kärnten wird Herzogtum.	—
978.	Feldzug gegen Frankreich.	47.
982.	Niederlage durch die Araber in Unteritalien. — Aufstand der Wenden.	54. 56.
983—1002.	Otto III.	54-56.
996.	Kaiserkrönung durch den ersten deutschen Papst Gregor V. († 999).	55.
1000.	Ottos Wallfahrten nach Gnesen und Aachen.	56.
1002—1024.	Heinrich II. der Heilige, vorher Herzog von Bayern.	57.
1004.	Krönung zum Könige von Italien in Pavia.	—
1014.	Kaiserkrönung durch Papst Benedict VIII.	—
	Die ersten Normannen in Unteritalien.	79.
1018.	Ueberlassung der Lausitz an Boleslaw von Polen.	57.
1024—1125.	**Kaiser aus dem salischen Hause.**	57-87.
1024—1039.	Konrad II.	57-59. 67-71.
1027.	Kaiserkrönung.	—
	Abtretung Schleswigs an König Kanut von Dänemark.	58.
1030.	Herzog Ernst von Schwaben erschlagen.	—
1032—1034.	Erwerbung des Königreichs Burgund.	58-59.
1039—1056.	Heinrich III. der Schwarze.	59. 67-72.
1046.	Konzil zu Sutri, Absetzung dreier Päpste. Kaiserkrönung. Die deutschen Päpste (Clemens II., Damasus II., Leo IX., Viktor IV.).	68. 71-72.

		Seite
1048.	Oberlothringen erhält Graf Gerhard, der Stammvater der Herzöge von Lothringen (bis 1735).	—
1056—1106.	Heinrich IV.	67-68. 80-81.
1059.	Papst Nicolaus II. erläßt das Wahldekret und belehnt die Normannen mit Unteritalien. Soziale Revolution in den oberitalischen Städten.	79-80.
1062.	Entführung Heinrichs in Kaiserswerth durch Erzbischof Anno von Köln.	68.
1070.	Welf erhält das Herzogtum Bayern.	—
1073—1075.	Aufstand in Sachsen.	68.
1073—1085.	Papst Gregor VII.	74-80.
1076.	Absetzung Gregors.	80.
1077.	Buße in Kanossa. Rudolf von Schwaben wird Gegenkönig († 1080).	80.
1079.	Friedrich von Staufen erhält das Herzogtum Schwaben.	—
1081.	Gegenkönig Hermann von Luxemburg († 1088).	—
1084.	Kaiserkrönung durch den Gegenpapst Clemens III.	80.
1090—1097.	Heinrich IV. in Italien, zuletzt ganz machtlos. Abfall seines Sohnes Konrad († 1101).	81.
1095.	Papst Urban II. ruft in Piacenza und Clermont zu den Kreuzzügen auf. 1099 Eroberung Jerusalems.	83.
1106—1125.	Heinrich V.	81. 84.
1111.	Kaiserkrönung durch Papst Paschalis II., der mit Gewalt gezwungen das Investiturrecht bestätigt.	81.
1115.	Heinrich besiegt am Welfesholze durch Herzog Lothar von Sachsen, den Führer der päpstlichen Partei.	—
1122.	Konkordat zu Worms über die Bischofswahlen; Papst Calixtus II.	81-82.
1125—1137.	Lothar von Sachsen.	84. 87. 90.
	Kampf mit den staufischen Brüdern, den Herzögen Friedrich und Konrad.	—
1133.	Kaiserkrönung durch Papst Innocenz II.; dessen Gegner Papst Anaclet II.	87.
1134.	Albrecht der Bär erhält die Nordmark.	—

		Seite
1136.	Konrad der Große, Markgraf der Lausitz, begründet die Bedeutung des Hauses Wettin.	—
	Die Orden der Cistercienser und der Prämonstratenser durch Bernhard von Clairveaux und Norbert begründet.	—
1138—1254.	**Könige und Kaiser aus dem staufischen Hause.**	87-103.
1138—1152.	Konrad III.	87-88.90.102.
	Kämpfe mit den Welfen; Heinrich der Löwe erhält das Herzogtum Sachsen und gibt Bayern auf.	—
1147—1149.	Kreuzzug.	—
1152—1190.	Friedrich I. der Rotbart.	88-95.
1155.	Kaiserkrönung durch Papst Hadrian IV.	—
1156.	Heinrich der Löwe erhält Bayern zurück, von dem die Ostmark als Herzogtum Oesterreich abgetrennt wird.	88.
1158—1162.	Friedrich bezwingt Mailand und Oberitalien	90.
1159—1181.	Papst Alexander III.; gegen ihn kaiserliche Gegenpäpste.	92-93.
1163.	Schlesien, zu Polen gehörig, unter eigenen Herzögen.	—
1167.	Friedrichs Sieg über den Papst durch den Ausbruch der Pest vor Rom vereitelt. Aufstand der lombardischen Städte.	—
1176.	Friedrich bei Legnano von den Mailändern besiegt.	93.
1177.	Friede zu Venedig mit Papst Alexander III.	93.
1180.	Sturz Heinrichs des Löwen. Zerlegung des Herzogtumes Sachsen; der östliche Teil kommt an die Anhaltiner, der westliche (Westfalen) an Köln. Lübeck wird Reichsstadt. Das Herzogtum Bayern fällt an die Wittelsbacher, abgetrennt wird das Herzogtum Steiermark, das bald mit dem Herzogtume Oesterreich vereinigt wird. Die Welfen behalten ihre Eigengüter in Sachsen, Braunschweig und Lüneburg.	93-94.
1181.	Friedrich belehnt die Herzöge von Pommern.	131.
1183.	Friede zu Konstanz mit den lombardischen Städten.	93.
1184.	Großer Reichstag zu Mainz	—

		Seite
1186.	Heinrich VI. heiratet Konstanze, die Erbin von Neapel und Sicilien.	94-95.
1190.	Friedrich stirbt auf dem Kreuzzuge in Kleinasien.	95.
1190—1197.	Heinrich VI.	94-95. 97-99.
1191.	Kaiserkrönung.	—
1192—1194.	König Richard Löwenherz von England Gefangener des Kaisers.	—
1194.	Eroberung von Neapel und Sicilien.	95.
1196.	Heinrichs Sohn Friedrich (geboren 1194) als Nachfolger anerkannt.	95.
1198.	Der Deutsche Orden als Ritterorden bestätigt.	107. 132.
1198—1216.	Papst Innocenz III.	98.
1198.	Doppelwahl.	95-97.
1198—1208.	Philipp von Schwaben. Die Lieder Walthers von der Vogelweide.	97-98. 110. 127.
	Wolfram von Eschenbach († um 1220).	110.
1198—1215.	Otto IV.; nach Philipps Ermordung allgemein anerkannt, 1209 von Innocenz zum Kaiser gekrönt, 1211 gebannt, † 1218.	97-98.
1198.	Böhmen wird Königtum.	134.
1201.	Gründung von Riga; der Orden der Schwertritter.	131-132.
1212—1250.	Friedrich II.	95-102.
1214.	Otto IV. im Bunde mit dem englischen König Johann durch Philipp II. August von Frankreich bei Bouvines besiegt.	—
1214.	Die Wittelsbacher erhalten die Rheinpfalz.	—
1216—1223.	Die Bettelmönchsorden der Dominicaner und Franziscaner (Minoriten) vom Papste bestätigt.	126.
1220.	Friedrichs Kaiserkrönung; Ordnung des Königreiches Neapel.	99-100.
1227.	Sieg der niedersächsischen Fürsten bei Bornhöved über König Waldemar von Dänemark.	131. 190.
1228—1229.	Friedrichs Kreuzzug.	—
1230 (um).	Der Sachsenspiegel.	127.
1231—1283.	Der Deutsche Orden erobert Preußen.	132-133.
1233.	Der Ketzerrichter Konrad von Marburg erschlagen.	115.
1235.	Friedrich in Deutschland. Sturz seines aufrührerischen Sohnes, des Königs Heinrich.	

		Seite
	Landfriede von Mainz. Braunschweig wird Herzogtum.	99.
1237.	Vereinigung des Schwertordens mit dem Deutschen Orden.	132.
1237—1250.	Friedrich im Kampfe mit den oberitalischen Städten und den Päpsten.	99-102.
1241.	Niederlage der Mongolen bei Liegnitz.	—
1244.	Jerusalem wieder von den Mohammedanern erobert.	—
1245.	Konzil zu Lyon; Friedrich durch Papst Innocenz IV. abgesetzt.	102.
1246.	Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich †. König Ottokar von Böhmen gewinnt allmählich Oesterreich und Steiermark, Kärnten und Krain.	134-135.
1247.	Gegenkönig Heinrich (Raspe) †; Streit um die Landgrafschaft Thüringen.	102.
1247—1256.	Gegenkönig Wilhelm von Holland.	102. 123.
1250—1254.	Konrad IV.	102.
1254.	Rheinischer Bund, von den Städten begründet.	123.
1255.	Trennung der Pfalz von Bayern.	—
1257.	Doppelwahl: Richard von Cornwallis († 1272) und Alfons von Kastilien.	102.
1263.	Thüringen kommt an die Wettiner, die Landgrafschaft Hessen an Heinrich von Brabant.	—
1266.	Karl von Anjou, von den Päpsten Urban IV. und Clemens IV. berufen, erobert Neapel nach dem Falle des Königs Manfred, des unehelichen Sohnes Friedrichs II.	102.
1268.	Konradin bei Tagliacozzo besiegt und in Neapel hingerichtet.	102.
	Zerstückelung der staufischen Erbschaft.	—
1273—1437.	**Wahlkönige aus verschiedenen Häusern.**	
1273—1291.	Rudolf von Habsburg.	135-140.
1278.	Schlacht bei Dürrnkrut, Ottokar von Böhmen †.	139.
1282.	Belehnung der Habsburger mit den österreichischen Landen.	139-140.
1291.	Ende der christlichen Herrschaft im Heiligen Lande.	—
1291.	Bund von Uri, Schwyz und Nidwalden.	184.

		Seite
1292—1298.	Adolf (von Nassau), fällt bei Göllheim gegen Herzog Albrecht von Oesterreich.	140.
1294—1303.	Papst Bonifacius VIII.	144.
1298—1308.	Albrecht I. (von Oesterreich), ermordet von seinem Neffen Johann von Schwaben.	140. 144.
1305—1314.	Papst Clemens V.	144-145.
1305—1376.	Sitz des Papsttums in Frankreich (Avignon).	144. 151.
1306.	Das böhmische Königshaus der Przemisliden erlischt im Mannesstamme mit Wenzel III.	—
1308—1313.	Heinrich VII. (von Luxemburg).	144-145. 175.
1310.	Heinrichs Sohn Johann wird König von Böhmen.	145.
1312.	Kaiserkrönung in Rom durch päpstliche Legaten.	145.
1314.	Doppelwahl.	145.
1314—1347.	Ludwig IV. (der Bayer).	145-150.
1314—1330.	Friedrich III. der Schöne (von Oesterreich).	145.
1315.	Die Schweizer besiegen am Morgarten Herzog Leopold von Oesterreich.	—
1316—1334.	Papst Johann XXII.	146-149.
1322.	Ludwig besiegt und fängt den König Friedrich bei Mühldorf.	145.
1323	Uebertragung der durch das Aussterben der Anhaltiner erledigten Mark Brandenburg an die Wittelsbacher.	149.
1323.	Beginn des Streites mit Papst Johann XXII. Die Minoriten; Marsilius von Padua (Defensor pacis).	147-148.
1327—1330.	Ludwig in Italien.	148-149.
1328.	Kaiserkrönung in Rom.	148.
1329.	Ordnung der wittelsbachischen Familienverhältnisse durch den Hausvertrag von Pavia.	—
1334—1342.	Papst Benedict XII.	149.
1335.	Kärnten fällt an Oesterreich.	—
1338.	Kurverein von Rense.	149.
1342.	Tirol kommt an Bayern durch die Ehe des Markgrafen Ludwig mit Margarete Maultasch (bis 1363), desgleichen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau durch Erbschaft (bis 1433).	149.
1342—1352	Papst Clemens VI.	150.

		Seite
1346—1378.	Karl IV.	150. 175-177. 205.
1346.	König Johann von Böhmen fällt in der Schlacht bei Crecy.	—
1348.	Gründung der Universität Prag. — Der schwarze Tod.	176. 264.
1349.	Gegenkönig Günther von Schwarzburg †.	150.
1355.	Kaiserkrönung in Rom durch päpstliche Legaten.	183.
1356.	Goldene Bulle.	150. 205-206.
1361.	Adrianopel von den osmanischen Türken erobert.	174.
1365.	Krönung Karls in Arles zum burgundischen Könige.	185.
1365.	Gründung der Universität Wien durch Herzog Rudolf IV.	264.
1367.	Papst Urban V. geht nach Rom, kehrt 1370 in die Provence zurück.	151.
1367—1369.	Zweiter Romzug Karls.	—
1370.	Die Hansa nötigt Dänemark zum Stralsunder Frieden.	198.
1373.	Karl erwirbt die Mark Brandenburg.	176.
1376.	Wahl Wenzels. Gründung des schwäbischen Städtebundes, der 1377 bei Reutlingen siegt.	177. 197-198.
1377.	Rückkehr Gregors XI. nach Rom.	151.
1378.	Ausbruch des Schisma; gegen Urban VI. wird Clemens VII. gewählt.	151.
1378—1410.	Wenzel.	157. 160. 177.
1381.	Rheinischer Städtebund, verbündet sich mit dem schwäbischen.	177.
1384.	Wiklif †.	160-161.
1386.	Jagiello, Großfürst von Litthauen, wird getauft und König von Polen, als Wladislaw II. (bis 1434).	178. 187-188.
1386.	Gründung der Universität Heidelberg durch Pfalzgraf Ruprecht I.	264.
1386.	Graf Gerhard VI. von Holstein durch die Königin Margareta von Dänemark mit Schleswig belehnt.	189.
1386.	Herzog Leopold III. von Oesterreich fällt bei Sempach gegen die Schweizer.	201.
1387.	Sigmund, Karls IV. zweiter Sohn, wird König von Ungarn.	—

		Seite
1388—1389.	Großer Städtekrieg, beendet durch den Landfrieden von Eger. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg siegt 1388 bei Döffingen über die Städte.	177.
1395.	Galeazzo Visconti durch Wenzel zum Herzoge von Mailand erhoben.	183.
1397.	Union der drei skandinavischen Reiche zu Kalmar.	—
1400.	Absetzung Wenzels durch die rheinischen Kurfürsten.	177.
1400—1410.	Ruprecht (von der Pfalz).	157-158. 177 bis 178.
1401—1402.	Feldzug Ruprechts gegen Mailand.	177. 183.
1409.	Konzil zu Pisa, setzt die Päpste Benedict XIII. (Avignon) und Gregor XII. (Rom) ab, wählt Alexander V.	158. 160.
1409.	Gründung der Universität Leipzig nach dem Auszuge der Deutschen aus Prag.	160. 264.
1410.	Der Deutsche Orden bei Tannenberg von Polen besiegt.	188.
1410.	Jost von Mähren († 1411) und Sigmund gewählt.	178.
1410—1437.	Sigmund (zugleich König von Ungarn).	158-169. 177 bis 183.
1411.	Sigmund ernennt den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zum Verweser der Mark Brandenburg; Friedrich wird 1415 Kurfürst, 1417 belehnt (bis 1440).	178. 202.
1414—1418.	Konzil zu Konstanz.	158-162.
1415.	Papst Johann XXIII. abgesetzt.	158-159.
1415.	Johannes Hus verbrannt.	160-161.
1417.	Papst Martin V. gewählt (bis 1431).	159.
1420—1431.	Husitenkriege (1420 Kampf um Prag, 1421 Flucht von Saaz, 1422 Sigmund bei Deutsch-Brod geschlagen, Zizka † 1424, 1426 Schlacht bei Aussig, 1427 Flucht von Mies-Tachau, 1431 Flucht von Taus).	162-167. 212 bis 213.
1422.	Reichstag zu Nürnberg; Kriegsmatrikel.	214.
1423.	Das Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg wird an den Wettiner Friedrich den Streitbaren von Thüringen-Meißen übertragen.	203.
1427.	Reichstag zu Frankfurt; gemeiner Pfennig.	214.
1431—1449.	Das Konzil zu Basel.	167-170.
1433.	Die Prager Kompaktaten.	167.

		Seite
1433	Sigmunds Kaiserkrönung in Rom durch Papst Eugen IV.	183.
1434.	Die Taboriten bei Lipan (Böhmisch-Brod) besiegt.	167.
1436.	Sigmund auf dem Iglauer Landtage als König von Böhmen anerkannt.	167.
1437.	Eugen IV. verlegt das Baseler Konzil nach Ferrara; wird suspendiert.	168.
1438–1740.	**Die Kaiserwürde stetig bei den Habsburgern.**	
1438—1439.	Albrecht II.	179.
1438.	Neutralitätserklärung der Kurfürsten.	169.
1439.	Eugen IV. abgesetzt; Felix V.	168-169.
1440—1493.	Friedrich IV., als Kaiser seit der Krönung 1452 Friedrich III.	169. 180-183.
1440—1470.	Friedrich II. Kurfürst von Brandenburg.	202.
1440—1486.	Albrecht Achilles, sein Bruder, in den fränkischen Fürstentümern, seit 1470 auch Kurfürst von Brandenburg.	202-203.
1448.	Konkordat zu Wien mit Papst Nicolaus V.	170.
1449—1476.	Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz.	199-200.
1450.	Johann Guttenberg († 1467); der Bücherdruck.	269-270.
1453.	Eroberung von Konstantinopel durch die Türken.	174.
1453.	Oesterreich wird Erzherzogtum.	—
1457.	Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts II., König von Ungarn und Böhmen †.	179. 188.
1458—1464.	Papst Pius II. (Aeneas Silvius).	174. 266.
1458—1471.	Georg Podiebrad König von Böhmen.	189.
1458—1490.	Matthias Corvinus König von Ungarn.	189.
1460.	König Christian von Dänemark zum Herzoge von Schleswig-Holstein gewählt.	189.
1466.	Friede zu Thorn. Das Ordensland Preußen kommt unter polnische Lehnshoheit; Abtretung des Weichsellandes.	188.
1474.	Karl der Kühne von Burgund belagert Neuß.	211.
1476.	Schlachten von Granson und Murten.	187.
1477.	Karl der Kühne fällt bei Nancy. Seine Tochter Maria († 1482) heiratet Maximilian von Oesterreich.	187.
1483.	Luthers Geburt.	279.

		Seite
1485.	Teilung Sachsens unter die Ernestiner und Albertiner.	203.
1486.	Wahl Maximilians zum Könige.	181.
1486.	Trennung der Zollern in die brandenburgische und fränkische Linie (Ansbach-Baireuth bis 1791).	203.
1486—1525.	Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen.	284. 286.
1490.	Wladislaw, König von Böhmen, wird auch König von Ungarn; 1491 Erbfolgevertrag mit Oesterreich.	189.
1492.	Entdeckung von Amerika.	—
1493—1519.	Maximilian I.	181-189. 216 bis 227.
1494.	Sebastian Brants „Narrenschiff".	257.
1495.	Württemberg wird Herzogtum.	—
1495.	Reichstag zu Worms. Ewiger Landfriede, Reichskammergericht, gemeiner Pfennig.	216-223.
1496—1517.	Kriege Maximilians in Italien und gegen Frankreich.	183. 187.
1496.	Ehe Philipps, des Sohnes von Maximilian und Maria, mit Johanna von Spanien.	187.
1499.	Maximilian entbindet im Frieden von Basel die Schweizer Eidgenossenschaft von Reichssteuer und Reichsgericht.	184.
1500.	Reichstag zu Augsburg; Einsetzung des Reichsregimentes in Nürnberg	223.
1502.	Gründung der Universität Wittenberg durch Friedrich den Weisen.	264.
1504.	Vereinigung der bayerischen Länder durch Herzog Albrecht IV.	201.
1506.	Gründung der Universität Frankfurt a. O. durch Kurfürst Joachim I.	264.
1508.	Maximilian nimmt den Titel „erwählter römischer Kaiser" an.	—
1508.	Konrad Celtis †.	272.
1509.	Erasmus' „Encomium Moriae"; „Enchiridion militis Christiani".	271-272.
1510.	Reuchlins Streit mit den Kölnern.	274.
1512.	Reichstag zu Köln. Abschluß der Reichsreform.	225.
1513—1521.	Papst Leo X.	286.
1515.	Franz I. von Frankreich erobert Mailand durch die Schlacht von Marignano.	285.
1515.	Epistolae virorum obscurorum.	274.

		Seite
1517.	Oktober 31. Luther schlägt seine Thesen an.	280.
1518—1567.	Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.	299-300. 302.
1518.	Reichstag in Augsburg.	—
1519.	Herzog Ulrich von Württemberg durch den schwäbischen Bund vertrieben.	301.
1519.	Disputation in Leipzig.	281.
1519—1558.	**Karl V.**	283-306. 311. 326.
1520.	Luthers drei Hauptschriften. Verbrennung der Bannbulle.	281-283.
1521.	Reichstag zu Worms.	283. 286.
1521—1525.	Krieg gegen Franz I. von Frankreich, der 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen wird. Friede von Madrid.	287. 294.
1523.	Tod Sickingens und Huttens.	287.
1523—1534.	Papst Clemens VII.	294.
1524.	Katholischer Bund zu Regensburg.	294.
1525.	Der Bauernkrieg.	288-292.
1525—1532.	Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen.	297.
1525.	Preußen wird weltliches Herzogtum unter Albrecht von Brandenburg.	295-296.
1526.	Evangelischer Bund in Gotha (Torgau).	294.
1526.	Erster Reichstag zu Speier.	294.
1526.	König Ludwig von Ungarn fällt bei Mohacz gegen die Türken.	295.
	Ferdinand wird König von Ungarn und Böhmen.	295.
1527—1529.	Krieg gegen Franz I., beendet durch den Frieden zu Cambrai.	294.
1527.	Erstürmung Roms durch die kaiserlichen Truppen.	294.
1527.	Gründung der Universität Marburg.	299.
1528.	† Albrecht Dürer, 1529 Peter Vischer.	261.
1529.	Zweiter Reichstag zu Speier. Protestation. Luther und Zwingli in Marburg.	297-298. 299 bis 300.
1529.	Belagerung Wiens durch die Türken.	295.
1530.	Reichstag zu Augsburg. Augsburger Konfession.	300.
1531.	Ferdinand als römischer König gewählt.	306.
1531.	Schmalkaldischer Bund.	301.
1531.	Zwingli fällt bei Kappel.	300.
1532.	Religionsfriede zu Nürnberg.	301.
1532—1547.	Johann Friedrich Kurfürst von Sachsen.	302.

		Seite
1534.	Wiedereinſetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg.	301.
1534.	Vollſtändige Ausgabe der Bibelüberſetzung Luthers.	318.
1535.	Die Wiedertäufer in Münſter.	301.
1535.	Karls Zug gegen Tunis.	—
1536—1544.	Krieg gegen Franz I.; Friede zu Crespy.	302.
1539.	Reformation in der Mark Brandenburg durch Kurfürſt Joachim II.	301.
1543.	Hans Holbein †.	—
1544.	Gründung der Univerſität Königsberg.	—
1545.	Erſte Eröffnung des Konzils zu Trient; Papſt Paul III. 1534—1549.	303.
1546.	Februar 18. Luther †.	312.
1546—1547.	Schmalkaldiſcher Krieg.	303-304.
1547.	Schlacht bei Mühlberg. Moritz wird Kurfürſt von Sachſen. Das Interim.	304.
1552.	Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich. Moritz gegen Karl V. Paſſauer Vertrag.	305.
1553.	Moritz fällt bei Sievershauſen gegen Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach.	305.
1555.	Augsburger Religionsfriede.	306-311.
1558.	September 21. † Karl V.	311.

241

Geschichte

des

Deutschen Volkes.

Von

Theodor Lindner,

ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

2

Zweiter Band.

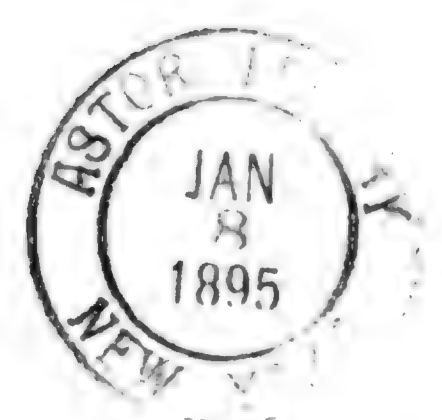
Vom Augsburger Religionsfrieden bis zur Gründung des neuen Reichs.

Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

-28709-



Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt. Das Wachstum des Protestantismus und die Wiederbelebung der katholischen Kirche . . . . 1—17

Ausdehnung der protestantischen Kirchen in Nord- und Süddeutschland 2. — Die katholisch gebliebenen Länder 2—4. — Habsburgische Politik 4—5. — Ferdinand I. 5—6. — Maximilian II. 6—7. — Erhebung des Papsttums und das tridentinische Konzil 7—11. — Innerer Gegensatz der beiden Konfessionen 9—10. — Der Jesuitenorden 11—17.

Zweiter Abschnitt. Die Parteien zur Zeit der Gegenreformation . . . . 18—25

Die Zersplitterung des Protestantismus 18—19. — Der Calvinismus 19. — Streit der Theologen 19—20. — Verhältnis zum Auslande 20—21. — Die Niederlande 21. — Die pfälzische und die sächsische Partei 21—22. — Kaiser Rudolf II. 22—23. — Streit über den geistlichen Vorbehalt 23—24. — Erzbischof Gebhard von Köln 24—25. — Die Gegenreformation 25.

Dritter Abschnitt. Sittliche und geistige Zustände . . . . . 26—35

Roheit der Sitten 26—27. — Rückgang des nationalen Bewußtseins 27—28. — Veränderung des Humanismus; Bedeutung der klassischen Sprachen 21—29. — Absonderung der studierten Stände 29—30. — Die Litteratur; Hans Sachs und Johann Fischart 30. — Die Wissenschaften 30—31. — Die Geschichtsschreibung 31—32. — Aberglauben 32. — Die Künste; die deutsche Renaissance 32—34. — Kunstsammlungen 33—34. — Ergebnis; Martin Opitz 34—35.

Vierter Abschnitt. Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse . . . . 35—43

Das Wachstum des Fürstentums 35—36. — Verwaltung und Gerichtswesen 36—37. — Die Landstände 37. — Die

Seite

Bauern 37—38. — Der Adel 38. — Das Bürgertum 38 bis 39. — Der Volkswohlstand 39. — Sicherung des öffentlichen Friedens 39. — Die Erwerbsthätigkeit 39—40. — Handelsverhältnisse 40—42. — Bedürfnis nach Zusammenfassung 42—43.

Fünfter Abschnitt. Der Dreißigjährige Krieg . . . . . . 44—64

Reichstagsverhandlungen 44—47. — Donauwörth 45. — Union und Liga 45. — Sturz Rudolfs II.; Matthias 45—46. — Die Parteien 46—47. — Die Stände in Oesterreich und Böhmen 48. — Empörung in Böhmen 48. — Ferdinand II. 48—50. — Maximilian I. von Bayern 50—51. — Friedrich V. von der Pfalz; Christian von Anhalt 51—52. — Die Brandenburger Kurfürsten 52. — Johann Georg von Sachsen 52. — Der böhmische und pfälzische Krieg; Uebertragung der Kurwürde an Bayern 53. — Der niedersächsisch-dänische Krieg 54. — Das Restitutionsedikt 54—55. — Wallensteins Entlassung 55. — Gustav Adolf von Schweden 55—57. — Erfolge und Tod; seine Bedeutung 57—59. — Wallenstein; seine Pläne und sein Sturz 59—62. — Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar 62. — Fortgang des Krieges; Prager Friede 62—63. — Ferdinand III. 63. — Charakter des Krieges 63 bis 64.

Sechster Abschnitt. Der westfälische Friede. Die Reichsverfassung . . . . 65—75

Die Friedensbedingungen 65—67. — Abneigung gegen das habsburgische Kaisertum 66—68. — Wahl Leopolds I.; der Rheinbund 67—68. — Hippolithus a Lapide 68. — Die Reichsverfassung 68—75. — Der ständige Reichstag 68. — Die Reichsstände 68. — Der Reichstag 69—71. — Das Kaisertum 71. — Reichsheerwesen 71. — Reichskammergericht 71—72. — Severinus de Mozambano 72. — Wert der Reichsverfassung 72—74. — Die habsburgische Vorherrschaft 74—75.

Siebenter Abschnitt. Wirtschaftliche und staatliche Veränderungen. Der Absolutismus . . . . 75—96

Deutschland nach dem Kriege 75—87. — Der Verlust an Bevölkerung 76—77. — Verwilderung und Entsittlichung 77—78. — Verlust des nationalen und persönlichen Ehrgefühls; die Stände 78—80. — Vermögensverluste 80. — Verfall des Handels 80—81. — Der Binnenverkehr 81—83. — Hoffnungslosigkeit 81—83. — Erlahmen von Handwerk und Industrie 83—84. — Der Bürgerstand 84. — Die Landwirtschaft 84—85. — Der Adel 85—86. — Die Bauern 86 bis 87. — Das Fürstentum und der Absolutismus 87—88. — Sittliche Zustände an den Höfen 89. — Die Landstände 90. — Die stehenden Heere 90—91. — Verlust der kriegerischen Gesinnung 91. — Das Werbewesen 91—92. — Umfassende Thätigkeiten des Staates 92—93. — Bemühungen

Seite

um Hebung des Wohlstandes 93. — Die Künste; das Rokoko 94—95. — Die größeren Staaten 96.

Achter Abschnitt. Die Konfessionen. Anfänge der neuen Bildung . . . . 97—105

Der religiöse Zwiespalt 97. — Das Papsttum und der Katholizismus 98—99. — Verhältnis der beiden Bekenntnisse 99—100. — Der Protestantismus, sein inneres Wesen 100 bis 101. — Lossagung von der Theologie 101—102. — Pufendorf 102—103. — G. W. Leibniz 103—105.

Neunter Abschnitt. Der Beginn der Aufklärung . . . . 105—117

Die deutschen Universitäten 105—106. — Der Pietismus; August Hermann Francke 107. — Universität Halle 107—108. — Christian Thomasius 108. — Christian Wolff 108—109. — Der Rationalismus 109. — Die Naturwissenschaften 109. — Neue Auffassungen und Methoden 109—110. — Die Geschichtsschreibung 110. — Universität Göttingen 111. — Schulwesen 111. — Die Gebildeten 112. — Die Litteratur 112—114. — Einfluß der Engländer und Niederländer 114. — Die Moral 115. — Veränderte Stellung der Frau 115—116. — Die Encyklopädieen 116. — Natur und Mensch 116—117.

Zehnter Abschnitt. Das Reich und das Haus Habsburg. Die europäische Lage . . . . 117—134

Die Reichsverfassung 117—118. — Habsburg und Spanien 118. — Frankreich unter Ludwig XIV. 118—119. — Habsburg und der Osten; Ungarn 119—121. — Innere Zustände der österreichischen Lande 121—122. — Kaiser Leopold I. 122—123. — Kämpfe gegen Türken und Franzosen 123. — Siege über die Türken; die österreichisch-ungarische Monarchie 124—125. — Die französische Politik 125. — Charakter der Zeit der Kabinetskriege 125—127. — Mangelnder nationaler Sinn in Deutschland 126—127. — Die Raubkriege 127. — Der spanische Erbfolgekrieg 127 bis 128. — Der nordische Krieg; Karl XII. und August der Starke 128—129. — Das neue europäische Staatensystem 129—131. — Das Aufkommen Rußlands 130 bis 131. — Religiöse Verhältnisse 131. — Die pragmatische Sanktion 131—132. — Der Wiener Friede 132. — Karl VI. 132—133. — Prinz Eugen von Savoyen 133. — Tod Karls VI. 134.

Elfter Abschnitt. Brandenburg-Preußen . . . . 134—146

Wechselnder Anteil der deutschen Stämme an der Volksentwickelung 134—136. — Norddeutschland 136—137. — Joachim II. 137. — Die jülichsche Erbschaft 137—138. — Konfessionelle Verhältnisse in Brandenburg 138. — Der westfälische Friede 138. — Der Große Kurfürst 138—145. —

Seite

Seine Politik 139. — Stellung zu Frankreich 139—140. — Der schwedisch-polnische Krieg; Souveränetät Preußens 141 bis 142. — Fehrbellin 141. — Das Heerwesen 142. — Verwaltung und Staatswirtschaft 142—144. — Kunst und Wissenschaft 144. — Bedeutung des Großen Kurfürsten 144 bis 145. — Friedrich III.; Königreich Preußen 145—146.

Zwölfter Abschnitt. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Die kurfürstlichen Häuser . . . . 146—156

Friedrich Wilhelm I. 146—148. — Neueinrichtung des Staates 148—149. — Seine wirtschaftlichen Bestrebungen 149—151. — Heerwesen 151—152. — Politik des Königs 152—153. — Veränderte Stellung Sachsens 153. — Hannover und England 153—154. — Bayern 154. — Bayerische Politik 154—155. — Verhältnis zu Oesterreich; Kurfürst Karl Albert 155—156. — Wichtige Wendung 156.

Dreizehnter Abschnitt. Friedrich der Große . . . . . . 156—187

Die Jugend Friedrichs 156. — Seine Absichten 156 bis 157. — Der erste schlesische Krieg 157—159. — Kaiser Karl VII. 158. — Der zweite schlesische Krieg 159. — Ende des österreichischen Erbfolgekrieges 159—160. — Maria Theresia 161. — Der Siebenjährige Krieg 160—164. — Der Ausbruch 160—161. — Kämpfe Friedrichs 161—163. — Seine persönliche Leistung 164. — Bedeutung des Krieges für Deutschland und den Protestantismus 164—166. — Die polnische Teilung 166—170. — Joseph II. 168—169. — Erwerbung Westpreußens 170—171. — Josephs Absichten in Deutschland; der bayerische Krieg 171—172. — Der Fürstenbund 172—173. — Die Armee Friedrichs des Großen 174—175. — Begünstigung des Adels 175. — Friedrichs Finanzsystem 175—177. — Fürsorge für das Land 177—178. — Die Staatsverwaltung 178—179. — Das allgemeine Landrecht 179—180. — Schule, Wissenschaft und Kunst 180—181. — Friedrichs religiös-philosophische Anschauungen 181—182. — Friedrichs Schriften 182. — Friedrichs Politik 183. — Seine Stellung zum Staate 183 bis 184. — Seine Persönlichkeit 185—186. — Friedrichs Bedeutung für Deutschland 186—187.

Vierzehnter Abschnitt. Oesterreich unter Maria Theresia und Joseph II. . . . . 188—201

Die Persönlichkeit der Kaiserin 188—190. — Ihre Staatsreformen 190—193. — Joseph II. 192—193. — Seine Absichten 193. — Umformung des Staates 194. — Finanzsystem 194—195. — Rechtswesen 195. — Die kirchlichen Einrichtungen 195—196. — Schulen 196. — Gründe des Mißerfolges 197. — Aufstand in Belgien und Ungarn 197—198. — Josephs Tod 198. — Leopold II. 199—200. — Geistige Zustände in Oesterreich 200. — Franz II. 201.

Seite

Fünfzehnter Abschnitt. Die Zustände im Reiche . . . . 201—210

Aufhebung des Jesuitenordens 201. — Nicolaus Hontheims Febronius 202. — Die Emser Punktation 202—203. — Bayern unter Karl Theodor 203—204. — Die Pfalz 204. — Die geistlichen Staaten 204—206. — Württemberg unter Karl Eugen 206. — Baden 206. — Hessen 206—207. — Hannover 207. — Sachsen 207—208. — Besserung der Zustände 208. — Soziale Verhältnisse 209. — Bürgerliches und Familienleben 209—210.

Sechzehnter Abschnitt. Litteratur und Wissenschaft. Das Weltbürgertum . . . . 211—235

Bedeutung der Aufklärung 211—212. — Neue Strömungen; Klopstock 212—213. — Wieland 213. — Lessing 213—214. — Herder 214—215. — Sturm und Drang; der Göttinger Dichterbund 215—216. — Goethe 216—217. — Schiller 217—219. — Die Naturwissenschaften 219. — Die Altertumswissenschaft; Winckelmann, Heyne, Wolf 219 bis 220. — Die Pädagogik, Basedow 221. — Die Geschichte; Bedeutung Göttingens, Schlözer u. a. 222. — Johannes Müller 223. — Justus Möser 223. — Die Theologie 223 bis 224. — Kant 224—225. — Die bildenden Künste 225. — Die religiöse Richtung 225—226. — Der Mystizismus 226. — Die Freimaurer und die Illuminaten 227. — Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Wöllner 227—228. — Der Individualismus 228—229. — Mangel an nationalem Sinn 229—230. — Der Kosmopolitismus; allgemeiner Freiheitsdrang 230—232. — Der Anteil des Volkes 232—233. Aussichten auf die Zukunft 232—235.

Siebzehnter Abschnitt. Der Zusammenbruch. Die Wiedergeburt Preußens . . . . 235—251

Deutschland und Frankreich 235—236. — Der Krieg gegen Frankreich 236—237. — Die zweite und dritte Teilung Polens 237. — Die Frieden von Campoformio und Lüneville 238—239. — Der Reichsdeputationshauptschluß 239. — Die Schlacht bei Austerlitz, der Rheinbund, Ende des römisch-deutschen Reiches 239—240. — König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 240—241. — Der Krieg gegen Napoleon; der Friede zu Tilsit 241—242. — Die Wiederaufrichtung Preußens 242—243. — Stein und seine Thätigkeit 243—246. — Die Fortsetzung durch Hardenberg 246 bis 247. — Scharnhorst und Gneisenau 247—248. — Die Idee der deutschen Einheit 249. — Die Universitäten Berlin und Breslau 249. — Fichte 249—250. — Schleiermacher, Arndt, Niebuhr, Jahn 250—251. — Die Romantik 251.

Achtzehnter Abschnitt. Die Befreiungskriege. Der Deutsche Bund . . . . 252—270

Niederlage Oesterreichs 1809 252. — Napoleons Herrschaft über Deutschland 252—253. — Der Krieg gegen Ruß-

Seite

land 253. — Die Konvention von Tauroggen, Kriegserklärung 254. — Charakter des Krieges 254. — Blücher 254. — Die Schlachten 1813 255—257. — Einmarsch in Frankreich 257—258. — Der erste Pariser Friede 258—259. — Rückkehr und Ende Napoleons 259—260. — Der zweite Pariser Friede 259—260. — Der Wiener Kongreß 260 bis 268. — Die polnische Frage, Kaiser Alexander 260—261. — Metternich 261—262. — Die Abfindung Preußens 262 bis 263. — Neue Stellung des Staates 263—264. — Das neue Oesterreich 264. — Der Deutsche Bund 265—268. — Der Zustand Deutschlands 268—270.

Neunzehnter Abschnitt. Die nationalen und die liberalen Ideen . . . . 271—288

Die Zeit der Verfassungskämpfe 271—272. — Französischer Liberalismus 272. — Oesterreich; Kaiser Franz I. 273 bis 274. — Kampf gegen die Revolution 274—275. — Bedeutung der Universitäten 272—274. — Die Burschenschaft; das Wartburgfest, Ermordung von Kotzebue durch Sand 275 bis 277. — Die Karlsbader Konferenzen 277. — Verfassungen in Bayern, Württemberg und Baden 277—280. — Die Wiener Schlußakte 280—281. — Erstarkung des Partikularismus 281. — Der süddeutsche Liberalismus 281 bis 282. — Karl von Rotteck, Schlosser 282—283. — Verfassungsfrage in Preußen 283—284. — Reaktionäre Tendenzen 284. — Die Romantik 284. — Ludwig von Haller 284—285. — Hegel 285. — Innere Reformen in Preußen 286—288. — Wissenschaft und Schule 287—288.

Zwanzigster Abschnitt. Die Radikalen und die Ultramontanen . . . . 288—298

Revolutionen in Deutschland 288—289. — Radikale Strömungen; das Hambacher Fest 289. — Neue Verfolgungen und Erbitterung 290—291. — Börne, Heine, die Junghegelianer 291. — Pfizer 291—292. — Dahlmann 292. — Die Vertreibung der Göttinger Sieben 292. — Die Orthodoxie 293. — Die Tübinger Schule; David Strauß 294. — Die Wiederherstellung des Katholizismus 294—295. — Preußen und die katholische Kirche 295. — Die ultramontane Partei 295—296. — Der Streit um die gemischten Ehen 296—297. — Joseph Görres 297—298.

Einundzwanzigster Abschnitt. Geistige und wirtschaftliche Fortschritte . . . . 298—306

Die Universitäten 298—299. — Die Forschung 299. — Die historische Richtung 299. — Die Monumenta Germaniae historica, Ranke, die Brüder Grimm 299. — Sprachen und Litteraturgeschichte, die Geographie 299—300. — Die Naturwissenschaften 300. — Litteratur und Kunst 298—301. — Anteilnahme der Gesamtheit 301. — Der wirtschaftliche Zustand 302—303. — Der Zollverein und seine Ausbreitung 303—305. — Die Eisenbahnen 305.

Seite

Zweiundzwanzigster Abschnitt. Die Revolution und ihre Folgen . . . . 306—327

Friedrich Wilhelm IV. 306—307. — Der vereinigte Landtag 307—309. — Annäherung der Liberalen 309. — Die Wirkung der Februarrevolution 309—310. — Revolution in Oesterreich und in Bayern 310—311. — Der 18. März in Berlin 311. — Das Vorparlament und der Aufstand in Baden 311—312. — Die Frankfurter Nationalversammlung 312—319. — Der Reichsverweser 313. — Die schleswig-holsteinische Angelegenheit 313—314. — Der Aufstand in Frankfurt 314. — Die Dinge in Oesterreich; Abdankung des Kaisers Ferdinand 314—315. — Die preußische Nationalversammlung und ihr Ende 315. — Die Verhandlungen in Frankfurt 316. — Die Reichsverfassung 316—318. — Die Kaiserwahl, Ablehnung Friedrich Wilhelms 317—318. — Ende der Versammlung; Bezwingung der Revolutionen 318—319. — Das Nachspiel; die preußischen Bemühungen um die deutsche Frage 319—320. — Graf Brandenburg in Warschau, die Olmützer Abmachungen 320. — Ausgang der schleswig-holsteinischen Sache 320 bis 321. — Sieg der Reaktion; Nachwirkungen der Revolution 322—324. — Preußen und Oesterreich 323—324. — Schwarzenberg 324—325. — Preußen als Verfassungsstaat 325—326. — v. Manteuffel 326. — Weitere Entwickelung 326—327. — Das Fortleben der nationalen und liberalen Ideen 327.

Dreiundzwanzigster Abschnitt. Die neue Aera und der Verfassungsstreit in Preußen . . . . 328—340

Prinz Wilhelm von Preußen als Regent 328. — Oesterreichs Krieg mit Frankreich; Zwist mit Preußen 329. — Neues Erstarken der nationalen Hoffnungen 329—330. — Die Großdeutschen und die Kleindeutschen 330. — Die Heeresreorganisation in Preußen 330—331. — Die Stellung des Landtages, Ausbruch des Konflikts 331—332. — Ansicht des Königs 332. — Otto von Bismarck als Ministerpräsident 333. — Seine Auffassung der deutschen Frage 333 bis 334. — Fortgesetzter Streit, der polnische Aufstand 334 bis 335. — Innere Wirkungen des Konflikts 335—336. — Oesterreichische Politik 336—337. — Bismarcks deutsches Programm 337. — Der dänische Krieg 337—340.

Vierundzwanzigster Abschnitt. Die Lösung. Die Gründung des Deutschen Reiches . . . . 341—353

Bismarck als Leiter der preußischen Politik 341—342. — Der Gasteiner Vertrag 342. — Preußens Bündnis mit Italien 342—343. — Stellungnahme des Deutschen Bundes 343. — Stimmung in Preußen 343. — Der Krieg mit Oesterreich 343. — Friedensschluß 344—345. — Die süddeutschen Staaten 345. — Die Annexionen 345—346. — Die Indemnität; die nationalliberale Partei 346—347. — Der Norddeutsche Bund 347—349. — Süddeutsche Verhält-

Seite

nisse 349—350. — Ausbruch des Krieges mit Frankreich 350—352. — Die deutschen Siege 352. — Reich und Kaisertum 352—353. — Der Friedensschluß 353.

Schlußwort . . . . 354—361

Das neue Reich 354. — Bismarck 354—355. — Kaiser Wilhelm I. 355—356. — Das alte und das neue Reich 357. — Vorbereitung und Erfüllung 357—358. — Die neuen Verhältnisse 358. — Sozialdemokratische und ultramontane Partei 358—359. — Ihr Gegensatz zur Anlage und Geschichte des deutschen Volkes 359—360. — Die Einheit 361.

Uebersicht der wichtigsten Ereignisse in ihrer zeitlichen Folge 362—373

Namen- und Sachregister . . . . 374—388

Erster Abschnitt.

Das Wachstum des Protestantismus und die Wiederbelebung der katholischen Kirche.

Zwischen der Wahl Heinrichs I. und der Karls V. liegen genau sechs Jahrhunderte. So lang dieser Zeitraum war, die Grundzüge des europäischen Lebens hatten sich in ihm nicht allzusehr verändert, namentlich die Anschauungen über das Verhältnis des Menschen zu Kirche und Religion waren in der Zwischenzeit wohl weiter entwickelt, doch nicht grundsätzlich umgestaltet worden. Erst unter Karl V. wurden sie gewaltig erschüttert. Gleichwohl blieb noch ungewiß, ob es nicht der Kirche gelingen würde, ihre alte Macht wiederzuerobern. Vor allem kam es dabei auf Deutschland an. Die Deutschen hatten schon viele inneren Kämpfe unter sich geführt, doch was bedeuteten sie gegen die nun bevorstehenden? Das Volk war auseinander gebrochen und eine Versöhnung der feindlichen Brüder nicht zu erdenken.

So arg der Zwiespalt der religiösen Parteien war, durch ihn gewann die deutsche Geschichte wieder eine gewisse Einheit; eben der Streit der Konfessionen fesselt unser Interesse, wie er damals das Leben erfüllte. So stand es auch mit der allgemeinen Geschichte, sie bewegte sich ganz in diesem Wettkampfe der Religionen.

Der Augsburger Religionsfriede hinderte die neue Lehre nicht am Fortschreiten. Die weltlichen Fürstenhäuser im Norden und Osten bekannten sich sämtlich zu ihr, Preußen, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Lauenburg, Sachsen und Thüringen, die welfischen Linien, Lippe, Waldeck, Oldenburg, Ostfriesland, Hessen; ebenso hatten alle norddeutschen Reichsstädte den evangelischen Gottesdienst eingeführt. Unter diesen Umständen konnte der Katholizismus trotz des geistlichen Vorbehaltes die dortigen Bistümer nicht behaupten, da deren Bewohnerschaft sich ebenfalls von ihm abgewandt hatte. Die Veränderung, welche manchmal von unschönen Vorgängen begleitet wurde, erfolgte gewöhnlich dadurch, daß die Kapitel evangelische Fürsten als Administratoren wählten. Die beiden Erzbistümer Magdeburg und Bremen, die Bistümer Kamin, Schwerin, Ratzeburg, Lübeck, die brandenburgischen Brandenburg, Havelberg und Lebus, die sächsischen Merseburg, Naumburg und Meißen, Halberstadt, Verden und Minden, die Abteien Hersfeld, Quedlinburg, Gandersheim und andere Stifter wurden ihres bisherigen Charakters entkleidet, während die Landesverfassung meist unverändert blieb. Nur Hildesheim behielt katholische Bischöfe, obgleich die Hauptstadt und der Stiftsadel dem andern Glauben huldigten. Abgesehen von diesem Bistume war demnach das ganze Gebiet bis zur Weser und darüber hinaus rein protestantisch.

Eine zweite, doch in sich nicht so fest geschlossene protestantische Gruppe erstreckte sich durch Süddeutschland vom Rhein bis an die böhmische Grenze mit Pfalz, Baden, Württemberg, einem Zweige von Hohenlohe und Ansbach-Baireuth. Dazu gehörten die weitaus meisten Reichsstädte, namentlich alle bedeutenden, wie Straßburg, Frankfurt, Ulm, Nürnberg und der größte Teil der Reichsritterschaft.

Von den hervorragenden Häusern im Reiche waren also außer Habsburg nur noch Bayern, das von Karl V. bezwungene Jülich-Kleve und das von Frankreich abhängige Lothringen katholisch. Der Gesinnung dieser Fürsten entsprach jedoch

keineswegs die ihrer Unterthanen. In Oesterreich und den Nebenländern waren fast der ganze Adel und die Bauernschaft, sowie die städtische Bevölkerung von dem alten Kirchentum abgefallen und begehrten Freiheit der Religion. Kaiser Maximilian II. gewährte sie 1571 den Herren und Rittern Oesterreichs, doch nicht den Städten, während sein Bruder Karl in Steiermark, Kärnten und Krain widerwillig den neuen Gottesdienst dem Adel zugestand und ihn auch in den Städten dulden mußte. In Tirol behauptete die katholische Kirche die Oberhand, obgleich das Eindringen abweichender Lehren nicht ganz verhindert werden konnte. In Böhmen und Mähren, wo der verfassungsmäßig gesicherte Utraquismus gleich bequeme Anknüpfung geboten hatte, breitete sich das Protestantentum rasch und fast allgemein aus, ohne volle gesetzliche Anerkennung zu finden. Da die türkische Oberhoheit die Religion frei ließ, wurden in Ungarn und in Siebenbürgen fast alle Städte und der Adel lutherisch oder calvinistisch; auch in dem unter habsburgischem Regimente verbliebenen Landesteile von Ungarn bekannte sich die Mehrheit der Bevölkerung zur protestantischen Lehre. Aehnlich stand es in Bayern, wo schon frühzeitig Verfolgung der Anhänger Luthers notwendig gewesen war. Obgleich das Herrscherhaus gut katholisch blieb, machte sich namentlich der Adel zum Stimmführer der neuen Meinungen, und die Stände nötigten den von Schulden bedrängten Herzog Albrecht V. zu weitgehenden Verheißungen in Bezug auf Abendmahl, Priesterehe und andre Reformen. Ganz unsicher war Jülich-Kleve, wo selbst die Regierung hin und her schwankte und Calvinismus und Luthertum energisch Platz griffen. So hing in diesen weltlichen Staaten die katholische Kirche nur noch an dem persönlichen Willen der Landesherren.

Auch die geistlichen Herrschaften waren von dem Geiste der neuen Zeit stark durchsetzt, da die Bischöfe, halb unentschieden, halb furchtsam, es unterlassen hatten, dagegen einzuschreiten, oder, wenn sie es thaten, nicht viel erreichten. Aufs höchste gefährdet waren die westfälischen Bistümer Münster,

Paderborn und Osnabrück, wo nur äußerliche Umstände dem Protestantismus den Sieg verwehrten, den er in den andern norddeutschen Stiftern davongetragen hatte. Auch die süddeutschen geistlichen Staaten enthielten viele offene und heimliche Bekenner der Reformation und noch mehr Gleichgültige. Es ist bezeichnend, daß die altgläubigen Bücher nirgends Käufer fanden, während die strengsten Verbote den Handel mit den gegnerischen Schriften nicht zu unterdrücken vermochten. Man machte überhaupt einen Unterschied: Viele wollten nur katholisch, nicht päpstlich sein.

Die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes war demnach offen protestantisch oder bereit, es zu werden. Man hat damals von katholischer Seite selbst zugegeben, daß nur noch ein Zehntel der Bewohner des Reiches wirklich dem alten Glauben anhing. So lag jetzt die Möglichkeit vor, die gestörte Religionseinheit wieder herzustellen, und hätte das Volk die Entscheidung gehabt, sie wäre verwirklicht worden. Nicht die Reformation hat den dauernden Glaubenszwiespalt verschuldet, sondern ihre Gegner haben verhindert, daß er rechtzeitig überwunden wurde. Jetzt ließ sich ohne starke innere Erschütterungen der Uebergang bewerkstelligen; es genügte, die Religion freizulassen, den geistlichen Vorbehalt aufzugeben, dann hätten auch die wenigen katholischen Fürstenhäuser nachgeben müssen.

Da zeigte sich, was es bedeutete, daß das Haus Habsburg die Kaiserwürde so gut wie erblich inne hatte. In früheren Jahrhunderten hätte ein erbliches Königtum Deutschland zum Segen gereicht, jetzt verewigte es die Spaltung. Den Habsburgern war einmal beschieden, Interessen wahren zu müssen, die außerhalb des Reiches lagen. Obgleich jetzt wieder eine gesonderte deutsche Linie bestand, blieb sie an Spanien gekettet, um so mehr, da dieses die burgundischen Lande und Mailand inne hatte. Dabei lag, weil König Philipp II. nur den einzigen kränklichen Sohn Don Karlos hatte und nach dessen Tode ein Jahrzehnt verging, ehe ein neuer Thronerbe geboren wurde, die

Möglichkeit vor, daß die kinderreiche deutsche Familie die spanischen Reiche erbte. Schon deswegen konnten Ferdinand und sein Haus sich nicht auf Deutschland allein einrichten, sondern sie blieben unter dem Banne der Weltpolitik Karls. Wäre auch sonst Ferdinand nie zu bewegen gewesen, seine katholische Religion aufzugeben, so übten doch diese Beziehungen auf seine und seiner Nachfolger Familien- und Reichspolitik den größten Einfluß aus.

Dem älteren Bruder gleichend in der Unansehnlichkeit der leiblichen Erscheinung, hatte Ferdinand anders als Karl die Lebendigkeit der früheren Habsburger geerbt. Daher war er trotz seiner fremden Abstammung mit Deutschland und den Deutschen völlig vertraut geworden. Tadellos in allen Sitten, verschloß er sich dennoch nicht den heiteren Freuden des Lebens, ein Freund der Wissenschaften und Künste, frisch und leutselig. Seine Frömmigkeit, tief ohne Bigotterie, kam aus dem Herzen. Ferdinand war aufrichtig katholisch, aber er fügte sich der Macht der Verhältnisse, und wie er den Augsburger Religionsfrieden zu stande gebracht hatte, war er ehrlich gewillt, ihn zu halten. Die feierliche Uebernahme der Kaiserwürde zu Frankfurt am 14. März 1558 zeigte den Wechsel der Zeiten und zugleich die sonderbare Mischung von altem und neuem, das nun unvermittelt im Reiche nebeneinander lag. Erst setzte der Erzkämmerer des Reichs, der protestantische Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, Ferdinand die Königskrone auf; dann wurde er nach Verlesung der Abdankungsurkunde Karls V. als erwählter römischer Kaiser ausgerufen. Vorher hatte Ferdinand die getreuliche Handhabung des Augsburger Religionsfriedens beschworen, aber er gelobte auch nach bisheriger Weise, Papsttum und römische Kirche zu schirmen. Auch die Kurfürsten versprachen sich untereinander Beistand gegen jeden, der einen von ihnen dem Frieden zuwider in Religions- oder Profansachen angreifen würde.

Bei aller Beschränkung, der es unterlag, hatte das Kaiser-

tum noch immer seine Bedeutung. Konnte der Kaiser ohne die Stände nicht viel thun, so kamen diese gleichfalls nicht vorwärts, wenn er widerstrebte; seine Gewalt als erhaltende und hemmende war noch groß genug. Zudem hatte Ferdinand die katholischen Fürsten auf seiner Seite. So schlug er das Begehren der Protestanten, den geistlichen Vorbehalt aufzuheben und die Religion freizustellen, beharrlich ab, doch vermied er auch, die Evangelischen scharf zu bekämpfen und ließ mancherlei zu, was ihnen günstig war. Er hoffte noch immer auf eine Versöhnung, weshalb er von dem Tridentiner Konzil eine wirkliche Kirchenreform, für Deutschland Gestattung der Priesterehe und des Kelches beim Abendmahl verlangte.

Da erlebte Ferdinand den Schmerz, daß sein ältester Sohn sich dem protestantischen Glauben zuneigte und nahe daran war, ihn anzunehmen. Hier trat der Kaiser entschieden auf; indem er mit der Entziehung der Nachfolge drohte, bewog er seinen Erben zu feierlichen Verpflichtungen für die katholische Kirche. Maximilian nahm sie auf sich als unfreiwilliges Opfer an Abstammung und Geburt und entschied damit die Zukunft seines Hauses und Deutschlands. Bei aller Trefflichkeit und Herzensgüte lag in ihm nicht die Heldennatur, ungeheure Entschlüsse durchzukämpfen.

Einhellig wählten die Kurfürsten Maximilian auf Antrag Ferdinands, der darauf am 25. Juli 1564 starb. Der neue Kaiser leitete das Reich im ganzen nach den vom Vater befolgten Ideen, indem er an dem Religionsfrieden nichts ändern ließ; nur den Calvinismus, den er als Sektenwesen haßte, hätte er gern unterdrückt. Unausgesetzt bereiteten damals die Türken schwere Sorgen; wiederholte Feldzüge, zu denen das Reich stattliche Hilfe leistete, endeten fruchtlos. Auch sonst war Maximilians Politik schwächlich, namentlich gegen Spanien, vor dessen Uebergewicht er sich beugte, doch glückte es ihm ebenfalls, seinen Sohn Rudolf zum Nachfolger gewählt zu sehen. Seine Kräfte erschöpften sich frühzeitig in fruchtlosen Be-

mühungen und halben Maßregeln; am 12. Oktober 1576 starb er.

Unter Ferdinand und Max II. geschahen jene Säkularisationen der norddeutschen Bistümer, verließ auch der größte Teil der Bevölkerung in den österreichischen Hausländern den katholischen Glauben. Ferdinand gezwungen, Maximilian halb freiwillig gaben nach, indem sie sich an die Hoffnung klammerten, in der Zukunft werde eine Wiederherstellung des kirchlichen Friedens zu erreichen sein, und weil sie der Meinung waren, der Katholizismus sei nicht stark genug, die Abtrünnigen zurückzuführen. Nicht so dachte die Kurie, sie lebte vielmehr der stolzen Zuversicht, der Ketzerei den Kopf zu zertreten.

Die mehrmaligen Wiederherstellungen, welche die katholische Kirche und das Papsttum erfahren haben, gehören zu den merkwürdigsten Vorgängen, deren Gründe der Geschichtsschreiber zu erklären hat. Denn das Wort von dem Felsen Petri, den die Pforten der Hölle nicht überwinden, fördert die geschichtliche Erkenntnis ebenso wenig, wie die Behauptung, nur grausamer Herrschgier und böser List habe Rom seine Erfolge verdankt.

Wie einst die alten deutschen Kaiser das Papsttum von der römischen Adelswirtschaft befreit und aus der Versunkenheit auf ideale Höhen geführt hatten, so zwang die deutsche Reformation die Päpste, von der ausschließlichen Sorge für Kirchenstaat und Familie zu größeren Aufgaben zurückzukehren und nach langer Verweltlichung wieder kirchlich zu werden. Förderte das Papsttum anfangs durch seine weltliche Politik Luthers Werk, so hat der abtrünnige Mönch freilich sehr wider Willen ihm noch größere Dienste geleistet. Allmählich erkannte Rom mit Schrecken, welche Wunden es sich leichtsinnig hatte schlagen lassen; fand doch die deutsche Ketzerei selbst in Italien begeisterte Verkündiger. Es blieb nur übrig, die so lange verweigerten Reformen vorzunehmen. Allerdings geschah dies in andrer Weise, als die Konzile des fünfzehnten Jahrhunderts

verlangt hatten, denn wenn auch die Glieder gebessert werden sollten, das Haupt wollte seine Machtvollkommenheit durchaus bewahren.

Bei den Männern am Hofe Pauls III., die auserkoren wurden, die zerfallende Kirche wieder herzustellen, schlug die Ansicht durch, das Papsttum so zu erhalten, wie es die letzten Jahrhunderte gewesen war. Nicht nur, daß sie von dessen Rechte überzeugt waren, jetzt, wo die Abbröckelung begonnen hatte, schien es gefährlich, sie noch von oben her zu begünstigen. Erhielten die Ketzer auch nur die geringsten Zugeständnisse, so wurden sie scheinbar ins Recht gesetzt, und die an dem Hussitentum gemachten Erfahrungen gaben ein warnendes Beispiel. Ohnehin war keine Aussicht mehr vorhanden, mit den Abgefallenen einen Vergleich zu schließen, da sie sich schon viel weiter von der Kirchenlehre entfernt hatten, als geduldet werden durfte; was man also gewährt hätte, brachte ihnen Gewinn, Rom nur Verlust. So mußten die versöhnlichen Gedanken, wie sie selbst an der Kurie Vertreter gefunden hatten, vor dem Entschluß zurückweichen, zu bleiben, wie man gewesen war, oder gar nicht zu sein. Die nächste Aufgabe wurde daher, zu erhalten, was noch nicht verloren war. Lieber die faul gewordenen Glieder abschneiden, als den ganzen Körper der weiteren Ansteckung preisgeben. Man opferte die unhaltbar gewordenen Vorwerke, um die Hauptfeste zu verstärken, um später mit der durch kräftige Zucht gestählten Besatzung wieder auszufallen.

Der Entschluß war kühn und großartig, und er entsprach der Geschichte des Papsttums, dem immer das Beharren in unverminderter Macht als höchstes Ziel vorschwebte. Die Ueberzeugung, Papsttum und päpstliche Kirche seien die Pfeiler der Welt und ihr unveränderlicher Bestand das Wichtigste auf Erden, ließ sich nicht von dem ersten Sturme wegfegen.

Die Ketzer in Italien vertilgte die erneuerte, mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstete erbarmungslose Inquisition;

eine scharfe Censur, gestützt auf das Verzeichnis der verbotenen Bücher, verhinderte neues Ausstreuen verderblicher Ideen. Das war klar, ohne Beseitigung der offenkundigen Uebelstände, ohne bessere Zucht kam man nicht vorwärts. War vordem die Kirche eine bequeme Versorgungsanstalt, so forderte sie jetzt von ihren Dienern getreuliche Arbeit und wollte sie dazu geschickt machen. Keiner durfte im Zweifel sein über die Lehre und den Willen der Kirche, das kleinste Glied sollte im Geiste des Hauptes wirken.

Alle diese Aufgaben löste das Tridentiner Konzil. Karl V. hatte unablässig auf eine allgemeine Synode hingearbeitet, um mit ihrer Hilfe die Einheit herzustellen. Seine Hoffnungen wurden arg enttäuscht, weil die Versammlung von Anfang an in dem unnachgiebigen Sinne Roms auftrat, so daß der Kaiser selbst mit ihr in Zwist geriet. Zweimal ging das Konzil politischer Ereignisse wegen auseinander, bis es im Januar 1562 zum drittenmal eröffnet und im Dezember des folgenden Jahres geschlossen wurde. Wie mühselig auch die Beschlüsse zu stande kamen, auf ihnen beruhte fortan die katholische Kirche. Die Dogmatik schloß jede Berührung mit den reformierenden Richtungen aus; indem die ganze Disziplin in Rom zusammenlief, wurde die päpstliche Macht gegen früher noch gesteigert und gesetzlich gefestet.

Begegnete auch das Tridentiner Werk manchem Widerstande selbst in katholischen Staaten, von ihm ging eine neue Belebung der römischen Kirche aus. Die vollkommenste Einheit galt nun als unverbrüchlicher Grundsatz; wer sich ihr nicht fügte, wurde niedergeworfen, oder, wenn das nicht möglich war, ausgestoßen.

Zwischen dieser tridentinischen Kirche und dem Protestantismus waltete der schärfste Unterschied ob: hier, wenigstens im Prinzip und als Bedingung des Bestehens, die Forderung der individuellen Gewissensfreiheit und der eigenen Verantwortung vor Gott, dort die Unterwerfung des Individuums unter eine unwandelbare Autorität, die den göttlichen Willen

auszudrücken beanspruchte. Die beiden Strömungen, die während des Mittelalters nebeneinander hergegangen waren, schieden sich nun vollkommen. Der Entwickelungsprozeß der letzten Jahrhunderte, gegen den sich Luther erhoben hatte, gelangte in der römischen Kirche zur Vollendung; diese neu geformte war viel einheitlicher, als die mittelalterliche. Der romanische Grundzug errang in ihr den vollen Sieg, und ihm entsprach auch die Mitgliedschaft der Kirche. Italien und Spanien gehörten ihr unbestritten, Frankreich zum allergrößten Teil, während die germanischen Länder, England und die skandinavischen Reiche ausgeschieden waren, in Deutschland der Katholizismus nur noch künstlich gehalten wurde. Fortan haben nur Italiener den apostolischen Stuhl bestiegen; auch darin offenbarte sich, daß die universale Zeit des Papsttums beendet war.

Zwei große Ideenwelten, die germanische und die romanische, standen sich nun gegenüber, unverträglich und unvereinbar. Ihr Kampf war ebenso unvermeidlich, wie einst der zwischen Kaisertum und Papsttum, ein Kampf, der jede Faser des geistigen und des staatlichen Lebens in engste Mitleidenschaft ziehen mußte.

Ueberschlägt man äußerlich die beiderseitigen Kräfte, so schien der Sieg des Papsttums ziemlich unzweifelhaft. Die Mehrzahl an Menschen und die mächtigsten Staaten in Europa hielten zu ihm; seine Kirche war einig, die Gegnerschaft kirchlich zersplittert.

Indessen stimmte diese Rechnung nicht so ganz. Die katholischen Staaten, selbst Spanien, waren nicht soweit dem Papste ergeben, daß sie ihm unbedingt zu Diensten gewesen wären. Selbst einen Philipp II. hatte die neue Zeit angesteckt, denn eine gewisse kirchliche Selbständigkeit, den Vollbesitz seiner königlichen Rechte beanspruchte auch er, und wenn er für den Katholizismus kämpfte, so that er es mehr, weil es seine Religion war, als um des Papstes willen. Die Abhängigkeit von den welt-

lichen Mächten war durch die Ereignisse des Jahrhunderts besiegelt worden; nur mit ihrer Waffenmacht konnte der römische Stuhl seine Sache durchfechten. Deswegen mußte auch in den katholischen Ländern dafür gesorgt werden, daß das Ansehen des Papstes wieder zum gebietenden wurde. Es kam ferner nicht allein darauf an, die Abgefallenen mit Gewalt zurückzuführen, sondern sie auch innerlich wieder mit der Kirche zu verschmelzen. Wie es der Protestantismus war, mußte auch der Katholizismus mit den Waffen des Geistes ausgerüstet werden.

Die sittliche Führung der Geistlichkeit wurde nun einer strengen Aufsicht unterworfen und nach großen Mühen allmählich gebessert, namentlich in den Gegenden, wo die Feinde jeden Fehltritt für sich ausbeuten konnten. Damit die Priester die Glaubenssätze gegen alle Einwürfe und Angriffe zu verteidigen und für sie Ueberzeugung zu wecken vermöchten, sorgten die Tridentiner Beschlüsse auch für ihre Erziehung durch Schulen und Seminarien. Ebenso sollte das Mönchstum gereinigt und neu begeistert werden; gleich die ersten Bestrebungen der katholischen Reform waren darauf gerichtet. Alle diese Thätigkeiten übernahm ein neuer Orden.

Es giebt wohl keine Einrichtung, die so viel gepriesen und noch unendlich mehr verurteilt worden ist, als der Jesuitenorden. Welche Summen von Verachtung, von glühendem Haß hat er auf sich gezogen, und sonderbarerweise stimmten in seiner Verwerfung zahlreiche Katholiken, gute Katholiken überein mit den Protestanten, bei denen ein ungünstiges, sogar ungerechtes Urteil so gut wie selbstverständlich war. Die Jesuiten galten fast als Auswurf der Menschheit, dem jede Frevelthat zuzutrauen war, und doch hätte ruhige Ueberlegung jederzeit sagen müssen, daß unter ihnen wie in jeder größeren menschlichen Gesellschaft wohl einzelne räudige Schafe sein mochten, aber unmöglich der ganze Orden aus Schurken bestehen konnte. Von den zahllosen Jüngern, die er gewann, kamen gewiß weit mehr aus religiösem Triebe zu ihm, als zu den alten Orden,

denn auf die Ruhe und das bequeme Leben, welche diese neben dem kirchlichen Verdienste darboten, durfte der Jesuit nicht rechnen. Anziehung und Abstoßung in ungewöhnlichem Grade waren der Gesellschaft Jesu eigen, und schon von der ersten Zeit ihres Bestehens an.

Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung kann demnach nur in dem inneren Wesen des Ordens liegen; geradezu instinktiv müssen die Leidenschaften für ihn und gegen ihn gewesen sein. Die Lösung des Rätsels ist zu suchen in der großartigen, unüberbietbaren Einseitigkeit des Jesuitismus, die den einen als übermenschlich, den andern als unmenschlich erschien.

Wie das Cluniacensertum ist der Orden erwachsen auf romanischer Erde und wie jenes faßte er in Deutschland langsam Boden nur durch die Pflege, welche ihm die höchsten Kreise widmeten, und ebenso beugte er dann rasch die gesamte katholische Kirche unter seinen Geist. Beide Kongregationen hatten etwas Verwandtes; gleichmäßig verfochten sie die Allgewalt des Papstes, suchten sie der Weltgeistlichkeit ihre Weise aufzuzwingen und die Laienwelt zu beherrschen. Der Orden Loyolas paßte sich vollkommen seiner Zeit an. Alte Tendenzen verband er mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu inniger Harmonie. Sein Stifter wollte, weil ihm schwere Verwundung die weitere Laufbahn als irdischer Krieger verschloß, im Kampfe für den Himmel unvergänglichen Ruhm auf Erden und im Jenseits erwerben. Durch die härtesten Büßungen erstickte er in sich jede andere Neigung, er löschte das eigene Sein aus und ließ es in seinem Ziele aufgehen. Loyola wollte nicht, wie die Schwärmer früherer Zeiten, sich in Verzückung verzehren, ihn trieb seine Thatkraft, etwas zu leisten, und sein Verstand sagte ihm, neben der Begeisterung seien dazu auch Wissen und vor allem Klugheit erforderlich. So fanden sich in der Seele des Spaniers die Grundsätze seines Ordens zusammen. An einem hatte er nie gezweifelt, an der Richtigkeit und Göttlichkeit der katho-

lischen Kirche bis zur geringsten Lehre und Vorschrift. Für Gott zu kämpfen, hieß ihm für jene zu streiten.

Nach vielen Schwierigkeiten erhielt 1540 der neue Orden die Bestätigung durch Papst Paul III.; der Sitz wurde Rom, der erste General Loyola, der zweite der Spanier Lainez, an ordnendem Talent jenem noch überlegen. Ungemein schnell verbreitete sich die Gesellschaft Jesu alsbald in Italien und Spanien. Als erster Deutscher wurde in Köln Peter Canisius aus Nimwegen gewonnen, der dann seine reichen Fähigkeiten in vollster Hingabe dem Orden widmete und für ihn in Deutschland Großes gethan hat. Kaiser Ferdinand nahm die Jesuiten bereitwillig auf; nachdem 1551 in Wien das erste Kollegium entstanden war, folgten schnell mehrere in Prag, Köln, Ingolstadt, München, Dillingen und anderwärts. Gerade auf das so schwer gefährdete Deutschland hatte Loyola sein Augenmerk gerichtet; schon 1552 war in Rom zur Ausbildung deutscher Priester das Collegium Germanicum errichtet worden.

Die Aufgabe der Mitglieder war, für das eigene Seelenheil und das der übrigen Menschen zu sorgen. Da das Seelenheil nur in der Angehörigkeit zur katholischen Kirche gefunden werden kann, ergab sich von selbst die Pflicht, alle Menschen ihr zuzuführen, alle Hindernisse, die dem entgegenstanden, zu überwinden. Der Sieg über Ketzerei und Heidentum wurde so das höchste Ziel, der endliche Triumph des Ordens.

Doch nicht bloß den der Kirche noch Fremden und ihren Feinden wendet der Orden seine Arbeit zu; auch wer bereits den katholischen Glauben bekennt, soll so geartet werden, daß er sich ihm ganz hingiebt, daß er nichts Höheres kennt, als für ihn zu leben.

Um den großen und einzigen Zweck vollkommen zu erreichen, müssen die Mitglieder aus einem Gusse sein; wohl können sie in verschiedener Thätigkeit dienen, aber das Ziel ist dasselbe. Daher darf der Jesuit nichts als Jesuit sein; er

muß sich der Liebe zu allen Geschöpfen entäußern, damit sie nicht seine Gedanken abziehen. Für ihn giebt es nur den Orden, diese Maschine, von der er ein willenloser, urteilsloser Teil ist. Geleitet wird sie von dem General und dem Papste, dem allein der Orden, befreit von aller andern geistlichen und weltlichen Aufsicht, unterstellt ist. Unter dem General steht die Ordenshierarchie, und jeder hat seinen Oberen in allen Sachen zu gehorchen, als ob ihr Befehl von Christus selbst ausginge. Dieser unverbrüchliche Gehorsam ist das Band, das die Gesellschaft Jesu zusammenhält; darum überbietet sich die Regel in Gleichnissen, um ihn in äußerster Vollkommenheit anschaulich den Jüngern einzuflößen. Nur darüber, wie er den Befehl am pünktlichsten ausführt, darf der Jesuit nachdenken.

Der Gehorsam allein genügt nicht; um seiner Glieder sicher zu sein, um sie am zweckmäßigsten verwenden zu können, verlangte der Orden Einblick in jede Falte der Seele. Dazu dienten die Beichte und eine gegenseitige Aufsicht, die sich bis auf die obersten Stufen erstreckte; mit stetem Mißtrauen wachte die Gesellschaft über sich selbst. Vortrefflich verstand sie es, die besonderen Begabungen zu entfalten und am rechten Orte zu benützen; sie wußte jeden zu brauchen als Priester, Gelehrten, Lehrer, Weltmann, Politiker. Dabei ging sie haushälterisch mit der Leistungsfähigkeit um; außer den auf bestimmte Zeiten beschränkten Exerzitien, die nach der Vorschrift des Stifters den Geist aufs neue anstacheln und sammeln sollten, begünstigte sie nicht ein Uebermaß der Askese. Auch in der Kleidung, in der Erlaubnis, außerhalb der Kollegien zu leben, wenn es erforderlich war, unterschied sich der Orden von den andern Mönchsgenossenschaften.

Predigt, Beichte und Unterricht waren die Mittel der Einwirkung. Der unentgeltlich erteilte Unterricht war hauptsächlich auf die höheren Stände berechnet, denn sie konnten am förderlichsten sein. Die Sprache der Kirche, die lateinische, lag ihm zu Grunde; die Schüler lernten sie flüssig sprechen, über-

haupt gewandt reden, wie ihnen auch sonst Schliff und Lebensbildung beigebracht wurde. Mit meisterhaftem Geschick spornten die Jesuiten ihre Zöglinge an, ohne sie schulmeisterlich zu drücken; das Leben in den Instituten war für die jungen Leute angenehm, mit mancherlei Unterhaltung gewürzt. Auch jedes Knaben Charakter wurde genau erforscht; angewiesen, gegenseitig die Aufsicht zu üben, gaben sie selber den Lehrern die beste Auskunft übereinander. Die Eltern waren entzückt über die glänzenden Erfolge; der von den Jesuiten erzogene Jüngling schien sehr viel mehr vollendet zu sein, als der von den evangelischen Pädagogen mit schwerfälligem Wissen vollgestopfte. Bald machten alle vornehmen katholischen Jünglinge diese Schulen durch, und wer ihnen angehört hatte, wich nicht leicht wieder von den kirchlichen Grundsätzen seiner Lehrer ab.

Die Beichte verfolgte als Hauptzweck, die Gewissen auszuforschen und zu leiten. Da sie das Hauptmittel war, die Gemüter zu beeinflussen, wurde der Moraltheologie eine besondere Ausbildung zu teil. Der schwerste aller Vorwürfe, der den Jesuiten gemacht worden ist, bezieht sich auf ihre Morallehre. Zwar ist es ganz richtig, daß kein Jesuit je den bekannten Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel“, in diesen Worten ausgesprochen hat, weil ihre Lehrbücher nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, aber daß, wenn der Zweck ein erlaubter ist, auch die Mittel erlaubt sind, erklärten Busenbaum, dessen 1645 herausgegebenes Handbuch größtes Ansehen erlangte, und andre; wiederholt führt er Beispiele an, unter welchen Umständen etwa Tötung oder Meineid gestattet sei. Solche Ungeheuerlichkeiten entsprangen dem Versuche, über die allgemeinen Sätze der christlichen Moral hinaus den Notständen des alltäglichen Lebens und der Schwachheit des Menschen Rechnung zu tragen; die Tugendlehre wurde formal juridisch gefaßt, die Pflichterfüllung zu einer bequemen äußerlichen Leistung gemacht.

Durch alle jesuitischen Institutionen zieht sich ein leitender

Digitized by Google

Gedanke hindurch: der der Zweckmäßigkeit. Der Erfolg wird als allgebietender Herrscher auf den Thron erhoben. Das Endergebnis sollte die absolute Autorität der in dem Papsttum verkörperten Kirche sein. Dieser Zweck ist nicht nur erlaubt, sondern von Gott gesetzt; ihm dürfen und müssen alle Mittel dienen.

Ein so zielbewußter, mit der feinsten Berechnung in allen seinen Teilen gleichmäßig hergestellter Organismus hatte für manche Seelen einen bestrickenden Zauber, und daher erklärt sich, daß er unter den Katholiken so rasch Beifall fand. Die Protestanten erkannten bald, welch gewaltiger Feind ihnen erstanden war, doch nicht allein die Furcht rief zu der leidenschaftlichsten Abwehr. Es konnte keine schärferen Gegensätze geben; alles, was der Protestantismus an der katholischen Kirche verwarf, hatte der Jesuitismus in noch schärferer Zuspitzung als die tridentinische Kirche zu seinem Programm gemacht. Dem Individualismus in jeder Form, in den Nationen, in den Staaten, in dem religiösen Bewußtsein, in der Familie, in dem sittlichen Leben, erklärte der Orden den Krieg und setzte an seine Stelle den toten Gehorsam; alle Grundideen des Protestantismus, die bewußten wie die noch unbewußten, mußten sich dagegen empören.

Auf welcher Seite der höhere Wert lag, hatte die Zukunft zu erweisen.

Vorläufig wuchs der Orden beständig an Umfang und an Triumphen und ihm hauptsächlich hat der Katholizismus seine Wiederherstellung in Deutschland zu danken. Die Arbeit begann in den Ländern, deren Fürsten noch katholisch waren, in Oesterreich und Bayern, und in einzelnen geistlichen Staaten. Die Aufopferung, welche die Jesuiten vieler Orten bei der Pflege von Pestkranken bewiesen, öffnete ihnen manche Herzen, sonst wurde nach allen Regeln der Klugheit, der schmeichelnden Ueberredung, der listigen Ueberraschung der erste Fuß eingesetzt, bis, wenn es nicht anders ging, die Gewalt hin-

zukam. Dennoch wird vielleicht die Bedeutung des Ordens schon für jene Zeiten überschätzt. Platz griff er auf die Dauer nur da, wo die weltliche Macht ihn einführte und schützte; sobald diese Vorbedingung fehlte, blieb seine Wirksamkeit gering. Wohl aber haben dann die Jesuiten verstanden, in unermüdlicher, langwieriger Kleinarbeit die protestantischen Tendenzen auszurotten und die Bevölkerung der von ihnen besetzten Länder wieder vollkommen zum Katholizismus zurückzubringen.

Durch die deutsche katholische Welt ging nun ein neuer Geist, und es wäre verkehrt, ihn allein jesuitischen Umtrieben und Schlichen zuzuschreiben. Viele, die nur gleichgültig oder verzagt gewesen waren, wandten sich lebhafter ihrer Kirche zu, seitdem sie wieder vorwärts schritt, andre wurden ergriffen von dem Eifer, der sich um sie regte, und bekamen Lust mitzuthun. Jetzt, wo die Kirche in besserem Lichte erschien, machten auch ihre Zeremonieen und Pracht wieder Eindruck. Herzog Albrecht von Bayern, in dessen Lande die Jesuiten zu Ingolstadt ihr Hauptlager aufschlugen, lenkte zuerst von der Nachgiebigkeit zurück und setzte allen Eifer an die Beseitigung jeder abweichenden Lehre; die protestantisch Gesinnten mußten auswandern, alle Beamten ihre Rechtgläubigkeit nachweisen. Auch die geistlichen Fürsten gingen daran, in ihren Gebieten die alte Religion wiederherzustellen und die ihrer Kirchen beraubten Andersgläubigen zu bekehren oder zum Abzug zu zwingen. Manche Prälaten, die vordem lau oder schwankend gewesen waren, wandelten sich jetzt in eifrige Katholiken um. Wie bei den Säkularisationen, entschieden über die künftige Religion eines Landes meist die an der Spitze stehenden Persönlichkeiten; vielen Deutschen und ihren Nachkommen ist lediglich durch äußeren Zufall die Konfession bestimmt worden.

Die Gegenreformation begann.

Zweiter Abschnitt.

Die Parteien zur Zeit der Gegenreformation.

Dem sich zu einem mächtigen Heerhaufen zusammenballenden Katholizismus standen die anderen Konfessionen uneinig gegenüber.

Im Unterschiede von der römischen Kirche war dem Protestantismus Zersplitterung gleichsam angeboren. Wo der einzelne das Recht hat, sich seine Ueberzeugung zu bilden, kann keine bleibende Stätte für den Glaubenszwang unter fertige Dogmen sein. Es kommt dabei nicht auf Laut, Inhalt und Zahl der Dogmen an; ihre absolute Verbindlichkeit zu behaupten, die Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft nur für den vollkommenen Verzicht auf jeden Zweifel zu gestatten, ist katholisches Prinzip. Der Protestantismus verlangt der Idee nach nur geistige Gemeinschaft. Obgleich seine Grundgedanken noch nicht zum allgemeinen Verständnis und zur Abklärung gelangt waren, hinderte schon die Weise seines Ursprungs die Entstehung eines neuen einheitlichen Kirchentums, weil sich Luther, Zwingli und dann Calvin, jeder von dem andern verschieden, ihre eigenen Kreise geschaffen hatten. In Deutschland war die Reformation in den Territorien durchgeführt worden, die selbständig verfuhren, meist in etwas verschiedener Weise; die Landeskirchen standen demnach jede für sich. Selbst in der Religion war die deutsche Neigung zum Sondertum durchgeschlagen. Die europäischen Staaten endlich, welche die Religion änderten, thaten es gleichfalls jeder auf eigene Art. So war der Protestantismus nicht nur in verschiedene Konfessionen, sondern auch politisch in voneinander unabhängige Kirchen zerlegt.

Sie durch ganz Europa hin zu einem Bekenntnisse zu ver-

einigen, war ganz undenkbar; wohl aber schienen Freundschaft, Zusammenhalten und gegenseitige Unterstützung angesichts der römischen Erhebung geboten.

Für die verschiedenen Richtungen innerhalb Deutschlands wäre vielleicht eine Vereinbarung möglich gewesen, und sie wurde auch von Einsichtigen als notwendig empfunden.

An Zwinglis Stelle war der Franzose Johann Calvin getreten, der seiner Reformation internationalen Charakter gab. Noch weniger als Zwingli die historische Ueberlieferung achtend, schuf er sein klares und logisches System allein aus der Bibel, aber der kämpferische Geist des Alten Testamentes waltete in seinen Gedanken. Er bildete energisch das Gemeindeprinzip aus und errichtete eine Art demokratischer Theokratie. Da es ihm als Pflicht galt, das Reich Gottes durchzusetzen, wurde der Calvinismus streitbar, angreifend, der furchtbarste Feind der römischen Kirche; ebensowenig scheute er die monarchische Gewalt, wenn sie nicht dem göttlichen Worte gehorchte. Diese politische Eigenschaft konnte in den kleinen Verhältnissen der deutschen Territorien freilich nicht gedeihen; nur wenige Deutsche ließen sich von dem calvinischen Glaubensfeuer zu Thaten begeistern. Sonst kam hier lediglich die Fassung einzelner Lehren in Frage, namentlich der über das Abendmahl, bei welchem Calvin nur den geistigen, nicht den natürlichen und substantiellen Genuß des Leibes Christi annahm. Indessen schlug der Calvinismus die Brücke zur Gemeinschaft mit den Glaubensgenossen in den Niederlanden und in Frankreich und legte eine politische Verbindung mit ihnen nahe, während das Luthertum sich am liebsten auf Deutschland beschränkte. Die Führung der calvinistischen Partei und die Pflege der auswärtigen Beziehungen übernahm die Pfalz. Auch nach Norddeutschland drang diese Konfession vor, die lutherische zurückschiebend.

Ueber das Abendmahl und andre tiefsinnige Fragen tobte der Streit unter den protestantischen Theologen mit aller Gründlichkeit und Gehässigkeit; selbst ein Melanchthon hatte schwer

darunter zu leiden, weil ihn die lutherischen Orthodoxen als heimlichen Calvinisten verdächtigten. Am ärgsten trieben es die Nachbeter Luthers, beschränkte, dafür um so anmaßendere Köpfe; leider vergeudeten auch manche große Talente ihre Kraft in dem öden Gezänk. Es war ein Rückschlag der Scholastik, ausgehend von der Idee, ein genau umschriebenes Dogma sei für die Sicherheit des Glaubens notwendig, eine naturgemäße Reaktion der noch nicht ganz überwundenen alten Zeit.

Diese Heißsporne beanspruchten für sich wiederum das Recht des religiösen Gewissens, während sie, wie die Päpste, ihre Ueberzeugungen andern aufdrängen wollten. Doch ist den meisten von ihnen nachzurühmen, daß sie unbeugsam die härtesten Opfer auf sich nahmen.

Wie die altgermanischen Völkerschaften bekämpften sich die so nahe verwandten Parteien, statt dem gemeinsamen römischen Feinde entgegenzutreten, der aus dieser Zerklüftung, auf die er höhnend hinwies, großen Vorteil zog. Natürlich konnten auch die Fürsten in ihrer landesbischöflichen Vollmacht nicht gleichgültig zusehen. Wie verkehrt der Streit sei, erkannte man wohl; so oft jedoch Vermittelungen versucht und langatmige Formeln aufgestellt wurden, führte die mühsam gefundene Eintracht stets wieder zur Zwietracht. Es blieb nicht bei gelehrten Untersuchungen; oft genug mußten Geistliche, ins Gefängnis geworfen oder verjagt, schwer büßen; auch die Zensur und Bücherverbote wurden streng gehandhabt. Gelegentlich änderten Fürsten ihre Ansicht und übten dann gegen ihre Unterthanen das ihnen zustehende Religionsrecht aus, vertrieben wenigstens die widerstrebenden Prediger. So wurde in der Pfalz viermal die Lehre gewechselt, bis die calvinistische blieb; selbst das streng lutherische Sachsen erlebte Schwankungen.

Die Streitigkeiten über Dogma und Formel beeinträchtigten natürlich auch die Einigkeit auf politischem Gebiete. Es han=

delte sich einmal um das Vorgehen daheim, dann um das Verhältnis zum Ausland. Gemäß der früheren Verbindung mit Frankreich gegen Karl V. dachte man anfangs an ein neues Bündnis mit dieser Habsburg feindlichen Macht, bis die katholische Haltung der Könige, endlich die Pariser Bluthochzeit 1572 solchen Plänen ein Ende machte. Dafür entstand die Frage, ob man nicht den Hugenotten die Hand reichen sollte, wozu die Calvinisten natürlich geneigt waren. Weit mehr als an diesen weitaussehenden Entwürfen hing deutsches Interesse an dem Aufstande der Niederländer gegen Spanien. Da die Bewegung, aus politischen Gründen begonnen, auch gleich die Religion in ihren Bereich zog, wurde sie von größter Wichtigkeit für ganz Europa.

Die Niederlande gehörten zum Reiche, obgleich Karl V. ihre Unterordnung fast völlig aufgehoben hatte. Die von Kaiser Maximilian auf Andringen der deutschen Stände angestellten Versuche, den König Philipp II. zu einer Aenderung seines Verfahrens zu bewegen, waren vergeblich, bis 1572 die offene Empörung ausbrach. An ihre Spitze trat Wilhelm von Oranien aus dem Hause Nassau, persönlich verbunden mit den großen protestantischen Häusern. Auch wenn man die Niederlande sich selbst hätte überlassen wollen, mußte jedem sofort einleuchten, daß ein über sie erfochtener Sieg auch den deutschen Niederrhein dem spanischen Einfluß unterwarf.

Auch Kaiser und Reichstag gegenüber empfahl sich festes Zusammenstehen aller nichtkatholischen Stände. Dazu ist es ebensowenig gekommen, wie zu einer thatkräftigen Verbindung mit dem Ausland. Entsprechend der konfessionellen Scheidung bildeten sich zwei Gruppen, die sich wohl gelegentlich näherten, aber nie zur Einhelligkeit gelangten, die pfälzische und die sächsische. Die erstere, deren Führer von calvinistischem Kampfesmut erfüllt die Ueberzeugung hegten, dem universalen katholischen Verbande müsse ein internationaler aller Glaubensverwandten entgegentreten, war voll Unternehmungslust und großer Pläne,

bereit sich in die europäischen Verwickelungen zu stürzen. Die andre zögerte, hielt hin und wollte ihre Thätigkeit nicht über Deutschland hinaus ausdehnen. Sachsen begnügte sich mit den Vorteilen, die ihm der Augsburger Religionsfriede und die nachfolgende Zeit gebracht hatten, und gedachte um jeden Preis die Ruhe zu bewahren, im engen Anschluß an den Kaiser. Daher unterstützte Sachsen die Bemühungen, den Religionsfrieden zu verbessern, nur lahm und entzog sich ihnen schließlich ganz; von einer Verbindung mit dem Auslande wollte es erst recht nichts wissen. Man dürfte dieses Verhalten nicht unbedingt verwerfen, könnte sogar in ihm einen nationalen Zug erkennen, wenn Sachsen nicht engherzige Rücksichten befolgt und über das rechte Maß zurückgehalten hätte. So ermutigte diese Zahmheit die Katholiken, ohne für die Erhaltung des Friedens eine Gewähr zu schaffen, während die pfälzische Beweglichkeit sie argwöhnisch machte und ebenfalls nichts Ersprießliches vor sich brachte.

Ohne Sachsen ließ sich nicht viel durchsetzen, da die Pfalz zu klein war. Von den evangelischen Ständen kam nur noch Brandenburg in Betracht, das wohl weitergehende Wünsche hegte, als Sachsen, doch auch große Verwickelungen scheute.

Während so die protestantischen Stände nicht ihr gesamtes Gewicht ausnützten, fügte es sich noch, daß auch das Kaisertum entschieden gegen sie auftrat. Kaiser Rudolf II., in Spanien von Jesuiten erzogen, gedachte nicht, den anderen Religionen weitere Zugeständnisse zu machen. Allerdings, so sehr er sich in seiner Würde fühlte und von ihr die weitgehendsten Vorstellungen hegte, zum Fanatiker war er nicht geschaffen. Seine eigentlichen Neigungen galten allem, was schön, lehrreich, kostbar und seltsam war. Auf dem Prager Schlosse, das er ständig bewohnte, sammelte er unermüdlich Kostbarkeiten, Gemälde, Werke der Bildhauerei, Handschriften, Edelsteine, Waffen, merkwürdige Naturstücke. In den Gärten pflegte er fremde Tiere und Pflanzen, die Ställe füllte er mit edeln Rossen. Selbst vor-

trefflich unterrichtet, zog er Künstler und Gelehrte aller Fächer an sich; am meisten begeisterten ihn die Naturwissenschaften, die Sternkunde, und sein Name ist dauernd verknüpft mit dem des größten Astronomen der Zeit, des Johann Kepler.

Allein in Rudolf lag ein krankhafter Zug, der Fluch erblicher Belastung, welche die Habsburger durch die spanischen Heiraten überkommen hatten. Mit der Zeit zunehmend äußerte sie sich in Schwermut und Absperrung von der Außenwelt, sogar in Wutanfällen; obgleich der Kaiser nie wirklich geistesgestört wurde, war er doch früh unlustig und unfähig, eine geordnete Regierung zu führen. Verschlossen in seine Gemächer, blieb er oft monatelang unsichtbar, nur durch Vermittelung niederer Diener den Räten und Gesandten erreichbar. So kam der unglückliche Mann trotz des Ehrgeizes, der gelegentlich in ihm aufwallte, nicht zu Thaten. Da er ohnehin Spanien abgeneigt war, brauchten die Protestanten von ihm nichts Ernstliches zu fürchten; indessen war es schon mißlich genug, wenn die kaiserliche Regierung in allen Rechtsfragen gegen sie Stellung nahm.

Denn die Katholiken waren nunmehr von frischem Eifer erfüllt und entschlossen, die Vorteile auszunützen, die ihnen die Reichsverfassung darbot. Das war ihr gutes Recht; wie hätte man von ihnen verlangen können, daß sie sich selbst verleugneten? Sofort entstand eine Fülle von Streitigkeiten. Der geistliche Vorbehalt gab nicht nur der Gegenreformation den Rechtstitel, sondern ließ auch die bereits erfolgten Einziehungen geistlichen Gutes als unrechtmäßige erscheinen. Was half es, den Vorbehalt für ungültig zu erklären oder an ihm zu deuteln, etwa zu behaupten, weil er nur von Bischöfen rede, komme er nicht in Geltung, wenn evangelische Inhaber der Bistümer gewählt würden? Es war richtig, daß die Protestanten die eingezogenen Güter nicht mehr herausgeben konnten, ohne sich selbst und zahlreiche Unterthanen zu ruinieren; doch deswegen erhielten die Säkularisationen keine Rechtskraft. Viel leichter konnten

die Katholiken die Gültigkeit der Deklaration Ferdinands bestreiten, über die sie sich einfach hinwegsetzten. Die Rückbekehrungen in den geistlichen Fürstentümern erfolgten auf Grund des Religionsfriedens, und den Protestanten wurde nicht mit Unrecht entgegen gehalten, daß sie ihn in gleicher Weise für sich verwertet hätten und, wo sie die Macht besaßen, in seiner Anwendung nie blöde gewesen wären.

Nun erst machte sich recht empfindlich, daß dank dem geistlichen Vorbehalte die Katholiken in dem Fürstenrate die Mehrheit hatten und demnach die Reichstage beherrschten. Noch waren sie nicht so weit, den Protestanten ihre Beute abzujagen; sie beschränkten sich zunächst darauf, jede weitere Verletzung des Augsburger Friedens zu verhindern und die bereits geschehenen nicht rechtsbeständig werden zu lassen. Als Joachim Friedrich von Brandenburg, der evangelische Administrator von Magdeburg, Sitz und Stimme der früheren Erzbischöfe auf den Reichstagen beanspruchte, drang er nicht durch; damit war ausgesprochen, daß die Mehrheit die Evangelisierung der Stifter überhaupt nicht anerkannte.

Der beginnende Streit hätte leicht alsbald zum Kriege führen können. Zum zweitenmale kam das Erzstift Köln nahe daran, evangelisch zu werden. Erzbischof Gebhard wagte 1582 den Schritt, sich feierlich vom Papsttum loszusagen, und den noch unerhörteren, seine Liebe, die Gräfin Agnes von Mansfeld, zu heiraten. Hätten ihn die Protestanten entschlossen unterstützt, so wäre mit ihrem nicht unmöglichen Siege die Lage geklärt, ihre Sache die mächtigste im Reiche geworden. Allein nur die Pfalz war kriegslustig. Sachsen und Brandenburg erkannten den Herzog Ernst von Bayern an, den das Kapitel an Stelle des vom Papste abgesetzten Gebhard gewählt hatte. Mit spanischer Hilfe vertrieb Ernst seinen Gegner, und so ging nicht nur das Kurfürstentum Köln den Protestanten verloren, sondern auch Jülich-Kleve und die westfälischen Bistümer Münster und Paderborn. Ganz Deutschland hatte die

schlimmen Folgen zu tragen, daß die aufständischen niederländischen Provinzen, die an einem evangelischen Niederrhein willkommenen Halt gehabt hätten, sich völlig vom Reiche lossagten.

Allenthalben arbeitete nun die Gegenreformation mit rücksichtslosem Druck und eroberte fast ganz evangelisch gewordene Striche wieder. In den Ländern der Bistümer und Abteien wurde nur die katholische Religion zugelassen; Fulda, das Eichsfeld und andere Gegenden, in denen der alte Glauben beinahe ausgestorben war, mußten ihn wieder annehmen. Den Unterthanen blieb nichts übrig, als sich zu unterwerfen. Die Wiedereinführung des Katholizismus stieß durchschnittlich auf viel größeren Widerstand, als einst seine Beseitigung. Wer die Religion änderte, that es meist nur aus Zwang; nirgends erhob das Volk zu Gunsten der katholischen Kirche die Waffen, wohl aber zum Widerstand gegen sie. Auch in den habsburgischen Gebieten begann die Rückwärtsbewegung. In den dem Kaiser Rudolf unmittelbar untergebenen Ländern konnte sie bei der Schwäche seiner Regierung nicht völlig durchdringen, obwohl sie erheblich fortschritt. Anders in Innerösterreich, in Steiermark, Salzkammergut, Kärnten und Krain, wo der Sohn des Erzherzogs Karl, der junge Ferdinand, es unternahm, ohne die mannigfachen Gefahren zu achten, mit Anwendung bewaffneter Macht seine Länder von der Ketzerei zu reinigen, und er führte sein Werk gründlich durch. Nach wenigen Jahren war die evangelische Religionsübung völlig beseitigt. Die Lehrer und Prediger wurden ausgewiesen, die Kirchen geschlossen oder zerstört; wer sich nicht bekehrte, mußte auswandern, mit Ausnahme des Adels, der wohl evangelisch bleiben, aber keinen Gottesdienst abhalten durfte.

So war Deutschland im Unfrieden. Auch sonst stand es in ihm und mit ihm nicht zum besten.

Dritter Abschnitt.

Sittliche und geistige Zustände.

Wer aus der Ferne ein Gebirge betrachtet, sieht nur die ragenden Spitzen, während die zwischenliegenden Thäler verborgen sind. So verweilt auch die Geschichtsbetrachtung gewöhnlich nur bei den Höhen der Ereignisse und vergißt leicht, daß ihre Erhabenheit bedingt wird durch die tiefen sie umgebenden Einschnitte. Denn das gewöhnliche Leben spinnt sich in der niedern Fläche ab.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß, so Gewaltiges er auch durchlebt, er doch im ganzen derselbe bleibt; nur einzelne Teile seines Innern werden bewegt, verändert. Gleich steht es mit den Völkern; ehe sich in ihnen eine tiefgreifende Umwandlung vollzieht, müssen Generationen vergehen, von denen jede etwas mehr von der ältesten, welche die Erschütterung erlebte, abweicht. Wie in der Natur, läßt sich auch in der Geschichte die Reifezeit einer Frucht durch gewaltsame Mittel nur wenig abkürzen.

Daher wäre es thöricht, zu verlangen, daß die Reformation das deutsche Volk mit einemmale hätte umschaffen sollen. Die Deutschen erscheinen nach der großen Bewegung nicht viel anders, als vor ihr. Die Lebenslust und die Leidenschaft sind ziemlich dieselben. Die sittlichen Gebrechen der Vorzeit waren nicht gehoben; man klagte wenigstens allgemein über Verwilderung und Roheit, über die Schlechtigkeit der Leute. Vormals richteten sich die Vorwürfe von unten nach oben gegen die Fürsten und den Klerus, jetzt wurde dem Volke gründlich der Text gelesen, und die Stimmführer waren meist die Geistlichen beider Bekenntnisse. Dieser Wechsel sprach nicht gerade zu Ungunsten der Gegenwart, denn es war immerhin besser,

daß die Geistlichkeit das Volk ermahnte, als umgekehrt. Sie machte eben den Versuch, neue Ordnung und Zucht zu schaffen.

Die alte Neigung, das Leben auszukosten, nun scheinbar berechtigt durch die Umstoßung der asketischen Ideen, trug noch immer böse Früchte. Die Verschwendung in Kleidung und Putz, in Gerät und Ausstattung der Festlichkeiten trotzte selbst den erhöhten Preisen; dem Trunk bis zur viehischen Völlerei huldigten ohne Unterschied alle Stände, und fast möchte man auch die oft bemerkbare Unfähigkeit der Fürsten diesem Laster zuschreiben. Der Hang zur Roheit durchlief alle Stufen bis zur Unflätigkeit, und die Unsittlichkeit suchte nicht bloß in der derben Zote ihre Befriedigung. In Maßlosigkeit, in Gemeinheit des Angriffes auf die Gegner entstand ein wahres Preisringen; St. Grobian war der Patron der Zeit. Die zeichnenden Künste und noch viel mehr die Schriftstellerei geben dafür die häßlichsten Zeugnisse.

Diese ererbten üblen Seiten des Volkslebens waren einst hervorgegangen aus der überschießenden Kraft, die dafür auf andern Seiten reiche Entschädigung bot. Da trat nun die traurige Erscheinung zu Tage, daß der sühnende Ausgleich nicht mehr erfolgte, nicht mehr möglich war. Die Bedingungen, unter denen er sich einst vollzog, bestanden teils nicht in der alten Weise fort, teils schwanden sie überhaupt dahin, die geistigen wie die wirtschaftlichen. Zu dieser Aenderung gab die Reformation nicht ausschließlich, doch in mancher Hinsicht den Grund.

Die Ideale, welche zu Anfang des Jahrhunderts die Geister bewegten, besaßen für die neue Zeit keine Zugkraft. Von der Reichsreform war es still geworden; man sprach noch mit Begeisterung vom deutschen Wesen, aber dachte nicht mehr an dessen politische Verkörperung durch das Kaisertum. Die Kirchenreform war erfolgt, denn auch die Katholiken durften die tridentinische Kirche als eine verbesserte betrachten. Die Behauptung des eigenen Bestandes, die jede Partei beschäftigte,

vermochte wohl die Geister anzuspannen, aber nicht zu Ungewöhnlichem und Neuem anzuspornen.

Die Reformation rottete noch nicht die alte Wissenschaft aus, zerbrach aber ihre Grundpfeiler. Deshalb mußte für weitere Arbeit ein neuer Träger gefunden werden. Als solcher bot sich von selbst der einstige Sturmbock, der Humanismus dar, und bei der ungemeinen Bedeutung, die er gehabt hatte, eignete er sich allein dazu. Auch an ihm war die Zwischenzeit nicht spurlos vorübergegangen. Die Ziele, die sich einst die Humanistik gesteckt hatte, waren teils erreicht, teils erwiesen sie sich als unerfüllbar. Viele ihrer Anhänger sahen mit Schmerz, wie die Beschäftigung mit der Theologie alle andern Gedanken überwucherte; der Protestantismus nahm sogar teilweise die Richtung, als ob Studium und Vernunft vor dem inneren Erkennen des Gewissens überflüssig seien. Da die Scholastik ebenfalls in Acht und Bann gethan war, leerten sich die Universitäten für längere Zeit erschreckend, und die Wissenschaften schienen gänzlich zu verfallen. Die wertvollste Errungenschaft der Humanistik, das Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen, blieb zum Glück der Zukunft erhalten. Da aber die unbegrenzte allseitige Begeisterung für das Altertum sich verflüchtigte, verlor der Humanismus seinen bestrickenden Glanz; er erhob nicht mehr zu reinen Aetherhöhen. Es ging ihm gerade wie der Reformation; wie diese sich in die Theologie einkapselte, verkümmerten seine allgemeinen Tendenzen zu einer einseitigen Hochschätzung der klassischen Sprachen, während die Beschäftigung mit ihnen zum praktischen Hilfsmittel für das Studium herabsank. Sie verringerte sich deswegen nicht, im Gegenteil, viel weiter verbreitet wurde sie formal und grammatisch tüchtig entwickelt. Auf den alten Sprachen erbaute sich der ganze Unterricht an den Universitäten, die beträchtlich vermehrt und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts meist wieder sehr gut besucht wurden, und ebenso an den zahlreich entstehenden höheren Lateinschulen, den Gymnasien, die zur Vorbereitung für die

Universitäten bestimmt waren. Ihr eigentlicher Schöpfer ist Melanchthon, dieser Gelehrte von staunenswerter Kenntnis, den ein ungünstiges Geschick hineingeworfen hatte in theologische Kämpfe, für die sich wohl sein Wissen und sein logischer Verstand, aber nicht seine weiche, nachgiebige Natur eignete. Mit vollem Recht als Lehrer Deutschlands gepriesen, entwarf er die Pläne für den Unterricht, die, wie seine Lehrbücher, das neue Schulwesen auf längste Zeit hin regelten.

Indem nun die Geistlichen, die Lehrer, die Juristen und Beamten mit den klassischen Sprachen groß gezogen wurden, entstand zwischen ihnen und dem Volke eine trennende Kluft. Zwar hatte auch das Mittelalter das Latein gelehrt als unumgängliche Voraussetzung alles Wissens, aber damals war es nur Werkzeug und in seinen Formen dem Leben anbequemt, während es jetzt Zweck des Unterrichts und möglichst auf die tote Sprache des Altertums zurückgeführt wurde. Vaterländischen Sinn, den der alte Humanismus nicht ausschloß, trugen die Schüler der Gymnasien nicht nach Haus, und zu einer nationalen Erziehung kam es noch nicht. Die Verbindung mit der deutschen Vergangenheit wurde abgebrochen.

Die Ausscheidung dieser an Zahl nicht unerheblichen gelehrten Stände ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Zeit. Meist aus dem Bürgertum hervorgegangen, erhoben sie sich über ihren Ursprung und drückten das bürgerliche Wesen herunter. Da die Schulen die deutsche Sprache nicht pflegten, die Wissenschaft sich ausschließlich des Lateins bediente, entfremdeten sich die studierten Klassen auch der deutschen Litteratur. Was von dem gelehrten Wesen in das Schrifttum durchsickerte, lagerte sich wie unverdaute Masse ab, mehr störend als veredelnd. Während das Mittelalter zuletzt eine Vervolkstümlichung des Wissens angestrebt hatte, geschah nun das Umgekehrte. Daher schritt der Verfall der Sprache weiter fort. Die Lutherischen Schriften mit ihrem prächtigen und mächtigen Wortgefüge bildeten in der allgemeinen Wüste nur eine Oase, in welcher der Hort für die

Zukunft aufgespeichert blieb. Satz und Vers verlotterten, Fremdwörter, lateinische und nachher französische, mischten sich in widerwärtigem Uebermaß ein.

Unter diesen Umständen konnten die deutschen Schriften nur auf die mittleren und unteren Schichten rechnen und mußten sich ihrem Bildungsstande anpassen. Die Litteratur blieb daher zwar volkstümlich, doch leider häufig nicht im guten Sinne. Die kirchliche Streitbarkeit, die sich fast in alle Gattungen eindrängte, schlug auch nicht zum Vorteile aus. Sonst fehlte es nicht an Erzeugnissen der mannigfachsten Art, denn außerordentlich viel wurde geschrieben und gelesen. Darin lag ein Fortschritt, der auch in der Vermehrung der Stoffe sichtbar wird. Sehr beliebt blieben die Volksbücher und die romanartigen Erzählungen. Auch das Drama fesselte weiter die Zuschauer und setzte viele Verfasser in Thätigkeit, obgleich durchschnittlich die Erfindungsgabe gering war. Nur zwei von diesen zahlreichen Schriftstellern vermögen ein mehr als wissenschaftliches Interesse zu erregen. Der wackere Hans Sachs in Nürnberg, der in seinem langen Leben unendlich viel dichtete und schrieb, ist bei seiner handwerksmäßigen Weise nicht ohne poetisches Gefühl und Gestaltungsgabe. Mehr bedeutet er als rechter Mann des Volkes, des mittleren Bürgertums, und bei ihm sieht man klar, wie sehr die Reformation einem inneren Bedürfnis entsprang und zu Herzen sprach. Der Straßburger Johann Fischart besitzt eine wunderbare Gabe zur Wortkünstelei und zur Umdeutschung von Fremdwörtern, dabei eine eigentümliche Phantasie, die oft ungezügelt und wüst hervorsprudelt. Mit manchmal brutaler Leidenschaft warf er sich gegen die römische Kirche und die Jesuiten auf. Ueberhaupt wird gleich von Anfang an bemerkbar, daß der Protestantismus in Deutschland litterarisch bei weitem mehr hervorbrachte als die Gegnerschaft.

Es war ein Mißgeschick, daß gerade in dem Augenblicke, wo die Deutschen die religiöse Eigenart durchkämpften, ihre

Litteratur und ihr Volkstum nicht mit fortschritten. An Stelle der überwundenen römisch-geistlichen Herrschaft trat die der klassischen Sprachen, welche den größten Teil des Volkes vom höheren geistigen Leben ausschloß. Doch ist nicht zu übersehen, daß die mittelalterliche Litteratur in deutscher und lateinischer Rede wenig Stoff enthielt, der unter den gegebenen Umständen hätte nutzbar sein können. Die klassische Litteratur stand im Einklang mit den Erscheinungen der Außenwelt und insofern in Gemeinschaft mit den Ideen, welche die Reformation eben hervorgerufen, wenn auch keineswegs ausgestaltet hatte. Das Studium der Alten führte zu belangreichen wissenschaftlichen Fortschritten, und nach dieser Seite hin ging der gute Einfluß des Humanismus nicht verloren. Indem man die Naturwissenschaften an der Hand der klassischen Schriften studierte, wirkte die unbefangene Betrachtungsweise auf den Geist befreiend und anregend. Copernicus, Johann Kepler und andre Gelehrte erschlossen die weiten Räume der Himmelswelt.

Die geschichtliche Litteratur begann sich zu spalten in Werke, die der unterhaltenden Belehrung oder der Forschung dienten. Die ersteren verfielen dem allgemeinen Schicksal der deutschen Schriftwerke. Die Religion drang natürlich auch hier ein, und die Geschichte als theologische Hilfswissenschaft mußte den Parteien die Beweise liefern. Das einzige große Geschichtswerk der Zeit, lateinisch geschrieben, des weltkundigen Sleidan Kommentarien, war dazu bestimmt, auf aktenmäßiger Grundlage das Recht der Protestanten zu erweisen. Auch die Theologie wurde zur historischen Forschung gezwungen und dadurch gelehrter und gründlicher. Einer der ungestümsten Theologen Lutherischer Schule, Matthias Flacius aus Illyrien, machte seine sonstigen Mißgriffe gut, indem er den großen Gedanken faßte, unterstützt von andern Gelehrten, an der Hand der Geschichte die Irrtümer des Papsttums nachzuweisen. Diese Magdeburger Kirchengeschichte, leidenschaftlich bis zur Un-

gerechtigkeit, legte gleichwohl die ersten Fundamente historischer Kritik für das frühere Mittelalter.

Von verschiedenen Seiten her wurde so der Forschertrieb angeregt, geschult und das ist nicht gering zu schätzen. Eine eigentliche Befreiung des Geistes erfolgte freilich noch nicht; der Aberglaube behauptete noch ein reiches Feld.

Der Teufel, in dem die Theologen den Schildknappen ihrer Gegner erblickten, gelangte zu hohen Ehren; alles, was auf Erden nicht gefiel, wurde ihm zugeschrieben. Daher erhielt sich auch der Glaube an Prophezeihungen, Vorzeichen und Wunderdinge und zu den verkehrten christlich-volksmäßigen Vorstellungen gesellten sich die der alten Römer und Griechen. Das alles zusammen steigerte den Hexenwahn zu schauerlichem Umfange; gräßliche Hekatomben wurden ihm in ganz Deutschland dargebracht.

Der Klassizismus drang auch in die Kunst ein. Die Baukunst, den Lehren des Vitruv folgend, nahm von ihm am meisten auf. Da Kirchen genug vorhanden waren, warf sie sich auf den weltlichen Bau, auf Schlösser und Wohnhäuser. Die Lust daran war außerordentlich stark; viele der größeren Städte gewannen erst damals das stattliche Aussehen, das uns so anspricht. Es entstand die deutsche Renaissance, nicht selten durch aus Italien verschriebene Meister ausgeübt. Sie behielt manches von der gotischen Neigung, in die Höhe zu streben, und verfiel darüber leicht in Steifheit, doch Bequemlichkeit und Pracht im Innern, reicher Schmuck der Außenseite zeichnen sie aus. Die Ornamentierung wird die Hauptsache; nicht selten überladen und bizarr, zeigt sie noch häufiger anmutige Schönheit und Linienreichtum.

Die Bildhauerei diente im reichsten Maße der Architektur und leistete Vorzügliches in den Zwischengebieten. Viele Beschäftigung gaben ihr die prächtigen Grabmäler, die den Ernst des Todes durch die Heiterkeit der Kunst milderten.

Daß die Fähigkeit, reizvolle, unerschöpflich wechselnde

Formen zu schaffen, auch unter dem klassischen Einfluß vollkommen erhalten blieb, beweisen die Kleinkunst mit den Schmiedearbeiten in Gold und Eisen und die Kunsttischlerei. Nur die zeichnenden Künste hielten nicht Schritt, hauptsächlich deswegen, weil die religiösen Bilder, in denen sich die seelische Erfindungsgabe so lange am reichsten geäußert hatte, in Abnahme kamen. Dürer und Holbein, die noch in der Vorzeit fußten, erhielten keine ebenbürtigen Nachfolger, denn der hausbackene Cranach ist mit ihnen nicht zu vergleichen. Soviel beide Meister den italischen Anregungen verdankten, sie verwerteten sie in freier geistiger Verfügung und bewahrten sich den offenen Blick für die Natur. Späterhin gereichte die Nachahmung antiker Formen dem Realismus nicht immer zum Vorteil. In Spielerei und gedankenleerer Allegorie verkümmerte die frühere frische Kraft. Die Vorliebe fürs Porträt zeigt indessen, wie sehr sich der Sinn auf die lebendige Gegenwart gerichtet hatte. Die Kunst wurde weltlich und den veränderten Zeitbedürfnissen anbequemt lernte sie manches Neue, namentlich die Beachtung und Schätzung des menschlichen Körpers. Unsicher umhertastend, gelangte sie indessen zu keinem festen Ideal, wie es die Vergangenheit in der Gotik gekannt hatte, und wurde daher nicht volkstümlich.

Wie in der Gelehrsamkeit, waltete auch in der Kunst eine Vornehmthuerei, die sich vom Volke abwendete und bei dem Ueberhandnehmen „antikischer" Formen stiegen nicht nur die fremden Künstler an Wert, sondern auch die heimischen trennten sich vom Handwerk oder es versiegte, wenn sie von ihm festgehalten wurden, der gegenseitige Lebenskraft spendende Einfluß. Damit hängt zusammen, wenn ein allerdings nicht sehr freigebiges Mäcenatentum auftritt, wenn Kunstsammlungen Schätze aller Art verschlossen vor den Augen der gemeinen Menge anzuhäufen beginnen, und größere Privatbibliotheken geschaffen werden.

Der Sammeleifer suchte seine Befriedigung daheim und

in der Ferne. Der Wunsch, andre Länder und Völker kennen zu lernen, führte zahlreiche Reisende durch ganz Europa, vornehmlich nach Italien und Frankreich, und manche kostbaren Kunstwerke und Handschriften kamen so nach Deutschland. Die Söhne der Fürsten pflegten jetzt von adeligen Hofmeistern und auch von wissenschaftlichen Lehrern geleitet sich im Auslande umzusehen, ebenso gingen dorthin Söhne reicher Kaufleute und auch die Studierenden liebten italienische oder französische Universitäten zu besuchen.

Diese Abwendung vom nationalen Wesen ist nicht lediglich der Reformation zuzuschreiben. Auch in den katholischen Gegenden stand es damit nicht anders, und die Jesuiten waren am wenigsten dazu angethan, deutschen Sinn zu schaffen. Wiederum ergoß sich über das deutsche Geistesleben ein fremder Strom, auch diesmal im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung des Abendlandes. Aufs neue galt es Verarbeitung und Umsetzung in Eigenbesitz. Das untere Volk blieb diesmal unberührt, dafür erhielt es einigen Ersatz durch Schulunterricht, der nun in den Städten und teilweise auch auf den Dörfern in größerer Ausdehnung erteilt wurde.

Mit geteilten Gefühlen übersieht man diese ganze Entwickelung, doch kann die Zeit nicht als eine verlorene bezeichnet werden. Die deutsche Renaissance brachte sehr viel Schönes hervor und in der Geschichte unsrer Kunst wäre sie gar nicht zu missen. Auch die Wissenschaft schnitt nicht ohne Gewinn ab; in der Litteratur war mindestens kein Rückschritt gegen früher zu verzeichnen und in ihr regte sich mit Anfang des neuen Jahrhunderts wieder ein besserer Geist. Der Schlesier Martin Opitz ging an die Erneuerung der deutschen Poesie, obgleich er vom Genie nichts in sich hatte. Ihm kam es darauf an, die allgemein übliche neulateinische Dichtung durch eine vaterländische zu verdrängen. Er übernahm dazu aus jener die antiken Versmaße, die dem Knüppelvers weit überlegen waren, und erwarb sich das Verdienst, die Messung der Silben

an Stelle der rohen Zählung zu setzen, indem er zugleich auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache drang. Im Jahre 1617 wurde zu Weimar „die fruchtbringende Gesellschaft“ gestiftet nach dem Muster italienischer Akademieen, um die freien Künste zu heben. Sie erklärte den Fremdwörtern den Krieg, redete der feinen Sitte das Wort, und wie ihr Oberhaupt, Ludwig von Anhalt, dem Fürstenstande angehörte, so vereinigte sie ohne Unterschied der Konfession Edelleute und bürgerliche Gelehrte.

Diese Veränderungen in Kunst, Wissenschaft und Litteratur waren zum guten Teil Folgen der allgemeinen Geistesentwickelung und traten ähnlich in fast allen europäischen Staaten ein. Ebenso gleichmäßig wandelten sich die staatlichen Zustände um, zum Vorteil der obersten Gewalt.

Vierter Abschnitt.

Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

Immer wiederholte sich in Deutschland dieselbe Erscheinung: alle Verhältnisse, welche die Teilgewalten begünstigten, schwächten das Kaisertum. So hat auch die Reformation dem Fürstentume die belangreichste Förderung gebracht. Sie setzte bereits Begonnenes fort und bestärkte es, denn schon vor Luther waren die Fürsten eifrig daran, ihre Regierung zu befestigen und auszudehnen. Neben der Reformation kamen ihnen auch von ihr völlig unabhängige Bedingungen zu statten.

Zunächst erweiterten sich die Befugnisse des Fürstentums über die bisherigen Grenzen.

In den protestantischen Ländern standen ihm jetzt Kirche

und Schulwesen zu, in den katholischen wenigstens ein sehr viel größerer Einfluß auf beide als früher. Aus der Durchführung der Finanzwirtschaft zogen die größeren Landesherren beträchtlichen Nutzen, weil sie nun über reichere Geldmittel geboten. Die Verwaltung, die früher durch Verpfänden und Verkaufen von Gerechtsamen eine schädliche Raubwirtschaft trieb, suchte jetzt wiederzuerlangen, zu vereinigen und zu vermehren. Schon war die Einsicht vorhanden, durch allgemeine Maßregeln die Erzeugungskraft des Landes zu heben; die praktische Nationalökonomie machte ihre ersten freilich noch unbeholfenen Versuche. Der Zug nicht bloß der fürstlichen Herrschlust, sondern auch des Bedürfnisses ging dahin, größere Verhältnisse zu schaffen, weil die Nachteile der bisherigen Zersplitterung erkannt wurden. Man fing an, viel zu regieren, und die Zeit der schriftlichen Verordnungen, der Reglements, der Statuten brach an. Besonders die Polizei im weitesten Umfange und Begriffe wurde von der Regierung zusammengefaßt und eifrig gehandhabt. Ebenso kam in das früher so verzettelte Gerichtswesen allmählich einheitliche Regel, für welche die auf den Reichstagen festgesetzten Ordnungen brauchbare Muster gaben. In den meisten Ländern wurden oberste Gerichte für Berufungen geschaffen, auch die juristischen Fakultäten erteilten als Spruchkollegien in streitigen Fällen Rechtsbelehrungen und Urteile. Das Vorbild für die Kriminaljustiz gab die 1532 vom Nürnberger Reichstage angenommene Karolina, die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die trotz ihrer grausamen, der alten Rechtsübung entlehnten Härte der Willkür steuerte und ein besseres Verfahren begründete. Seit der Mitte des Jahrhunderts etwa begegnete das römische Recht keinem Widerspruche mehr. Die studierten Beamten entzogen der alten deutschen Gemeindegerichtsbarkeit den Boden, nahmen aber zugleich den Kampf mit den feudalen Einrichtungen und Vorrechten auf. Da das Schöffenwesen verkümmert und unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr

zu beleben war, brachte diese Umänderung des Rechtswesens eher Vorteil als Schaden, drängte freilich das Volk zu Gunsten der obersten Gewalt vom öffentlichen Leben zurück und verschmolz Verwaltung und Rechtspflege.

Noch standen der fürstlichen Macht die Stände gegenüber. Wo die Reformation die hohe Geistlichkeit beseitigte, gewann der Fürst oder der Adel, meist der letztere. Das vornehmste Recht der Stände blieb die Steuerbewilligung; oft flossen die ausgeschriebenen Auflagen in eine besondere, von ihnen verwaltete Kasse, nicht in die landesherrliche. Doch entwickelten sich die Befugnisse der Stände durchschnittlich nicht über das bisherige Maß und die durch das römische Recht bedingte neue Auffassung vom Fürstentume war ihnen nicht günstig.

Dem Bauernstande wurde keine Erleichterung zu teil. Die Städte waren beflissen, mit Hilfe von fürstlichen Privilegien jede Handwerks- und Handelsthätigkeit dem Lande zu entziehen und für sich zu monopolisieren. Dem Landmanne, der längst schon nicht mehr alle seine Bedürfnisse durch Hausarbeit deckte, wurde dadurch nicht nur das Leben verteuert, sondern auch manche nützliche Anregung geraubt. Bei dem allgemeinen Steigen der Preise und dem Wachstum der Bevölkerung hatte er sonst ausreichend Absatz, allein seine Lasten wuchsen entsprechend. In Süddeutschland nahm der Adel, der die im Bauernaufstande zerstörten Burgen nicht mehr aufbaute, die Bewirtschaftung seiner Güter mehr in die eigene Hand, was dem Landmanne nicht eben förderlich war; in Norddeutschland, wo die Gutsherren sich stets mehr der ländlichen Thätigkeit gewidmet hatten, suchten sie ihren Besitz abzurunden und zu erweitern durch die Einziehung bäuerlicher Güter, durch das „Legen“ der Bauern, das zu vernichtendem Drucke ausartete. Auch die von grausamen Gesetzen unterstützte Jagdlust verdrängte manchen kleineren Landmann. Im Norden verschärften sich auch die verschiedenen Grade der persönlichen Unfreiheit und Hörigkeit. In jedem Falle verschlechterte sich, soweit es

noch möglich war, die Stellung des Bauern in der Gesellschaft. Er hatte hinzunehmen, was andre über ihn verhängten.

Uebrigens ging es dem Adel und dem Bürgertume nicht viel besser. Der Adel mußte auf seine selbständige kriegerische Thätigkeit verzichten und das Raubrittertum starb aus. Wer noch kriegerische Neigungen hatte, konnte sie nur im Solddienste oder im Auslande befriedigen; zahllose deutsche Herren haben in den Niederlanden und in Frankreich ihr Grab gefunden. Der Adel hatte ja seine bedeutenden Vorrechte und führte manchmal in den ständischen Versammlungen das große Wort; trotzdem war seine Unterordnung unter die Fürsten, unter die öffentliche Gewalt entschieden. Noch wählten wenige Adelige die Beamtenlaufbahn; im ganzen geriet der Stand in den Hintergrund.

Auch das Bürgertum lernte sich beugen. Die fürstlichen Städte, die früher fast unabhängig waren, mußten allmählich, nicht ohne Widerstand, das Joch der Herren auf sich nehmen und ihnen Eingriffe in die innere Verwaltung, in Polizei und Regelung des Zunftwesens gestatten. Seitdem das Fürstentum über das übrige Land verfügte, waren die Städte nicht mehr stark genug; der Veränderung des Kriegswesens durch die bessere Ausbildung der Truppen und die vermehrte Artillerie vermochte die bürgerliche Wehrverfassung nicht zu folgen. Auch in den Ständeversammlungen wichen die Bürger hinter den Adel zurück. Genau so stand es im Reiche; der Anschluß an die Reformation war die letzte politische That des Reichsbürgertums. Die Reichsstädte behaupteten allerdings ihre Selbständigkeit, die als alther verbürgte niemand antastete; nur die süddeutschen hatten dem Kaiser Karl nicht zu widerstehen gewagt und sich manche Verfassungsänderungen gefallen lassen müssen. Auf den Reichstagen bedeuteten jedoch die Reichsstädte sehr wenig. Das Bürgertum war nur noch ein wichtiger sozialer Stand, kein politischer mehr; seine Interessen verengerten sich

auf Nahrung und Erwerb. Die zahlreichen Gelehrten, die aus ihm hervorgingen, widmeten sich meistens dem fürstlichen Dienste.

Der allgemeine Wohlstand hatte sich sicherlich nicht vermehrt, doch ist schwer zu berechnen, ob er von seiner stattlichen Höhe wesentlich heruntergegangen war. Jedenfalls verfügten die großen Patrizierfamilien in den Städten noch über sehr beträchtliche Vermögen. Ein großer Segen lag in dem außerordentlich gebesserten Friedensstande, der den Reichsgesetzen und noch mehr der Ordnung in den Fürstenstaaten zu verdanken war. Nach dem schmalkaldener bis zum dreißigjährigen Kriege haben nur zwei bedeutendere Kämpfe deutsche Fluren heimgesucht, die Grumbachschen Händel, die sich um Gotha abspielten, und der Kölnische Krieg gegen Erzbischof Gebhard, und beide hatten keine große Ausdehnung. Brotlose Landsknechte und andres Gesindel trieben zwar noch viel Räuberei, es gab auch noch einzelne Fehden, aber sie verliefen recht zahm; mit dem fünfzehnten Jahrhunderte verglichen herrschte behagliche Ruhe. Der kriegerische Geist der Vorzeit war stark in Abnahme. Trotz der häufigen Pestepidemieen mehrte sich die Bevölkerung beständig, und die wirtschaftliche Politik wußte bereits dieses Wachstum zu schätzen und zu begünstigen.

Fraglich ist allerdings, ob auch die Arbeitsgelegenheit entsprechend zunahm. Auf dem Lande war das kaum der Fall und in den Städten nicht überall. Dazu kam als allgemeine Not das Steigen der Preise, das schon früher begonnen, seit der Mitte des Jahrhunderts etwa einen jähen Aufschwung nahm. Der Bergbau, mit Uebereifer betrieben, brachte fortgesetzt große Mengen Edelmetalls hervor und nun beeinflußte auch die reiche amerikanische Zufuhr den Markt. Dem kleinen Manne und den auf Renten oder bares Gehalt Angewiesenen wurde es recht schwer, durchzukommen. Um so mehr suchten diejenigen, welche ein sicheres Einkommen hatten, es sich zu erhalten. Die Zünfte vollendeten daher Abschließung und Zwang und blieben in

leiblicher Blüte, freilich auf Kosten einer freien Entwickelung. Zu den früheren Gewerben kam der sehr ausgedehnte Buchhandel hinzu, der seine Hauptstätte in Frankfurt und bald auch in Leipzig aufschlug. Leider legten ihm die Bücherverbote und die Zensur nicht nur große Hemmnisse, sondern auch persönliche Gefahren auf, da mancher Buchhändler seiner eingezogenen Waren verlustig ging, und sogar schwere Geldbußen und selbst Gefängnis zu erdulden hatte.

Der Binnenverkehr gedieh unter der Sorgfalt der Regierungen, die ihn zu würdigen wußten. In Süddeutschland behaupteten sich die alten Wege, welche Nürnbergs und Frankfurts Reichtum nährten, im Norden entspann sich ein heftiger Wettkampf, aus dem Hamburg, Leipzig, Breslau und Danzig als Sieger hervorgingen, die nun zu Hauptstapelplätzen wurden.

Auf diesen nordischen Straßen bewegten sich auch Erzeugnisse der außereuropäischen Weltteile. Früher kamen sie aus Italien durch Vermittelung Süddeutschlands, jetzt mehr von der Nordsee her. Noch bewahrte Venedig einen guten Teil seines alten Handels und auch die Verbindungen mit den süddeutschen Städten, nur hörte es auf, Sitz des Welthandels zu sein, seitdem die neuen Seewege nach Indien entdeckt waren. Deutschlands Handel ist keineswegs gleich von Anfang an durch diese Veränderungen des Weltverkehrs getroffen worden. Der Kaufmann verstand es sofort, mit Lissabon, dem neuen Mittelpunkte, Fühlung zu nehmen, wobei hauptsächlich Antwerpen den Vermittler machte.

Leider hielt dieser Zwischenzustand nicht lange vor. Die politische Schwäche des Reiches, die auch die Glieder lähmte, hat gerade an diesem Wendepunkte unselige Folgen gehabt. Auch auf deutscher Seite fehlten nicht ganz Versuche, drüben in der neuen Welt Kolonialbesitz zu erwerben, wie die Augsburger Welser sich von Karl V. Venezuela übertragen ließen. Wo indessen keine größere Macht, kein stärkerer Zusammenhang dahinter standen, mußte der Vortritt andern glück-

licheren Nationen überlassen werden. Deutschland blieb ausgeschlossen vom Kolonialerwerb, wie von der überseeischen Schiffahrt. Der schwerste Schlag war die Trennung der Niederlande, die daraus folgende Sperrung der größten Lebensader, des Rheins. Holland wurde der siegreiche Mitbewerber auch da, wo bisher die Deutschen allein geherrscht hatten, in der Nordsee und in der Ostsee.

Noch einmal versuchte der verwegene Bürgermeister von Lübeck Jürgen Wullenweber an der Spitze der städtischen Demokratie mit Hilfe eines gewaltigen Bauernaufstandes in Dänemark die Herrschaft in den nordischen Gewässern zu erkämpfen. Besiegt und von der Vaterstadt verstoßen, erlitt er 1537 den Tod durch Henkershand. Fortan ging es mit der Hansa abwärts. Obgleich in Skandinavien die Reformation im Anschluß an das Luthertum erfolgte und der deutschen Litteratur und Wissenschaft weite Pforten öffnete, führte sie dort auch zur Erstarkung der nationalen Kräfte, welche die Bevormundung durch die Hansa nicht mehr duldeten. In Dänemark und Schweden fielen ihre Privilegien, während England unter Königin Elisabeth sie endlich ganz ausschloß. Die Hansa verstand nicht, den veränderten Verhältnissen nachzugeben; statt durch Gewährung der Verkehrsfreiheit sich einen Teil zu retten, klammerte sie sich einseitig an ihre alten Privilegien, die zu erhalten die Macht fehlte. Der niederländische und der englische Handel eroberten die nordischen Gewässer; die Ostsee hörte auf, ein deutsches Meer zu sein. Auch der Rest des ehemaligen deutschen Ordenslandes kam unter fremde Herrschaft. Esthland eroberte Schweden; der Landmeister Konrad Kettler nahm 1561 Kurland als weltliches Herzogtum zum Lehen von Polen, dem er Livland abtrat.

Wurden diese Schläge augenblicklich noch nicht in ihrem vollen Umfange empfunden, auf die Dauer waren sie nicht zu verwinden. Der Verkehr im Inlande bot nicht genügende Entschädigung, da er meist den Umsatz fremder Waren, weniger den

Eigenhandel betrieb, und für die Städte, die noch emporkamen, gingen weit mehr andre zurück. Die Zollschranken im Innern, die Sondergerechtsame der einzelnen Städte, die mangelhafte Münze, deren Verbesserung vergeblich angestrebt wurde, hemmten jetzt viel stärker, als ehedem, wo das Ausland nur der bereitwillige Abnehmer war, während es jetzt als Mitbewerber, selbst als Feind auftrat. In der mächtigen Weltumänderung hätte Deutschland einen ausreichenden Platz nur behaupten können, wenn es an den ozeanischen Reisen teil nahm. Selbst der Vermittelungshandel mit den Kolonialwaren einführenden Staaten wurde ihm langsam entwunden. Der alte Mißstand, daß es an den Küsten der Nordsee und der Ostsee keine größeren deutschen Staaten gab, wurde jetzt geradezu zum Unglück. Während in andern Reichen das Kapital anschwoll, blieb es hier stehen, aus Mangel an fruchtbarer Anlage. Deutschland verlor seine Absatzgebiete, sah Ausfuhr und Durchfuhr vermindert, die Einfuhr vermehrt. Hier zeigte sich so recht, wie das wirtschaftliche Gedeihen von politischen Verhältnissen abhängt.

Auch ein konfessionell einiges Deutschland, ob katholisch oder protestantisch, wäre zu keinem erfreulicheren Ergebnis gelangt, denn die wichtigste Vorbedingung, um in die Weltverhältnisse thätig einzugreifen, würde es auch nicht gewährt haben, die politische Einheit. Die bisherige deutsche Weise hatte eine geraume Zeit die Kräfte geschürt und an den einzelnen Stellen herrlich entwickelt, aber sie nicht nur nicht zusammengefaßt, sondern teilweise sogar in Gegnerschaft gesetzt. Da that Hilfe dringend not. Man empfand auch dunkel, der mittelalterlichen Kraftvergeudung müsse ein Ende gemacht und mindestens in den kleinen Zuständen, in denen man unrettbar gefangen war, einiger Zusammenhang geschaffen werden. Den einzigen, wenn auch dürftigen Zufluchtshafen bot das bisher von allen beargwöhnte Fürstentum. Man muß es so manchem großen Herrn der damaligen Zeit lassen, daß er sich dieser

Anforderungen mit Verstand und Beflissenheit annahm, und da die Fürsten sich noch nicht als Uebermenschen fühlten und den Unterthanen schlicht und ungezwungen begegneten, nahm auch der alte Haß gegen sie ab. Das Bürgertum fing bereits an, in dem Fürstentume einen Fortschritt gegen den Lehnsstaat zu erkennen. Die Deutschen mußten erst aus Genossenschaftsgliedern zu Staatsbürgern werden, wie der damalige Soldat die alte, nur auf persönlichen Mut berechnete Kampfesweise aufgab und in Reih und Glied fechten lernte.

Solche Wendungen bereiteten sich merkwürdigerweise zu einer Zeit vor, wo der Individualismus in der Religion siegreich durchgebrochen war. Auf der Reformation allein beruhte also noch die Zukunft jener deutschen Sinnesart, die Möglichkeit, sie in spätere Zeiten hinüberzuretten. Doch auch in der Religion war dieser Trieb, das eigene Sein walten zu lassen, schwer bedroht. Ihm standen in den protestantischen Ländern selbst die Verstaatlichung der Kirche und der Zwang des neuen Dogmatismus entgegen. In der Wissenschaft und Litteratur hinderten seine Entfaltung der formale Betrieb der klassischen Sprachen und deren Bevorzugung, die zur Verachtung der deutschen Rede und der Volksüberlieferungen führte. Endlich — und hier lag die größte Gefahr — die alte Kirche, wiedergeboren und von Tag zu Tag siegesgewisser, rüstete sich, die ihr angethane Schmach zu tilgen und von neuem ihre Gesetze dem ganzen Volke aufzuerlegen.

Fünfter Abschnitt.

Der Dreißigjährige Krieg.

Während die Fürsten in ihren Ländern die Ungebundenheit zurückdrängten, bestanden sie dem Reiche gegenüber auf einer schrankenlosen Libertät. Glichen sich darin Alt- und Neugläubige, so lag für letztere nun doppelter Grund vor, die Reichsautorität zu bestreiten. Da auf den Reichstagen die evangelische Minderheit einer katholischen Mehrheit gegenüberstand, welche die Aenderung des Religionsfriedens ablehnte, mußte sie darauf denken, wie sie sich vor den Folgen der Ueberstimmung decken möchte. Es lag nahe, den schon 1529 aufgestellten Satz, in religiösen Sachen gelte keine Mehrheit, auszudehnen auf alle ungünstigen oder unbequemen Fälle. Die von der Pfalz geleitete Partei ergriff die Obstruktionspolitik als einzige Auskunft, obgleich durch sie das Reich völlig gelähmt werden mußte. Als 1598 die Mehrheit gegen ihren Einspruch dem Kaiser eine große Türkenhilfe bewilligte, bestritt sie ihr das Recht dazu und verweigerte die Zahlung. Bald kamen zu dem Streite über das Stimmrecht der Bistumsadministratoren neue Zwistigkeiten der Reichsgerichtsbarkeit wegen, die das Recht der Protestanten an den eingezogenen Kirchengütern in Frage stellte, und nur der kaiserlichen Vermittlung war es zu verdanken, wenn der Reichstag von 1603 noch mit einem gemeinsamen Abschiede schloß. Er sollte der letzte sein für fast ein halbes Jahrhundert!

Mit unendlichem Argwohn beobachteten sich die beiden Parteien. In dieser Spannung schien ein Ereignis alle Befürchtungen der Protestanten zu bestätigen. In der protestantischen Reichsstadt Donauwörth wurde eine der Bevölkerung zum Trotz veranstaltete katholische Prozession beschimpft und zer-

sprengt. Der Reichshofrat verhängte daher die Acht, die Herzog Maximilian von Bayern, gereizt durch den Uebermut der Bürgerschaft, nachdrücklich vollzog. Er hielt darauf die Stadt als Pfand für seine Auslagen besetzt. Deshalb platzten 1608 auf dem Reichstage zu Regensburg die erhitzten Geister heftig aufeinander. Da die Protestanten weder Abstellung ihrer Beschwerden noch Sicherung gegen weitere Anfechtungen erlangen konnten, erließen sie mit Ausnahme Kursachsens eine Erklärung und entfernten sich vom Reichstage, der darauf ohne Schluß auseinander ging.

Die Aufregung brachte nun endlich den längst geplanten Bund zum Abschluß. Im Mai 1608 vereinbarten Kurpfalz und Pfalz-Neuburg, Württemberg, Baden und Ansbach eine Union zum Schutz gegen Beeinträchtigung der Reichsverfassung, im Notfall mit kriegerischer Macht. Die Hilfe des Auslandes zu gewinnen, lag von vornherein im Plan. Bald wuchs der Bund, indem Brandenburg, Hessen-Kassel und eine Anzahl Städte beitraten. Ihm gegenüber gründete Herzog Maximilian mit den drei geistlichen Kurfürsten und andern Bischöfen Anfang 1610 die „katholische Defension", die nachher Liga genannt wurde, zur Verteidigung der katholischen Religion und des Friedens im Reiche. Beinahe wäre schon damals ein großer Kampf ausgebrochen. Das Aussterben des Herzogshauses in Jülich-Kleve hatte einen Erbfolgestreit veranlaßt, der europäische Bedeutung gewann. Da Spanien sich hineinmischte, wollte König Heinrich IV. von Frankreich im Einverständnisse mit der Union eben den Feldzug eröffnen, als ihn ein plötzlicher Tod durch die Mörderhand des Franz Ravaillac ereilte. So zog sich der Streit in örtlicher Begrenzung hin, wenn auch unter Beteiligung der Fremden.

Inzwischen war das Kaiserhaus durch innere Zwietracht in Anspruch genommen. Kaiser Rudolf, der durch seine unglücklichen Eigenschaften die Erblande ins Verderben stürzte, wurde von seinem Bruder Matthias genötigt, ihm erst die

Regierung von Ungarn, Oesterreich und Mähren, dann auch die von Böhmen und Schlesien abzutreten. Unter thörichten Entwürfen, die Macht, die er nicht auszuüben verstand, wieder an sich zu bringen, starb der Kaiser im Januar 1612. Zu seinem Nachfolger erkoren die Kurfürsten einhellig Matthias, weil keine andre Wahl übrig blieb. Ein gutmütiger, bequemer und prachtliebender Herr, beabsichtigte er bei aller katholischen Gesinnung, einigermaßen den Protestanten willig zu sein. Aber schon war der Zwist im Reiche zu tief eingefressen. Auf dem Regensburger Reichstage 1613 forderten die Mitglieder der Union, ehe sie eine Hilfe gegen die Türken gewähren wollten, Genugthuung für ihre Beschwerden, und zwar lediglich durch freie Vereinbarung. Als die katholischen Stände dagegen das Recht der Majorität festhielten, verweigerte der pfälzische Anhang die Teilnahme an den Verhandlungen.

Ein friedlicher Ausweg aus diesem Verfassungsstreite ließ sich nicht finden. Solange die katholische Mehrheit auf den Reichstagen entschied, war auf eine Aenderung nicht zu hoffen, die Minderheit hatte vielmehr noch weitere Feindseligkeiten zu befürchten. Deshalb blieb ihr, die gleichfalls jede Nachgiebigkeit verschmähte, nichts übrig, als die gegenwärtige Reichsverfassung anzufechten. Die Unierten behaupteten zwar, ihr getreu zu sein, und beschuldigten die Gegner, sie widerrechtlich anzuwenden, aber eine andre Auslegung konnten sie höchstens mit Gewalt erzwingen. Denn ihr Vorschlag, nur gütlichen Vergleich entscheiden zu lassen, war unausführbar, während die wichtigsten Rechtsfragen schwebten und die Geister vor Aufregung zitterten.

Vom strengen Rechtsstandpunkte aus beurteilt waren die Unierten die Umstürzler. Thatsächlich jedoch bezweckten sie nur sich zu decken, während die Verteidiger des bestehenden Rechtes den Angriff vorbereiteten. Die Wünsche der katholischen Eiferer gingen noch über die Erhaltung der Reichsverfassung hinaus und der Jesuitenorden sah seine Zwecke erst

erfüllt, wenn ganz Deutschland wieder katholisch wurde; manche seiner Genossen predigten offen und siegesgewiß den Kampf gegen die Ketzer. Die Katholiken hielten fest zusammen, in gleichmäßiger Begeisterung für ihre Religion; auf der andern Seite war nur die wenig vermögende Pfalz nach wie vor kriegerisch gestimmt, weil die meisten Glieder der Union nur Verteidigung beabsichtigten und Sachsen wie immer höchst friedlich dachte. Die Katholiken wollten vollzogene Thatsachen rückgängig machen, die Protestanten sie aufrecht erhalten. Für sie handelte es sich dabei um die Existenz, während der spätere Ausgang des Kampfes zeigte, daß die römische Kirche auch ohne die begehrte Wiederherstellung bestehen konnte. Diese Lehre mußte freilich erst teuer erkauft werden. Damals war eine solche Entsagung noch nicht zu verlangen und die Katholischen schätzten die gegnerischen Kräfte weit über das richtige Maß, wie sich später ergab; für die pfälzischen Umtriebe machten sie alle Protestanten verantwortlich. Jede Partei hegte eben die Ueberzeugung, die andre wolle sie vernichten.

Insofern ist für die nachfolgenden furchtbaren Ereignisse keine Partei ausschließlich verantwortlich zu machen, und die Geschichte kann überhaupt nicht, wie ein Rechenexempel, den Grad der Verschuldung eines jeden ziffermäßig nachweisen. Man darf wohl sagen, die Schuld der Protestanten lag in der Vergangenheit, die der Katholiken in der Gegenwart. Wie sich nachher die Dinge entwickelten, waren es jedoch die letzteren, die den Krieg ins engere Reich hineinspielten und ihn zu einem allgemeinen der beiden Bekenntnisse machten.

Uebrigens war die Kriegslust auf beiden Seiten nicht allzu groß. Vielleicht hätte sogar trotz der gegenseitigen Erbitterung ein weiteres Hinausschleppen zum allmählichen Ausgleich geführt, weil man sich bei dieser unzulänglichen Reichsverfassung zur Not auch ohne Reichstage und Reichsgericht behelfen konnte. Nicht im eigentlichen Deutschland brach die Kriegsfurie los.

Es ist unmöglich zu sagen, ob mehr die Religion oder andre Verhältnisse den Anfang des dreißigjährigen Krieges veranlaßten. In den österreichischen Erblanden besaßen die Stände, in denen der Adel vorherrschte, große Rechte; indem sie diese zur Behauptung des Protestantismus benutzten, suchten sie um ihres von dem Herrscherhause verfolgten Glaubens willen ihre Selbständigkeit noch zu vermehren. So bewogen ständische und religiöse Rücksichten in gleicher Weise zur möglichsten Beschränkung der Regierung, und da durch alle habsburgischen Gebiete das gleiche Interesse ging, strebten deren Stände nach Vereinigung. Von der Feindschaft zwischen Kaiser Rudolf und dessen Verwandten zogen sie den größten Vorteil und die Böhmen benutzten 1609 die günstige Gelegenheit, dem Kaiser den Majestätsbrief abzuzwingen, der ihrer Auffassung nach die vollkommenste Religionsfreiheit und sogar zu ihrem Schutz in den Defensoren eine Art selbständiger Behörde gewährte. Auf katholischer Seite legte man jedoch den Brief anders aus. Als nun die böhmischen Herren am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räte, denen man die Schuld für die ablehnende Haltung des Kaisers zuschrieb, aus den Fenstern des Prager Schlosses in die Tiefe des Grabens hinabstürzten, war die Rebellion in gewaltsamster Weise erklärt. Sie richtete sich gegen die habsburgische Herrschaft. Die entzündete Flamme sollte nicht so bald erlöschen.

Der Kaiser Matthias wurde beiseite geschoben, und sein Neffe Erzherzog Ferdinand leitete fortan die österreichische Politik, derselbe, welcher seine Erblande mit solchem Nachdruck wieder katholisch machte. Die Böhmen hatten ihn gegen Bestätigung des Majestätsbriefes bereits als künftigen König angenommen. Ferdinand war klein, unschön, mit blauen, kurzsichtigen Augen und rotbraunem Haar. Ein wohlbeleibter, behäbiger Herr, liebte er die starke Bewegung auf fröhlicher Jagd, Musik, Schauspiele und Pracht, doch lebte er dabei mäßig und streng sittlich. Freundlich, heiter, thätig, wohlwollend, vorsorglich für die

Armen, nachsichtig gegen seine Umgebung, bis zur Verschwendung freigebig, wäre Ferdinand ein mittelmäßiger, doch beliebter Herrscher geworden, wenn ihn nicht sein Schicksal in Verhältnisse gesetzt hätte, denen sein beschränkter Verstand nicht gewachsen war. Von Jesuiten erzogen, hatte er eine zu einseitige Bildung empfangen, als daß er durch Kenntnisse die Mängel seiner Begabung hätte ergänzen können. So war in dem Fürsten nur eine Seite entwickelt, die kirchliche. Schwach veranlagten Naturen ist in der Regel eigen, daß sie das Wenige, was sie zu begreifen vermögen, mit unerschütterlicher Zuversicht als die einzige Wahrheit festhalten. Findet dabei noch ihre Selbstsucht Befriedigung, dann gibt es für sie kein Abweichen von der vorgezeichneten Linie. Aus solchem Holz werden nicht Helden oder Märtyrer, sondern Fanatiker geschnitzt. Ferdinand hatte gelernt, die katholische Kirche sei die allein richtige, könne einzig den Himmel öffnen, und wer für sie wirke, verdiene sich den Lohn der Heiligen. Täglich wiederholten ihm das seine Beichtväter, und die weltlichen Minister, unter ihnen manche Konvertiten, gaben ihm entsprechende Ratschläge. Zudem war Ferdinands Gutmütigkeit mit einem starken Gefühl seiner Persönlichkeit gepaart, so daß er angethane Beleidigungen nicht leicht vergaß. In dieser Verbindung kirchlicher und persönlicher Neigungen entwickelte er sich zu dem Unglücksstifter für Deutschland, als welcher er in der Geschichte fortlebt. Ferdinand ist ein Beweis, wie wenig bloße Kirchlichkeit das Herz veredelt und wie weit sie sich von wahrer Religion entfernen kann. Sobald seine Seligkeit in Frage kam, ließ er alle Rücksichten schweigen. Der Liebhaber von edlen Pferden hetzte sie zu Tode, wenn ihn die Jagdlust zu lange gefesselt hatte, um noch zur Messe zurecht zu 'kommen, und so verhängte der sonst menschenfreundliche Herrscher über Millionen unsäglichen Jammer, um sich den Himmel zu erzwingen. Nicht wie Ludwig XIV., dessen Hochmut nicht ertragen konnte, daß die Unterthanen einen andern Glauben zu bekennen wagten, als der König, machte Ferdinand

seine Bekehrungen, sondern um ein gutes Werk für sich zu verrichten. Nebenbei war er auch überzeugt, jenen Unglückseligen eine Wohlthat zu erweisen, denn er dachte, besser verderbt als verdammt. Daher ließ er selbst in den schwersten Zeiten nicht von seinen Plänen ab. Ob diese Festigkeit allein das Haus Oesterreich erhalten hat, wie man ihm nachrühmt, ist mehr als zweifelhaft, denn ohne die Unterstützung andrer wäre Ferdinand wahrscheinlich verloren gewesen; jedenfalls hätte er mit einiger Milde und Mäßigung seinen Landen mehr genützt. Als Kaiser belastete er sich mit dem Vorwurf, daß er den Krieg ins Reich verpflanzte und einen rechtzeitigen Ausgleich unmöglich machte, und daß er trotzdem die reichen Machtmittel, die ihm aus dem Siege zuflossen, nicht für das Kaisertum zu verwenden wußte. Weder Feldherr, noch Staatsmann, noch Verwalter, abhängig von seiner Umgebung, brachte Ferdinand zum Herrscher nichts mit, als seine kirchliche Befangenheit.

War Ferdinand das stürmische Herz des Katholizismus, so war Herzog Maximilian von Bayern, gleichfalls ein Jesuitenzögling, dessen berechnender Kopf. Durchaus selbständig, verschlossen, fast düster, überragte er an Geist, Wissen wie an sicherer Thatkraft weit den Kaiser, dem er sonst an schwärmerischer Frömmigkeit glich. Wiewohl auch ihn die Sorge um das eigene Seelenheil, wie die Sehnsucht nach vollständigem Siege seines Glaubens leitete, überschaute er ruhiger als der Kaiser die Möglichkeiten. Dennoch trug Maximilian die Mitschuld an dem größten Fehler, den der Katholizismus beging, an dem Erlaß des Restitutionsedikts, wie er auch den Donauwörther Fall erst dadurch, daß er die Stadt behielt, zu einer offenbaren Rechtsverletzung machte. Denn die Begierde nach Gewinn war in dem Herzoge sehr mächtig und wenn er sie auf Kosten der Protestanten befriedigen konnte, würdigte er nicht die unausbleiblichen Folgen. Nur zum Schaden der katholischen Kirche wollte er sich nicht bereichern und alle Versuchungen, die in dieser Beziehung an ihn herantraten, wies

er standhaft zurück. Trotzdem hat Maximilian der katholischen Sache nicht entfernt so genützt, wie er konnte, wenn er ihr ohne andre Rücksichten gedient hätte. Er hegte starke Abneigung gegen das habsburgische Haus, das seiner Ansicht nach die Wittelsbacher stets mit Undank belohnt hatte; zugleich schlug er die Libertät der deutschen Fürsten hoch an. Er hatte für das Reich wirkliches Interesse und wie er fürchtete, die Protestanten, namentlich die Calvinisten, möchten es ins Verderben stürzen, wollte er andrerseits Deutschland nicht der habsburgisch-spanischen Politik preisgeben. Sein Land regierte er als strenger, allgebietender, arbeitsfreudiger, sparsamer und wohlwollender Verwalter. Die furchtbaren Kriegsnöte, an denen er Mitschuld trug, vereitelten seine Bemühungen um äußeren Wohlstand; gleichwohl hat er das Ansehen seines Hauses mächtig gehoben. Obgleich Maximilian sich nicht der besten Gesundheit erfreute, erreichte er durch seine sittliche und einfache, fast mönchische Lebensweise ein hohes Alter, so daß seine Regierung den ganzen Krieg überdauerte.

So bedeutende Persönlichkeiten wie der bayerische Fürst fehlten auf der gegnerischen Seite ganz. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz war ein junger, hübscher und eleganter Mann, sonst unselbständig, unklar, mit großer Selbstüberschätzung, die in Verzagtheit umschlug, wo Entschlossenheit notthat, und sich aufbäumte, wo Fügsamkeit ratsam war. Sein vornehmster Berater war Fürst Christian von Anhalt, in dem die calvinistische Kampfeslust brannte, der Begründer der Union. Durch glänzende, vielseitige Bildung und nüchterne Lebensweise vor seinen fürstlichen Zeitgenossen ausgezeichnet, würde er vielleicht Großartiges geleistet haben, wenn Deutschland für eine gesunde Entfaltung seiner Fähigkeiten Raum geboten hätte. Christian verfolgte beharrlich die Idee eines großen europäischen Bündnisses gegen den Katholizismus, und es gab kaum ein Land oder ein wichtiges Ereignis, das er nicht in seine rastlosen Berechnungen hineingezogen hat. Sie waren

manchmal überkühn und überspannt, aber wenn seine Pläne sich oft als Wasserköpfe auf schwachen Beinen erwiesen, trugen andre mehr die Schuld daran als er.

Die brandenburgischen Kurfürsten dieser Zeit waren wackere Leute und gute Landesväter, nur nicht zu großen Dingen geschaffen. Indem Johann Sigmund persönlich Calvinist wurde, ohne die lutherische Religion seines Landes zu ändern, kamen die Hohenzollern in eine eigentümliche Stellung zwischen den beiden Konfessionen. Seinem Sohne Georg Wilhelm, der Ende 1619 die Regierung übernahm, fehlten staatsmännische Fähigkeiten gänzlich, so daß von ihm die protestantische Sache kaum etwas zu erwarten hatte. Noch weniger durfte sie auf den Kurfürsten von Sachsen rechnen, der vermöge seiner Macht ihr Schutzherr hätte sein müssen. Der derbe Johann Georg, der, wie Maximilian von Bayern, die ganze Zeit des Krieges durchlebte, war in seiner Weise eine Kraftnatur, ein mächtiger Trinker, ein großer Jäger und nicht übler Verwalter. Als starrer Lutheraner ein abgesagter Feind der Calvinisten, wollte er von der Pfalz und der Union nichts wissen; auch mit Brandenburg stand er schlecht und die ernestinische Linie in Weimar war ihm verdächtig. Deswegen hielt er, wie fast alle seine Vorgänger, getreu zu dem Kaisertum und auch die Reichsverfassung dünkte ihm erhaltenswert. Bei dieser Gesinnung konnte der Kurfürst die ordnende Schwerkraft im Reiche sein und auf die Parteien zum Frieden nützlich einwirken, wenn er nur nicht so kleinliche Gesichtspunkte gehabt hätte. Ohne Verständnis für die Gefahren, denen das gesamte Protestantentum ausgesetzt war, verfolgte seine Reichspolitik nur sächsische Interessen. Nichts, was Johann Georg gethan hat, ist klarem Entschluß entsprungen und nichts mit selbstbewußtem Nachdruck ausgeführt worden. Das protestantische Deutschland war führerlos, uneinig, dem Gegner kaum gewachsen.

König Ferdinand ging entschlossen daran, den böhmischen

Aufruhr, der die gesamten österreichischen Lande mit sich zu reißen drohte, zu bekämpfen. Da starb Matthias.

Ferdinand bewarb sich um die Kaiserkrone. Nur der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz arbeitete gegen ihn, doch auch er fügte sich der Mehrheit. Am 28. August 1619 fand in Frankfurt die Wahl Ferdinands statt. Zwei Tage vorher war Friedrich in Prag von den Böhmen zum Könige erkoren worden. Er nahm an, in der Hoffnung auf seinen Schwiegervater, den englischen König Jakob, auf die Union und auf die Empörung fast aller österreichischen Länder gegen Ferdinand. Nur kurz war seine Herrlichkeit. Die Böhmen hatten alles von ihm erwartet und sahen sich enttäuscht; die Stände zerrütteten das Land durch ihre zuchtlose Wirtschaft, statt es in Verteidigungszustand zu setzen. England und die Union ließen Friedrich im Stiche, der Kurfürst von Sachsen unterwarf dem Kaiser die Lausitz und Schlesien, die Hauptarbeit that der Herzog Maximilian von Bayern als Führer der Liga, deren Truppen das böhmische Heer am weißen Berge vor Prag zersprengten. Damit war das Geschick des Protestantismus im Osten entschieden. Die Union löste sich auf, und nur Parteigänger Friedrichs, der habgierige Söldnerführer Ernst von Mansfeld, der kraftstrotzende Herzog Christian von Braunschweig und der fromme Markgraf Georg Friedrich von Baden führten den Krieg um die Pfalz fort, bis sie alle besiegt wurden.

Wenn Ferdinand den Majestätsbrief als verwirkt erklärte und in Böhmen und Oesterreich die katholische Religion mit schonungsloser Gewalt herstellte, so ließ sich ihm das äußere Recht dazu nicht absprechen. Aber indem er den Spaniern die Pfalz überließ, welche sie zusammen mit der Liga erobert hatten und in der sie alsbald das Werk der Katholisierung begannen, und indem er durch die Uebertragung der Kurwürde auf Bayern auch im Kurfürstenkollegium eine katholische Mehrheit schuf, ging er bereits zum Angriff gegen den Protestantismus im Reiche über.

Norddeutschland, das der Krieg schon mehrfach berührt hatte, mochte sich hüten. Auch Frankreich, besorgt über die Ausdehnung der habsburgischen Macht, trat ihm unter der Leitung Richelieus in den Weg und suchte die deutschen Fürsten zum Widerstande zu reizen. Gleichwohl blieb Sachsen weiter auf der Seite des Kaisers, Brandenburg ermangelte der Thatkraft. Nur König Christian von Dänemark, der als Herzog von Holstein dem niedersächsischen Kreise angehörte, ging auf die Anerbietungen des Auslandes ein; ihm lag vornehmlich daran, norddeutsche Bistümer an sein Haus zu bringen. Zögernd folgte dem Könige die Mehrheit des Kreises, die ihn zum Obersten wählte; er schloß darauf Bündnisse mit England und Holland. So flammte der Krieg, hauptsächlich durch die Fremden geschürt, wieder auf.

Tilly, der Feldherr der Liga, und Wallenstein, der kaiserliche Oberbefehlshaber, erfochten 1626 entscheidende Siege über den Dänenkönig und Mansfeld. Nun glaubte der Katholizismus die lang ersehnte Stunde der Abrechnung gekommen. Das kaiserliche Restitutionsedikt vom März 1629 verfügte die Rückstellung aller seit dem Passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren Güter, die Besetzung aller seit dem Augsburger Religionsfrieden evangelisch gewordenen unmittelbaren Stifter mit katholischen Prälaten, denen zugleich das Recht zugesprochen wurde, alle Landesinsassen zu ihrer Religion zu bekehren oder auszuweisen; endlich erklärte es alle nicht der Augsburgischen Konfession angehörigen Sekten, also die Calvinisten, für ausgeschlossen von dem Religionsfrieden.

Die gehässigste, nicht einmal in allen Stücken richtige Auslegung des veralteten Gesetzes sollte erzwungen werden. Der religiöse Fanatismus steigerte sich in dem Siegesrausche zum Wahnsinn, denn jeder Verständige — und auch unter den Katholiken fehlten sie nicht — mußte sich sagen, daß eine solche Verfügung erst mit der Ausrottung des Protestantismus bis auf die letzte Wurzel durchführbar war. Siebzig Jahre

Geschichte ließen sich nicht mit einem Federzuge ausstreichen. Jetzt erst wurde der Krieg zu einem wirklichen allgemeinen Religionskriege bis aufs Messer, denn das Edikt galt auch den protestantischen Fürsten, die sich bisher neutral gehalten hatten, sogar dem kaisertreuen Sachsen. Nicht rein religiöser Eifer verhängte das Furchtbare über Deutschland, sondern hinter dieser Maske verbarg sich schnöde Habsucht. Die Liga wie der Kaiser wollten sich bereichern, und alsbald gerieten die Gierigen über die gewaltige Beute in Zwist.

Zugleich regte sich in Maximilian der Wittelsbacher und der über die Libertät wachende Reichsfürst. Er wollte weder das Kaisertum übermächtig werden, noch das Reich durch die Verbindung mit Spanien in einen Weltkrieg treiben lassen, wohl auch sich und der Liga vollen Anteil an der Beute sichern; der Triumph der katholischen Kirche in Deutschland schien ihm bereits unanfechtbar. Unterstützt von Frankreich und dem Papste beraubte er den Kaiser des Mannes, auf welchem Ferdinands Erfolge allein beruhten, indem er ihn nötigte, Wallenstein zu entlassen. Der Kurfürst bewies damit, daß auch der völlige Sieg des Katholizismus nicht zu einer festeren Reichsverfassung unter kaiserlicher Obmacht führen konnte.

Zur selben Zeit erschien ein neuer Streiter des besiegten Glaubens auf deutschem Boden. Der schwedische König Gustav Adolf, ausgezeichnet durch Bildung und Wissen, durch seine Siege über Polen und Russen ein berühmter Feldherr, durch die Neuordnung seines Reiches als glänzender Staatsmann und Regent bewährt, landete Ende Juni 1630 in Pommern, um den Kampf gegen das habsburgische Kaisertum aufzunehmen. Ihn bewogen politische und religiöse Gründe, beide innig miteinander verschmolzen, wie es die Weltlage mit sich brachte. Dem Schwedenkönige gebot die Notwendigkeit, die Pflicht gegen seinen Staat, in Deutschland einzugreifen. Der Kaiser unterstützte den polnischen König, der als Wasa Ansprüche auf den schwedischen Thron machte; Wallenstein, der die Herzöge von

Mecklenburg vertrieben und ihr Land vom Kaiser erhalten hatte, plante nichts geringeres, als die Ostsee unter seinem Befehl zum kaiserlichen Meere zu machen, wobei Spanien zu helfen bereit war, und auf Dänemark, den beständigen Nebenbuhler Schwedens, war kein Verlaß. Wie feindlich ihm der Kaiser gesinnt war, hatte Gustav Adolf in der letzten Zeit zur Genüge erfahren. Nachdem er bereits Stralsund in seinem heldenmütigen Widerstande gegen Wallenstein unterstützt hatte, kam er jetzt selbst, um zunächst durch Besetzung der Ostseeküste sein Reich sicher zu stellen. Die Erhaltung des evangelischen Glaubens in Deutschland war für Schweden Lebensbedingung, aber Gustav Adolf widmete sich dieser Aufgabe auch mit dem Herzen. Ihn erfüllte Begeisterung für seine Religion, wie sie auf der andern Seite Tilly in gleichem Maße empfand. Der Befehlshaber der Liga, der als unbesiegter Held und umsichtiger Führer hohen Ruhm genoß, als Mensch lauter und frei von Grausamkeit, seiner Sache mit unerschütterlicher Treue ergeben, war das rechte Ideal der streitenden Kirche mit seiner düstern, jeder Freude und jedem Genuß abholden Frömmigkeit. In Tilly und dem Schwedenkönige traten sich nicht nur zwei große Feldherren, sondern auch die beiden Weltanschauungen entgegen. Wie Gustav Adolf, als genialer Neuschöpfer auf militärischem Gebiete, den berühmtesten Heerführer der herkömmlichen Kriegsweise übertraf, so übte auch seine Persönlichkeit einen ganz andern Zauber aus. Groß, stark, schwer, mächtigen Haupts, blond und blauäugig, erschien Gustav Adolf dem kleinen Wallonen gegenüber als echter Germane. Das Wort stand ihm frei zu Gebote, und weil er das Deutsche wie seine Muttersprache redete, kam er den Deutschen nicht als Fremder vor. Leutselig, menschlich teilnehmend, dabei mit ruhiger Majestät trat der König auf. Seine Krieger hielt er in scharfer Zucht, und obgleich er in den eroberten Ländern schwere Auflagen ausschrieb, suchte er den Einwohnern die Drangsale des Krieges zu mildern; erst in Bayern ließ er nachher die Zügel

lockerer. Das protestantische Volk verehrte Gustav Adolf nach seinen gewaltigen Siegen wie einen Abgott, so daß der König selber die Ueberschwenglichkeit abwehrte. Nicht so sehr behagte er den deutschen Fürsten, die er ihrer Unentschlossenheit und Trinklust wegen gering schätzte. Voll höchsten Pflichtgefühls stellte er auch an andre große Anforderungen und wenn sie nicht erfüllt wurden, konnte er heftig aufwallen oder noch lieber mit scharfem Spotte geißeln. Niemand übte auf ihn Einfluß, seine Pläne barg er in tiefster Seele. Gustav Adolf war ein leidenschaftlicher Kriegsmann, der sich von seinem Feuer leicht verführen ließ, die eigene Person mehr einzusetzen, als für den Feldherrn geraten war. Wie so viele kriegsbegabte Herrscher machte ihn sein Talent zum Eroberer und wahrscheinlich dachte er von Anfang an nicht lediglich an Verteidigung. Wenn er siegte, wollte er nicht mit leeren Händen heimkehren und wohl nicht allein deswegen, weil er seinem Lande Entschädigung für die gebrachten Opfer schuldig war. Bei all seinem Eifer für das Evangelium war er kein uneigennütziger Schirmer des Glaubens.

Obgleich das Ausland in diesem Kriege schon viel Einfluß geübt hatte, das persönliche Erscheinen des schwedischen Königs, der nicht bloß Retter seiner Glaubensfreunde sein wollte, gab allen Verhältnissen eine andre Gestalt. Ein Bündnis mit ihm vertrug sich nicht mit den Pflichten gegen das Reich, welche die Protestanten auch in dem Kampfe gegen den Kaiser nicht zu verletzen wähnten, und wer konnte die Folgen berechnen? Daher zögerten der brandenburgische Kurfürst, dem auch die Besetzung Pommerns durch die Schweden sehr unerwünscht war, wie der sächsische, mit Gustav Adolf Verträge zu schließen. Erst der Fall und das grauenhafte Geschick der Stadt Magdeburg, die dem Kaiser den Gehorsam versagt hatte, und die Erkenntnis, daß keine Wahl blieb, als der Anschluß an Schweden oder die bedingungslose Unterwerfung unter den Kaiser, zwangen beide, ihre Bedenken aufzugeben. Gustav Adolf schlug

Tilly bei Breitenfeld; erst vorsichtig, dann kühn und fast ohne Widerstand zog er den Main entlang bis Frankfurt und Mainz; nachdem er im Frühjahr 1632 Tilly, der den empfangenen Wunden bald erlag, am Lech besiegt hatte, drang er bis München vor; mit Ausnahme von Ingolstadt und Regensburg war ganz Bayern in seinen Händen. Allenthalben schlossen sich ihm die Protestanten an. Da mittlerweile die Sachsen in Böhmen eingerückt waren und Prag besetzt hatten, galt es nur, den letzten Stoß auf Wien gegen den Kaiser zu führen, und wie sollte dieser widerstehen, da er seinen Unterthanen nicht trauen durfte?

In dieser Bedrängnis wandte sich Ferdinand an den einzigen Mann, der noch retten konnte. Und er half. Wallenstein brachte durch seine Reichtümer und seinen Namen schnell ein starkes Heer zusammen, vertrieb die Sachsen aus Böhmen und hielt die Schweden den Sommer über bei Nürnberg fest. Dann nötigte er den König, ihm nach Sachsen zu folgen; dort in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 fand Gustav Adolf seinen Tod im Kampfesgewühl.

Die schmerzliche Klage der Evangelischen war gerechtfertigt, denn unendlich viel verdankten sie ihrem gefallenen Helden. Wahrscheinlich wären sie ohne ihn verloren gewesen. Gustav Adolf zahlte Deutschland und der deutschen Reformation zurück, was Schweden in dem letzten Jahrhundert von ihnen an geistigen Schätzen empfangen hatte; war er doch selber von deutschen Lehrern unterrichtet worden. Aber traurig genug, daß erst ein Fremder kommen mußte, um zu verrichten, was die deutschen Protestanten allein hätten leisten können. Für die Zukunft Deutschlands war es vielleicht gut, daß er jetzt fiel. Wir wissen nicht, welche Absichten Gustav Adolf in seiner Brust hegte, seitdem ihm so große Erfolge zugefallen waren, und wenn auch manche Andeutungen vorhanden sind, sie genügen nicht zum Urteil, weil erst der vollendete Sieg oder ein Friedensschluß den König genötigt hätte, seine Forde-

rungen bestimmt zu fassen. Jedenfalls würde er Bürgschaften für den Religionsfrieden verlangt haben, die nur in einer mächtigen Stellung Schwedens innerhalb des Reiches bestehen konnten. Außerdem hätte er gewiß ganz Pommern und vielleicht noch mehr von der Ostseeküste behalten, und da ihm nach der Besiegung des Kaisers Polen nicht zu widerstehen vermochte, so wäre bald das ganze Ostseebecken schwedisch geworden. Dann konnten auch die benachbarten deutschen Gebiete sich der Abhängigkeit nicht entziehen, und wir wissen, daß Gustav Adolf Brandenburg durch die Hand seiner Tochter Christine an Schweden zu fesseln wünschte. Also gerade der Boden, auf dem nachher Preußen emporwuchs, wäre an Schweden gekommen oder wenigstens zum engen Anschluß an Skandinavien gebracht und dem übrigen Deutschland entfremdet worden. Was einst Karl der Große durch die Bezwingung der Sachsen verhütet hatte, die Loslösung des Nordens vom Süden, hätte sich vielleicht noch damals vollzogen. Mindestens wäre Brandenburg zu Schweden in eine Stellung gekommen, wie später Hannover zu England. Mit der Person Gustav Adolfs verschwand diese Gefahr. Noch eine andre Wendung war möglich, daß sich schließlich die protestantischen Fürsten Deutschlands selbst gegen den Sieger wandten. Dann wäre aus dem Epos ein Trauerspiel geworden.

So viel war jetzt gewiß, daß keine der Parteien die andre vernichten würde, daß ein glimpflicher Friedensschluß für beide geboten sei. In dieser Erkenntnis schmiedete Wallenstein seine Pläne. Der kaiserliche Feldherr war noch unergründlicher als der schwedische Herrscher. Dem Friedländer hat nie liebevolle Begeisterung zugejauchzt, nur scheue, abergläubische Bewunderung flößte er seinen Soldaten ein, so reich er ihre Tapferkeit lohnte. Um den wortkargen, immer sinnenden, im Zorn furchtbaren Gebieter schwebte etwas Unheimliches. Wallenstein war eine Welt für sich. Die großen religiösen Gedanken bewegten ihn nicht, er benützte ihren Kampf, wie alles, was

sich ihm darbot, für seine Größe. Er glaubte nur an sich und an seine Sterne, die ihn zu gewaltigen Dingen beriefen. Eingetreten in den kaiserlichen Dienst, weil er ihn für den aussichtsvollsten hielt, beutete er die nach den ersten kriegerischen Erfolgen gegebene Gelegenheit, in Böhmen unermeßliche Reichtümer anzuhäufen, mit gewissenloser Habgier aus. So wurde er dem Kaiser wert als Feldherr und Geldmann; er schuf das Heer für den Krieg gegen Niedersachsen und Dänemark und trug außer anderm überreichen Gewinn den Herzogshut von Mecklenburg davon. Da warf ihn die Feindschaft des bayerischen Kurfürsten aus der Bahn; ruhig ging er, in dem Bewußtsein, seine Zeit werde wiederkommen. Wie, war ihm gleichgültig; er verhandelte mit Gustav Adolf, dem er als Bundesgenosse zur Seite treten wollte. Nach der Breitenfelder Schlacht zurückgewiesen, erleichterte er dennoch die Besetzung Böhmens durch die Sachsen, zog aber dann vor, den Ruf des verzweifelten Kaisers anzunehmen. Der Fall Gustav Adolfs gab Wallenstein ungeheures Ansehen, und es schien, als ob der völlige Sieg nur an seinem Willen läge. Da fing er an zu zögern, Verhandlungen zu führen, teilweise mit Wissen Ferdinands. Seine geheime Absicht war jedoch, den Frieden herzustellen und nötigenfalls zusammen mit Schweden, Sachsen und Brandenburg den Kaiser dazu zu nötigen. Noch schwankte er und wollte sich durch einen Sieg über die Schweden in Schlesien beiden Seiten wertvoller machen, aber bereits war der Argwohn seiner alten Feinde und der eifrigen Katholiken am Hofe erwacht, den er scheinbar bestätigte, als er dem von den Schweden hartbedrängten Maximilian in Bayern keine ausreichende Hilfe leistete. Wallenstein, in Kenntnis der Umtriebe, suchte sich durch einen Revers der Treue der Armee zu versichern, deren Offiziere er an sich gekettet wähnte und gab damit seinen Feinden verstärkten Anreiz. Im Einvernehmen mit Generälen, denen der Sturz des Feldherrn Gewinn verhieß, mit Gallas, Aldringen und Piccolomini, bereiteten sie heimlich seine

Absetzung vor. Eine kurze Zeit wurde Wallenstein unsicher, dann entschloß er sich wiederum, im Bündnisse mit den Feinden dem Kaiser den Frieden aufzuzwingen. Aber die Armee verließ ihn, und als er den letzten Versuch machte, sich mit Hilfe der Schweden zu retten, fiel er zu Eger am 25. Februar 1634 durch die Partisanen der von dem Irländer Devereux in sein Gemach geführten Soldaten.

War Wallenstein ein Verräter? Die viel erörterte Frage ist unbedingt zu bejahen, wenn man ihn nur als kaiserlichen General betrachtet, und etwas andres war er nicht, mochte er noch so große Vollmachten besitzen. Eben darin, daß er über diese seine Stellung hinausstrebte, lag sein Verhängnis. Wallenstein wollte seines Schicksals eigener Herr sein, nicht allein, um nicht zum zweitenmal der Mohr zu werden, der nach gethaner Schuldigkeit gehen konnte, sondern weil er sich den Höchsten der Erde ebenbürtig fühlte, weil er nicht zum Diener, sondern zum Gebieter geschaffen war. Er ging daran zu Grunde, daß er nicht Reichsfürst war und doch wie ein solcher zu handeln sich unterfing. Er wollte wenigstens seinen Lohn selber bemessen. Wie er ihn sich ausmalte, ist nicht bekannt, aber die Vermutung liegt nahe, daß der als Edelmann geborne einem Maximilian von Bayern nicht nachstehen sollte. In der Besorgnis, daß ihm ein so großer Erfolg versagt bleiben möchte, beschloß er, den Frieden zu schaffen, der ihm die Protestanten verpflichtet hätte. So mengten sich in seinem Geiste Pläne für seine Person und für das Reich, denn ein großer Mann wird stets zugleich das Allgemeine erfassen. Seine Entwürfe waren an sich großartig und aus klarem Urteil über das Notwendige geschöpft. Doch dieser fürchterliche Egoismus, der keine Schranken kannte, erschreckte alle und erregte begründetes Mißtrauen; der sich über die Menschen hinwegsetzte, sah sich im entscheidenden Augenblicke allein. Als Wallenstein das kaiserliche Banner fallen ließ, fiel er mit ihm. Wäre er auch aus Eger entkommen, er würde nichts

erreicht, nur weniger tragisch und weniger ruhmvoll geendet haben.

Nach dem Friedländer ist in diesem unseligen Kriege unter den mancherlei tüchtigen Heerführern deutscher Herkunft nur noch einer besonders hervorgetreten, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Er hatte mit Wallenstein gemeinsam, daß er sein Glück machen, sich ein Fürstentum erobern wollte, sonst war er ein überzeugter und begeisterter Protestant und, obgleich ein armer Prinz, ein geborner Reichsfürst. Bernhard war stolz auf seine hohe Abkunft; wenn er sich auch einem Gustav Adolf unterordnete, nach dessen Tode erstrebte der tapfere Held eine selbständige Stellung und zerfiel darüber mit den Schweden. Er schloß daher einen Vertrag mit Frankreich, von dem mit Geld ausgerüstet er am Oberrhein ruhmreich Krieg führte, bis ihn am 8. Juli 1639 ein vorzeitiger Tod ereilte. So frei der Herzog sein wollte, er war nur für die Franzosen thätig gewesen, denen sein Tod ebenso zu statten kam, wie dem Kaiser der Wallensteins; beide gewannen dadurch eine Armee. Frankreich trat nun selbstthätig in den Krieg ein.

Aus solchen Verhältnissen sieht man, wie elend die Zustände waren, unter denen Deutschland zusammenbrach. Nach dem Tode Gustav Adolfs waren nur die kleineren protestantischen Fürsten unter der Führung Schwedens, dessen Angelegenheiten der Kanzler Oxenstierna leitete, geblieben, während Sachsen und Brandenburg widerwillig als selbständige Bundesgenossen an seiner Seite verharrten. Der schlechte Gang des Krieges nötigte zu einem Vertrage mit Frankreich, das gegen Geldleistungen sich große Vorteile zusichern ließ. Das Hauptziel einer deutschen Politik auf beiden Seiten mußte demnach sein, die Fremden loszuwerden. Auch Wallenstein hatte zeitweilig daran gedacht, im Bündnisse mit Brandenburg und Sachsen die Schweden aus Deutschland zu verdrängen. Daher war der Frieden, den Sachsen 1635 zu Prag mit dem Kaiser schloß, an sich

kein unglücklicher Wurf. Er beseitigte vor allem das heillose Restitutionsedikt und ergänzte den Augsburger Religionsfrieden, indem er für den Besitzstand der beiden Konfessionen ein Normaljahr ansetzte; was sie im November 1627 innegehabt hatten, blieb ihnen vorläufig auf vierzig Jahre. Fortan sollte nur eine kaiserliche, von den Reichsständen zu erhaltende Armee bestehen, zu der die Fürsten ihre Truppen stellten; die innerdeutschen Bündnisse, auch die Liga, wurden aufgehoben. Diese Unterordnung unter den Kaiser war zur Abwehr der Fremden erforderlich, nur machte Sachsen den alten Fehler, hauptsächlich für sich, nicht für die allgemeine Sache zu sorgen. Die Evangelischen in Oesterreich mußten aufgegeben werden, doch genügten auch die Bürgschaften für die künftige verfassungsmäßige Stellung des Protestantismus im Reiche nicht. Das Schlimmste war freilich, daß nachher weder Sachsen noch Brandenburg, das wie andre Fürsten dem Prager Frieden beitrat, noch der Kaiser den Krieg gegen Schweden mit Kraft und Geschick führten.

Während die Not unvermindert fortdauerte, starb Ferdinand II. am 15. Februar 1637, nachdem kurz zuvor die Kurfürsten seinen Sohn zum Nachfolger gewählt hatten. Ferdinand III. war sparsamer, vielseitiger und kenntnisreicher als der Vater, sonst im Charakter ihm ähnlich, ebenso sittlich wacker und gleich kirchlich. Daß von dem katholischen System in seinen Erblanden nichts nachgelassen werden dürfe, stand ihm fest; sonst wünschte er den Frieden, wenn er ohne zu große Opfer zu haben war. Doch der hing von dem Auslande ab. Den Franzosen und Schweden kam es nur darauf an, augenblicklich möglichst große Beute zu machen und beim künftigen Frieden günstig abzuschließen. Es war kein Religionskrieg mehr, nur noch ein auf deutschem Boden betriebener Raubkrieg. Auch die beiderseitigen Heere setzten sich zuletzt aus allen Konfessionen zusammen. Wo am meisten zu verdienen war, dahin liefen die Söldner, gleichgültig, für welche Sache sie fochten.

Und wie gräßlich wurde der Kampf geführt! Mit viehischer Grausamkeit hausten allenthalben das entmenschte Kriegsvolk und sein scheußlicher Troß von weiblichem und männlichem Gesindel; wer dem Schwerte, den Flammen, den entsetzlichen Quälereien entging, fiel nur zu oft dem Hunger, der Pest und andern Seuchen zum Opfer. Hin und her schwankte der Kampf, die kaiserlichen und die schwedischen Heere standen bald hier, bald dort, bald im Norden, bald im Süden, während der Westen von den Franzosen heimgesucht wurde. Nur wenige Gegenden gab es, die nicht der Krieg in fast ununterbrochener Folge zu wiederholten Malen durchtobt hätte.

Furchtbar mußten die Deutschen für ihre Sünden büßen. Der katholischen Partei kam heim, daß sie ihre Wiederherstellungsgelüste bis auf die äußerste Spitze getrieben hatte, die Protestanten bluteten für die Unfähigkeit ihrer Fürsten.

In diesem Jammer wurde erschreckend offenbar, wie sehr das Volk unter der staatlichen Zerstückelung und der Rücksichtslosigkeit, mit der von jeher jeder Stand nur sein Interesse verfolgte, innerlich gelitten hatte. Der Krieg war in keinem seiner Abschnitte ein Volkskrieg, nur in Oesterreich empörte sich eine ganze verzweifelte Bevölkerung gegen den Kaiser. Nirgends versuchte eine Volkserhebung mehrere Länder zu gemeinsamem Schutze zu vereinen. Die Parteien kamen nicht zu einträchtigem Handeln unter sich; oft versagten die Landstände selbst in der dringendsten Not ausreichende Hilfe. Nur im einzelnen geschahen Heldenthaten; so manche Bürgerschaft hat ihre Stadt ruhmreich verteidigt, und in allen Heeren schlugen sich die Deutschen mit alter Tapferkeit.

Sechster Abschnitt.

Der westfälische Friede. Die Reichsverfassung.

Als endlich Friedensverhandlungen begannen, ging das gegenseitige Feilschen jahrelang, bis am 24. Oktober 1648 zu Münster der dort und in Osnabrück vereinbarte Friede unterzeichnet wurde. Die Versammlung war ein europäischer Kongreß, der Friede ein internationaler Akt, und die Fremden übernahmen die Bürgschaft für ihn mit. Natürlich ließen sie sich hohen Preis zahlen. Schweden bekam von dem pommerschen Herzogtume, dessen Herrscherhaus während des Krieges ausgestorben war und das an Brandenburg hätte fallen müssen, die reich gesegnete westliche Hälfte, Vorpommern mit Rügen, Greifswald und Stettin und dem Haff, die Stadt Wismar, das Erzstift Bremen, doch ohne die Hauptstadt, und das Bistum Verden. Diese Gebiete blieben jedoch beim Reiche, in dessen Verband Schweden somit aufgenommen wurde. Anders stand es mit den Abtretungen an Frankreich. Die schon seit einem Jahrhundert besetzten lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun wurden ihm vollkommen überlassen, Kaiser und Reich verzichteten außerdem auf die Rechte, welche sie an Breisach, an den Landgrafschaften und der Vogtei über die zehn kleinen Reichsstädte im Elsaß besaßen. Das geschah in einer sehr unklaren Weise. Diese Gebiete sollten von Deutschland getrennt, aber dennoch vor dem völligen Aufgehen in den französischen Staat geschützt werden, ein natürlich vergeblicher Versuch. Die Schweizer Eidgenossenschaft mit der Stadt Basel wurde ausdrücklich aus dem Reichsverbande entlassen, ebenso thatsächlich die niederländischen Freistaaten. Das spanische Belgien dagegen blieb Reichskreis.

Bei den Festsetzungen über die Religion sorgte der Kaiser vor allem dafür, daß seine zum katholischen Glauben gezwungenen Erblande in ihrem gegenwärtigen Zustande blieben; er gewährte nicht einmal eine vollkommene Amnestie. Sonst wurde der 1. Januar 1624 als Norm für den Besitz an kirchlichem Gut wie für den persönlichen Glaubensstand bestimmt. Die Calvinisten, die sogenannten Reformierten, erlangten die Gleichstellung mit den beiden andern Bekenntnissen. Die Landesherren konnten demnach nicht mehr nach Belieben über die Konfession ihrer Unterthanen verfügen, denn überall blieb der Zustand von 1624 maßgebend; nur spätere Religionswechsel brauchten sie nicht zuzulassen. Ebenso behielt jede Konfession das kirchliche Gut, das sie im Normaljahre besessen hatte, so daß die großen Säkularisationen in Norddeutschland rechtskräftig wurden. Niemand sollte seiner Religion wegen verachtet oder gekränkt werden. Streitigkeiten über kirchliche Sachen waren nicht mehr durch Stimmenmehrheit der Reichstage zu entscheiden, sondern durch friedlichen Vergleich zu schlichten. Bayern blieb im Besitz der Kurwürde, dafür wurde dem wiedereingesetzten pfalzgräflichen Hause eine neue achte Kur verliehen.

Außer den österreichischen Ländern und einigen geringeren Einbußen behaupteten die Protestanten den Stand, den sie vor dem Kriege inne hatten. Der Kampf seit 1625 war für den Katholizismus ergebnislos gewesen.

Die Verantwortung für das unermeßliche Elend fiel nach dem allgemeinen Urteile auf das Kaisertum. Während des Krieges hatte es Augenblicke großer Erhebung gehabt: vor Wallensteins Sturz war es mächtiger als je gewesen und nahe daran, eine fast absolutistische Gewalt zu begründen; nachher gab ihm der Prager Frieden nochmals eine militärische und politische Uebermacht über die Reichsstände, die der Ansatz zu einer kräftigeren Einheit der Verfassung werden konnte. Jetzt beim Friedensschlusse sorgten schon Schweden und Frankreich dafür, die kaiserliche Macht herabzudrücken. Dazu war nichts

weiter nötig, als dem bisherigen Entwickelungsgange gemäß die Libertät der Reichsstände zu vollenden. Deshalb bestätigte ihnen der westfälische Friede die Landeshoheit im vollsten Umfange, so daß sie sich wenig von der Souveränetät unterschied, und gab über ihr Anrecht an den Reichsgeschäften Gesetze, wie sie bisher fehlten oder nicht unzweifelhaft waren. An ihre einmütige Zustimmung wurden alle wichtigen Reichsangelegenheiten gebunden, Gesetzgebung, Finanz- und Militärwesen, selbst die auswärtige Politik mit Kriegserklärung, Verträgen und Friedensschlüssen. Auf einem demnächst abzuhaltenden Reichstage sollten die Lücken der Reichsverfassung, namentlich in Bezug auf die Königswahl, eine beständige Wahlkapitulation, die Achtung und andre Sachen ergänzt werden. Auch die Befugnis zu Bündnissen unter sich und mit auswärtigen Fürsten wurde den Reichsständen verbürgt, nur sollten die Verträge sich nicht gegen Kaiser, Reich oder den öffentlichen Frieden richten.

Noch verging längere Zeit, ehe der Friede zur vollkommenen Wahrheit wurde, weil vielfache Schwierigkeiten auftauchten. Auch die Revision der Reichsverfassung rückte nicht vorwärts und darüber starb Ferdinand III. am 2. April 1657. Der leitende Minister Frankreichs, Kardinal Mazarin, hätte Habsburg gern die Kaiserkrone entzogen, doch ein geeigneter Ersatz war so wenig zu finden, wie früher, da Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern ablehnte, und so wurde schließlich im Juli 1658 Ferdinands Sohn Leopold gewählt.

Gerade die geistlichen Kurfürsten vollzogen diese Wahl nur, weil keine andre möglich war. Erzbischof Johann Philipp von Mainz, geistreich, gebildet, ehrgeizig und politisch veranlagt, fürchtete, Habsburg möchte durch seine enge Freundschaft mit Spanien Deutschland aufs neue in einen allgemeinen Krieg stürzen. Seine Idee war daher, den Kaiser zu binden und zugleich in der kurfürstlichen Autorität einen Riegel vorzuschieben, damit das Kaisertum nicht das Reich niederdrücke, sich etwa gar zur monarchischen Gewalt ausbilde. Daher verbot

die Wahlkapitulation dem Kaiser, Spanien in seinem Kriege gegen Frankreich zu unterstützen. Der Erzbischof hegte ähnliche Gedanken, wie einst sein Vorgänger Berthold, der auch den Kaiser Maximilian I. zu verpflichten und von Verwickelungen außerhalb Deutschlands abzuhalten wünschte. Doch der Erzkanzler des siebzehnten Jahrhunderts ging erheblich weiter. Gleich nach der Wahl schloß eine Anzahl Reichsfürsten den sogenannten Rheinbund zur Aufrechterhaltung des westfälischen Friedens und der Ruhe im Reiche. Katholiken und Protestanten vereinigten sich zu ihm, die drei geistlichen Kurfürsten, Schweden als Reichsland, Braunschweig und Hessen, und auch Frankreich trat bei.

Das politische Verständnis mußte arg verwirrt sein, wenn ein solcher Vertrag vereinbart wurde, der das Wohl des Reiches bei Frankreich und Schweden suchte. Neben der verzweifelten Friedenssehnsucht trieb die Abneigung gegen das Kaiserhaus zu ihm. Schon 1640 erschien unter dem Pseudonym Hippolithus a Lapide, hinter dem sich der schwedische Staatsmann Bogislaw Philipp Chemnitz, ein geborner Pommer, verbarg, eine Schrift, die furchtbare Anklagen gegen die Habsburger schleuderte. Sie hätten das Reich ins Verderben gestürzt, da sie in sträflicher Weise stets nur ihren Nutzen berücksichtigten. Diese Tyrannen sollten ohne Unterschied der Religion von allen gemeinsam bekämpft werden, denn wenn die Protestanten verschlungen wären, würden die Katholiken daran kommen. Das Haus Oesterreich müsse ausgerottet, seine Länder für das Reich eingezogen werden. Das Reich sei so zu gestalten wie Polen oder Venedig, indem entsprechend den alten urdeutschen Einrichtungen, die fälschlicherweise durch das römische Recht verdrängt seien, die Staatsgewalt den die Gesamtheit vertretenden Reichstagen zukomme, während dem nur nach Tüchtigkeit zu wählenden Kaiser lediglich die Ausführung der Beschlüsse gebühre.

Eine solche Verfassung war ganz nach dem Sinne Schwedens, dem die Auflösung des Reiches in eine fürstlich-aristo-

kratische Republik am liebsten gewesen wäre, und sehr viel anders wurde es auch nicht mit Deutschland.

Die Reichstage hatten trotz ihrer dürftigen Ergebnisse das Gute, daß die Fürsten oder ein Teil von ihnen persönlich untereinander und mit dem Oberhaupte in unmittelbare Berührung kamen und so ihrer Zusammengehörigkeit bewußt blieben. Bald fiel auch dieses letzte Band fort. Der 1663 nach Regensburg berufene Reichstag wurde nicht mit einem Reichsabschiede aufgelöst, weil man mit den Beratungen nicht fertig wurde, und da auch später kein Ende zu finden war, dauerte dieser Reichstag von 1663 bis zum Ende des heiligen römischen Reiches, bis in den Anfang unsres Jahrhunderts. Natürlich waren auf ihm nur noch Bevollmächtigte der Fürsten anwesend. Eine rechtliche und gesetzmäßige Einrichtung wurde dieser ständige Reichstag nie, und so sah sich Deutschland auch noch beglückt mit der absonderlichsten Merkwürdigkeit, die je im Verfassungsleben von Staaten vorgekommen ist.

Die Juristen boten ihren Scharfsinn auf, um zu ergründen, ob das Reich eine Monarchie oder eine Aristokratie oder ein Gemisch von beiden oder sonst etwas sei. Es wäre am ehesten eine Konföderation zu nennen gewesen, wenn nicht Kaisertum und Lehnswesen bestanden hätten. So war das Reich in der That alles, nur kein Staat, ein politisches Ungeheuer, ein Rattenkönig von nicht einmal genau zu zählenden Bestandteilen, von großen, kleinen und allerkleinsten. Man rechnete im achtzehnten Jahrhundert 296 reichsunmittelbare Stände, deren jeder in seinem Gebiet so gut wie souverän war, dazu etwa 1500 reichsritterschaftliche Gebiete, Reichsdörfer und Stifter, die sich selbständig verwalteten.

Nicht einmal nationalen Charakter hatte das Reich, weil mehrere fremde Staaten in ihm Länder besaßen und auf den Reichstagen Sitz hatten. Und da das gegenwärtig wichtigste Grundgesetz, der westfälische Friede, unter der Garantie aller Mächte stand, die ihn abgeschlossen hatten, besaßen die Aus-

wärtigen die schönste Berechtigung, sich allenthalben einzumischen. Nur wenn man die nunmehr bekehrten Habsburgischen Lande hinzurechnete, gehörte die Mehrzahl der Bevölkerung zur katholischen Kirche. Gleichwohl behielt der Katholizismus, der zudem die Religion des Kaisers war, auf dem Reichstage die Mehrheit. Böhmen nahm allerdings nur an den Wahlen, nicht an den Reichsgeschäften teil, aber auch so waren von den sieben andern Kurfürsten nur drei protestantisch, und im Fürstenkollegium besaß der Katholizismus ebenfalls das Uebergewicht. Doch konnte es sich in kirchlichen Sachen nicht fühlbar machen, da für diese nur Vergleich galt; der Reichstag schied sich für solche Angelegenheiten in ein Corpus Catholicorum unter dem Vorsitz von Mainz und ein Corpus Evangelicorum unter dem von Sachsen. Natürlich waren die Andersgläubigen jetzt so wenig wie früher geneigt, der Reichsgewalt größere Rechte einzuräumen; der dreißigjährige Krieg hatte zwischen ihnen und dem Kaisertum eine trennende Mauer gezogen. Uebrigens waren in dieser Hinsicht die katholischen Stände, denen nichts über die Libertät ging, gleich gesinnt.

Der Reichstag war keine Vertretung des Volkes, sondern der Territorien und ihrer Inhaber; mit modernen Parlamenten hatte er nicht die mindeste Aehnlichkeit. Das fürstliche Kollegium zählte zuletzt 100, das reichsstädtische 52 Stimmen. Niemals waren alle gegenwärtig, meist nur ein geringer Bruchteil, da viele Reichsstände gar keine Gesandten schickten oder denen andrer Staaten ihre Stimme übertrugen. Zuerst faßten das kurfürstliche und das fürstliche Kollegium für sich ihre Beschlüsse, die, wenn sie sich geeinigt hatten, dem städtischen vorgelegt wurden. Stimmte auch dieses zu, dann ging die Sache an den durch einen Kommissarius vertretenen Kaiser, der ganz oder teilweise die Bestätigung erteilen oder versagen, doch nichts ändern durfte.

Die Verhandlungen erfolgten durchweg schriftlich, und man mag sich wohl denken, welcher Art die Geschäftsführung

in diesem buntscheckigen Körper war, wie entsetzlich langsam und unter welch ödem Formelkram die Sachen vor sich gingen. Zudem kamen manche Grundfragen, wie die Gültigkeit und Handhabung der Mehrheit, nie ins klare, und endloser Streit ging über die Berechtigung der einzelnen Stimmen. Mit der Ausführung der Reichsschlüsse stand es eher noch schlechter als früher, weil die Kreisverfassung allmählich zerfiel; nur in Schwaben und Franken, wo man ohne sie nicht auskommen konnte, blieb sie wirksamer. Dennoch hingen alle Angelegenheiten vom Reichstage ab, denn der Kaiser besaß nur einige bedeutungslose Ehren- und Reservatrechte, wie Adoptionen, Legitimierung unehelicher Kinder, Standeserhöhungen und dergleichen. Regelmäßige Reichseinnahmen hatte er nur ein paar tausend Gulden, das Reich selbst keine. Außerordentliche Bewilligungen bei Kriegsfall erfolgten in der Form von sogenannten Römermonaten, je 88000 Gulden. Das Reichsheer bestand aus nach einer Matrikel zu stellenden Kontingenten, deren einfacher Betrag 1681 auf 40000 Mann festgesetzt wurde. Das Kriegswesen erfuhr zwar später einige Reformen, aber Geldzahlungen wie Truppen gingen stets sehr mangelhaft ein.

Wie einst dem Reiche eigene Finanzen versagt blieben, während die Landeshoheit sich auf ihnen aufbaute, so auch jetzt das wichtigste Machtmittel, mit dem sich die größeren Einzelstaaten emporhoben, ein stehendes Heer. Eine seltsame Verfassungsgeschichte, wie immer die Glieder dem Ganzen vorzuenthalten wußten, was ihnen selbst die beste Förderung gab. Erblichkeit, Geldwirtschaft, ständiges Kriegswesen, der römische Staatsbegriff, die Kirchenhoheit und was sonst noch die Partikularstaaten begründete, alles entging dem Reiche. Es wurde zur tauben Nuß. Die wertvollste gemeinsame Einrichtung war vielleicht noch die oberste Reichsgerichtsbarkeit, von der freilich auch nicht viel Tröstliches zu berichten ist. Das von den Ständen bestellte und zu besoldende Reichskammergericht, das 1689

von Speier nach Wetzlar verlegt wurde, krankte an der geringen Zahl der Richter, da viele Stellen nicht besetzt wurden, und einer schwerfälligen Geschäftsordnung, so daß sich die unerledigten Sachen ins Unübersehbare häuften. Daneben behauptete der Kaiser seinen Reichshofrat in Wien als oberstes Reichsgericht für gewisse Sachen, namentlich Kriminalfälle der Reichsunmittelbaren.

Im Reiche herrschten Zustände, die für uns unbegreiflich sind, und dennoch war, so sehr sie schon damals den Spott herausforderten, die Sehnsucht nach einer Aenderung nicht allzu groß. Hin und wieder erkannten wohl schärfere Denker diese Erbärmlichkeit, doch auch ihnen versagte guter Rat. Der Heidelberger Professor Samuel Pufendorf brandmarkte unter dem Namen eines Severinus de Mozambano 1667 die Schwächen der Verfassung, ihre widerspruchsvolle Verkehrtheit, das Unhaltbare der geistlichen Staaten und den Unsinn der kleinen Gesellschaft, aber hoffnungslos wußte er nur den Vorschlag zu machen, dem Kaiser möchte ein ständiger Rat von Gesandten der größeren Staaten zur Seite stehen. Pufendorf reizte nur die Juristen zu einem wütenden Sturm gegen sich, sonst blieb alles beim alten.

Diese Reste einer Gemeinsamkeit waren gleichwohl nicht so ganz ohne jeden Wert, wie die herkömmliche Meinung annimmt. Das Reich hat in den großen Kriegen, die das Jahrhundert schlossen und das folgende eröffneten, nicht unbedeutende Leistungen aufgebracht, und die von ihm gestellten Truppen schlugen sich oft ruhmvoll, jedenfalls besser, als die Reichsheere der Hussitenzeit. Nur pflegte alles zögernd, zu zersplittert und zu spät zu geschehen, und die fehlende Einheit, der Mangel einer politischen Leitung, die in erster Stelle die Interessen des Reiches vertreten hätte, verscherzte den Nutzen für das Ganze.

Die oberste Gerichtsbarkeit hat einiges Gute gestiftet. Hinter ihr stand unter Umständen die kriegerische Exekution,

die selbst gegen einen preußischen König aufgeboten worden ist. Kleinere Tyrannen mußten sich daher öfters den Sprüchen des Kammergerichts fügen, das den gequälten Unterthanen Schutz verlieh oder gemeine Rechtsverletzungen und Verbrechen reichsständischer Herren ahndete. In vielen Angelegenheiten, wie in Zunft- und Gewerbesachen, konnten auch größere Staaten das Reichsgericht nicht entbehren oder umgehen. Seit dem westfälischen Frieden verbürgte das Reich den religiösen Stand der Unterthanen und ebenso den Besitzstand der Fürsten. Die Lehnsabhängigkeit war zwar in der Regel nur eine Form, doch wurde sie bei Erbschaften und Erledigungen durch Aussterben noch immer wichtig.

Es war also nicht allein die Macht der Gewohnheit, der geschichtlichen Ueberlieferungen, welche das liebe heilige römische Reich zusammenhielt, obgleich sie das stärkste Band bildete. Das von alters her geheiligte Ansehen des Kaisertums geriet nicht völlig in Vergessenheit. Die mit Wahl, Krönung und andern feierlichen Anlässen verknüpften Zeremonien sah das Volk mit entzücktem Beifall und vergnügte sich an der altertümlichen Pracht. Starb doch selbst die Idee des römischen Kaisertums als der vornehmsten christlichen Gewalt noch nicht ab, und der pomphafte Titel behielt seinen Reiz. Am lebendigsten erhielten sich diese Vorstellungen in Süddeutschland, das sogar ganz besonders „das Reich“ genannt wurde im Gegensatz zum Norden, und dort war auch das Kaisertum, mochte es sein, wie es wollte, eine Notwendigkeit. Es gab den zahllosen Einzelexistenzen, den geistlichen Gebieten und der Reichsritterschaft nicht nur den Rechtstitel, sondern auch ganz allein die Möglichkeit des Bestehens und bewahrte daher engere Beziehungen zu ihnen. Wie hätten sie sich sonst vor der Vernichtung schützen sollen? Selbst die größeren Staaten empfanden die Notwendigkeit eines solchen Haltes den fremden Mächten gegenüber; sie hätten in der Luft geschwebt, jeder zufälligen Gewalt preisgegeben. Auch das Ausland, so gierig es nach

deutschem Boden langte, selbst ein Ludwig XIV. bei seinen brutalen Zugriffen mußte noch mit dem Reiche als etwas wirklich Vorhandenem rechnen, das sich wohl beschädigen, doch nicht aufheben ließ. Und schließlich war eben die einfache Thatsache, daß das Reich bestehen blieb, daß sein Körper nicht gevierteilt wurde oder auseinanderfiel, von unendlicher Wichtigkeit; daran hing allein die Möglichkeit der nationalen Neugeburt.

So hart Oesterreich damals und bis heute angeklagt worden ist, ihm gebührt das Verdienst, daß das Reich bei aller Verstümmelung sich erhielt. Mögen die Kraftanstrengungen, die es für Deutschland machte, noch so gering geschätzt werden, muß man sogar zugeben, daß es dem Reiche dafür schwere Opfer auferlegte, immerhin ist zu behaupten, daß nur die Verbindung mit dem habsburgischen Hause Deutschland vor dem Untergange rettete. Auch Pufendorf, obgleich er ebenfalls der Meinung war, Oesterreich beute das Reich nur für seine Zwecke aus, verhehlte sich nicht, daß keine andre Wahl übrig bleibe; die Vernichtung Oesterreichs, wie sie der Hippolithus forderte, nannte er Henkers-, nicht Arzteswerk.

Deutschland war nicht denkbar ohne das Kaisertum, und dieser Würde gab allein die habsburgische Macht einigen Inhalt. Allerdings durfte Oesterreich seinerseits den kaiserlichen Namen nicht fahren lassen, weil er ihm erst das rechte Ansehen verlieh und seinen einzigen einheitlichen Herrschertitel auch in den Erblanden ausmachte. Auch hat Oesterreich vom Reiche in Kriegsfällen manchen Nutzen gezogen. Doch hätte es sich allein auch behaupten können, und seine Länder standen mit dem Reiche in so lockerer Verbindung, daß sie jederzeit losgetrennt werden konnten, ohne dadurch eine Veränderung zu erleiden. Dann hatte keiner von den deutschen Fürsten Macht genug, an Oesterreichs Stelle zu treten, weil er noch dessen Feindschaft zu erleiden gehabt hätte. Daher spürte auch kein deutsches Haus ernstlich Lust, die Habsburger zu verdrängen;

ein solcher Versuch hätte unter allen Umständen dem Ehrgeizigen unerträgliche Lasten auferlegt.

So hatte es den Anschein, als ob Deutschland für alle Ewigkeit an das Haus Habsburg gekettet wäre, verurteilt, ein Anhängsel, ein Staatsgebilde zweiter Klasse zu sein, ohne Aussicht, je wieder zu einer Nation und zu einem wirklichen Reiche zu werden.

Siebenter Abschnitt.

Wirtschaftliche und staatliche Veränderungen. Der Absolutismus.

Verwüstet, entvölkert, verarmt, religiös gespalten, in zahllose Stücke zerrissen, so stand unser deutsches Vaterland nach dem Kriege da. Die wirtschaftliche Arbeit von sieben Jahrhunderten war zum Teil vernichtet. Zur Ottonenzeit strotzte das Volk von Jugendkraft, stand ihm kein stärkeres entgegen; jetzt war es geschwächt, vielleicht dem greisenhaften Siechtum verfallen, während ringsum große Mächte die Welt unter sich zu teilen begannen.

Wie war das Entsetzliche gekommen? Man hat sich damit getröstet, das deutsche Volk sei berufen gewesen, große welthistorische Aufgaben zu lösen, erst die Begründung einer einheitlichen abendländischen Kirche und Kultur, dann, nachdem diese ihren Zweck erfüllt hatten, an ihre Stelle die Freiheit des Gewissens und des Geistes zu setzen. Aber war es nötig, dafür ungemessene Hekatomben zu opfern und den eigenen Bestand aufs äußerste zu gefährden? Wenn dem Verdienste nicht seine Kronen folgten, so trugen die Deutschen daran die Schuld. In der That hatten sie mit der Waffe, mit der sie ihre sonstigen Siege errangen, sich selber schwer verletzt. Dem Rechte der

Einzelnen huldigten sie bis zum Uebermaß und verloren darüber die nationale Einheit und fast das Vaterland selber.

Beide wieder zu gewinnen, war nicht nur Pflicht, sondern Notwendigkeit. Doch wie sollte das geschehen? Von oben her, von Kaiser und Reich, führte zu diesen Gütern kein Pfad, auch nicht von unten her, vom Volke aus. Dessen Herren waren die Fürsten mit ihrer unbezwinglichen Macht, und gerade sie hinderten die Einheit. Darum lag die Zukunft in Dunkel gehüllt. Vorläufig durfte überhaupt nicht an so hohe Ziele gedacht werden, denn die Ueberwindung der gräßlichen Not nahm alles, was von Kräften und Gedanken vorhanden war, in Anspruch. Nur die einzelnen Länder für sich konnten Hand anlegen, und da kam viel auf die Obrigkeiten an.

Was das Fürstentum schon lange erstrebt hatte, fiel ihm nun von selbst zu: die allgebietende Gewalt. Sie konnte den Ländern zum Segen, aber auch zum Unsegen werden. Selbst im glücklichen Fall vermochte die Bevölkerung einer schärferen Unterordnung nicht zu entgehen.

Da war zum Glück das Gegenmittel vorhanden in dem Protestantismus; er bewahrte unter dem staatlichen Zwange das freie Denken und die freie Forschung.

In diesen scheinbaren Widersprüchen vollzog sich das neue Leben der Deutschen: in dem Aufkommen staatlicher Gewalten, welche die politische Freiheit beschränkten, und der regen Entfaltung des geistigen Lebens innerhalb des protestantischen Volksteiles.

Das sind die Grundzüge der anbrechenden Umwandlung des bisherigen Deutschland bis zum Beginn der neuen Zeit.

Die Deutschen mußten gewissermaßen ihr Land erst wiedergewinnen, von vorn die Kulturarbeit anfangen. Wie groß der Verlust an leiblichen Kräften war, läßt sich nicht berechnen, da unbekannt und nicht zu schätzen ist, wie viele Einwohner vor dem Kriege vorhanden waren. Nur über einige Gegenden liegen leidlich verläßliche Nachrichten vor, und diese Verlust-

listen lauten furchtbar. Ob Deutschland nach dem Kriege nur zwei Drittel oder die Hälfte oder gar nur ein Drittel der früheren Bevölkerungszahl enthielt, ist weder zu behaupten noch zu bestreiten. Jedenfalls waren die Einbußen an Menschen ungeheuer. Sie verteilten sich sehr ungleich, da manche Landstriche fast ständig den Verheerungen unterlagen, andre viel weniger von ihnen betroffen wurden. Selbst benachbarte Städte waren verschieden schwer geschädigt. Die ländlichen Bezirke hatten natürlich am meisten gelitten, zahllose Dörfer wurden Einöden. Obgleich viele Landleute in die Städte geflohen waren, stand auch deren Volkszahl sehr tief. Ueberhaupt hatte sich die Bevölkerung vielfach durch Flucht und Zuwanderung verschoben; bis die Zahllosen, welche der Krieg und seine Folgen in die Irre fortgespült hatten, wieder seßhaft wurden, verging viel Zeit.

Ganze Landstrecken waren Wildnisse. Den Acker überwucherte Unkraut; Gestrüpp und Wald erstreckte sich bis in die zertrümmerten Dörfer, die Wege waren verwachsen und versunken, die Gewässer verheerten und versumpften ihre Ufergelände, weil die ungenügend erhaltenen Schutzbauten zerfielen. Das wilde Getier hatte reichlich Gelegenheit gehabt, sich zu mehren, die Wölfe streiften in großen Rudeln umher. In den Städten lagen viele Häuser besitzerlos in Schutt und Asche, ganze Straßen verkamen unbewohnt. Die Krankheiten, die der Krieg erzeugt und genährt hatte, verschwanden nicht so bald, weil die schlechten Lebensbedingungen sich sehr langsam verbesserten.

Die Menschheit war verwildert, verstört oder zuchtlos; der Krieg hinterließ nur schlimme Eigenschaften, keinerlei geistige Erhebung. Die entlassenen Söldner mochten sich nicht mehr zur Arbeit bequemen, sie durchzogen in Räuberbanden das Land, ebenso das Gesindel, das die Heere begleitet hatte. Dem Landmann war die Freude am gedeihlichen Schaffen verloren gegangen; Gesinde und Arbeiter leisteten wenig, unbotmäßig geworden, forderten sie desto mehr.

Die Ungewißheit, die so lange über allen Verhältnissen und selbst über dem bloßen Leben geschwebt hatte, verführte zum Leichtsinn. Die gröbste Unsittlichkeit griff in allen Ständen um sich; das Trinken war eher noch mehr im Schwange als vordem; das Spiel, die Ueppigkeit, die Vergnügungssucht hatten die Uebermacht bekommen, als ob nichts mehr zu verlieren wäre. Das Selbstgefühl schrumpfte zusammen. Erst aus der damaligen Zeit stammt die Selbstverachtung, durch welche der Deutsche sich selber andern Völkern verächtlich machte. Das französische Wesen war die strahlende Sonne, vor der sich alles neigte. Voran gingen die vornehmen Stände, Fürsten und Adel. Schon einmal hatten gerade sie der romanischen Sitte gehuldigt, doch wie sehr unterschied sich die staufische Zeit von der jetzigen! Damals war die ritterliche Welt voll Selbstgefühl und entlehnte den fremden Schmuck nur, weil Deutschland noch nichts Aehnliches besaß. Jetzt machte die Epigonen nicht das Gefühl der Stärke, sondern das der Schwäche zu Sklaven der französischen Herren. Sie verschmähten ihre angeborne Redeweise und äfften die fremden Sitten nach, weniger die guten, mehr die schlechten und vergifteten ihr eigenes Volkstum und das ihrer Unterthanen. Nicht nur wurde französische Tracht fast allgemein herrschend, alle die Krankheiten einer überfeinerten, verkünstelten und unnatürlichen Kultur drangen in Deutschland ein. Franzosen, oft Abenteurer schlimmster Art, schalteten an den Höfen, ihnen fiel die Erziehung der Kinder anheim, und nachdem sie die Grundlinien eingepreßt hatten, vollendete dann der übliche Aufenthalt in Frankreich das Zerrbild. Was bedeutete dagegen die äußerliche Zierlichkeit, die wohl angenommen wurde? Einiges hat ja dieses französische Wesen dazu beigetragen, die deutsche Grobheit abzuschleifen, doch der Gewinn war teuer erkauft. Hätten wenigstens die Vornehmen geistige Bildung aus der französischen Litteratur geschöpft. Sie genossen nur deren minderwertige Erzeugnisse.

Den oberen Ständen ahmten die unteren nach. In den alten Zeiten hatten Bürger und Bauern oft mit ungerechtem Haß die Höherstehenden betrachtet, jetzt warfen sie sich vor ihnen in submissester Verehrung nieder. Der Volkscharakter schien umgewandelt zu sein. Der alte Trotz war freilich schon im letzten Jahrhunderte gebrochen worden, doch der jetzige Zustand war keine notwendige Folge. Nur aus den Drangsalen des Krieges läßt sich erklären, wie der Deutsche zur Bedientenseele herabsank, und nachher vermochte der gebeugte Stamm sich nicht wieder zu erheben. Jedem Vornehmeren, Mächtigeren und Reicheren wurde gehuldigt; die Kriecherei, das Lakaientum drückte Haupt und Nacken in Demut nieder. Je tiefer die Verbeugung nach oben ist, desto stolzer wird die Haltung nach unten. Der der Selbstachtung Ermangelnde sucht gleichsam seine Rache durch Niedertreten aller derer, welche sich vor ihm erniedrigen müssen. Das Beamtentum nahm seinen Vorteil wahr und wurde hochmütig. Damals vollzog sich die schroffe Gliederung der Gesellschaft nach Rang und Stand bis in die untersten Schichten hinein mit peinlichster Beobachtung der einzelnen Stufen. Das Unwesen der Titulaturen, der Unfug der auszeichnenden Prädikate steigerten diese öde Gesellschaftsordnung bis zum Lächerlichen. Die persönliche Beziehung zu einem großen Herrn brachte früher Ehre, jetzt wurde sie der alleinige Maßstab für die Würdigung der Personen. Der Beamte fühlte sich gerade in seiner Unfreiheit. Der erwerbende Stand, das Handwerk, selbst die Kaufmannschaft kamen in Mißachtung. Bald erwuchs der noch nicht ausgerottete Krebsschaden, daß der niedrigste Schreiberdienst für ehrenvoller galt als selbständige Arbeit und von Bürger und Bauer am liebsten für die Söhne erstrebt wurde. Wie die Fürsten ihre Subsidien von Frankreich und andern Mächten empfingen, streckten die Geringeren ihre Hände aus nach einem Trinkgeld, nach einer außerordentlichen Belohnung, auch wenn sie aus unreiner Quelle floß.

Dieser unwahre Lebenszuschnitt machte nötig, auch äußer-

lich der Welt vor Augen zu führen, was man war. Die „Reputation", deren Nachklang unser „Anstand" ist, erforderte ein Leben über Vermögen und Stellung hinaus, damit nur nicht die Familie gering geachtet würde. Hohlem Glanze, nicht innerem Werte wurde nachgejagt.

Schwere Uebel waren in das deutsche Mark gedrungen und noch heute sind sie nicht völlig beseitigt. Denn sie wurden zur erblichen Krankheit, weil die wirtschaftliche und politische Lage, die sie erzeugt hatte, dauernd auf dem Volke lastete.

Noch schwerer zu ersetzen als der Verlust an Menschen war der an Geld und Gütern. Unschätzbare Massen von Edelmetall hatten durch die fremden Heerführer und Soldaten den Weg ins Ausland genommen, am meisten nach Schweden. Die einzigen, die noch etwas vor sich brachten, waren die Offiziere gewesen. Viele machten sich ein Vermögen, das sie teilweise nachher in dem billig gewordenen Grundbesitz anlegten; auch die Soldaten erwarben sich durch den zuletzt übermäßig hohen Sold und die Beute oft erkleckliche Summen, die freilich meist bald wieder in Rauch aufgingen. Eine heillose Verschlechterung und Fälschung der Münzen hatte außerdem das Geld entwertet und große Verluste verursacht. Aller Besitz war tief im Preise gefallen, die Häuser in den Städten galten fast nichts. Auch nach dem Frieden floß unendlich viel Geld ins Ausland, da der deutsche Handel erlahmt war und nur eingeführt, fast nichts ausgeführt wurde. Der Großhandel konnte sich nicht wieder beleben. Die Mündungen aller großen Ströme, der Weichsel, der Oder, der Elbe, der Weser, des Rheins, standen unter fremden Mächten, die ihre einträglichen Zollschranken errichteten. Die Schweden beherrschten die Ostsee, in der sie auch ihren drückenden Sundzoll erhoben. Die Hansa war inzwischen eingegangen, und an Stelle des von den Städten geschaffenen Handelsbundes bildeten die Fürsten keinen neuen. In ihre Erbschaft, wie in die Einfuhr der überseeischen Artikel teilten sich die Holländer und die Engländer. Nicht bloß

Kolonialwaren wurden ins Land gebracht. Das englische Tuch drängte das gröbere deutsche völlig zurück, auch Linnen kam viel von auswärts und zahlreiche fremde Luxusgegenstände eroberten sich den deutschen Markt.

Von den Handelsplätzen im Westen und Süden behielt nur Nürnberg, das die Verbindung mit Venedig und nach Oesterreich weiter pflegte, größeren Umsatz, daneben noch Frankfurt und Straßburg. Von den Seestädten bewahrte Lübeck einen Anteil an dem russischen Handel, während es Bremen und vor allem Hamburg gelang, sich eine weitere und sogar glänzende Zukunft zu schaffen. Hamburg behauptete trotz des Uebergewichtes der Holländer und Engländer unmittelbaren Verkehr über die See bis nach Südfrankreich. Der Landweg von Hamburg nach dem Innern Deutschlands führte über Leipzig, und diese Binnenstadt war, abgesehen von einzelnen fürstlichen Hauptstädten, denen andre Verhältnisse zu statten kamen, die einzige, die vermöge ihrer Lage in der Mitte, ihrer Privilegien, ihrer Messe, welche zum Weltmarkt wurde, und als Hauptsitz des Buchhandels schnell und glücklich wuchs. Doch das alles änderte für Gesamtdeutschland nicht den Ausschluß vom Welthandel, die Tributpflicht an fremde Nationen.

Woher sollte Hilfe kommen? Ein Vergleich mit andern Staaten, mit Frankreich nach den Religionskriegen, mit England nach der Rebellion, macht deutlich, was Deutschland fehlte. Dort überwand man außerordentlich schnell die Nachwehen, weil Einheit und eine durchgreifende Staatsgewalt vorhanden waren. Etwa eine Navigationsakte, wie in England, ein System, wie das Colberts in Frankreich, war im Reiche unausführbar. Das Reich konnte nicht das mindeste thun, weder nach innen, noch nach außen, weder Finanzmittel aufbringen, noch Schutz gewähren. Höchstens wurde versucht, reichsgesetzlich der Verschuldung durch Ermäßigung der Zinsen abzuhelfen. Alles lag daher auf den einzelnen Staaten. Von ihnen waren die meisten ohnehin lebensunfähig, und ein freiwilliges Zu=

sammengehen widersprach aller Gewohnheit. Die große Zahl der Staatswesen bewirkte zwar eine ziemlich gleichmäßige Verteilung der Thätigkeiten durch das ganze Reich, allein das geistige Leben zog davon größeren Nutzen als das wirtschaftliche. Der Mangel einer großen Centrale machte sich jetzt empfindlich geltend.

Daher brachten manche gute Gedanken, die sich auf eine Belebung des auswärtigen Handels richteten, nicht die entsprechende Frucht. Woher der Reichtum der Engländer und Holländer strömte, sah jeder, und noch war die Welt nicht ganz weggegeben, noch ließ sich für Kolonieen Platz finden. Daher tauchten auch solche Entwürfe auf, aber nur der große Kurfürst von Brandenburg ging ernstlich an ihre Verwirklichung. Deutschland war zu arm, und ohne einen mächtigen Reichsschutz, der das Kapital ermutigte, ließen sich Kolonieen weder gründen noch behaupten. Die seefahrenden Nationen waren ohnehin beflissen, die Deutschen nicht aufkommen zu lassen.

Auch innerhalb Deutschlands standen einem lebhaften Handel große Hindernisse im Wege.

Wie einst die Städte, vergeudeten jetzt die Staaten unendlich viel Kraft, indem jeder auf sich gestellt nur für sich sorgte. Einer hemmte den andern. Denn allenthalben suchte man den eigenen Vorteil im Nachteil der übrigen oder verschloß sich wenigstens der Erwägung, das Gedeihen könne auch ein gemeinsames sein. Wie störten die vielen Zölle, die Stapel- und Verkaufsrechte, welche dazu dienten, den Nachbarn niederzuhalten! Welche Schwierigkeiten hatte es, die Wasserstraßen zu regeln, wo so viele Anliegende in Betracht kamen, von denen einer vielleicht gerade seinen Vorteil darin fand, daß der Fluß nicht zur Schiffahrt taugte. Aehnlich stand es mit Straßenbauten, die oft mehr den Zweck hatten, einem Nebenbuhler den Verkehr abzuziehen, als ihn im allgemeinen zu beleben.

Mit der Wiederaufrichtung des Wohlstandes ging es daher recht langsam, und das Erreichbare war kümmerlich im Ver-

gleich zu den früheren Zeiten; bis in unser Jahrhundert hin erlangte Deutschland den Reichtum, den es vordem besessen hatte, nicht wieder. Der Geldmarkt war vom Auslande abhängig und deutsches Kapital nahm an dem Weltumsatz sehr geringen Anteil. Die großen Handelskrisen, die krampfhaften Spekulationen, die Bankengründungen, welche in den nächsten Jahrzehnten die großen Handelsstaaten von oben bis auf den Untergrund des kleinsten Mannes aufwühlten und so stark die Politik beeinflußten, gingen an Deutschland ziemlich spurlos vorüber. Die Entwicklung des modernen Geldverkehrs vollzog sich ohne sein Zuthun.

Da der Handel nicht Saft und Kraft bot, kehrten auch Handwerk und Industrie nicht auf die alte Höhe zurück. Die große Mehrzahl der Städte verarmte. Hinter dem noch vorhandenen Kapital stand kein Unternehmungsgeist. Der Zwischenhandel warf wenig ab oder ging zu Grunde. Manche Erwerbszweige, wie die Tuchmacherei, kamen ganz herunter, alle drückte der Mangel an Käufern und an Mitteln. Die Zünfte, die ihre Bedeutung für die städtische Verwaltung einbüßten, meist nur trockene Mumien des alten Genossenschaftswesens, versauerten im Kleinbetriebe und im Zwange abgelebter Formen; um so hartnäckiger wehrte ihr Kastengeist jede Beeinträchtigung von den glücklichen Insitzern ab. Sie besorgten nur noch das rein Handwerksmäßige unter der Aufsicht der staatlichen Polizei. Daher versagte den bürgerlichen Gewerben die schöpferische Kraft und die sie Ausübenden stiegen wirtschaftlich wie gesellschaftlich herunter. Nur diejenigen Handwerke, welche dem Bau und Schmuck von Palästen und ihrer inneren Ausstattung mit Prunkmöbeln und Kostbarkeiten dienten, leisteten noch Hervorragendes, aber gewöhnlich arbeiteten sie nach den Vorschriften der Künstler. Die bürgerliche Wehrkraft lebte meistens nur noch in dem oft kindlichen Treiben der Schützengesellschaften fort. Die kleineren Städte ließen ihren nun zwecklosen Mauerkranz verfallen und wurden offene Plätze. Viele Patrizier-

familien zogen aus der Stadt und gingen in den Landadel über. Die heruntergekommenen Reichsstädte standen unter einem engherzigen oligarchischen Regiment, das allen früheren Schwunges entbehrte. Die großen Fürstenstädte, wie Münster, Braunschweig, Erfurt, Magdeburg, die noch einige Selbständigkeit bewahrt hatten, mußten sie jetzt darangeben. Sie wie alle andern wurden von der Staatsobrigkeit regierte Ortsgemeinden, in denen nur einige Körperschaftsrechte geduldet blieben. Die alten Städte vermochten meist nicht den Wettbewerb der vielen neuen Residenzstädte auszuhalten.

Unter so trostlosen Verhältnissen konnte der Bürgerstand den sittlichen Schäden, welche die Zeit mit sich brachte, nicht widerstehen; seine höheren Schichten verfielen ihnen am meisten, während in alle eine kleinliche Auffassung des Lebens einzog. Die großen Aufgaben, mit deren Erfüllung einst das Bürgertum allen andern Ständen vorangegangen war, wurden jetzt von den Staaten aufgenommen. Abgeschnitten von jedem politischen Leben, unvermögend, an der trockenen, in die lateinische Sprache eingezwängten Gelehrsamkeit teilzunehmen, zurückgewiesen von der französierenden vornehmen Welt, von der Waffenführung ausgeschlossen, zog sich der Bürger in seine vier Wände zurück. Wohl mochte der Philister noch auf der Bierbank räsonnieren, wenn kein unbequemer Lauscher zugegen war, er hatte seine Steuern zu bezahlen, zu gehorchen, und damit war seine Wichtigkeit für das öffentliche Leben fertig. Bar höherer Betriebslust, machte er gern einen kleinen Profit mit untüchtiger Leistung; Krämerei und Handwerk gerieten leicht auf die schiefe Ebene der Unzuverlässigkeit.

Deutschland wurde zwar nicht gerade wieder ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen, aber unter den Erwerbsquellen trat er obenan. Die Landwirtschaft hatte anfangs mit der Not der Zeiten schwer zu kämpfen. Ihre Erzeugnisse fanden, da die verminderte Bevölkerung der Städte weniger verzehrte, schlechten und unlohnenden Absatz, auch der Geldmangel drückte

die Preise. Die Gutsbesitzer litten außerdem unter der Verschuldung, dem hohen Zinsfuße und den gestiegenen Löhnen. Der Krieg hatte unter dem Viehstand gewaltig aufgeräumt, so daß auch der Dünger fehlte. Obgleich sich die Lage des Landes rascher besserte als die der Städte, verstrich lange Zeit, bis die Bodenfläche wieder im früheren Umfange bestellt wurde. Die Betriebsweise machte zunächst keine Fortschritte, da man noch aus dem Groben heraus arbeiten konnte und auch das Geld zu größeren Anlagen fehlte; am frühesten wurden neue Nähr- und Futterpflanzen in Süddeutschland eingeführt. Die Erzeugung des Getreides überschritt für lange Zeit nicht den Volksbedarf. Auch der Verwertung traten Hindernisse entgegen. Die deutsche Bierbrauerei ließ sich von der fremden überflügeln und lieferte nicht mehr für das Ausland. Das neue Staatswirtschaftssystem verbot geradezu die Ausfuhr von Rohstoffen, namentlich der Wolle, und schädigte damit den ländlichen Erwerb. Die Bauern, mit Zwangsleistungen überhäuft, strengten ihre Kräfte weder für den Herrn noch für sich recht an, und da man vielerorts für förderlich hielt, die Berechtigung zum Grundbesitze auf den Adel zu beschränken, wurde die freie Schaffensthätigkeit gehemmt.

Der Adel mußte sich völlig dem Fürstentum fügen. Dafür wurde er eine vornehme, von obenher begünstigte, nach unten hin schroff abgesonderte Kaste. Der Rückgang des Bürgertums räumte ihm überall den ersten Platz ein. Der Hofdienst mit seinen Aemtern und Ehren lockte viele. Trug er sittliche Verwahrlosung in manche Familien, so bot die Laufbahn als Offizier oder Beamter ehrenvollere Gelegenheit, vorwärts zu kommen, und allmählich that sich der Adel in diesen Berufen hervor. So tief wie der französische, kam der deutsche überhaupt nicht herunter. Die große Zahl der Begüterten unter ihm widmete sich der Landwirtschaft und hielt sich in dieser Thätigkeit gesund. Die Kriegsburgen des Mittelalters, die noch standen, wurden jetzt verlassen und mit bequemeren offenen Landhäusern vertauscht.

Die Unterthänigkeit der Bauern spitzte sich zu den härtesten Formen zu; nur in wenigen Gegenden hielten sich Freibauern als kleinere Gutsbesitzer. In der Regel nahmen die Gutsherren die verödeten Fluren in Besitz und gaben sie unter schweren Bedingungen wieder aus, indem sie die erblichen Anrechte beschränkten oder aufhoben. In Norddeutschland wurde die frühere Hörigkeit, welche die Bauern zu einem Zubehör des Hofes machte, verschärft und die Regierungen, zufrieden, wenn nur das Land wieder unter den Pflug kam, ließen freie Hand. Die sogenannte Leibeigenschaft war nach den Gegenden verschieden, doch sank der deutsche Bauer nirgends auf den Stand des slavischen in Polen und Rußland herab. In der Regel war dem Bauern die Freizügigkeit versagt; er durfte den Hof nicht verlassen und wurde mit ihm verkauft. Die Kinder mußten eine gewisse Zeit unentgeltliche Dienste leisten, ehe sie einen andern Beruf wählen konnten, die Verheiratung unterstand der Genehmigung des Herrn, der auch einen Anteil an dem Nachlaß hatte. Die Frohnden nahmen die beste Kraft und Zeit in Anspruch; dazu mußte der Bauer die Lasten für die Gemeinde und den Staat und bald auch Kriegsdienst tragen, auch rechtlich verfiel er der grundherrlichen Gewalt. Bestand anfänglich der Zweck, die spärliche Bevölkerung an die Scholle zu fesseln und dadurch billige Arbeitskraft zu erlangen, so begann nachher wieder das alte Unwesen, den Bauern mit allerhand Mitteln von seinem Boden zu verdrängen. Rechnet man noch hinzu die schwer zu tilgenden Folgen der Verwüstung, die Zerstörung von Kirchen, den Verfall der Dorfschulen, den schlechten Bau der rasch und dürftig errichteten Häuser, die Folgen der früheren Verwilderung und der neuen Belastung, so ergiebt sich ein trauriges Bild.

In Süddeutschland war der Bauer in seiner persönlichen Freiheit weniger beschränkt, doch stand er namentlich in den kleinen Herrschaften wirtschaftlich nicht viel besser. Dieser Druck, wie religiöse Verhältnisse, trieben bereits in Württem-

berg und in der Pfalz zur Auswanderung. Tausende zogen nach Nordamerika, unzählig viele Deutsche folgten ihnen im nächsten Jahrhundert. Sie alle gingen der Heimat verloren.

Nur die fürstliche Gewalt zog aus dem Kriege Vorteil. Während seiner Dauer bestimmten die Fürsten über das Land und dessen Parteinahme, und soweit Autorität bestehen blieb, hing sie allein an ihnen. Nachher nahm die Erschöpfung Kraft und Lust zum Widerstande gegen sie, wie das Bedürfnis nach Hilfe das fürstliche Walten willkommen hieß. Die Fortschritte, die das Fürstentum schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gemacht hatte, gelangten daher zu dem Abschluß, daß alle Beschränkungen, welche etwa noch vorhanden waren, wegfielen, daß es sich zum Absolutismus durcharbeitete.

Noch trat der Absolutismus in der ersten Zeit nach dem Kriege nicht vollständig in Erscheinung; erst mit dem neuen Jahrhundert wurde er zur vollendeten Thatsache. Die Fürsten hatten die Zwischenzeit gut ausgenutzt, während ihre Völker am Tagwerk waren.

Auch das Staatswesen ahmte fremdes Vorbild nach, das Beispiel des unbeschränkten Gebieters der Franzosen. Ihm gleichzukommen setzten sich viele Fürsten zum Ziel und gerade oft die kleineren und kleinsten, obgleich die Frösche sich nicht zum Stiere aufblasen konnten. Die Doktrinen des römischen Rechts, die Lehren der Geistlichen von dem schuldpflichtigen Gehorsam der Unterthanen und die Theorieen der Gelehrten, die alle einer obersten mächtigen Staatsgewalt huldigten, kamen dem Absolutismus gleichfalls zu statten.

Der französische Absolutismus, der den Staat als Eigentum des Königs, diesen als unbeschränkten Herrn von Leib und Gut betrachtet, ist in Deutschland nirgends voll durchgeführt worden, und die lästerliche Verherrlichung der zum lebenden Abbilde Gottes, ja zum Gott auf Erden erhobenen Person des Herrschers ist nur Schmeichlern über die Lippen gekommen. Obschon auch hier das Gottesgnadentum oft gott-

lose Handlungen mit rechtlichem Scheine verbrämen mußte, überschritt der deutsche Absolutismus in der Regel auch da, wo er in schlimmster Gestalt auftrat, nicht die freie Verfügung des Landesherrn über den Staat und dessen Finanzmittel, über Gesetzgebung und Verwaltung. Brutale Gewaltthaten gegen Person und Eigentum kamen allerdings auch vor. Innerhalb dieses Raumes, der an sich weit bemessen war, nahm der Absolutismus sehr verschiedene Gestalt an. Unter allen Umständen war ihm eines eigen: den Unterthanen blieb jede Mitwirkung an der Regierung, an der Entscheidung über ihr Wohl und Wehe versagt. Ueberall gab es nur die alleinige Einheitsgewalt des vollkommen unverantwortlichen Fürsten. Für das Genossenschaftswesen hatte der absolute Staat keinen Raum; was davon aus früheren Zeiten überkommen war, wurde in abhängige privilegierte Korporationen verwandelt.

Der Absolutismus gilt als wohlthätiger Durchgang zum modernen Staate, weil er alle Sonderrechte niederbrach, alle Stände in ihrer Unterwerfung unter den Thron gleich machte, die Staatseinheit schuf und das moderne allgemeine Staatsbürgertum ermöglichte. Das ist unzweifelhaft richtig, aber das Mittel war ein hartes und ein zweischneidiges. Die Entwöhnung aller Bevölkerungsklassen von jeder Selbständigkeit, die Angewöhnung an bevormundendes Polizeiregiment hatten Nachteile im Gefolge, die nachher schwer zu überwinden waren. Die Nachkommen der Fanatiker der Selbsthilfe wagten bald keinen Schritt zu thun, als an der Hand der Regierung. Diese Weise hob nicht den Druck, welchen die Kriegszeiten auf die Thatkraft der Deutschen ausgeübt hatten, sondern zog aus ihm erst recht die Folgen und machte aus der Hilflosigkeit ein dauerndes System. Zugleich wurde die politische Zerteilung Deutschlands durch die schärfsten Einschnitte vertieft, indem jedes Staatsgebiet nur seinen eigenen Bestand als alleiniges Gesetz nahm.

Glücklich die Staaten, in denen unter solchen Verhältnissen

gewissenhafte Regenten das Scepter führten. In den andern wurde der Nutzen, den der Absolutismus stiften konnte, schwer aufgewogen. Wenn unsinnige, kindische Verschwendung einriß, wenn die Höfe zu Bordellen wurden, in welche Mütter selbst ihre Töchter einlieferten, wenn Mätressen Adel und Beamtenschaft zu ihren Sklaven machten, und schließlich die Hofprediger diese Schande mit Gottes Wort salbten, dann schien das Ende aller Dinge gekommen. Leider versanken viele Fürsten im Schlamme der Schmach, in mehreren Familien wurde nicht ein Einzelner, sondern eine ganze Reihe vom Vater bis zum Enkel der Fluch des Landes.

Wenn ein mittelalterliches Witzwort sagt, das Papsttum müsse wahrhaft eine göttliche Einrichtung sein, weil es sonst an den Sünden der Kurie zu Grunde gehen würde, so kann man mit größerem Rechte den Deutschen nachrühmen, daß sie von unverwüstlichem Kern sein müssen, da sie solche Zustände überwunden haben. In den so hart geschlagenen Ländern hat wahrlich nicht der Absolutismus das Volk gerettet, sondern das Volk rettete unter tausend Schmerzen in unentwegter Thätigkeit und Treue sich und seine Fürsten.

Wozu den Schmutz aufwühlen? Zum Glück gebrach es nicht an Fürsten besseren Schlages, die unter ihren jämmerlichen Genossen um so größer dastehen, und rühmend sei anerkannt, wieviel sie leisteten, wie eifrig sie Mittel und Wege suchten, zu helfen. Ihre Thätigkeit durch alle die Staaten hin zu verfolgen, wäre eine lohnende Aufgabe und hier, wo der volle Zusammenhang mit unsrer Zeit beginnt, eröffnet sich für die deutsche Wirtschaftsgeschichte das rechte Feld ihrer Forschungen.

Die Ausbildung der fürstlichen Regierung bildet den Hauptinhalt dieser Zeit, denn die Volkswirtschaft nahm eine Nebenstellung ein; sie war nur die dienende Magd, die nach Staatszweck und Politik behandelt und gelegentlich gemaßregelt wurde. Während in den andern Staaten die Politik durch

wirtschaftliche Interessen bestimmt wurde, ging es in Deutschland meist umgekehrt zu. Daher hat auch die produktive Thätigkeit nicht die Fortschritte gemacht, deren sie bei einiger Freiheit fähig gewesen wäre; sie erhielt wohl den Leib, aber nährte nicht den Geist.

Allgemeine gleichmäßige Züge lassen sich aus der Vielheit der Erscheinungen hervorheben.

Noch standen der Fürstenmacht die Landstände gegenüber, denen die Kriegszeit Gelegenheit gegeben hatte, sich geltend zu machen. In manchen Ländern behaupteten sie ihre Rechte, und der Adel errang dann das Uebergewicht, wie in den welfischen Landen und in Mecklenburg. Auch in Württemberg verfochten die Stände, welche nur aus Prälaten und städtischen Vertretern bestanden, ihre Gerechtsame. In den größeren Staaten jedoch, selbst wenn die Stände sich einen wichtigen Anteil an der Landesverwaltung retteten, wie in Sachsen, stieg die oberherrliche Gewalt mächtig empor und setzte sich schließlich über die Stände hinweg. Sie wurden entweder gar nicht mehr einberufen oder höchstens Ausschüsse, und nur einige Aufsicht über Geldverwaltung kam ihnen zu.

Mit den Ständen fiel jede Schranke der Regierung hinweg. Man mag darüber streiten, ob das durchaus wünschenswert war, denn auf diese Weise wurde die Verbindung mit der Vergangenheit abgeschnitten und die allgemeine Unselbständigkeit vollendet. Doch wo die Stände blieben, sprach ihr Verhalten nicht zu ihren Gunsten, und für ihre Umgestaltung zu einer Vertretung der Gesamtheit war die Zeit gar nicht geeignet.

Vor allem gab die Armierung des Landes, das Aufkommen der stehenden Heere, dem Fürstentum einen nicht zu erschütternden Fußpunkt. Die alte Milizverfassung genügte den Anforderungen an Heer und Kriegsführung nicht mehr, und die Notwendigkeit wie der Ehrgeiz der Landesherren drängten zu der neuen Einrichtung. Da nur sie die Kriegsmittel besaßen und

allein über die bewaffnete Macht verfügten, war jeder Widerspruch unmöglich. Das neue Kriegswesen konnte nur durch die Regierung durchgeführt werden und erforderte stattliche Mittel, die Ausdehnung des Staatshaushalts und seine Ueberführung in rein finanzielle Gebarung. Daher bot die Einführung des stehenden Heeres, das der Hauptsache nach auf Sold und Werbung beruhte, den triftigsten Grund, in alle Seiten des Staatslebens einzugreifen, das Abgabenwesen auszubilden, die Lehnsleistungen und dergleichen in bare Erträgnisse umzugestalten, und daraus folgerten wieder weitreichende Veränderungen aller Einrichtungen.

Ein neuer Glanz umgab diese fürstlichen Heeresinhaber. Wo der Adel vorwiegend die Offiziersstellen einnahm, trat er in enge Beziehungen zur Dynastie, ihr untergeordnet, und doch hoher Ehre teilhaftig. Dem Bürgertum fiel nur ein geringer Anteil an den oberen Heeresämtern zu.

Adel und Volk vergaßen indessen das alte Landsknechtstum nicht ganz und auf allen Schlachtfeldern europäischer Nationen diesseits und jenseits des Ozeans vergossen deutsche Söldner ihr Blut. In Deutschland erhielten die stehenden Heere allein die kriegerische Kraft. Da diejenigen, welche sich anwerben ließen, selten saubere Elemente waren, und die Verpflichtung zum Kriegsdienst, wo sie sich erhielt oder neu eingeführt wurde, nur die Bauern oder die niedrigsten Klassen traf, kam sogar das Kriegshandwerk in Mißachtung und Geringschätzung. Die rauhe Behandlung, welche die Gemeinen erfuhren, die Schroffheit, in der ihnen die Offiziere gegenüber standen, verbesserten die allgemeine Meinung natürlich nicht. Die Zeit begann, in welcher dieses Volk, das ehedem als das streitbarste galt, dem Kriegswerk abgeneigt und nur friedlicher Denkarbeit zugewandt schien. Wie hatte sich alles geändert!

Das Werbesystem brachte Greuel, die bisher unbekannt waren, den Krieg im Frieden, indem die Werber oft die schändlichsten Mittel gebrauchten, um ihre Leute mit Ueberredung,

mit List oder mit Gewalt einzufangen. Zahllose Männer sind durch sie ins Elend gestürzt, an Leib und Seele zu Grunde gerichtet worden. Besonders die Preußen betrieben dieses Geschäft mit schrecklicher Geschicklichkeit. Der Soldat wurde zur Ware, zum verhandelten Menschenfleisch. Wie nahe lag es da, mit ihm zu verdienen? Gegen Subsidien wurden Hilfstruppen gestellt; schließlich verschacherten deutsche Fürsten ihre zum Militär gepreßten Landeskinder in das Ausland. Den einen Vorteil brachten jedoch die stehenden Heere, daß die scharfe Disziplin den Soldaten auch im Felde in besserer Ordnung hielt. In den Raubkriegen haben die Franzosen noch im Stile des dreißigjährigen Krieges entsetzlich gehaust; im achtzehnten Jahrhundert wurde die Kriegsführung etwas menschlicher.

Das Fürstentum nahm das gesamte öffentliche Leben unter seine Obhut. In den protestantischen Ländern gebot es bereits über Kirche und Schule und letztere erheischte nach der Zerstörung des Krieges in dem niederen wie in dem höheren Unterricht besondere Fürsorge, ohne sie immer zu finden. Auch für das Gerichtswesen, seine Verfassung und Waltung, für die Polizei im weitesten Begriff als Friedenssicherung und Aufsicht über die öffentlichen Verhältnisse wurden Einheit und Gleichmaß angestrebt. Ein weites Feld, nach allen Seiten hin zu nützen und einzugreifen, eröffnete die Pflege der materiellen Wohlfahrt, die Volksvermehrung, namentlich durch Einwanderung, der Bau von Land- und Wasserstraßen, die Handhabung der Münze, die Aufsicht über die Stadtverwaltung, die Regelung der Handwerksordnungen, die Förderung des Ackerbaues und der Industrie.

Der vornehmlichste Gesichtspunkt wurde überall, die Einkünfte des Staates zu steigern; das fiskalische Interesse beherrschte die andern. Alle Staaten gingen jetzt zur Geldwirtschaft über. Selbst die Domänen, der Ueberrest der Naturalwirtschaft, wurden deren Anforderungen entsprechend verwaltet. Nur wo sie benutzt wurden, um neuer Ansiedelung Raum zu

geben, dienten sie noch einigermaßen im alten Sinne. In einzelnen Staaten erhoben sich später die Domänen zu Musterwirtschaften und wurden treffliche Vorbilder.

Anfänglich richteten sich die Bemühungen darauf, überhaupt wieder erwerbliche Thätigkeit zu schaffen und Leute dafür zu gewinnen, wozu manchmal seltsame Mittel in Anwendung kamen. Bald aber trat der Wunsch, möglichst viel herauszuschlagen, in den Vordergrund. Wurde an der einen Stelle nur erpreßt, was sich herausquetschen ließ, sorgten anderwärts die Regierungen dafür, neue Quellen zu eröffnen und ergiebig zu machen, immer mit der vorwiegenden Sucht nach Einnahmen. Hier kam nun besonders in Betracht, daß jeder Staat für sich eine Einheit ausmachte, die auf die Nachbarn keine Rücksicht nahm, und demnach wurde das Reich auch in wirtschaftliche Einzelwesen zerlegt. Suchten früher die Fürsten einander durch Fehden etwas abzujagen, kämpften sie jetzt mit Handelsbeschränkungen. Die Grundsätze des Merkantilsystems, das den Reichtum eines Landes nach dem Besitz von Edelmetall bemißt, daher die Ausfuhr zu steigern, die Einfuhr zu beschränken sucht, schwebten auch den deutschen Staatsmännern vor, obgleich diese kleinen Verhältnisse, wo der auswärtige Handel, den jenes System zur Voraussetzung hat, nur geringe Rolle spielte, dazu nicht recht paßte. Im großen und ganzen überwog der rein praktische Zweck, der die Mittel nicht allzu ängstlich prüfte, und die nationalökonomischen Theorieen, wie sie auch von deutschen Gelehrten aufgestellt wurden, waren von keinem sonderlichen Einfluß. Nur zu häufig brachte die Förderung an einer Stelle Hemmung an der andern, und der prohibitive Zug hielt die freie Kraftentwickelung nieder. Immerhin entstanden neue Industrieen, die für das erlahmte Handwerk Entschädigung leisteten, und das damals teuer Erkaufte trug seine Zinsen in der Zukunft. Die industrielle Thätigkeit konnte allein in größeren Ländern gedeihen und ihr ist die fürstliche Vorsorge besonders förderlich geworden.

Die Länder mußten ungemein große Lasten tragen. Hier drückte die Vergeudung des fürstlichen Hofes, dort der wachsende Militarismus oder eine unmäßige Menge von Beamten, manchmal alles zusammen. Darum ging eine neue Vermögensbildung in weiterem Umfange sehr langsam vor sich, und von dem wieder steigenden Wohlstande hatte mehr der Staat als der Einzelne Vorteil. Nur auf den Staat kam es an; er bestand für sich mit alleinigem Rechte als einheitliche Person, während die Unterthanen ihm gegenüber nur untergeordnete Einzelwesen waren.

Einzig die fürstlichen Höfe nahmen sich der Pflege der Kunst an. Die Baukunst überwog alle andern und erhielt reiche Beschäftigung, wo nach langer Unterbrechung so viel nachzuholen war und mittlerweile neue Bedürfnisse sich geregt hatten. Die aufgebauschte Hoheit erforderte würdige Heimstätten, allenthalben stiegen prächtige Paläste empor. Die Residenzstädte übten große Anzugskraft aus und manche von ihnen wuchsen ganz erstaunlich; durch sie wurde das Städtebild Deutschlands beträchtlich verändert. Auch der Adel und die hohen Beamten errichteten sich stattliche Behausungen, freiwillig und gezwungen. In den katholischen Ländern bauten viele Stifter großartige Gebäude; hier entstanden auch noch neue Kirchen oder wurden die alten umgebaut und modernisiert.

Natürlich gaben die Prunkbauten Ludwigs XIV. das Vorbild, daneben der künstelnde, doch oft wirkungsvolle italienische Barockstil. Dann folgte das Rokoko mit seinen niedlichen, heitern, alle graden Linien und leere Flächen hassenden Formen. Unter den Baumeistern, von denen ein guter Teil Ausländer war oder nach deren Entwürfen arbeitete, ragte ein deutsches Genie, Andreas Schlüter in Berlin, mächtig hervor. Auch er schuf dem herrschenden Stile gemäß, aber er wandte ihn mit selbständiger Schöpferkraft an. Als Bildhauer steht er einzig groß da.

Die andern Künste arbeiteten im Zwange und Dienste

der Architektur, ihrem Geschmack sich fügend, doch dabei wirkungsvolle Einheit zwischen Bauwerk und Ausstattung erzielend. Alles paßte vortrefflich zusammen: die hellen Räume, die großen Spiegel, die zierlichen farbenreichen Möbel, die Gärten mit den verschnittenen Hecken und den wunderlichen Springbrunnen, die kokette und frivole Gesellschaft in ihrer berechnet aufgeputzten Gewandung, alles glänzend, lustig, beweglich. Nur die Naturwahrheit fehlte den Menschen und der Kunst. Beide führten Märchen auf, die nicht einer lebendigen Phantasie entsprungen, sondern von einem in engen Gedanken unersättlichen Unterhaltungsbedürfnis ausgeklügelt waren. Deshalb versagte die freischaffende Originalität; am tiefsten sank dabei die Malerei.

Die Lust am Sammeln bekam weitere Anregung durch die Begierde zu glänzen. Sie beschränkte sich jetzt gewöhnlich auf die Kunst und das Kostbare und häufte sowohl ältere Werke an, mit Vorliebe italienische oder antike, wie sie sich auch an den zierlichen und teueren Spielereien und Nippessachen der Kleinkunst ergötzte. Diese fürstlichen Kunstkammern wurden der erste Grund unsrer Museen, und viele von deren herrlichsten Schätzen sind damals nach Deutschland gekommen. An ihnen klebt manche bittere Thräne und mancher Tropfen blutigen Schweißes; glücklicherweise sprießt Gutes auch aus dem Leide der Vergangenheit.

Wo immer nur zu erzählen ist, wie Deutschland sich überweit dem Fremden öffnete, ist es doppelt erfreulich, zu berichten, wie Deutsche wenigstens auf einem Gebiete alle andern übertrafen. Während die vornehme Welt sich an der italienischen Oper ergötzte, schuf Johann Sebastian Bach seine unsterblichen Werke, echt deutsch und protestantisch, erstand in Georg Friedrich Händel, dem freilich voller Ruhm erst in England erblühte, ein universaler Künstler von unerschöpflichem Können.

So war Deutschland in seinem Inneren beschaffen. Die Herren der Zukunft waren die Fürsten, deren Unverantwortlich-

keit eine furchtbare Verantwortung einschloß. Je mehr sie alle Lebensregungen von sich abhängig machten, desto mehr lag an ihrer Persönlichkeit. Obgleich möglichste Zusammenfassung ein nicht ungünstiger Uebergang aus der äußersten Zerrüttung war, die Zeit des absoluten Fürstentums dauerte ungemein lang, und die Deutschen hatten mehr als genug Zeit, in dieser harten Schule ihre Untugenden zu verlernen. Da die Aufrichtung der Gesamtnation ferner lag als je zuvor, vermochten nur die einzelnen Teile für sich zu neuer Kraft erstehen. Naturgemäß hatten die größten Staaten dazu die meiste Aussicht. Nach der Beendigung des Krieges stand kein deutscher Staat so hoch, daß er sich mit Oesterreich messen konnte, sonst kamen Bayern, Sachsen, Brandenburg sich an Macht und Bedeutung ziemlich gleich. Jedes von diesen Ländern hatte seine eigenartigen Bedingungen. Bayern und Sachsen waren durch ihre bedeutende Vorgeschichte, ihre geschlossene Lage mitten im Reich, das eine als Haupt der Katholiken, das zweite als vornehmster Vertreter der Evangelischen am meisten dazu geschickt, andre Staaten an sich zu schließen, während Brandenburg noch mehr als sie durch den Krieg gelitten hatte, einen weithin zerstreuten Besitz sich erst sichern mußte und an mehreren Stellen durch mißgünstige Mächte gefährdet war.

Die Frage war eben, welches von diesen Häusern seine Lande am besten vorwärts bringen würde. Die Zeit war so geartet, daß in politischer Hinsicht das deutsche Volk ganz allein auf die Individualität seiner Fürsten angewiesen war, während es selbst eine farblose, zerriebene, unbelebte Masse darstellte.

Achter Abschnitt.

Die Konfessionen. Anfänge der neuen Bildung.

Ließ sich gar nicht absehen, wie Deutschland jemals politisch und wirtschaftlich geeinigt werden sollte, so war noch geringere Hoffnung vorhanden, die religiösen Parteien wieder miteinander zu verschmelzen. In den früheren Jahrhunderten bestand wenigstens eine gewisse Gleichmäßigkeit des Denkens, jetzt war auch sie dahingegangen, und da die Kluft, die sich aufgethan hatte, bis in die tiefsten Gründe der Herzen und der Gemüter reichte, schien sie weder verschließbar noch überbrückbar zu sein. Viel mehr als die staatliche Sonderung verhinderte die religiöse Scheidung das Entstehen eines nationalen Sinnes, eines Gesamtbewußtseins. Hier lag die dunkelste Frage der Zukunft. Ein gewaltsamer Sieg einer der beiden Richtungen war nicht mehr möglich, genug, wenn sie zunächst nur äußerlich Frieden hielten. Für die friedliche Ueberwindung des Zwiespalts waren drei Lösungen denkbar: entweder ein dogmatischer Ausgleich, oder eine Konfession vermochte die andre so weit zu überholen, daß sie ihr die Anhänger entzog, oder endlich konnten sich über die bestehenden Kirchen hinweg neue Anschauungen ausbilden, die das Trennende als unwesentlich und gleichgültig beiseite schoben und nur die gemeinsame göttlich-ethische Grundlage als Religion anerkannten. Jede dieser Möglichkeiten erforderte mindestens lange Zeiten zur Erfüllung und so blieb inzwischen nur die Hoffnung, daß wenn auch die Glaubenssätze nicht in Einklang zu bringen waren, neben ihnen andre Bedürfnisse, Wünsche und Ideen aufkamen, welche trotzdem eine politische Einigung gestatteten. Selbst darauf gab es damals nicht die entfernteste Aussicht.

Aus dem Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum waren einst die Deutschen mit zerstörter Reichsverfassung aber mit frischer Volkskraft hervorgegangen und hatten später die Niederlage dem Sieger heimgezahlt. Jetzt war ein zweiter Kampf zu Ende, in welchem die Bekenner der päpstlichen Kirche versucht hatten, die von ihrem Glauben Abgefallenen zurückzubringen oder wenigstens unschädlich zu machen. Nicht das Papsttum selbst hatte die Führung gehabt, sondern sogar mit einem Rückfall in die weltlich-italische Politik eines Clemens VII. zeitweise dem Hause Habsburg entgegengearbeitet. Aber auf seine Haltung kam nicht viel an und es mußte sich gefallen lassen, daß im westfälischen Frieden im Hinblick auf Rom ausdrücklich festgesetzt wurde, keinerlei Einspruch könne seine Gültigkeit beeinträchtigen, und die Bulle Innocenz X., welcher alle der katholischen Kirche schädlichen Bestimmungen, selbst die Errichtung der achten Kur als nichtig verwarf, fand keine Beachtung. Der Papst galt nur als der geistliche Leiter der katholischen Kirche, ihre fürstlichen Mitglieder handelten im übrigen nach eigenem Ermessen, wie auch das katholische Frankreich die deutschen Ketzer unterstützt hatte. Das mittelalterliche Papsttum war dahin, und selbst die vollkommene Ueberwindung der Protestanten hätte ihm keine Wiedererstehung gebracht.

Die Kraft des Katholizismus beruhte fortan nicht mehr in Papst und Geistlichkeit, so sehr diese auch auf die Seelen einzuwirken vermochte, sondern in der Hingabe, welche ihm die Getreuen widmeten, an erster Stelle natürlich die Fürsten. Nicht mehr trug der Papst die Kirche, sondern die Kirche trug den Papst. Ihr Bestand hing am Laientum und sie mußte sorgfältig darüber wachen, daß ihre Söhne auch wohlgesinnt blieben, dafür sogar nachgiebig sein. Allerdings fuhr sie zunächst nicht schlecht, denn unzweifelhaft war jetzt der katholische Glaube viel fester in die Herzen eingegraben, als ein Jahrhundert früher, und beherrschte die Gemüter vollständig. Ein Vorteil war auch, daß nun in den katholischen Staaten ausschließlich

der eine Glaube galt und keiner Störung durch Andersmeinende ausgesetzt war. Die Kirche gab weder die Hoffnung noch die Bemühungen auf, der Ketzerei ein Ende zu machen. Da ihr keine weltliche Macht die Waffen zur Verfügung stellte, um Erfolge im großen zu erzielen, nahm sie auch die kleinen mit. Eifrig ging sie auf Bekehrungen aus. Die rührige Propaganda versäumte keine Gelegenheit. Vor allem machte sie sich an die Fürsten; hat sie doch selbst die Hohenzollern zu gewinnen gesucht. In der That gelang unter Fürsten und Gelehrten manche wertvolle Eroberung.

Der Protestantismus begnügte sich damit, seinen Bestand gerettet zu haben. In steter Sorge vor neuen Anfechtungen verzichtete er darauf, im Reiche weitere Erwerbungen zu machen. Der Friede erwies sich allmählich als sicher; seitdem ist der konfessionelle Stand in Deutschland, abgesehen von der Pfalz, wo der Katholizismus noch bedeutende Fortschritte machte, der gleiche geblieben bis auf unsre Tage. Während allmählich die feindselige Spannung abnahm, sonderten sich doch die beiden Bekenntnisse innerlich und äußerlich vollkommen voneinander. Die Leiden des Krieges ließen auf beiden Seiten gräßliche Erinnerungen zurück, die das Gefühl, feindliche Brüder zu sein, wach hielten. Wo nicht Nachbarschaft einigen Ausgleich brachte, stellten sich die Katholiken die Evangelischen und umgekehrt häufig nicht als rechte Menschen, sondern als andersartige Wesen vor; beide schrieben sich gegenseitig schlechte Eigenschaften zu. Unbewußt prägte sich darin das Gefühl aus, wie grundsätzlich verschieden die beiderseitigen Lebensanschauungen waren.

Da das Nebeneinanderleben zur Gewohnheit wurde, entstand wieder eine leidliche gegenseitige Toleranz. In dieser Beziehung waren die Bestimmungen des westfälischen Friedens von Segen, da sie die Anfänge einer Duldung, die der Augsburger Vergleich gebracht hatte, vervollkommneten. Tauchten doch sogar bald nach dem Kriege natürlich unfruchtbare Pläne auf, die beiden Kirchen wieder zusammenzuschweißen.

Indem die Konfessionen ihren festen, unüberschreitbaren Rahmen hatten, konnte jede für sich zeigen, was sie ihren Angehörigen zu bieten vermochte, und zugleich mußte sichtbar werden, ob sich die Staaten anders entwickelten, je nachdem sie katholisch oder evangelisch waren.

So begann ein friedlicher Wettkampf, dessen Beobachtung des höchsten Interesses wert ist.

Vor Beginn des Krieges war der Katholizismus fast in jeder Hinsicht der überlegene Teil, durch Einheit, frische Begeisterung, systematische Ausbildung, und auch an wissenschaftlichen Leistungen keineswegs geringer. Die Einheit blieb auch fernerhin der katholischen Kirche als unverletztes und unverletzliches Erbteil, ebenso wie gewiß war, daß ihre Gegner sich nimmermehr untereinander einigen würden. Es lag also für die Zukunft auch das Problem vor, ob die absolute Uebereinstimmung oder die fortdauernde Mannigfaltigkeit der Meinungen die glücklichere Eigenschaft sein werde.

Der Grundgedanke der Reformation war erhalten geblieben, weil keine einheitliche Kirche entstand, die ihn hätte ersticken können. Das Recht der Ueberzeugung brach zuerst siegreich durch in Beziehungen, die nicht unmittelbar in das Gebiet des Glaubens fielen, und grenzte dieses enger ab. Da ferner die protestantischen Kirchen unter dem Staate standen, so hatte dieser selbst das Interesse, die unbeschränkte Herrschaft einer geistlichen Partei zu vermeiden, und gewährte den von ihr verfolgten Ideen Duldung, wenn sie ihn nicht selbst angriffen; die Theologen lenkten nicht mehr allmächtig die Fürsten. Außerdem war oft, was in dem einen Lande verboten wurde, in dem andern zu sagen gestattet. Aus diesem Vorwärtsdrängen des inneren Freiheitsbedürfnisses und dem äußeren Gehenlassen des Staates entsprang eine neue Geistesarbeit. Jetzt erst gelangten die mit seinem Ursprunge entfesselten Kräfte des Protestantismus zur rechten Entfaltung, die erlangte Freiheit zum thätigen Bewußtsein. Nicht seine Dogmen und seine

Kircheneinrichtungen waren das eigentlich Fördernde, und wo sie konnte, befehdete die offizielle Kirche den Ideenfortschritt und gab an Unduldsamkeit der katholischen nichts nach. Glücklicherweise waren die Schranken, die sie auferlegen konnte, von geringerem Umfang und minderer Festigkeit, und außerdem lag der mächtige Unterschied zwischen den beiden Konfessionen weniger in dem, was der Protestantismus lehrte, als in dem, was er nicht lehrte. Der Wunderglaube, den der Katholizismus im vollen Umfange verteidigte, die weit über die Bibel und die ältesten Bekenntnisse hinausreichende Summe von Ueberlieferungen, die er aufrechthielt, die mittelalterliche Auffassung von Menschenleben und Natur, der er getreu blieb, alle diese dem Denken auferlegten Verbindlichkeiten, welche die andre Kirche nicht enthielt, erschwerten ein aus den Dingen herausschöpfendes Erkennen. In den deutschen katholischen Ländern bewahrten zudem die Jesuiten ihren Einfluß und beherrschten den Unterricht, auch auf den Hochschulen; natürlich, daß sie nichts ihren Grundsätzen Feindliches aufkommen ließen. Sie konnten leichter als in Frankreich freiere Regungen niederhalten, weil in Deutschland der beständige Gegensatz zum Protestantentum die katholische Kirche zur stärkeren Einheitlichkeit zwang. Während also innerhalb des Katholizismus das geistige Arbeitsfeld beschränkt blieb, hatten die Zugehörigen der andern Konfessionen mehr Bewegungsfreiheit. Uebrigens verhehlte man sich in katholischen Ländern nicht, daß die im protestantischen Bekenntnisse Aufgewachsenen eine gewisse Ueberlegenheit besaßen; daher nahm man gern norddeutsche Konvertiten in den Staatsdienst.

Der eingetretene Ruhestand gestattete den Protestanten, die dogmatischen Fragen beiseite zu setzen. Das theologische Zeitalter war abgelaufen; die Geister gingen zu andern Gedanken über. Sie richteten sich nicht sofort gegen die Kirche, wohl aber gegen diejenigen, welche sich als ihre Meister betrachteten und alles nach ihrem Maße messen wollten. Denken und Leben wollten

sich von den Banden einer einseitigen Theologie befreien, die sich zum unanfechtbaren Erklärer des göttlichen Wortes aufwarf. Es wiederholte sich also im Protestantismus in neuer Form derselbe Hergang, durch welchen einst die universale Kirche durchbrochen wurde.

Nicht allein politisch und wirtschaftlich, in jeder andern Beziehung hatten die übrigen Staaten, Frankreich, England, die Niederlande Deutschland überholt. In Litteratur und Wissenschaft wurde dort Großartiges geschaffen, Männer ersten Ranges traten auf. Was bedeutete allein die Universität Leyden für ganz Europa! Geraume Zeit verging, ehe die Deutschen sich wieder mit den Fremden messen konnten; doch wenn sie auch an deren Hand emporstiegen, sie ließen sich nur führen, nicht nachschleppen.

Pufendorf und Leibniz stehen an der Spitze einer neuen deutschen Wissenschaft, die seitdem ohne Unterbrechung weiter gediehen ist. Dem Sachsen Samuel Pufendorf widerstrebte von Anfang an der beschränkte Standpunkt der lutherischen Orthodoxie und auch mit den steifen Juristen zerfiel er als der Urheber jenes vernichtenden Urteils über die Reichsverfassung, das er dem Severinus de Mozambano in den Mund legte. Daher brachte er den größten Teil seines Mannesalters im schwedischen Dienste zu, bis er nach Berlin berufen wurde, wo ihn 1694 der Tod ereilte. Hervorragend durch großartige auf die Akten begründete Werke über seine Zeit, die Geschichte Schwedens und die im heroischen Stile geschriebene des Großen Kurfürsten, hat Pufendorf auch zuerst Natur- und Völkerrecht in ein System gebracht.

Es war natürlich, daß die Untersuchung sich jetzt dem Wesen des Staates zuwandte. Der kirchlichen Herabdrückung des Staates, die dem Altertum fremd war, widersprachen bereits die aus den klassischen Autoren geschöpften Anschauungen der Renaissance, doch erst nachdem die Reformation die Bedeutung des Staates gehoben hatte, wurde es möglich, andre Ansichten

wissenschaftlich zu begründen. In Frankreich, in den Niederlanden und in England gaben die großen Zeitereignisse den Anstoß zu Systemen, welche meist von den bei diesen Völkern vorhandenen öffentlichen Zuständen ausgingen; in Deutschland dagegen lag es nahe, die Ideen über den Staat auf rein theoretischem Boden aufzubauen. So verschieden auch die Ergebnisse der Denker sich gestalteten, alle stimmten überein in der Lösung des Staates aus der kirchlichen Abhängigkeit. Pufendorf führte selbständig die Theorieen des Niederländers Hugo Grotius und des Engländers Hobbes weiter, indem er den Ursprung des Staates aus natürlichen Gründen ableitete, aus dem Geselligkeitsbedürfnis des Menschen und der Besorgnis vor Schädigung. Der Staat entsteht durch Vertrag, in dem die einzelnen einer Obrigkeit, welche die Sorge für die gemeinsame Sicherheit übernimmt, Gehorsam geloben. Pufendorfs Hauptzweck ist, die sittliche Natur des Rechtes, zu deren Erkenntnis die natürliche Vernunft vollkommen ausreicht, und damit die sittliche Berechtigung des Staates nachzuweisen. Die Pflicht der Humanität verbindet alle Menschen und sie ist zu erreichen durch den menschlichen Verstand, das menschlich vernünftige Naturrecht. Lebhaft beschäftigte Pufendorf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche; er fordert die Gewissensfreiheit für den einzelnen; weil jedoch alle Gewalten in einer obersten zu verbinden sind, müssen die Kirchen unter der Oberaufsicht des Staates stehen. Pufendorf lebte und webte ganz in seiner Zeit und aus ihrer Betrachtung entnahm er seine Gedanken. Die große Politik verfolgte er mit verständnisvoller Aufmerksamkeit; indem er die wirtschaftlichen und verfassungsmäßigen Bedingungen, unter denen die bestehenden Staaten sich entwickelten, darzulegen suchte, wies er den Weg zur Staatsmachtskunde.

Vielseitiger noch als Pufendorf war sein nur wenig jüngerer Landsmann Gottfried Wilhelm Leibniz, der größte Gelehrte der ganzen Periode. Kaum gibt es ein Gebiet des Wissens,

das er nicht berührt und bereichert hätte. Bahnbrechend in der Mathematik und Mechanik wurde Leibniz zugleich der Begründer der deutschen Philosophie. In ihm steckte ein universaler Trieb gleich den Humanisten und wie diese suchte er allenthalben die Studien zu verbreiten; in der Anregung zu wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademieen übertraf Leibniz selbst einen Celtis. In Berlin sah er seine Absichten teilweise verwirklicht, nicht so in Wien, in Petersburg und wo er sonst anklopfte. Ueber diesen die ganze Wissenschaft umspannenden Bemühungen vergaß er sein Vaterland nicht. Leibniz war ein guter Deutscher, dem die unwürdigen Geschicke des Reiches ins Herz schnitten, der die erdrückende Uebermacht Frankreichs richtig würdigte. Daher trieb er inmitten seiner andern Arbeiten stets hohe Politik, voll Sehnsucht nach Frieden und Besserung der deutschen Zustände, unerschöpflich in Gutachten, Denkschriften und manchmal kühn ersonnenen Vorschlägen; an vielen Höfen war er als politischer Agent und geschmeidiger Diplomat thätig. Ein Gegner Pufendorfs hielt er die historische Entwickelung, das geschichtliche Werden hoch; er drang auf das Sammeln von Quellenstoff, auf methodische Erforschung der Vergangenheit, und ging dabei mit meisterhaften Werken voran. Die Politik, wie die Philosophie nötigten ihn zur eingehenden Beschäftigung mit der Theologie. Er ergriff das Wort für eine Vereinbarung zwischen Katholiken und Protestanten, für eine Vergeistigung der Theologie zu einer universellen Kirche, obgleich er die Versuchungen, katholisch zu werden, stets zurückwies. Seiner Neigung entsprach die Vermittelung, seine Befähigung war, der Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht zu werden und in ihr die Einheit zu finden, das Allgemeine auf das Besondere zu beziehen, die Harmonie zwischen Auffassung und Thatsachen nachzuweisen. Er wollte die mechanistische und die theologische Weltanschauung versöhnen und dadurch wissenschaftliche und religiöse Interessen verbinden. Fast unzählbare Schriften über die verschiedensten Gegenstände hat Leibniz verfaßt

und daneben einen Briefwechsel von allergrößtem Umfange geführt. Schade, daß seine ungünstigen Lebensverhältnisse und die deutschen Zustände ihm nie ein ruhiges, befriedigendes Dasein gestatteten; genötigt, für hohe Gönner zu arbeiten, verschiedenes nebeneinander zu treiben, gelangte er nicht zu der Vollendung, deren er fähig war, regte er wissenschaftliche Untersuchungen mehr an, als er sie ausführte. Trotzdem hat Leibniz, mit idealem Sinn für die Wahrheit und das Gute eintretend, in seinem langen rastlosen Leben Unglaubliches geleistet und die wissenschaftliche Erkenntnis mächtig vorwärts gebracht.

Leibniz hat nie an einer Universität gewirkt und Pufendorf von Professoren harte Angriffe erfahren. Wie einst die scholastischen Herren gegen die Humanisten, sträubten sich die Hochschullehrer gegen die neuen Geister, die ihnen umstürzend oder gar atheistisch erschienen. Ein neuer Kampf gegen die Dunkelmänner war nötig.

Neunter Abschnitt.

Der Beginn der Aufklärung.

Trotz der Greuel der Verwüstung war von den Universitäten keine eingegangen; einige konnten selbst in dieser trostlosen Zeit hervorragende Gelehrte aufweisen, wie namentlich Helmstädt einen Conring, den Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, zu den Seinen zählte. Kein Wunder indessen, wenn die Studierenden entsetzlich verrohten und verwilderten, so daß die Behörden noch lange zu thun hatten, ehe sie nur einige Zucht wieder hineinbrachten. Unter den Waffen galten die Universitäten nicht viel, und auch nachher konnten sie bei der Verknöcherung, der sie anheimgefallen waren, nicht wieder recht

in Achtung kommen. Sie galten für abgelebte Institute, die nur totes Wissen überlieferten. Die vornehme Welt suchte ihre Bildung in der Fremde. Die modernen Sprachen schienen wichtiger, als die lateinische und griechische; selbst die Vernachlässigung des Deutschen wurde den Universitäten zum Vorwurf gemacht. Die Naturwissenschaften brachten neue Methoden der Forschung auf, und sie anzuwenden oder andre zu finden, wurde der Ehrgeiz der Vorwärtsstrebenden. Diesem mächtigen Anstoße, den das Ausland und die Zeitverhältnisse gaben, Pufendorf und Leibniz in Deutschland einbürgerten, standen die Universitäten ablehnend, geradezu feindlich gegenüber. Außerdem war ihre alte Unabhängigkeit untergraben; sie hatten sich der Staatsgewalt beugen müssen, welche die juristischen und theologischen Fakultäten oft nur als Werkzeuge ihrer Regierung benützte. Spärlich mit Lehrmitteln versehen, gering besoldet, fiel es den Professoren schwer, eine allgemein geachtete Stellung zu behaupten. Andrerseits schätzten die Regierungen die Professoren am meisten nach dem Grade, in dem sie Schüler heranzogen, also Geld ins Land brachten.

Die Universitäten empfanden bald das Nahen gefährlicher Gewalten, und eine neue Hochschule war es, die das Prinzip der freien Forschung, das Suchen nach der Wahrheit zum Siege über die schulmäßig-scholastische Auffassung führte.

Leipzig und Wittenberg waren die Hochburgen des herben Dogmatismus, der festhielt an dem Buchstaben der Konfessionsschriften, namentlich der Konkordienformel, und wie die alte Scholastik die Ausdeutung der Glaubenssätze, welche die nachlutherische Zeit aufgestellt hatte, zur Hauptsache machte. Er verlor darüber den Zusammenhang mit dem Leben und den Bedürfnissen der menschlichen Seele und trug nichts zur Sittigung bei. Das Christentum würde um sein Bestes kommen, wenn nicht immer neue Auslegung seinen Inhalt läuterte und erweiterte. Diese Aufgabe übernahm der Pietismus, der, ohne an die Dogmen zu rühren, wirkliche Anteilnahme und Be-

friedigung des Gemüts verlangte. Vom bloßen Symbolzwange griff er auf die einfachen Sittenlehren der Bibel zurück; in ähnlicher Weise wie die deutsche Mystik des Mittelalters wollte er den Menschen zu Gott führen und von der Sünde befreien. Die Idee des allgemeinen Priestertums, nicht in der Kirchenverfassung, sondern in der Bethätigung der Gläubigen, kam in ihm wieder zu Ehren. Von Philipp Jakob Spener begründet, der die Heiligung der Herzen in christlicher, von Liebe durchdrungener Gemeinschaft und praktische Berufserfüllung der Geistlichen predigte, wurde der Pietismus durch August Hermann Francke verwirklicht und lehrmäßig ausgebildet. Diese Weise führte allerdings zurück zu den alten Ideen der Weltflucht und schuf mit ihrem Konventikelwesen und der Forderung einer bewußten Selbstbekehrung des Sünders geistliche Ueberhebung und süßliche Frömmelei, so daß der Pietismus bald ebenso verfolgungssüchtig wurde, wie die von ihm bekämpfte Orthodoxie. Trotzdem erwarb er sich das große Verdienst, das Eis zu brechen, das sich um den jungen Protestantismus gelagert hatte; er brachte wieder frisches Leben in die Theologie, vertiefte die Zwecke der Kirche und regte zu Studien über den innern Gehalt und die sittlichen Seiten des Christentums an. Die starke Betonung des moralischen Lebens wirkte wohlthätig auch über die pietistischen Zirkel hinaus und half die Humanität fördern. Die Laien wurden wieder zur thätigen Mitgliedschaft der Kirche berechtigt, die Bildung eines gebietenden Priestertums abgeschnitten. Die ganze Bewegung trug einen bürgerlichen Charakter.

August Hermann Francke, klein und unansehnlich, von ungemeiner Willensstärke, die er seinen Gegnern mitunter auch in unerfreulicher Weise gezeigt hat, durchdrungen von nie rastendem Eifer, seine Ideale durchzuführen und die christliche Liebe zur vollsten Wirksamkeit zu bringen, zugleich ein schöpferischer Geist von höchstem Geschick, fand seinen rechten Platz an der von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1694 gestifteten

Universität Halle. Dort hatte bereits Christian Thomasius seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, gleich Francke von der lutherischen Orthodoxie Leipzigs vertrieben. Wie einst die Leipziger Universität entstanden war durch den Auszug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag, so erwuchs jetzt auch Halle im bewußten Gegensatz gegen die ältere Mutter. Thomasius war kein Genie, aber ein kräftiger, streitlustiger, der Freiheit bedürftiger und die Wahrheit liebender Geist, der selbständige Prüfung der Dinge verlangte. Ihm widerstrebte die Feindschaft zwischen Lutheranern und Reformierten, er wollte kirchliche Duldung und Gewissensfreiheit. Vorzugsweise Jurist, Anhänger Pufendorfs, wandte er sein Interesse der Gegenwart zu, ein abgesagter Feind der Pedanterie und ihrer durch Formeln verhüllten Hohlheit und ein Gegner des übermäßigen Gebrauchs der alten Sprachen. Wenig bekümmert um die historischen Grundlagen, sah er den Staat als Träger der bürgerlichen Gesellschaft zu deren sittlicher Hebung an. Er schied zuerst das Recht von der Moral und beide von der Theologie, indem er ihre irdischen Zwecke betonte. Thomasius trug wesentlich dazu bei, den Hexenprozessen und der Anwendung der Folter ein Ende zu machen, und nicht als geringstes Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er im akademischen Unterricht die deutsche Sprache in Aufnahme brachte, daß er die erste deutschgeschriebene Zeitschrift herausgab und die Kritik freier und eindringender handhabte.

Eine Verbindung von Leibniz und Thomasius unternahm Christian Wolff. Als er 1723 in brutaler Weise durch König Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben wurde, stieg sein Ansehen erst recht, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist; alle protestantischen und selbst jesuitische Universitäten öffneten sich seiner Lehrweise.

Es sind nicht immer größte Geister, welche große Wirkung ausüben, und so war es auch mit Wolff. Sein Vorzug lag in der Klarheit und der ausgebildeten Methode, welche in be-

stechender Weise die Ideen ordnete und in regelrechte Form brachte. Seine strenge Begriffsentwickelung machte Wolff zum ersten Gründer einer philosophischen Schule in Deutschland. Er legte die Allgemeingültigkeit der sittlichen Gebote dar, indem er alles Recht aus den menschlichen Pflichten ableitete. Das Prinzip des Naturrechts ist die Vervollkommnung in der Moral, welche in dem Zusammenwirken der Menschen zur gegenseitigen Förderung beruht. Der Zweck des Staates ist die allgemeine Wohlfahrt und die gemeine Sicherheit, zu deren Herstellung ihm die weitgehendsten Befugnisse eingeräumt werden. Da die Sittlichkeit der richtigen Einsicht bedarf, sind Verstand und Nützlichkeit die Träger des Wolffschen Systems. Er brach keineswegs mit dem positiven Christentum, trotz seiner im Grunde mechanistischen Auffassung wollte er Glauben und Offenbarung verteidigen. Seine Bedeutung liegt in der Förderung der allgemeinen Bildung; durch Wolff wurde die Philosophie zu einer gemeinverständlichen und öffentlichen Sache. Auch die deutsche Sprache zog von seiner Thätigkeit Gewinn, da er sie rein und faßlich schrieb und für philosophische Begriffe geschickt machte.

Der Rationalismus, die philosophische Beurteilung auf Grund logischer Methoden, trat an die Stelle der theologischen Auffassung.

Der philosophischen Richtung entsprach die lebhafte Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Man suchte durch Beobachtung und Experimente die Dinge und Erscheinungen zu begreifen. Seit Copernicus und Kepler hatten diese Studien in Deutschland nicht geruht; noch während des Krieges stellte Otto von Guericke die Untersuchungen an, die ihn zur Erfindung der Luftpumpe führten. Jetzt verbreitete sich das Interesse für die Naturwissenschaften weithin. Freilich liefen dabei viel Spielerei und gewinnsüchtige Spekulation unter, denn noch spukten die Alchemie und die Goldmachekunst in den Köpfen, aber selbst dabei liefen brauchbare Erfindungen mit unter.

In alle wissenschaftlichen Arbeiten kam somit mehr Methode, Regel und Klarheit der Darstellung. Auch die Geschichte begann sich zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben, nachdem sie so lange nur die Dienerin der Theologie und der Jurisprudenz gewesen war. Recht langsam ist sie zu bedeutenderen Leistungen vorgeschritten, weil bei ihr die Schwierigkeiten besonders groß waren. Die Fülle der Ereignisse, welche über die Welt hereinbrachen, gab stetige Veranlassung zu einer Flut von Schriftwerken, welche den Zweck hatten, die Zeitgenossen auf dem Laufenden zu erhalten. Bald einfach berichtend, bald Parteizwecken dienend, fanden diese Zeitungen und verwandten Erzeugnisse viele Käufer. Daher warf sich der buchhändlerische Erwerbseifer bald darauf, größere Zusammenfassungen, häufig mit Abbildungen ausgestattet, herauszugeben. Das war indessen keine Geschichtsschreibung. Ebensowenig schwangen sich die zahllosen andern Bücher, welche der Vergangenheit in irgend einer Form dienten, zum Range einer solchen auf. Unter ihnen nahmen Sammlungen von historischem Stoff, die an sich lehrreich waren, einen breiten Raum ein. Erst Pufendorf schuf in seinen „Thaten des Großen Kurfürsten“ ein gewaltiges Werk zeitgenössischer Geschichtsschreibung. Doch er schrieb lateinisch, außerdem konnte eine systematische Entwicklung der Geschichtswissenschaft nur durch kritische Arbeiten über ältere Zeiten kommen. Leibniz zeigte auch darin seine Meisterschaft; leider blieb sein glänzendes Werk über die ältere Geschichte des deutschen Kaisertums bis in unsre Zeit ungedruckt. Johann Jakob Mascov in Leipzig, dem Heinrich Graf von Bünau rühmlich voranging, gab eine bis in die Stauferzeit reichende Darstellung der deutschen Geschichte, die wissenschaftlich, kritisch und formal gleich vortrefflich war. Ohne Nebenzweck, weder um theologische oder Rechtstheorieen zu erhärten, noch um der Unterhaltung zu dienen, sondern rein geschichtlich führte Mascov seine Aufgabe durch. Auch in den Hilfswissenschaften und in der Kirchengeschichte, die Lorenz

Mosheim auf neue Grundlage stellte, trat das gesteigerte planvolle Vermögen zu tage.

Von der Philosophie, den Naturwissenschaften und der Geschichte her flossen demnach gleichwertige Strömungen zusammen. Obgleich nicht alle Mitarbeiter Universitätsprofessoren waren, wurden die Hochschulen wieder die rechten Mittelpunkte der geistigen Thätigkeit. Neben Halle trat 1733 Göttingen mit scharfer, aber wohlthätiger Nebenbuhlerschaft. Halle hatte die Aufgabe, die ersten Wege zu brechen, ruhmvoll gelöst, und nicht leicht macht man sich heute eine Vorstellung, wie viel Mut und Ausdauer dazu gehörte; Göttingen beschritt bereits geebnete Pfade und hatte den Vorteil, nicht durch veraltetes Wissensgepäck, wie es die andern Hochschulen noch mitschleppten, gehindert zu sein.

Die gelehrte Thätigkeit bewegte sich vorwiegend in der Reflexion und entbehrte meist der lebendigen Verbindung mit der Praxis. Der an Deutschland gefesselte Forscher war in jeder Hinsicht schlechter gestellt, als seine Genossen im Auslande, und viele Deutsche haben dort günstigere Bedingungen gesucht und gefunden, ihre Forschungen nutzbringender für sich selbst und die Allgemeinheit verwertet. Die Staatsregierung nahm aus den staatsrechtlichen Erwägungen meist nur die in allen diesen Systemen reichlich vorhandenen Grundsätze auf, welche dem Absolutismus förderlich waren. Selbst das höhere Schulwesen behielt im großen und ganzen die alte trockene, die klassischen Sprachen vorwiegend berücksichtigende Lehrweise bei. Schon im siebzehnten Jahrhundert hatten Wolfgang Ratich und der ihn weit überragende Amos Comenius die Einführung der Realien zur größeren Ausbildung des Verstandes und des Herzens begehrt. Sie fanden wenig Gehör, und auch die Ritterakademieen, die den Söhnen der höheren Stände eine für das Leben passendere Erziehung geben sollten, fügten Leibesübungen und ähnliche Fertigkeiten meist nur als äußere Zuthat bei.

Hatte das sechzehnte Jahrhundert die abgesonderten studierten Stände erzeugt, jetzt entstand neben den Gelehrten, sie ergänzend und nicht vollkommen von ihnen abhängend, ein weiterer Kreis von Gebildeten, der sich lebhaft für alle Fragen, namentlich der Philosophie, und für die geistigen Fortschritte interessierte. Das Erlöschen der kriegerischen Gesinnung, die Abwendung von den praktischen Berufsarten gaben den geistigen Dingen den Vorrang. Die Masse des Volkes war jedoch diesen Bestrebungen gänzlich fremd.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn nicht auch die Litteratur den Antrieben gehorcht hätte, welche die Wissenschaften bewegten.

Die verheißungsvollen Anfänge zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts waren durch den Krieg gestört worden. Dennoch ist dankbar anzuerkennen, daß die Litteratur selbst in den trübsten Zeiten ein nationales Gefühl bewahrte und sich dann kräftig gegen das auf sie eindringende Fremde, gegen die à la mode-Zeit wehrte. Merkwürdig genug, wie mit wärmstem Brustton von der Herrlichkeit des Deutschtums gesprochen, wie bis in die uralten Zeiten eines Arminius hinabgestiegen wurde, um das Lob des deutschen Volkes zu singen. Leider setzte man diese Empfindungen nicht in bare Münze um, und die oft ausgesprochene Erkenntnis, ein einiges Deutschland wäre allen Feinden reichlich gewachsen, nützte im politischen Leben nichts, gar nichts. Es war immerhin ein Trost, daß einige Deutsche nicht ganz vergaßen, was zu sein sie berufen waren.

Es hat etwas Rührendes, daß die „Fruchtbringende Gesellschaft" den Krieg überdauerte und ihr 1644 in Nürnberg die Pegnitzschäfer zur Seite traten; später folgten noch andre Vereine. Die Litteratur brachte freilich wenig Bedeutendes hervor. Die Religion behauptete noch lange ihr Feld, doch nicht mehr streitbar, sondern mild und gemütvoll. Die geistliche Dichtung trieb in beiden Kirchen anmutige Blüten, bei den Protestanten besonders das Kirchenlied. Daneben glückte

es wohl auch einem Simon Dach, ansprechende weltliche Lieder zu verfassen. Die Satire führte wie vordem die Feder und brachte in Logau einen tüchtigen Epigrammatiker. Sie geißelte die Sitten der Zeit, die Nachäffung des ausländischen Wesens; zahmer als früher, ließ sie die großen Zeitfragen unberührt und übte ihren Stachel am Kleinleben. Auf alle Litteraturgattungen wirkten fremde Muster ein, auf den Versbau die Antike, auf Stil, Vortrag und Inhalt französische, holländische und spanische Schriftwerke. Dem Drama wurde der bombastische und unsittliche Schwulst der zweiten schlesischen Schule hinderlich. Während die Oper den italienischen Künstlern zufiel, boten die Haupt- und Staatsaktionen nur Pomp und leeres Gerede. Die komische Person schlug nicht bloß im Lustspiel durch und verwilderte zum Hanswurst. Er verkörperte die gewünschte Volkstümlichkeit, nach der auch die Prosawerke, die mannigfachen Schäfer-, Helden-, Reise- und Schelmenromane haschten. Mit ihren weitläufigen Schilderungen, die gern phantastisch-abenteuerlich fremde Länder behandelten, suchten sie nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren. Unter ihnen ragen hervor die Schriften Christophs von Grimmelshausen, einer glücklich begabten Natur echt deutscher Gemütsanlage, der im „Simplicissimus" den ersten großen deutschen Roman darbot. In kräftiger Sprache schildert er lebendig die entsetzlichen Zustände des dreißigjährgen Krieges, entbehrt auch nicht des sittlichen Gehaltes.

Fortschritte treten selten gleich in vollendeten Schöpfungen hervor. Mit der Litteratur stand es damals, wie mit der Wissenschaft; langsam, aber sicher nahm sie ihren Weg vorwärts. Bereichert mit einer Unmasse fremden Elementes, das häufig als Ballast beschwerte, öfter den Grundstock künftigen Reichtums bildete, verfolgte sie das Ziel, eine deutsche zu werden.

Solange die Gelehrten nur ihre Studien trieben, die vornehme Welt sich von ihm abwandte, konnte das Schrifttum

keine höhere Stufe erreichen. Als nun auch die Wissenschaft anfing, deutsch zu reden, und neue Anzugskraft ausübte, als sie mit der Naturbetrachtung die Natürlichkeit einführte, richtete sich auch die Litteratur nach ihr. Das Volkstümliche in der bisherigen Weise mußte dabei zum Opfer fallen, der Durchgang war durch die Gelehrsamkeit und die von ihr ausgehenden Gedanken zu suchen. So nahm ganz folgerichtig im Wolffschen Sinne Gottsched den Kampf gegen den Hanswurst und die Roheit auf, nur daß er, selber unpoetisch durch und durch, die Dichtkunst als lernbar behandelte und den Fehlgriff that, sie in die französische Schablone einzuzwängen.

Da machte dem französischen Luftzuge der germanische Wind den Platz streitig. Die Niederländer und noch mehr die Engländer standen ihrem Ursprunge und ihrer religiösen Entwickelung nach den Deutschen ungleich näher als die Franzosen. Jetzt wurde die Fühlung eine sehr enge, nicht allein deswegen, weil die deutsche Wissenschaft bereits stark von Holland und England her beeinflußt war, sondern weil ganz ähnliche Anschauungen auch den Deutschen aus ihrer inneren Natur heraus aufgegangen waren, seitdem sie das Erbgut der Reformation von dem theologischen Roste gereinigt hatten.

Seit einem Jahrtausend hatte Deutschland alle Anregungen von den Romanen empfangen. Daher war die Veränderung nicht nur für den Augenblick wichtig, in ihr lag geradezu eine welthistorische Wendung. Die germanisch-protestantische Kultur schloß sich zusammen gegenüber der romanisch-katholischen.

Wie die Philosophie den Menschen in seinem natürlichen Wesen und die Natur in ihrem eigentlichen Sein zu erfassen suchte, so drang in die Litteratur die gleiche Tendenz ein. Die Sprache war inzwischen glücklich gereinigt und zu Höherem brauchbar gemacht worden, und so konnte man an große Aufgaben gehen. Neben die deutsche Wissenschaft, und mit ihr Hand in Hand gehend, trat eine deutsche Litteratur.

Fast ein Jahrhundert hatte dieser Kampf mit den Schwä-

chen und dem Unglücke der Vergangenheit gedauert. Auch jetzt stand man erst gerüstet zur Arbeit da, noch sollte sie beginnen. Im Vergleich zur Gesamtzahl des Volkes war die Schar Gelehrter und Gebildeter gering, aber sie gingen alle aus ihm hervor, und so war die neue Bildung ein Stück deutschen Volksgeistes.

Diese ausgewählte Gesellschaft huldigte freieren Anschauungen in der Religion und legte alles Gewicht auf die Sittlichkeit. Die Tugend wurde nicht mehr in der Erfüllung kirchlicher Gesetze allein gesucht, nicht mehr als Eigenschaft der einzelnen Person betrachtet, sondern als Ziel gemeinnützigen Wirkens hingestellt. Die Moral bildete den Angelpunkt aller Ideen, zahlreiche Zeitschriften bemühten sich, sie von den verschiedensten Seiten her zu begründen. Lief auch breite Trivialität mit unter, die Gesamthaltung wurde eine edlere, das Leben gewann einen höheren Zweck. Der französierenden Frivolität, wie der altdeutschen derben Genußsucht, die nur sinnliche Befriedigung wollte, wurde Schach geboten. Die Geselligkeit erhielt Inhalt und verlangte geistige Befriedigung. Es war auch endlich Zeit, daß die Deutschen ihre groben Erbfehler abstießen, und in dieser Hinsicht gebührt dem vorigen Jahrhundert reichster Dank.

Auch das weibliche Geschlecht nahm an den geistigen Interessen Anteil. Die Frau hat bei den Deutschen immer ihr Recht in der Familie besessen, aber die asketische Richtung des Mittelalters, wie sie in dem Cölibat der Geistlichkeit zum schärfsten Ausdruck kam, drückte ihre Stellung herunter. Die Minnezeit brachte ihr nur falschen Flitterputz, und die folgende grobsinnliche Periode ließ das gedeihliche Wirken der Frau auch nicht zu Ehren gelangen. Erst nachdem die Reformation die Ehe als das natürlichste Band wieder in ihr Recht gesetzt hatte, wurde diese grundsätzliche Auffassung langsam im Leben fruchtbar. Das evangelische Pfarrhaus, das den großen Vorzug hatte, die höher gesittete Frau in enge Beziehung zu dem

unteren Volke zu bringen, hat viel Segen gestiftet, und die reiche Zahl bedeutender Männer, die aus ihm hervorgingen, bezeugt, eine wie gesegnete Heimat es oft bot. Es kam nicht darauf an, daß die Frau, wie es in romanischen Ländern häufig der Fall war, eine Herrschaft ausübte, sondern daß ein richtiges Verhältnis in der Familie entstand, daß die Gattin wie in der Urzeit die Genossin des Mannes wurde und nun auch ihr Mitrecht an seinen Bestrebungen hatte. Eine gesteigerte Sittlichkeit war dazu das beste Mittel.

Wie die Moral das Leben fördern sollte, so fand es überhaupt nun volle Beachtung. Da der absolute Staat keine Mitwirkung gestattete, flüchtete sich das Interesse vorwiegend in die Betrachtung allgemeiner realer Dinge und der Natur. Alles erschien wissenswert. Daher kam die encyklopädische Thätigkeit in große Aufnahme. Allgemeine Lexika und andre, die einzelne Gebiete behandelten, wurden in reicher Zahl und von großem Umfange herausgegeben. Vielwissen, Polyhistorie war geschätzt und mit Recht, weil sich allgemeine Kenntnisse erst verbreiten mußten.

Man pflegt diese Zeit ihrer angewandten Methoden wegen die naturwissenschaftliche zu nennen. Auch sonst ist die Natur zum richtigen Verständnis gekommen. Soviel schon vorgearbeitet war, der ungeheure Umschwung, den die Entdeckung der neuen Erdteile im gesamten Kenntnisstande hervorrufen mußte, begann erst jetzt recht, indem die Wissenschaft ihn mit klarem Bewußtsein beschleunigte. Viel alter Aberglaube versank, die Hexenprozesse wichen endlich der Vernunft. Die Natur wurde nicht nur erkenntnismäßig erforscht, auch als Umgebung des Menschen fand sie liebevolle Beachtung. Die Beziehungen erweiterten sich nach allen Seiten hin, der Mensch blieb ihr Mittelpunkt, als der Kern eines lebensvollen, reich zusammengesetzten Ganzen.

Das Jahrhundert nach dem großen Kriege nimmt demnach in unsrer Geschichte einen bedeutungsvollen Platz ein. Freilich brachte es erst den Anfang einer neuen Zeit. Denn

nicht nur beschränkte sich die geistige Thätigkeit auf kleine Gesellschaftskreise, selbst örtlich war sie eng begrenzt. Fast alle grundlegende Arbeit wurde im Osten und Norden verrichtet, und auch da nur in einigen Gebieten; Schlesien, im Norden Hamburg, dann Sachsen zwischen Elbe und Weser sind die vornehmlichen Geburtsstätten des neuen Deutschlands. Doch regte es sich auch im Süden, in der Schweiz, und darin lag die Verheißung für die Ueberwindung der Zwischenräume. Diese Gegenden waren ausschließlich protestantisch; Oesterreich, Bayern, das übrige katholische Deutschland verharrten bei dem Wesen, das dort seit der Gegenreformation herrschte.

Der Rationalismus wurde zur Aufklärung. Seine Lehre vom Staate begünstigte den Absolutismus, weil sie alle öffentliche Gewalt dem Staate überwies, und dieser übernahm es dafür, nach den Grundsätzen der Vernunft und der Nützlichkeit seine Unterthanen zu erziehen. Da der deutsche Rationalismus auf protestantischem Boden gewachsen war, konnte nur der protestantische Staat das Werk anfangen, und das that Preußen. Doch ehe Preußen unter Friedrich dem Großen gewaltig hervortrat, hatte Deutschland noch schwere Drangsale zu überstehen.

Zehnter Abschnitt.

Das Reich und das Haus Habsburg. Die europäische Lage.

Im deutschen Reiche stand einmal alles anders, als sonst in Staaten; es war ein staatsrechtliches Raritätenkabinet. Seine Verfassung hielt es nicht nur von jeder Angriffspolitik zurück, sondern erschwerte ihm auch die Verteidigung. Da war nun das Eigentümliche, daß der Oberherr dieser unbehilflichen

Masse, der Kaiser, welcher als solcher kaum an einen Krieg denken konnte, noch eine andre Stellung einnahm, in der er nur zu oft das Schwert ziehen mußte.

Der Kreis der habsburgischen Interessen war bunt zusammengesetzt, in vielfacher Verflechtung mit denen des Reiches, ohne sich mit ihnen zu decken. Das Haus hatte den größten Besitz von allen Reichsfürsten, aber die Hauptmasse Oesterreich und Böhmen nebst Zubehör gehörte nur äußerlich zum Reiche. Das einst beträchtliche Hausgut in Süddeutschland hatte abgenommen, erst durch die Einbußen an die Schweiz, in letzter Zeit durch die Abtretung des Elsaß; jetzt bedeutete es nicht mehr viel, obgleich diese einzelnen Stücke zusammen an Größe etwa Württemberg gleichkamen. Habsburg hätte demnach, abgesehen von den kaiserlichen Pflichten, für den Westen nicht sonderlich zu sorgen gebraucht, wenn nicht noch die Verbindung mit Spanien gewesen wäre. Die stets vorhandene Möglichkeit, daß die dortige Linie im Mannesstamme ausstarb, hielt die deutschen und spanischen Habsburger als eine Familie zusammen und veranlaßte häufige Eheschließungen unter ihnen. Von den spanischen Besitzungen standen zudem die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund und Mailand, wenn auch nur locker, im Reichsverbande, und da sie für Frankreich bequem zum Angriff lagen, für Spanien schwer zu verteidigen waren, wurden sie in jeden Kampf zwischen den beiden Mächten hineingezogen.

Der 1659 geschlossene Pyrenäenfriede hatte den langen Streit entschieden, den unaufhaltsamen Rückgang Spaniens der Welt offenbart. Wie hob sich dagegen das siegreiche Frankreich unter dem ehrgeizigen, willenskräftigen Ludwig XIV., der, dank der Thätigkeit eines Richelieu und Mazarin, der absolute Herr eines unendlich leistungsfähigen Landes war, der sich umgeben hatte mit Ministern von ungewöhnlicher Begabung und über ein stattliches, wohl eingerichtetes Heer verfügte. Französische Sitte und Sprache eroberten eben die Welt. Der westfälische Friede ist die letzte große internationale Ab-

machung in Europa, die lateinisch abgefaßt wurde; fernerhin kam für allgemeine Staatsverträge das Französische in Gebrauch. Von England hatte Ludwig XIV. wenig zu besorgen, seitdem dort wieder die Stuarts regierten, Holland war wohl stark zur See, dafür schlecht zu Lande gerüstet. Was lag da näher, als den Vorstoß dorthin zu beginnen, wo die schwach verteidigten spanischen Reichslande lockten, wo Lothringen und Elsaß mit französischen Besitzungen durchsetzt und durchsiebt waren, und dahinter fast nur kleine Staaten, meist geistliche Herrschaften, lagen? Bei den vielfachen Beziehungen, die Frankreich mit Reichsständen, katholischen und evangelischen, seit längster Zeit unterhielt, war ohnehin gewiß, daß es auch in einem solchen Kriege Deutsche zu offenen oder heimlichen Bundesgenossen haben würde.

Hausinteressen und Reichspflichten legten demnach den Habsburgern die Grenzwacht im Westen auf. Die Möglichkeit, daß das spanische Haus erlöschen würde, stieg nun, seitdem 1665 der kränkliche König Karl II. auf den Thron gekommen war, zur Wahrscheinlichkeit und später zur Gewißheit. Dann wurde die größte Erbschaft offen, die je in Europa zu machen war. Die Reichsprovinzen bildeten von ihr nur einen geringen Teil, aber da Frankreich jedenfalls sein Wort bei der Ordnung der Angelegenheit mitredete, mußten sie dann in irgend einer Weise zu Werte kommen.

Die Thätigkeit der Habsburger war auch in ganz entgegengesetzter Richtung in Anspruch genommen. Die Schwere ihrer Macht lag im Osten. Hier drohte seit Jahrhunderten ein Feind, der unmittelbar auf dem Leibe saß und zugleich sehr beträchtliche Gebiete innehatte, die den Habsburgern gebührten. Denn ihr stolzer Königstitel von Ungarn war recht hohl, da ihn nur ein schmaler Grenzstrich längs Steiermark, Oesterreich und Mähren, etwa ein Viertel des Landes, füllte. Das übrige war türkische Provinz, selbst die alte Hauptstadt Ofen seit 1529 der Sitz eines Pascha. Siebenbürgen,

das wechselvolle Schicksale durchmachte, stand unter heimischen Fürsten, die ihre Mittelstellung zwischen Oesterreich und der Pforte für sich auszunützen suchten, und daher gewöhnlich die türkische Oberhoheit anerkannten.

Die österreichische Herrschaft stand auch in dem ihr unterworfenen Teile von Ungarn nicht ganz fest. Aus der selbständigen Zeit Ungarns stammten Unbotmäßigkeit und Trotz des Adels, des eigentlichen Herrn im Lande. Im nationalen Selbstgefühl sah er stets die Habsburger als Fremde, als Deutsche an, und jene hatten die Abneigung nicht zu besiegen vermocht. In ihrem katholischen Eifer sahen sie mit Groll, wie die römische Kirche zurückging, wie Calvinismus, Luthertum und Sekten die große Mehrheit des Volkes für sich gewannen. Wiederholt suchte die Regierung den Protestantismus zu bekämpfen und griff deswegen in die Rechte Ungarns ein. Die Verfassungsverletzungen durch das Kaiserhaus, sowie die Umtriebe selbstsüchtiger Magnaten, die leicht Unterstützung von auswärts fanden, riefen schnell aufeinander folgende Verschwörungen und Aufstände hervor, welche den tief heruntergekommenen Wohlstand vollends untergruben. So hatte Ungarn bisher für Oesterreich wenig Förderung an Macht gebracht, und dabei konnte das Königreich nicht durch eigene Kraft die Türkenherrschaft abschütteln.

Die Türken waren stets bedrohliche Nachbarn, auch seitdem ihre Macht nach dem Tode des großen Suleiman zurückging. Wie oft hatten sie die Habsburger in ihren andern Plänen gehemmt; der deutsche Protestantismus verdankte ihnen die Abwendung mancher gefährlichen Stunde. Während des Dreißigjährigen Krieges hielten jedoch die Türken Frieden, sonst wäre Oesterreich in die übelste Klemme geraten. Denn wenn gleichzeitig vom Osten und vom Westen her Bedrängnisse kamen, wie sollte sich Oesterreich ihrer erwehren? Eine solche Doppelverwicklung konnte jederzeit entstehen und nicht allein durch Zufall. Wie schon König Franz I. kein Bedenken getragen hatte, die

Ungläubigen gegen Karl V. zu hetzen, so scheute wahrscheinlich auch Ludwig XIV. nicht davor zurück, wenn er Oesterreich im Osten festhalten oder gar zwischen zwei Feuer bringen wollte. Verbündete sich Frankreich auch nicht unmittelbar mit den Türken, so konnte es die christlichen Ungarn für seine Zwecke gebrauchen.

Dabei war die österreichische Macht keineswegs so groß, wie sie nach dem Umfange ihrer Länder hätte sein können. Diese hingen untereinander nur durch das Regentenhaus zusammen und durch eine von ihm ausgehende allgemeine oberste Leitung, die in der Hofkammer für die Finanzverwaltung und in dem Hofkriegsrat für das Militärwesen bestand. Obgleich die Kaiser noch nicht eine klare Gesamtstaatsidee verfolgten, war es Ferdinand II. und III. gelungen, die früher so große Selbständigkeit der Stände niederzubrechen und deren Neigung zum gewaltsamen Widerspruch zu ersticken. Die Rechte der Landtage waren sehr beschnitten, da Krieg und Frieden, Gesetzgebung und oberstes Gericht der Krone gebührten. Doch behielten die einzelnen Länder ihre Verfassungen, eigenes Recht und ziemlich freie Behörden für die Verwaltung, selbst im Geld- und Zollwesen, so daß es keine wirkliche Staatseinheit gab. Ein stehendes Heer wurde erst seit 1672 im Dienste gehalten. Ein Absolutismus wie in den meisten deutschen Staaten bildete sich daher nicht aus; Oesterreich überwand nicht völlig das Mittelalter, entwickelte sich nicht aus einem föderativen Patrimonialstaate zu einem modernen.

In den Landtagen überwog durchaus der Adel, der die Geschäftsführung beherrschte; obgleich er, eifersüchtig auf seine Rechte, gelegentlich die größten Schwierigkeiten machte, war er nach oben ziemlich gefügig, dafür nach unten auf seine bevorrechtete Stellung bedacht. Das Bürgertum kam wenig in Frage, der Bauernstand war dem Grundadel unterworfen, unfrei und von schwersten Lasten jeder Art fast erdrückt. Die Kirche besaß ein ungeheures Vermögen und gewaltigen Grund-

besitz, und dazu mehrte sich noch die Zahl der Klöster beständig. Den Jesuiten blieben ihr vorwiegender Einfluß und das Schulwesen. Eifrig fahndeten sie auf gefährliche Schriften, die noch immer eingeschmuggelt wurden, und hielten die heimische Litteratur unter strenger Zensur. Adel und Geistlichkeit waren die einzigen Mächte, die neben der Krone in Oesterreich walteten. Der große Krieg hatte mehrere Länder, namentlich Böhmen, furchtbar getroffen, andre fast ganz verschont. Nirgends kam nach ihm ein rechtes Gedeihen auf. Die Gegenreformation, die schonungslose Unterdrückung der Protestanten, wurde nach dem Frieden vollständig durchgeführt, und unter der gleichförmigen Oberschicht versiegte die Frische des geistigen Lebens. Die österreichischen Lande blieben jeder Thätigkeit fern, die im übrigen Deutschland wieder begann; politisch wie geistig gerieten sie in Vereinzelung. Auch der wirtschaftliche Zustand war wenig erfreulich. Gewaltsame Vertreibung und freiwillige Auswanderung hatten Tausende von andersgläubigen Familien hinweggeführt, der geistliche und adelige Großgrundbesitz hielt die Arbeitslust auf dem Lande nieder, das Bürgertum hatte weder in sich Kraft, noch empfing es von oben her richtige Anleitung. Bequemer Genuß, Gleichgültigkeit gegen höhere Ideen und Ziele wurden das Kennzeichen der österreichischen Bevölkerung.

Alte und neue Fehler hemmten demnach die Entfaltung der Staatskräfte, denen zugleich fortdauernd schlechte Finanzwirtschaft bei der Nötigung, immerwährend große Mittel aufzubringen, schweren Abbruch that. Den Kaiser Leopold zeichneten die guten Eigenschaften des Vaters und Großvaters aus; mitten in einem üppigen und ränkevollen Hofe bewahrte er sittliche Reinheit. Klein, düsteren Blickes und ausgestattet mit dem übermäßig ausgeprägten Merkmale seines Geschlechtes, der dicken hervortretenden Unterlippe, liebte er wohl die Jagd, sonst umgab er sich mit steifem Zeremoniell und regierte am liebsten von seinem Zimmer aus. Seine persönlichen Lieb-

habereien galten der Musik; auch die Wissenschaften schätzte er, wie er überhaupt mit seinen reichen Sprachkenntnissen fast ein Gelehrter war. Schüchtern und wortkarg, langsam im Entschluß, zaghaft, doch zäh, stand er sehr unter dem Einfluß seiner Minister, namentlich im Anfang der Regierung. Seinen Aufgaben widmete sich Leopold mit ernstem Eifer, durchdrungen vom Gefühl einer ihm verliehenen göttlichen Vollmacht; während er vorwiegend die Interessen Oesterreichs im Auge hatte, wollte er auch seine Pflichten als Reichsoberhaupt nicht vernachlässigen.

Geschaffen für den Frieden, mußte der Kaiser den größten Teil seiner Regierung in Kriegen verleben, ohne an ihnen persönlichen Anteil zu nehmen. Diese Kämpfe richteten sich teils gegen die Türken, teils gegen die Franzosen, eine Zeitlang gleichzeitig gegen beide. Das waren schwere Aufgaben, und die Doppelstellung zwischen dem Westen und dem Osten, die Ungewißheit, wo größerer Gewinn zu holen sei, der Wechsel der Aussichten darauf, sowie die Begierde, ihn auf keiner Seite fahren zu lassen, machten die kaiserliche Politik unter dem Einfluß verschieden gesinnter Minister zu einer sehr schwankenden. So war es natürlich, wenn nicht allenthalben Erfolge erreicht wurden, wenn schließlich der Nutzen Oesterreich, der Verlust dem Reiche zufiel. Daß jedem Habsburger seine Staaten dem Reiche vorausgingen, war selbstverständlich. Das Hemd sitzt näher als der Mantel, und Oesterreich und Deutschland waren wohl miteinander verheiratet, lebten aber nicht in Gütergemeinschaft.

Das großartige und dauernde Ergebnis der Regierung dieses Kaisers war nun, daß die Hoffnungen, welche einst die Erwerbung Ungarns durch Ferdinand I. erweckt hatte, endlich in Erfüllung gingen. Dem von dem vortrefflichen Montecucoli 1664 bei St. Gotthard an der Raab erfochtenen Siege, dem ersten über die Türken in einer größeren Feldschlacht errungenen, folgte gleichwohl ein ungünstiger Frieden, da der kaiserliche

Hof andre politische Pläne im Sinne hatte. Deshalb entsprang dem so lange angehäuften Unwillen der Ungarn eine Magnatenverschwörung, deren rasche Unterdrückung die Regierung veranlaßte, den Protestantismus in Ungarn, den sie für staatsgefährlich erachtete und allerdings auch durch ihre fortgesetzte Verfolgung in Feindschaft trieb, mit Gewalt zu beseitigen und ein scharfes Regiment einzurichten. Darum brach ein an gegenseitigen Greueln reicher Aufstand aus, den Frankreich unterstützte, bis endlich der Anführer, Graf Emerich Tököly, sich zum Herrscher von Ungarn aufwarf und mit der Pforte, die ihn gegen Tributpflicht anerkannte, Bündnis schloß. Die Türkei raffte sich zu einem gewaltigen Schlage auf und sandte im Juli 1683 ein mächtiges Heer vor das schlecht befestigte Wien. Deutsche Reichstruppen unter dem Herzog Karl von Lothringen und der polnische König Johann Sobiesky befreiten durch den glänzenden Sieg am Kahlenberge die hartbedrängte Stadt nach zweimonatlicher Belagerung.

Dieser letzte große Einbruch der Türken führte zu ihrer Vertreibung aus Ungarn; nachdem Oesterreich sich so lange nur verteidigt hatte, ging es zum Angriffe über. Ofen wurde 1686 erobert; der Krieg währte dann weiter, nicht ohne Wechselfälle und eine Zeit lang durch den Kampf gegen Frankreich fast zum Stillstand gebracht, bis zuletzt die glänzenden Erfolge des Prinzen Eugen die Pforte 1699 zum Frieden von Karlowitz nötigten. Sie verzichtete auf Siebenbürgen und Ungarn, von dem sie nur den Banat von Temesvar behielt. Inzwischen war auch die künftige staatsrechtliche Stellung des Königreiches entschieden worden. Die Stände verzichteten auf ihr Recht der Wahl und des bewaffneten Widerstandes gegen verfassungswidrige Handlungen der Krone, wogegen Leopold dem protestantischen Bekenntnisse Duldung gewährte. Sein Sohn Joseph empfing als der erste ungarische König nach Erbrecht die Krone.

So wurde die österreichisch-ungarische Monarchie als neue

europäische Großmacht vollendet. Die türkische Macht war gebrochen, kaum noch im stande, ein weiteres Vordringen über die Donau zu verhindern.

Während dort das Haus Habsburg große Erfolge erntete, und zwar mit Unterstützung deutscher Fürsten, erlitt das Reich schwere Einbußen.

Ludwig XIV. hatte die Befürchtungen, die er hervorrief, noch übertroffen, in rasch aufeinander folgenden Kriegen seiner Eroberungslust nachgegeben. Man nennt sie die Raubkriege und mit vollem Recht. Gründe wußte der Franzosenkönig freilich stets vorzubringen, und welcher Gewaltthat hätten sie je gefehlt? Die Gelegenheiten waren auch zu günstig, als daß sie ihn nicht hätten zum Diebe machen sollen. Ueberall in Europa begünstigten die Zustände den französischen Uebermut. Nicht seinen Waffen allein, ebenso seinem Gelde, seinen geschickten Diplomaten und allenthalben geschäftigen Agenten hatte Ludwig seine Erfolge zu verdanken. Das bekannte Wort, Politik verderbe den Charakter, war damals eine traurige Wahrheit. Denn wenn stets das augenblickliche Interesse eines Staates für seine Haltung nach außen den letzten Ausschlag geben wird und Staatsverträge nie für die Ewigkeit gültig sein können, die Leichtfertigkeit, mit der sie damals geschlossen, gebrochen, erneuert und wieder verletzt wurden, zeugt von argen moralischen Mängeln. Jeden Augenblick wechselte die politische Lage, daher schwand auch die allgemeine Unruhe und Beängstigung nicht. Allianzen und Kongresse standen auf der Tagesordnung, das heute Vereinbarte war morgen schon durch neue Verschiebungen überholt. Weil jeder Staat kleinsinnig nur das Seine suchte, so wurde es fast die Regel, daß er die Verbündeten sitzen ließ, wenn er befriedigt war. Das Zeitalter der Kabinetskriege brach über Europa herein.

Die Völker wurden behandelt wie Herden, die Länder nach Willkür verschachert. Da die absoluten Herrscher Staat und Volk als ihren persönlichen Besitz ansahen, warum sollten

sie darüber nicht beliebig verfügen? Die Einrichtung der stehenden Heere erleichterte und begünstigte die Kriegsführung, denn viel schneller als im Mittelalter oder zur Zeit der Söldnerheere ließ sich ein Krieg unternehmen, der Angriff plötzlich ausführen. Da die stehenden Heere viel kosteten, sollten sie auch eintragen, sie galten als Erwerbsmittel, der Krieg als Gewinnspekulation. Oft wirkte die Absicht mit, Handelsvorteile zu erringen; der Merkantilismus behauptete zudem, Handelsübergewicht sei gleich politischem. Indem jeder Staat das Schwert locker in der Scheide hielt, um etwas zu verdienen, wurde es Hauptgrundsatz der Politik, Bundesgenossenschaften zu erwerben oder durch sie Vorteil zu suchen, so daß jeder Krieg leicht mehrere Staaten in Mitleidenschaft zog.

Das Reich saß mitten in einer unruhigen Welt mit dem alleinigen Bedürfnis nach Ruhe. Es sollte keine Befriedigung finden. Bald genug zeigte sich, wie verkehrt jene Hoffnungen des Rheinbundes, in Frankreich den Friedenshort zu finden, gewesen waren; derselbe Ludwig XIV. wurde der unersättliche Friedensstörer. Und doch hätten die Deutschen besser gethan, sich selber anzuklagen als ihn, denn sie luden den Franzosen förmlich zum Angriff ein. Die Fehler der Verfassung waren nicht das einzige Uebel, mehr noch schadete die Gesinnungslosigkeit. Da es an nationalem Gefühl gebrach, wurden manche Reichsfürsten zu Verrätern, andre hielten zurück, die dritten verfuhren, auch wo sie für das Reich eintraten, nur im eigenen Interesse. Den Kaiser wiederum hinderten die gleichzeitigen Kämpfe in Ungarn, sich ganz dem Kriege gegen Frankreich zuzuwenden, doch hat er eine Zeitlang sich ihm vornehmlich gewidmet.

Es ist überflüssig, über jene verflossenen Zeiten noch nachträglich Abrechnung zu halten; freuen wir uns lieber, daß sie hoffentlich für Deutschland nie wieder zurückkehren können. Ruhig mag man auf den Streit verzichten, auf welcher Seite damals am meisten deutscher Sinn, auf welcher die größte Schuld lag, und zugleich den Schleier der Vergessenheit decken

über die Männer, die sich an Deutschland traurig versündigten. Auch die Konfession spielte verhängnisvoll hinein, doch zum Glück nicht mehr so, daß sie allein die politische Haltung bestimmt hätte.

Nachdem der erste gegen die spanischen Niederlande gerichtete Raubkrieg dem französischen Könige die genugthuende Gewißheit gegeben hatte, was sein Heer und seine Diplomatie zu leisten vermöchten, eröffnete er gegen Holland den zweiten, der sich fast zu einem allgemein-europäischen gestaltete. Er brachte Ludwig XIV. mit dem Nimweger Frieden 1679 einen vollkommenen Triumph; nicht nur, daß er die burgundische Freigrafschaft und andre wertvolle Vorteile davontrug, Frankreich schien jetzt die in Europa gebietende Macht zu sein. Deutschland ließ sich die unerhörtesten Mißhandlungen gefallen; ein Fetzen nach dem andern wurde ihm als sogenannte Reunion mit Frankreich vom Leibe gerissen, bis die Wegnahme Straßburgs im September 1681 die Schmach krönte. Darauf schritt Ludwig zum dritten Raubkriege gegen die Pfalz, der unmittelbar dem Reiche galt. Als dort 1685 die Linie Pfalz-Simmern ausstarb, gefolgt von der katholischen Pfalz-Neuburg, erhob der französische König im Namen seines Bruders, der mit der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte verheiratet war, Erbansprüche. Entsetzliche Verwüstungen wurden über die rheinischen Gegenden verhängt, und nach blutigem Ringen ließ der Ryßwyker Frieden Straßburg und die Reunionen bei Frankreich.

Schon drohte ein neuer großer Krieg am Horizonte. Der Fall, der bereits im voraus seit längster Zeit die europäische Politik beschäftigt hatte, trat wirklich ein: am 1. November 1700 verschied König Karl II. von Spanien kinderlos, nachdem er Philipp, den Enkel Ludwigs XIV., zu seinem Erben eingesetzt hatte. Indem nun das Haus Habsburg die Erbschaft beanspruchte und England und Holland zu Bundesgenossen gewann, entspann sich ein Kampf von ungeheurem Umfange, für dessen furchtbare Schlachten Deutschland, Belgien, Frank-

Digitized by Google

reich, Spanien, Italien ihre Felder hergeben mußten. Gleichzeitig erhob Ungarn unter Franz Rakoczi wütenden Aufstand gegen Habsburg. Da die bayerischen Wittelsbacher, Kurfürst Max Emanuel und sein Bruder, Erzbischof Joseph Clemens von Köln, zu Frankreich traten, fiel die erste große Entscheidung 1704 bei Höchstädt mitten in Süddeutschland, wo Prinz Eugen und Marlborough die Franzosen auf das Haupt schlugen; bis zum Ende des Krieges blieb Bayern unter österreichischer Gewalt. Frankreich, nach mörderischen Schlachten in den Niederlanden aufs äußerste erschöpft, führte nur noch einen Verzweiflungskampf, da starb plötzlich 1711 Kaiser Joseph I., der 1705 seinem Vater Leopold gefolgt war, und sein Bruder Karl, der sich Spanien hatte erobern wollen, war nun der einzige männliche Sproß der Habsburger. Die Vereinigung aller spanischen und deutschen Länder zu einer Herrschaft erschien allgemein unrätlich, und weil England ohnehin schon vorher des Krieges müde war, ergaben die Friedensschlüsse die Teilung der Erbschaft. Die Bourbonen erhielten Spanien und die Kolonien, Oesterreich die Niederlande, Mailand und Neapel. Während alle Mächte etwas bekamen, mußte das Reich Landau an Frankreich abtreten!

Niemals ist Europa so andauernd von Kriegen heimgesucht gewesen wie damals. Denn neben dem Erbfolgekriege, der West und Süd beschäftigte, erstreckte sich der nordische von Schweden und Dänemark an über die Ostseeküsten und Polen bis ins Innere Rußlands und zur Türkei hin. Der alte Groll Dänemarks und Polens gegen das mächtig emporgekommene Schweden, die Begierde des russischen Zaren Peter nach der Ostsee veranlaßten den Krieg, den dann die Leidenschaft des siegreichen Königs Karl XII. nicht zu Ende kommen ließ. In August dem Starken, der als Kurfürst von Sachsen 1697 durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche den polnischen Thron erlangt hatte, bekämpfte Karl voll erbitterten Hasses nicht nur den politischen Feind, sondern auch den sitt-

lichen Gegensatz. Die rauhe Tugendstrenge erhob sich gegen die wollüstige Ausschweifung, die spröde Ehrliebe gegen die gemeine Charakterlosigkeit. Karl drang 1706 durch Schlesien nach Sachsen vor und trug, unbekümmert um den Friedensbruch, den Krieg auch ins Reich hinein. Da der Schwedenkönig Grund hatte, sich auch über den Kaiser zu beschweren, so war der Augenblick voll höchster Spannung. Sie ging glücklich vorüber, weil Karl nichts mit Frankreich gemein haben wollte und, nachdem er seine Forderungen erfüllt sah, nach Rußland zurückstürmte. Vielleicht hat es nie einen gefährlicheren Augenblick für Deutschland und für Oesterreich gegeben. Erst nach dem Tode Karls wurde 1721 der nordische Krieg beendet. Der Kaiser und das Reich als solches hatten an ihm nicht teilgenommen. Aber während der spanische Erbfolgekrieg Deutschland eine Abtretung gekostet hatte, fiel ihm aus jenem ein nicht gering anzuschlagender Gewinn zu. Hannover erwarb von Schweden die Länder Bremen und Verden, Preußen Vorpommern bis zur Peene mit Stettin. Die Mündungen der Oder, Elbe und Weser wurden von der fremden Herrschaft befreit.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist besonders denkwürdig, weil sich damals das europäische Staatensystem ausbildete, wie es nachher mit wenigen Aenderungen bis in die neueste Zeit bestanden hat. Die bisherigen Grundzüge der großen Politik schwanden dahin. Die erbliche Feindschaft zwischen Frankreich und Spanien-Habsburg war nicht mehr ihr Angelpunkt, seitdem die Bourbonen die Pyrenäeninsel inne hatten und Belgien an Oesterreich gekommen war. Spanien hörte auf, Großmacht zu sein, obgleich dort noch eine Zeitlang unruhiger Ehrgeiz das Herrscherhaus anstachelte. Dagegen war die Eifersucht zwischen Frankreich und England erwacht, seitdem die Stuarts vor Wilhelm von Oranien hatten weichen müssen. Großbrittannien verfocht den Grundsatz des europäischen Gleichgewichts, dem gemäß kein großer Staat die Unab-

hängigkeit oder den wesentlichen Bestand eines andern stören sollte. Daher war es stets bereit, in die Verwicklungen des Festlandes einzugreifen. Seine Stärke suchte es im Handel, auf der See und in den Kolonieen und geriet auch dabei mit Frankreich leicht in Zerwürfnis. Beide Staaten beobachteten sich stets feindselig, und weil England ohne die Unterstützung einer andern Macht Frankreich nicht auf dem Festlande bekämpfen konnte, brachte jeder Krieg zwischen den beiden Reichen Allianzen mit sich und zog weitere Staaten in seinen Bereich. Holland, vordem die erste See- und Handelsmacht, vermochte trotz des ihm verbliebenen Reichtums nicht mehr ein gewichtiges Wort in den europäischen Dingen mitzureden.

Frankreich blieb Großmacht ersten Ranges, aber im Innern tief erschöpft, konnte es nicht mehr den Gebieter Europas spielen. Nicht ganz gleich an Macht, doch in gleichem Range stand jetzt Oesterreich da. Die Erblande nebst Ungarn bildeten sein Fundament. Ungarn gab, seitdem die letzte Rebellion beendet war, für die österreichischen Heere den wichtigsten Bestandteil ab. Die andern Besitzungen, namentlich die aus der spanischen Erbschaft, wurden weniger geschätzt. Das abgelegene Belgien brachte unbequeme Verpflichtungen, da es weiter gegen Frankreich geschützt werden mußte, die italischen Lande galten bald nur als Tauschgegenstände. Frankreich verfolgte noch immer Oesterreichs Politik im Osten mit Feindseligkeit, und suchte namentlich wieder mit Polen anzuknüpfen. Doch dessen Geschick war bereits entschieden, das Reich trotz seines Umfanges infolge seiner inneren Zerrüttung aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen. Dafür hatte sich im Osten als neue Großmacht Rußland eingestellt, durch den Besitz der den Schweden weggenommenen Ostseeküsten, durch seinen Einfluß auf Polen Europa nahegerückt, nachdem es bis dahin mehr ein asiatischer Staat gewesen war. Nach allen Seiten begann es sich auszudehnen, seitdem Peter der Große das Meer als wichtiges Förderungsmittel erkannt hatte. Das Aufkommen

Rußlands war nicht die einzige Veränderung in jenen Weltgegenden. Schweden, unter dem Einfluß eines Adels, der sich teils an Frankreich, teils an Rußland verkaufte, sank politisch herab; die Herrschaft über die Ostsee war ihm entschlüpft. Die Türkei verfiel der gerechten Strafe des Niedergangs, weil sie in einer mehr als zweihundertjährigen Frist nicht verstanden hatte, aus dem Zustande der Eroberung zu dem der Staatenbildung überzugehen und die ihr unterworfenen Völker zu verschmelzen. Schon fing ihr Zerbröckelungsprozeß an, an dem mitzuwirken nicht allein Oesterreich, sondern auch Rußland entschlossen war.

Frankreich, England, Oesterreich und Rußland überragten demnach als Großmächte die übrigen Staaten. Zwischen ihnen walteten große Unterschiede ob in Verfassung, Bildung und Religion. Zwei waren katholisch, zwei abweichenden Bekenntnisses, so daß also gewissermaßen ein religiöses Gleichgewicht bestand. Obgleich Oesterreich und Frankreich gleichen Eifer für ihre Kirche besaßen, so ließ sich nicht erwarten, daß sie gemeinsam einen Glaubenskrieg beginnen würden. Seit der Vertreibung der Stuarts aus England waren die protestantischen Religionen unerschütterlich fest begründet, ja man darf sagen, daß die von der Reformation ausgegangene Denkungsart bereits in der ganzen abendländischen Welt die Oberhand gewann.

Eine eigentümliche Ironie des Schicksals fügte es, daß der Mannesstamm der deutschen Habsburger, wie eben der der spanischen, am Erlöschen war. Karl VI., dessen einziger Sohn früh starb, wandte alle seine Gedanken darauf, die Länder auch für die Zukunft zusammenzuhalten und sie seiner Tochter Maria Theresia zu vererben. Bald wurde die Angelegenheit die wichtigste Europas, nach der sich alle Zwischenfälle bemaßen. Unaufhörlich wechselte die politische Stimmung. In der Hoffnung, die Staaten durch Verträge zur Anerkennung dieser pragmatischen Sanktion zu gewinnen, machte Karl ein Zugeständnis nach dem andern. Der Streit um die polnische

Thronfolge nach dem Tode Augusts des Starken rief einen Krieg hervor, allerdings mehr der Diplomaten als der Soldaten, und führte schließlich 1735 im Wiener Frieden dazu, daß Polen an Augusts Sohn, den sächsischen Kurfürsten Friedrich August II., überging, wogegen der französische Kandidat Stanislaus Leszczynski das Herzogtum Lothringen erhielt, mit der Bedingung, daß es nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte, was 1766 wirklich geschah. So kam Deutschland wieder um eines seiner wichtigsten Grenzländer, ohne daß Frankreich sonderlicher Mühe bedurft hätte. Das alte Herzogshaus Lothringen wurde in der Person des Herzogs Franz Stephan, welcher darauf Maria Theresia heiratete, nach Toskana an die Stelle der ausgestorbenen Mediceer verpflanzt. Neapel und Sicilien erhielten die spanischen Bourbonen als Sekundogenitur und traten dafür Parma und Piacenza an den Kaiser ab. Man tauschte Länder und Völker, wie Spielzeug, alles für das zweifelhafte Versprechen Frankreichs, die pragmatische Sanktion anzuerkennen.

Es glückte Karl in der That, von allen Staaten, die irgendwie in Betracht kommen konnten, die Gewährleistung der Thronfolge zu erlangen. Freilich hob Oesterreich durch dieses fortgesetzte Werben, die Nachgiebigkeit in wichtigen Fragen sein Ansehen nicht. Karl VI. besaß nicht den lebhaften Geist, welcher seinen früh dahingeschiedenen Bruder Kaiser Joseph ausgezeichnet hatte. Als Mensch vortrefflich, empfänglich für Kunst und Wissenschaft, sorgsam in der Pflichterfüllung, stand Karl dauernd unter den Eindrücken seiner Jugendzeit. Er hatte sich damals ganz in die Hoffnung eingelebt, Spanien zu erlangen, und er hielt sie mit zähester Hartnäckigkeit noch fest, als durch den Tod des Bruders und die Uebernahme der deutschen Lande sein Schicksal unwandelbar entschieden war; er hatte den Ehrgeiz gehabt, ein zweiter Karl V. zu werden. Nie vergaß er im Herzen diese Enttäuschung und bewahrte treu die Vorliebe für spanische Sitte und für Spanien. Ernst und gemessen, umgab er sich mit den steifen

Prunkformen, wie sie die spanische Hofgrandezza vorschrieb. Er hatte von sich eine überaus hohe Meinung, daher bevorzugte er Höflinge und vertrug schwer bedeutende Männer, die ihm Mißbehagen verursachten. Er wollte alles selbst leiten und war doch nicht im stande, die Dinge zu übersehen; so verlor er mit dem Gefühl, daß böse Unordnung einriß, auch die rechte Freudigkeit am Handeln. Die wirtschaftlichen Gebrechen Oesterreichs erkennend, ergriff er wohlgemeinte und teilweise wirksame Maßnahmen, um Industrie im Lande zu schaffen, und da er in seiner spanischen Zeit dem Meere nahe getreten war, suchte er seinen Staat sogar in den Welthandel einzuführen, was nicht gelingen wollte. Für eine innere Umgestaltung des Staates reichten die Kräfte und Gaben des Kaisers nicht aus, obgleich ihm dazu ein Mann zur Verfügung stand, der wie kein andrer geeignet war, diese Augiasarbeit zu verrichten. Was Oesterreich in den letzten Jahrzehnten erreicht hatte, verdankte es eigentlich alles dem Prinzen Eugen von Savoyen. Ebenso groß und herrlich an Geist und Herz, wie er klein und unscheinbar von Leibe war, steht dieser Fremdling, der sich zum deutschen Oesterreicher umwandelte, einzig in seiner Zeit da. Unübertrefflich als Feldherr, war Eugen nicht geringer als Staatsmann, nur daß er im Felde sein Genie freier walten lassen konnte, während ihn in Politik und Verwaltung ringsum Hemmnisse aufhielten. Auch als Mensch bewundernswürdig in seiner lautern Uneigennützigkeit und offenen Liebenswürdigkeit, voll Begeisterung für die Künste und Wissenschaften, von der er glänzende Denkmäler hinterließ, ein verständnisvoller Gönner allen geistig Strebenden, war Eugen vollendet durch und durch. Sein letztes großartiges Werk brach nach seinem Tode zusammen. In einem neuen Türkenkriege hatte er 1718 der Pforte weite Gebiete abgezwungen, den Banat, Belgrad mit dem alten Serbien, die Walachei bis zur Aluta. Als er 1736 die Augen schloß, spülte Verwahrlosung bald die Reformen weg, die er durchgesetzt hatte, und in schmählichster Weise gab

Digitized by Google

1739 der Belgrader Friede den Türken alles zurück, was ihnen der Passarowitzer genommen hatte, mit Ausnahme des Banats. Die südlichen Grenzen Oesterreichs gegen die Türkei blieben dann bis auf die neueste Zeit unverändert.

Karl VI. empfand wohl die Schwächen seines Staates und war sich der Gefahren bewußt, welche dereinst seiner Tochter drohen würden.

Unerwartet schnell sollte Maria Theresia die schwere Bürde auf ihre jugendlichen Schultern nehmen, denn bereits im Oktober 1740 starb ihr Vater im besten Mannesalter. Auch die Nachfolge im Kaisertum war noch nicht bestimmt und so stand das deutsche Reich vor einer hochwichtigen Entscheidung. Sie zu treffen, war Sache der Kurfürsten, und so kamen die großen deutschen Fürsten in die Lage, sich dem Hause Habsburg gegenüber ganz anders in Geltung zu bringen, als ihnen vorher möglich war.

Elfter Abschnitt.

Brandenburg-Preußen.

Die Mannigfaltigkeit der deutschen Geschichte tritt am deutlichsten hervor in dem wechselnden Einfluß, welchen die Stämme oder Länder politisch und geistig auf die Gesamtheit ausgeübt haben. Eben in dieser verschiedenartigen Mitwirkung seiner Teile erschließt sich die Zusammengehörigkeit des Volkes. Kein Stück ließe sich abtrennen, ohne daß das Ganze auseinanderfiele. Das deutsche Reich wurde gegründet vom Norden her, von dem an Kultur am weitesten zurückstehenden Stamme der Sachsen. Schnell genug machte sich jedoch das Uebergewicht der südlichen und westlichen Gegenden geltend, denen

schon unter den letzten Ottonen die Führerschaft des Reiches zufiel. Das zum Kaisertum gewordene Königtum ließ über Italien den Norden mehr und mehr außer acht. Unter den Saliern empfand man dort die Zurücksetzung, vielleicht auch, daß man den Schwaben geistig noch nicht gewachsen war, und so zog sich Norddeutschland allmählich auf sich zurück. Der Sturz der Welfen verschärfte die Scheidung vom übrigen Reiche. Hier blieb der rauhe Charakter der Vorzeit am längsten rein erhalten, das Volk bestehend aus Bauern und einem kriegerisch-bäuerlichen Adel. Die staufische Dichtkunst und höfische Sitte verbreiteten sich über Thüringen hinaus nur spärlich und auch die Mystik drang erst im vierzehnten Jahrhundert und da zunächst nur im Nordwesten ein. Das weitaus meiste von dem, was Deutschland im eigentlichen Mittelalter hervorgebracht hat, gehört Süd- und Westdeutschland an. Dort kam auch das Bürgertum zuerst und am mächtigsten in die Höhe; die Gesellschaft stufte sich überhaupt viel mannigfaltiger ab. Es kam eine Zeit, in welcher der hohe und niedere Adel fürchtete, den Bürgerschaften zu erliegen. Auch der Bauernstand regte sich zuletzt, während zugleich das Rittertum seine Freiheit zu behaupten suchte. Alle Verhältnisse waren in lebhaftem Fluß, und in der gegenseitigen Berührung aller Stände entfalteten sich reiche Kräfte. Daher blieb jenen Gegenden der geistige Vorrang; in ihnen bereitete sich die Reformation vor, keimten die sozialen Ideen auf, gewann der Humanismus seine meisten und bedeutendsten Vertreter. Doch politisch riß eine starke Zersetzung ein.

Der äußerste Westen verfiel in enge Beziehungen zu dem an Wissen, Bildung und Pracht überlegenen Frankreich und ging bald seine eigenen Wege. Für diesen drohenden Verlust hatte inzwischen der Norden im voraus Entschädigung geschaffen, indem er die Länder jenseits der Elbe bis an den finnischen Meerbusen hin dem Deutschtum eroberte. Fand auch viel westlicher Zufluß Verwendung, den Grund für diese mächtigen Fort-

schritte hatten die nordischen Fürsten gelegt. Ein langes, schweres Werk wurde hier verrichtet, das für geistige Thätigkeit, für die Schönheit des Lebens nicht viel Raum ließ. Die schaffende Arbeit wurde das Kennzeichen dieser Gegenden. Das weite Land bot überreichen Raum für den Ackerbau, der daher dem größten Teil der Bevölkerung dauernd den Beruf gab. Selbst das Mönchstum pflegte ihn vorwiegend. Daneben wuchsen auch Städte in großer Zahl heran, von denen jedoch nur wenige den Glanz ihrer südlichen und westlichen Schwestern erreichten. Hauptsächlich die der See benachbarten Bürgerschaften brachten es zu herrlichem Reichtum, der auch den Schmuck der Heimat mit großartigen Bauwerken nicht vergaß. Sie machten sich zu Herren der Ost- und Nordsee. Dem Fürstentum wurden die Städte wohl auch unbequem, doch behauptete es sich auf seinem großen Landgebiet und hielt auch den Adel trotz seines Uebermutes im Verbande der Herrschaft. Unter allen Wirren blieben größere Staatsgebilde bestehen.

Gleichwohl verharrte der Norden mit seinen Fürstenhäusern und der Hansa dem Reiche gegenüber in Sonderstellung, und seit dem Sturze Ottos IV. ging nie mehr ein Kaiser aus ihm hervor. Nach Rudolf von Habsburg ist kein Reichstag im Norden zusammengetreten. Der Sitz des Königtums verschob sich aus dem zersplitterten Oberdeutschland nach dem Südosten, den Rudolf von Habsburg, dann die Luxemburger und ihre habsburgischen Erben in enge Berührung mit dem Reiche brachten. Doch kam es nicht zu einer Verschmelzung, weil Böhmen durch das Husitentum sich dem deutschen Einfluß entzog. Allmählich bildeten dann die habsburgischen Erbländer eine Gruppe neben dem eigentlichen Reiche.

Inzwischen war der Norden durch die beiden kurfürstlichen Häuser von Sachsen und Brandenburg der Gesamtheit wieder nähergetreten. Die Reformation fand dort ihren festen Boden; in Süddeutschland würde sie sich kaum behauptet haben, wenn sie nicht die nördlichen Lande beschützt hätten. Ohnehin wandte

sich der Süden mehr dem Calvinismus zu, während anderwärts das Luthertum die Einheit gab. Das politische Band wurde zum geistigen, indem die Reformation auch den Norden zur wissenschaftlichen Arbeit heranzog. Bald wurde er darin den andern Ländern ebenbürtig und selbst überlegen; nach dem Dreißigjährigen Kriege erwuchs die neue protestantische Wissenschaft vorwiegend in den nördlichen Gauen. Wirtschaftlich standen sie den südlichen auch nicht mehr viel nach, seitdem die größeren Länder am ehesten befähigt waren, neuen Wohlstand zu schaffen. An politisch-kriegerischer Macht vollends konnte sich Süddeutschland, wenn man von Oesterreich absah, nicht mit der andern soviel größeren Hälfte des Reiches messen.

In jeder Beziehung wäre also jetzt der Norden der wichtigste Teil Deutschlands gewesen. Da jedoch die dortigen größeren Staaten dem Reiche viel freier und teilnahmsloser gegenüberstanden, als ihre kleineren Genossen, so war von ihnen ein Anstoß zur Aenderung der Verfassung nicht zu erwarten. Nur eine besondere Verkettung von Umständen konnte den Norden dazu führen, dem Hause Habsburg seinen Vorrang streitig zu machen.

Eine solche ergab sich in dem allmählichen Emporsteigen Brandenburg-Preußens.

Die Einführung der Reformation durch Kurfürst Joachim II. brachte für die Mark Brandenburg neue Zustände. Er eröffnete außerdem manche verheißungsvollen Aussichten; der Erbvertrag mit den schlesischen Herzögen von Brieg, Liegnitz und Wohlau legte den Keim zu künftigen Zwistigkeiten mit Oesterreich. Sein Urenkel Johann Sigmund schloß die Ehe mit Anna von Preußen, welche für die Zollern ebenso epochemachend wurde, wie die burgundische Heirat für die Habsburger. Der daraus fließende Gewinn an Gebiet war freilich nicht entfernt so groß, und erst dem Großen Kurfürsten gelang es, ihn sicher zu stellen. Ohne die Erwerbungen aus der Jülichschen Erbschaft, an die Anna Anrechte besaß, wäre jedoch das

Zollernsche Haus schwerlich zu seiner vollen Bedeutung gelangt. Es faßte damit Fuß in Westfalen und am Rhein, und da Johann Sigmund zugleich das Herzogtum Preußen durch Erbschaft erhielt, erstreckten sich die brandenburgischen Besitzungen durch den ganzen weiten Raum von Memel bis Kleve.

Noch in andrer Hinsicht wurde dieser Kurfürst Johann Sigmund für seine Nachkommen bedeutsam. Aus innerlicher Ueberzeugung trat er zum reformierten Bekenntnis über. Die große Mehrheit der Bevölkerung in den brandenburgischen Ländern blieb lutherisch, daneben gab es am Rhein viele Calvinisten, außerdem dort und in Preußen Katholiken. So entgingen die Landesherren religiöser Einseitigkeit, und von vornherein waren ihnen Duldung und eine Kirchenpolitik geboten, die, gleichsam über den Konfessionen stehend, nur darauf zu achten hatte, daß sich die Kirchen in den Rechtsverhältnissen der staatlichen Autorität fügten.

Zunächst genoß Brandenburg von der Gebietserweiterung wenig Vorteil. Der Dreißigjährige Krieg traf das Land unter dem schwachen Georg Wilhelm mit furchtbarer Schwere. Zugleich verhinderte Schweden den Kurfürsten, das so günstig gelegene Pommern, welches nach dem Tode des letzten Herzoges ihm hätte zufallen müssen, in Besitz zu nehmen. Sein Sohn, Kurfürst Friedrich Wilhelm, der 1640 erst zwanzigjährig, doch mit männlicher Reife die Regierung übernahm, mußte sich in dem westfälischen Frieden mit dem ärmeren, hafenlosen, von dem Haff völlig abgeschnittenen Hinterpommern begnügen. Doch gliederten sich die Entschädigungen, die Bistümer Magdeburg und Halberstadt, gut an die Altmark an, und auch die Vermehrung des westfälischen Besitzes durch das an Ravensberg angrenzende Bistum Minden war von Wert.

Gleich zu Anfang seiner Regierung, als er mit Schweden einen Neutralitätsbund schloß, hatte der Kurfürst gezeigt, daß er gewillt war, nur den Interessen Brandenburgs gemäß zu handeln, und er hat es weiterhin gethan mit der seinem Cha-

rakter eigenen Festigkeit und Klugheit. Die politischen Züge des Kurfürsten sind vielfach verschlungen, und wiederholt hat er seine Stellung gewechselt, oft mehr durch die Uebermacht der Verhältnisse gezwungen, als freiwillig. Denn weil er genötigt war, zugleich mit dem Osten und mit dem Westen zu rechnen, hatte seine Politik nach allen Seiten hin mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Insofern hatte Brandenburg Aehnlichkeit mit Oesterreich, aber es war viel schwächer, seine Bestandteile lagen zerstreut und beide Flanken getrennt von dem Hauptkörper. Brandenburg konnte schwerlich nach beiden Seiten hin sich gleichzeitig verteidigen, und eben dieses Bewußtsein hat den Fürsten bei schweren Entschlüssen bestimmt. Er sah sich umringt von mächtigen Nachbarn, deren Freundschaft stets unsicher war. Und dennoch mochte er nicht stillsitzen, nicht durch Zurückhaltung die Gefahren vermeiden; seine Natur war angelegt auf Thaten, sein Ehrgeiz auf die Mehrung seiner Macht gerichtet. So blieb nichts übrig, als den Augenblick entweder zu ergreifen oder ihm zu gehorchen, je nach Erfordernis. Deshalb trafen scharfer Tadel und übele Nachrede den Fürsten ob seiner Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, gerade wie einst sein Vorfahr Albrecht Achilles, mit dem er am meisten Aehnlichkeit hat, der deutsche Fuchs genannt wurde.

Der Kurfürst hat sich als Deutscher gefühlt, doch man darf ihm nicht nachrühmen, daß ihn wesentlich deutsche Gesichtspunkte geleitet hätten. Sie konnten in jener Zeit nicht bestehen, wo das Reich selbst kein nationaler Staat war. Nur Machtverhältnisse, Zuwachs oder Verlust von Gebieten, kamen für Friedrich Wilhelm in Frage. Deshalb schloß er mit Frankreich das engste Bündnis, als er nach dem Nimweger Frieden, allein gelassen, dessen Geneigtheit bedurfte, und trug dazu bei, daß Ludwigs Gewaltstreich gegen Straßburg hingenommen wurde. Sicherlich hat er widerstrebenden Herzens damals die Hand ergriffen, die ihn eben gedemütigt hatte, und als es die Verhältnisse erlaubten, ließ er das unnatürliche

Bündnis fahren und half noch in den letzten Lebenstagen zu dem schwersten Schlage mit, der den französischen Gewalthaber je getroffen hat, zu der Vertreibung Jakobs II. von England durch Wilhelm von Oranien.

Es ist eine der merkwürdigsten Fügungen in der deutschen Geschichte, daß die brandenburgischen und preußischen Herrscher, auch wo sie nur an ihren Staat dachten, fast immer zugleich Deutschland dienten. Während das habsburgische Hausinteresse so oft außerhalb fiel, bewegte sich das der Zollern innerhalb der deutschen Grenzen und Zwecke, und was sie für sich vorwärtsbrachten, gereichte schließlich auch Deutschland zum Nutzen. Gewiß war die vornehmlichste Ursache Gestalt und geographische Lage des brandenburgischen Staates, aber mochten die Herrscher auch nur unbewußt die deutsche Sache fördern, die Thatsache, daß sie es vollbrachten, wird deswegen nicht anders. So steht es auch mit diesem Hohenzollern; gerade in dieser hoffnungslosesten Zeit wurde er der Urheber einer späteren glücklichen Wendung.

Mit ihm beginnt die neuere deutsche Geschichte. Erst die späteren Nachkommen vermochten seine Bedeutung zu fassen; erst sie erkannten, daß damals unter Waffengeklirr und friedlicher Arbeit ein neuer Tag für Deutschland geboren wurde. Langsam stieg seit jener Zeit der Staat empor, von dem die Wiedergeburt Deutschlands ausgehen sollte. Neben Oesterreich trat allmählich Preußen. Nicht daß schon damals ein letzter Endzweck vor Augen stand, nicht daß von Anfang an das beiderseitige Verhältnis auf einen Zweikampf um die Führung Deutschlands hindrängte. Der Brandenburger war für Oesterreich oft unbequem und wurde von ihm mit Argwohn und Eifersucht betrachtet, doch lediglich deswegen, weil er einer der mächtigeren Reichsfürsten und von allen der rührigste und selbstbewußteste war.

Friedrich Wilhelm wurde der Neugründer des brandenburgischen Staates, der Schöpfer der preußischen Armee. Er

sicherte den vollen Besitzstand nach den Drangsalen des furchtbaren Krieges, welcher den Staat fast aufgelöst hatte. Gleich der erste große Kampf, den er führte, brachte seiner fürstlichen Stellung eine wesentliche Förderung. Der Frieden von Oliva, der 1660 den schwedisch-polnischen Krieg beendete, bestätigte die schon während seines Verlaufes erlangte Souveränetät des Herzogtums Preußen, das aus der polnischen Oberlehnsherrlichkeit entlassen wurde. Damit trat der Fürst in die Reihe der europäischen Souveräne ein, er hatte ein Land inne, in dem er ganz frei, ohne jede Abhängigkeit und Verpflichtung herrschte, während er seine übrigen Länder von Kaiser und Reich zu Lehen trug. Denn Preußen kehrte nicht wieder in den Reichsverband zurück, bis es, genau vierhundert Jahre nachdem es einst durch den Thorner Frieden von Deutschland losgerissen worden, in den Norddeutschen Bund einbezogen wurde.

Preußen hatte für Brandenburg staatsrechtlich eine ähnliche Bedeutung, wie Ungarn für Oesterreich. Aber es war seiner Bevölkerung nach deutsch. Als Insel, außer auf der Seeseite rings von polnischem Gebiet umschlossen, konnte das Herzogtum leicht ein sorgenbringender Schatz, andrerseits unter günstigen Umständen die Stufe zu weiteren Fortschritten werden. Das größte Hemmnis für Brandenburg war Schweden mit seiner Vorherrschaft über die Ostsee.

Der Große Kurfürst gab während des polnischen Krieges das schwedische Bündnis auf, obgleich er und seine Truppen in der mächtigen Warschauer Schlacht in dem Heere des Königs Karl X. Gustav sich den ersten Heldenruhm erstritten hatten. Da fielen, während im zweiten Raubkriege der Kurfürst am Rhein und Main stand, die Schweden als Verbündete Frankreichs in die Mark ein. Die Schlacht bei Fehrbellin am 28. Juni 1675 warf sie zurück, der erste große selbständig erfochtene Sieg Brandenburgs, errungen von einer Minderzahl über einen Gegner, dessen Streitkraft bis dahin für unübertrefflich gegolten hatte. Ganz Europa sah staunend auf die

neue Kriegsmacht. Der Siegeslauf ging weiter, in den nächsten Jahren wurde den Schweden ganz Pommern entrissen. Doch der Kurfürst hatte seine Rechnung ohne den europäischen Wirt gemacht. Die Verbündeten schlossen mit Frankreich den Nimweger Frieden und Ludwig zwang den allein gelassenen sieggekrönten Fürsten zur Zurückgabe Pommerns an Schweden! Inzwischen hatte der Kurfürst auch geschehen lassen müssen, daß der Kaiser die drei durch den Tod des letzten Piasten erledigten schlesischen Fürstentümer einzog.

In allen Kämpfen bewährte sich das neugeschaffene Heer, das zuletzt gegen dreißigtausend Mann zählte, trefflich gerüstet und unter ausgezeichneten Führern. Es ging hauptsächlich aus Werbung im Lande selbst hervor. Die dafür aufzubringenden Opfer waren gewaltig, über die Hälfte der Staatseinnahmen. Sie sollten aufgewogen werden durch die Sicherung des Staates, durch eine ertragreiche Anteilnahme an der großen Politik. Freilich, erst die Zukunft hat volle Früchte gezeitigt.

Nur eine kräftige und fürsorgliche Leitung konnte ein Land, das sich noch von entsetzlichen Leiden erholen sollte, für so große Anforderungen fähig machen.

Ebenso wie die österreichischen waren die brandenburgischen Länder bis dahin nur durch den gemeinsamen Herrscher verbunden, eine Anzahl gesonderter Gebiete mit recht verschiedenen Verhältnissen, ohne einheitliches Staatsgefühl. Der Kurfürst nahm überall die volle oberste und unmittelbare Herrschergewalt in Anspruch und leitete aus ihr die Berechtigung ab, die getrennten Glieder zu einem wirklichen Staatskörper zu vereinen. Ganz hat er dieses Ziel noch nicht erreicht, doch kam er ihm bereits so nahe, daß die Nachzeit unschwer die Vollendung brachte. Hauptsächlich veranlaßte die zur Erhaltung des Heeres erforderliche Umgestaltung der Finanzen die Maßregeln. Die einzelnen Landstände sperrten sich nach Kräften gegen die ihnen zugemuteten Auflagen und Aenderungen, doch ihr Widerstand

wurde gebeugt, und wenn sie auch noch bestehen blieben, ihr Wirkungskreis war stark beschränkt. Am lebhaftesten ging der Streit in Preußen, wo die Führer des ständischen Wesens sogar Beistand bei Polen suchten; hier schritt der Kurfürst mit Gewalt ein, die selbst Rechtsverletzung nicht scheute. Die mittleren Provinzen wurden bereits in Kreise unter Landräten eingeteilt, eine glückliche Vermittlung zwischen staatlicher und ständischer Verwaltung. Die Einführung der Accise, einer städtischen indirekten Verbrauchs- und Verkehrssteuer, welche die eingehenden und im Orte selbst abgesetzten Waren traf, schuf für die Finanzen eine neue und ergiebige Grundlage. Alles Wesentliche der Verwaltung ging an ein tüchtiges staatliches Beamtentum über, das der Landesherr ohne Rücksicht auf Geburtsland und Religion ernannte.

Die Hauptsache war, dem Lande Bevölkerung und Thätigkeit zuzuführen. Aus den verschiedensten Gegenden floß, wie einst unter den Anhaltiner Markgrafen, ein Strom von Einwanderern, Bauern und Handwerkern in das Land; ein beträchtlicher Teil der heutigen Bevölkerung Brandenburgs stammt von den Zuzügen seit jener Zeit her. Am einflußreichsten wurden die französischen Flüchtlinge, welche die Aufhebung des Edikts von Nantes aus der Heimat vertrieb und denen der Kurfürst, unbekümmert um den Zorn Ludwigs XIV., bereitwilligst Aufnahme gewährte. Alle Stände waren unter ihnen vertreten, Wissen, Bildung und industrielle Tüchtigkeit brachten sie in die Mark.

Den inneren Verkehr belebten der wichtige Wasserweg des Müllroser Kanals, welcher die Oder und die Elbe über Berlin verband, die unter einheitliche Verwaltung gestellte Post, die verbesserten Landstraßen und Brücken. Mancherlei Fabriken ließ der Landesherr selber als Unternehmer errichten. Doch er schaute über den Kreis der Heimat hinaus, auch an dem Welthandel wollte er seine Unterthanen beteiligen, angeregt durch das große Beispiel Hollands, das er in seiner Jugend gesehen hatte. Die guten Häfen des Herzogtums Preußen

begünstigten die Schöpfung einer Flotte, nicht nur zur Verteidigung in den heimischen Gewässern, sondern auch zum Schutz und zur Verbreitung des Handels auf den Weltmeeren. Selbst die Gründung von Kolonieen erwog er und machte mit Niederlassungen an der afrikanischen Guineaküste den Anfang.

Dem weiten Sinne des Herrschers entsprach auch das Verständnis für Wissenschaft und Kunst. Das höhere Schulwesen, namentlich die Universitäten Frankfurt und Königsberg, zu denen eine neue in Duisburg hinzukam, erfuhren davon manche Wohlthaten. Die Professoren wurden geschützt vor der theologischen Maßregelung; keiner sei für seine Lehre einer Synode verantwortlich, erhielten die über den Vortrag cartesianischer Philosophie Beschwerde führenden Geistlichen zum Bescheid. Der Glanz der Hofhaltung, den der Kurfürst für das Ansehen des Staates unentbehrlich hielt, erforderte ohnehin die Unterstützung der Künste; die Berliner Sammlungen führen in ihren Anfängen meist auf ihn zurück. Künstler und Gelehrte, unter ihnen der große Pufendorf, wurden herangezogen. So nahm die Hauptstadt ein andres Aussehen an, Berlin stieg von sechstausend auf zwanzigtausend Einwohner.

Schon die Mitwelt nannte Friedrich Wilhelm den Großen. In ihrer knechtischen Verehrung des Fürstentums war sie überfreigebig mit diesem Ehrentitel, doch wenn ihn ein Fürst verdiente, so war es dieser, und die Nachwelt gewöhnte sich mit vollem Recht daran, Friedrich Wilhelm kurzweg als den „Großen Kurfürsten" zu preisen. Denn was aus Brandenburg wurde, das ist ganz und gar sein eigenstes Verdienst, das Ergebnis seiner umfassenden Staatsgedanken. Diese Verbindung ordnender und wirtschaftlicher Thätigkeit mit großen politischen Entwürfen unter den schwierigsten Verhältnissen, in einem von der Natur spärlich bedachten Lande, stand in Deutschland einzig da. Der kriegerische Grundzug, den er seinem Staate einprägte, ist seine bedeutsamste Schöpfung. Doch der Staat wurde keine aussaugende Militärdespotie, das Heer durchdrang gleich der

Geist der Zucht und des Gehorsams. Indem der Kriegsherr den andern Zwecken dieselbe Sorgfalt widmete, hielt er beide Seiten des Staates im Gleichgewicht.

Der Große Kurfürst, markig, mit scharfgezeichnetem Profil, war der rechte Vertreter selbstbewußter fürstlicher Macht; mit Kühnheit, selbst Leidenschaft paarten sich Klarheit und Besonnenheit. Das Leben unter ihm war nicht leicht, seine starke Hand konnte schwer drücken, und wer an ihm Ausstellungen machen will, wird manchen Anlaß finden. Seine geschichtliche Größe wird dadurch nicht beeinträchtigt, so wenig es ihr Abbruch thut, daß erst die Thaten der Nachkommen den Ahnherrn im vollen Werte erscheinen lassen.

Am 9. Mai 1688 endete dieses mühevolle Leben. Der Nachfolger Friedrich III. zog aus der vom Vater erworbenen Souveränetät Preußens die Folgerungen. Die Königskrone, die er sich mit Zustimmung Oesterreichs am 18. Januar 1701 in Königsberg feierlich aufsetzte, gab ihm und seinem Staate, der fortan der preußische hieß, einen ihrer Machtstellung entsprechenden Rang; indem sie Ehrenpflichten auferlegte, wurde sie zugleich ein Sporn und Antrieb, des Titels würdig zu werden. Zunächst war sie teuer erkauft durch die Zusicherung bedeutender Hilfe in dem spanischen Erbfolgekriege, und da der König auch in die große Alliance gegen Frankreich eintrat, war er genötigt, seine Kräfte im Westen daranzusetzen. Dort hielt ihn zugleich die Aussicht auf die oranische Erbschaft fest, von der dann auch ein Teil erlangt wurde. Nützlich war die durch sie gewonnene Verstärkung der rheinisch-westfälischen Gebiete, während das Fürstentum Neuenburg in der Schweiz immer nur ein Ehrenposten blieb. Ebenso zwang die Rücksicht auf die Subsidien, welche der Kaiser und die Seemächte zahlten, das Heer bei den Verbündeten zu lassen. Die Truppen pflückten kriegerische Ehren genug auf den großen Schlachtfeldern in Bayern, in Italien und in den Niederlanden, und das Werkzeug, welches der Große Kurfürst geschaffen hatte, wurde nicht stumpf,

das Heer erfuhr sogar eine bedeutende Verstärkung. Aber Preußen war mehr erkaufter Söldner, als selbständig mitwirkende Macht, und gebunden an diese dem Staatszwecke wenig entsprechenden Verpflichtungen mußte es seine näherliegenden Interessen verabsäumen, die zu verfolgen der nordische Krieg die beste Gelegenheit geboten hätte.

Doch führte der erste König Preußen in andrer Hinsicht glücklich weiter. Die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin bot freilich mehr eine Anweisung auf die Zukunft, als augenblicklichen Erfolg. Dafür übertraf die von ihm gestiftete Universität Halle alle Erwartungen. Berlin, gewaltig erweitert und geschmückt mit prachtvollen Bauten und Kunstwerken, wurde ein würdiger Königssitz und eine Heimstätte wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit. Dieser rauhe Nordosten fing an, für Deutschlands inneres Leben mehr zu sein, als die reichgesegneten österreichischen Lande.

Zwölfter Abschnitt.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Die kurfürstlichen Häuser.

Unterschied sich König Friedrich I. von Preußen in vieler Hinsicht und nicht zu seinem Vorteil vom Vater, so wich sein Sohn wieder von ihm ab und zwar mit glücklicher Ergänzung seiner Schwächen. Bis in unsre Zeit ist Friedrich Wilhelm I. nicht genügend gewürdigt worden, und es macht in der That einige Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden, Vorzüge und Fehler gleichmäßig abzuwägen. Dieser zweite König von Preußen legte scheinbar Wert darauf, alle milden Eigenschaften zu verleugnen. Obgleich ihm warme Empfindungen keineswegs fremd

waren, in ihm eine aufrichtige Frömmigkeit lebte, trat er auf, als ob er ein Herz von Stein im Busen trüge. Besorgt für menschliches Wohlergehen, wie ein Faust seine größte Freude daran findend, Einöden in gedeihliche Wohnstätten zu verwandeln, konnte er gegen die einzelnen mit grimmiger Brutalität verfahren. Er wußte Wissen und Kenntnis zu schätzen, gleichwohl behandelte er Gelehrsamkeit und Gelehrte wie lächerliche und überflüssige Dinge, aber quälte sich schließlich mit Wolffscher Philosophie und Oelmalerei ab. Ganz echt waren nur sein Haß gegen Aufwand, Weichheit und Unsittlichkeit und sein Hang zum derben Vergnügen auf der Jagd, bei starkem Bier und beizendem Tabak, und ganz wahr seine innerste Ueberzeugung, daß der Mensch nur da sei, um Pflichten zu erfüllen. Ihnen allein wollte er und sollten alle andern leben, aber er zwang ihnen auch seine persönliche Auffassung der Pflichten mit harter, oft roher Faust auf. Er dehnte ihren Begriff unendlich weit aus, indem er das ganze Dasein nur als starre Zucht betrachtete. Dabei nahm er sich selbst zum alleinigen Maßstabe; gerade wie er sollten alle sein, aber er hätte es sich selbst als Desertion — das abscheulichste Verbrechen, das er kannte — ausgelegt, wenn er vom rechten Pfade abgewichen wäre. Diese mächtige Einseitigkeit, in die er sich mit den Jahren immer mehr hineinarbeitete, brachte den König dazu, als Despot aufzutreten mit einer geradezu elementaren, jede andre Individualität zerschmetternden Gewalt, doch nicht um seinetwillen, sondern um des Ganzen willen, dessen Wohle er alles unterordnete.

Der König kannte genau die Grenzen, wie weit er den Eigenwillen walten lassen durfte, nur soweit er sich seiner selbst sicher war. Mit rührender Ehrlichkeit gestand er zu, daß er nur für grade, einfache Wege geschaffen war, daß er nur etwas zu leisten vermochte, wo er seine Absichten unter Selbstverantwortlichkeit, unbeirrt durch andre, ausführen konnte. Das Gewirr der großen Politik war nicht sein Feld, und hier be-

schied er sich. In übertriebener Angst um seine Selbständigkeit, nicht minder mißtrauisch gegen sich selber wie gegen andre, suchte er sich durch Zurückhaltung zu schützen. Er wollte sich nicht „coujoniren“ lassen, doch um nicht Fehler zu begehen, nahm er viele Verletzungen seines Selbstgefühls hin. Im Zweifel an seine diplomatische Fähigkeit erblickte er den besten Schild in einem mächtigen Heere, wobei freilich seine Lieblingsneigungen mitredeten. Doch auch diese verleiteten ihn nicht zur Selbstüberschätzung; für einen großen Feldherrn hielt er sich nie. So vereinigten sich in Friedrich Wilhelm verschiedene Eigenschaften, denen nur sein naturwüchsiges Wesen einen gleichmäßigen groben Anstrich gab. Er war kein Mann, der Liebe erweckt, aber der Achtung erzwingt.

Schaffen, ordnen, vereinfachen, das war des Königs Lebenselement und unübertreffliche Begabung. Ihm eignete ein merkwürdig klarer Blick in praktische Verhältnisse, für das Nützliche in allen Gestalten.

Sein bedeutendstes Werk ist die Neueinrichtung der Verwaltung, welche den Gedanken der vollkommenen Staatseinheit verwirklichte. Auf dieser Schöpfung des Königs beruhte nachher Preußen die längste Zeit, und ihre Grundideen hielten auch unter den veränderten Verhältnissen des folgenden Jahrhunderts Stand. Das 1723 eingesetzte Generaldirektorium faßte die gesamte innere Verwaltung zusammen, nachdem schon früher die Generalrechenkammer das Finanzwesen unter ihre Ueberwachung genommen hatte. Die Geschäfte wurden nach Provinzen wie nach Sachen verteilt unter fünf Departements mit je einem Minister an der Spitze, der den Vortrag hatte; die Beschlußfassung erfolgte gemeinsam, und alle Minister trugen für sie die Verantwortung; der König führte selbst den Vorsitz. In entsprechender Weise wurden in den Provinzen die Kriegs- und Domänenkammern gebildet, denen die Landräte für das Land, die Kriegs- oder Steuerräte für die Städte, die Departementsräte für die Domänen untergestellt waren. Die

ständischen Einrichtungen, zwar nicht ganz aufgehoben, fügten sich dem Rahmen der Staatsregierung ein. Auch die Finanz- und Polizeiverwaltung der Städte ging im Hauptteil an vom Könige eingesetzte Beamte über. Dem verrotteten Zunftwesen ging der König kräftig auf den Leib und stellte eine Reihe veralteter Mißbräuche ab; auch hier trat die Staatsaufsicht ein.

Der Staat unter der unmittelbaren Leitung des Königs nahm demnach die Regulierung aller Thätigkeiten an sich. So sehr betonte der König die Einheit, daß er nicht einmal Beamte in den Provinzen, aus denen sie gebürtig waren, anstellte. Diese durchaus abhängigen Beamten sollten indessen nicht wie Automaten arbeiten; ihnen war die schwerste, unnachsichtig geprüfte Verantwortlichkeit auferlegt und jeder hatte seine ganzen Kräfte aufzubieten, um den Anforderungen zu genügen. Der Vergleich mit dem damaligen Oesterreich zeigt am besten, wie gut Preußen mit dieser mächtigen und doch einfachen Einheit fuhr.

Alle Einrichtungen hatten den Zweck, die Staatseinkünfte zur leichten Verfügung zu stellen und zu vermehren. Was der Große Kurfürst begonnen, Friedrich I. mit mancherlei nützlichen und verfehlten Anordnungen fortgesetzt hatte, führte Friedrich Wilhelm I. trefflich aus. Nicht der rohe rein fiskalische Zweck leitete ihn, sondern die Erwägung, daß eine Frucht, die Saft geben soll, auch genährt werden muß, und er hat auch aus schöner Freude am Nutzenschaffen Wohlthaten gespendet. Was ihm gut schien, setzte er durch, ohne die Kosten zu achten. Sein Ideal war eine möglichst zahlreiche Bevölkerung, die alle ihre und des Staates Bedürfnisse decken konnte. Menschen für den höchsten Reichtum erachtend begünstigte er in jeder Weise die Einwanderung, die auch reichlich zufloß. Allein aus dem Salzburgischen, wo ihr evangelischer Glaube nicht geduldet wurde, kamen 20000 Menschen, die sich meist in Preußen ansiedelten, wie überhaupt diese hinter den andern zurück-

gebliebene Provinz sich der sorgfältigsten Pflege des Königs erfreute.

Die Einnahmen setzten sich zusammen aus der Kontribution auf dem Lande, die eine Grund-, Kopf- und Gewerbesteuer der Bauern und der nicht bodenbesitzenden Leute war, aus der Accise in den Städten, den Erträgnissen der Regalien, wie des Salzmonopols, und hauptsächlich aus den Einkünften der Domänen. Diese zu verwerten und zu vermehren, war des Königs Eifer. Nachdem die Versuche seines Vaters, durch Parzellierung und Erbpacht größere Ergiebigkeit zu erzielen, aus mancherlei Gründen leider einen Mißerfolg ergeben hatten, blieb es bei der Zeitpacht ganzer Aemter. Fast die Hälfte des Staatshaushaltes, der zuletzt gegen sieben Millionen Thaler betrug, floß aus den Domänen. Der ritterschaftliche Adel war außer in Ostpreußen steuerfrei; er bezahlte nur eine Abgabe für die Ablösung des Lehnsverbandes.

Die Industrie lag dem Könige besonders am Herzen. Um die heimische durch Schutz vor anderm Wettbewerb zu heben, bekämpfte ein strenges, mit grotesker Härte und Aufbietung der Polizei durchgeführtes Prohibitivsystem die fremden Erzeugnisse, am nachdrücklichsten die Baumwollenwaren zu gunsten der Tuchmacherei. Diese etwas ursprüngliche Volkswirtschaft erreichte auch ihren Hauptzweck, obgleich Nachteile mit in den Kauf genommen werden mußten. Der Wille des Königs war, allen Bedarf der Armee im Lande anfertigen zu lassen und dadurch der Industrie Beschäftigung und Aufschwung, dem Lande somit für die Kosten Entgelt zu geben. Im Handelswesen wurde gemäß den Neigungen des Königs, sich auf sein Land zu beschränken, nur der Binnenverkehr gefördert. Die Kolonieen und das Seewesen gab er auf als zu kostspielig, obgleich mit Stettin ein neuer Hafen für den Welthandel gewonnen war.

Rastlos beschäftigte sich des Königs erfinderischer Kopf, Mittel zur Hebung des Landes aufzufinden. Der Grundsatz

der allgemeinen Nützlichkeit, der Berücksichtigung realen Lebens, den die Philosophie verfocht, war ganz der seine. Nicht allein der Erzeugung von Werten, auch der leiblichen Wohlfahrt, der Volksgesundheit und Armenpflege, der Volksbildung durch Schulunterricht, selbst der religiösen Unterweisung der Soldaten ohne Unterschied der Konfession wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Manche Ideen unsrer Zeit dämmerten ihm bereits auf. Großartig war auch der Plan, ein allgemeines preußisches Landrecht zu schaffen.

Der Liebling war von Anfang an und blieb die ganze Regierung hindurch die Armee. An ihr hatte der König seine helle Freude, und da gestattete er sich auch kostspielige Liebhabereien, wie die bekannte Riesengarde. Friedrich Wilhelm fühlte sich ganz als Soldat und zeigte das auch äußerlich, indem er zuerst von allen Herrschern die Uniform als ständige Tracht anlegte. Der Staat bekam einen militärischen Zuschnitt, wie Offiziere auch mit Zivilämtern betraut wurden; Fremden erschien Preußen als ein großes Kriegslager. Beständig wuchs das Heer an Zahl, bis es zuletzt 83000 Mann betrug. Da die Werbung im Ausland zu teuer war, um allein so große Mengen zusammenzubringen, wurde sie zwar nicht aufgegeben, aber das Kantonreglement von 1733 zog auch die Einheimischen zur Fahne heran. Große Klassen der Bevölkerung blieben frei, hauptsächlich nur das kleinere Bürgertum und das Landvolk waren zum Dienste verpflichtet. Die Einexerzierung dauerte ein Jahr, kurze Einziehungen erhielten dann die Uebung. Weniger die Idee der allgemeinen Wehrpflicht, als eine Neubelebung der alten Naturalwirtschaft im Kriegsdienste in Verbindung mit dem neuen Finanzwesen kam hier zur Ausführung.

Das Heer stand stets bereit, ins Feld zu rücken. Der König war nicht nur Organisator, sondern auch Exerziermeister mit Leidenschaft und Vollendung. Der Ausbildung und Ausrüstung galten seine, wie seines Freundes, des Fürsten Leopold

von Anhalt-Dessau, steten Bemühungen und Versuche. Der Gleichschritt, das Bajonett, der eiserne Ladestock, die strenge Feuerdisziplin, die schnurmäßige Linientaktik waren ihre wichtigsten Erfolge.

Wie der König dem Heere angehörte, so sollten Führer und Soldaten mit ihm eins sein. Die schärfste Subordination verband die Glieder, eine furchtbar harte Zucht hielt die ungleichartigen Bestandteile der Mannschaften zusammen. Das preußische Offizierkorps verdankt Friedrich Wilhelm Ursprung und Art. Alle Offiziere wurden lediglich vom Könige angestellt; die meisten gingen aus dem Adel hervor, der fortan zu der Krone in engstes Verhältnis trat, für die straffe Unterordnung, die ihm der Staat auferlegte, entschädigt durch die Ehre, welche ihm der hohe Dienst bot, der er sich freilich auch durch Tüchtigkeit würdig machen mußte. Zur Vorbereitung errichtete der König das Kadettenhaus. Wie die altgermanischen Gefolgsglieder standen die Offiziere zum Kriegsherrn. Da sie fast ausnahmslos Landeskinder waren, bewahrte das mit Ausländern durchsetzte Heer einen preußischen Charakter.

Gleichwohl hat der König, zu dessen Befehl die vierte Militärmacht in Europa stand, nur im Anfange seiner Regierung Krieg geführt. In richtiger Erkenntnis der wahren Zwecke seines Staates zog er sich durch die Teilnahme an dem Frieden zu Utrecht aus dem spanischen Erbfolgekrieg heraus, um den nordischen Verhältnissen gewachsen zu sein. Der Friedensschluß zu Stockholm 1720 brachte eine wertvolle Erweiterung des Staates, indem er Vorpommern bis zur Peene mit den Odermündungen und Stettin eintrug. Der König war sich bewußt, daß er mit seinen fortwährenden Heeresverstärkungen, mit der Aufspeicherung eines stattlichen Schatzes für die Nachfolger arbeitete. Die Last, welche er dem Lande aufbürdete, war ungeheuer: unter 2½ Millionen Einwohnern der dreißigste Mensch Soldat, von sieben Millionen Einkommen reichlich fünf auf das Heer verwendet. Nur der Gebrauch, den sein Sohn von dieser un-

natürlich angeschwellten Armee machte, rechtfertigt den Vater. Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm.

Während Preußen alle Kräfte für kommende Zeiten aufbot, hatte August der Starke mit seinem Glaubenswechsel einen Strich durch die bisherige Geschichte des sächsischen Hauses gemacht. Er brach die Vergangenheit ab, beeinträchtigte durch Verschwendung und thörichte Politik die Gegenwart und beraubte sein Geschlecht der Aussicht auf eine große Zukunft in Deutschland. Die unter seinem Sohne fortgesetzte polnische Verbindung schädigte Sachsen, ohne das Herrscherhaus zu fördern. Das sächsische Volk durchlebte traurige Zeiten und bezahlte den alle andern Städte Deutschlands überstrahlenden Glanz Dresdens mit bitteren Schmerzen. Dennoch bewahrte es trotz des von oben her eindringenden sittlichen Giftes seine Gesundheit und entwickelte Handel und Industrie in glücklicher Weise. Die lutherische Religion blieb die herrschende im Lande, auch im Reichstage galt Sachsen weiter als evangelischer Staat. Aber die Kurfürsten hörten natürlich auf, Vertreter des Protestantentums zu sein, während sie auch nicht voll zu den Katholiken zählten.

Der Vorteil von diesem Rückgange der Wettiner fiel den Hohenzollern zu. Preußen wurde der bedeutendste protestantische Staat und Friedrich Wilhelm ließ sich den Schutz seiner Glaubensgenossen angelegen sein. Auch das großartige Glück, das dem Hause Hannover zufiel, kam Preußen zu statten. Herzog Ernst August hatte 1692 vom Kaiser Leopold, der seine Hilfe gegen Frankreich begehrte, eine neunte Kurwürde erhalten, wodurch das konfessionelle Mißverhältnis einigermaßen ausgeglichen wurde, das seit dem Uebergang der pfälzischen Kur an das katholische Haus Neuburg in dem Kurkollegium obwaltete. Außerdem erweiterte der Erwerb von Sachsen-Lauenburg und der Länder Bremen und Verden durch den nordischen Krieg Hannover nicht unbedeutend. Seitdem Kurfürst Georg 1714 den englischen Thron bestiegen hatte, mußten indessen

die Welfen, so lieb sie die Heimat behielten, ihr Interesse Großbrittannien zuwenden, so daß ihre alte Nebenbuhlerschaft gegen Preußen innerhalb des Reiches nachließ.

Preußen stand demnach in Norddeutschland und unter den protestantischen Reichsländern bereits an erster Stelle. In Süddeutschland und unter den katholischen Gebieten entsprach ihm Bayern an gleicher Bedeutung. Bayern war nicht so groß, aber abgesehen von mehreren eingeschalteten Gebieten geistlicher und weltlicher Herren gut abgerundet und seine Bevölkerung hatte ihre fest ausgeprägte Volksart. Auch die Religion war einheitlich, ausschließlich katholisch. Das Herrscherhaus hatte es demnach leicht, sich die Kraft des Landes dienstbar zu machen. Von den Ständen, die schon unter Maximilian I. hatten zurücktreten müssen, blieb nur ein Ausschuß übrig, doch zu einer monarchischen Einheit wurde die Verwaltung nicht durchgebildet. Andrerseits ließ gerade die Gleichförmigkeit des Staatswesens manche nützliche Anregung entbehren. Adel und Klerus mit einem übergroßen Grundbesitz gegenüber einem schwachen Bürgertum behaupteten, wie in Oesterreich, den größten Einfluß. Das Land überwand sehr langsam die Schäden des dreißigjährigen Krieges, und die geistige Regsamkeit des Nordens berührte Bayern wenig. Nur die Bauthätigkeit fand reiches Feld in fürstlichen, wie in kirchlichen Schöpfungen. Die Finanzen wollten sich nicht erholen, allein das Kriegswesen, für das neben dem Heere eine Miliz bestand, machte Fortschritte.

Die innere Feindseligkeit, die zwischen Habsburg und Wittelsbach fast beständig geschwebt hatte, hörte nicht auf. Die Erinnerung, daß einst ein Glied des Geschlechtes gegen Oesterreich die Kaiserkrone getragen hatte, erhielt das prachtvolle Grabmal Ludwigs des Bayern in der Münchener Liebfrauenkirche, das noch Maximilian I. mit stattlichem Schmucke bedacht hatte. Zweimal trat im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts die Versuchung an die Wittelsbacher heran, dem alten Gegner

seine höchste Ehre zu entreißen. Maximilian I. hätte Ferdinand II., sein Sohn Ferdinand Maria dessen Enkel Leopold die Kaiserwürde streitig machen können. Die protestantischen Familien des Nordens durften solchen hochfliegenden Träumen nicht nachhängen, am wenigsten Brandenburg; anders die Wittelsbacher, denen ihr katholisches Bekenntnis die Mehrheit im Kurkollegium verschaffen, außerdem die Anerkennung Frankreichs, selbst die Förderung durch den Papst eintragen konnte. Gerade auf sie richteten die französischen Politiker in ihrem Kampfe gegen Oesterreich beständig die Augen und oft mit Erfolg. Kurfürst Max Emanuel, der vorher für Kaiser und Reich in Ungarn und am Rhein tapfer gestritten hatte, ließ sich durch die Aussicht auf die spanische Erbschaft locken; da erlitt er die furchtbare Enttäuschung, daß sein Sohn, den Karl II. von Spanien zum Gesamterben eingesetzt hatte, noch vor dem Erblasser vom Tode hinweggerafft wurde. Als dann der Krieg ausbrach, schlossen sich Max Emanuel und sein Bruder Joseph Clemens, der Erzbischof von Köln, alsbald Frankreich aufs engste an; Belgien mit der Königskrone, vielleicht bei glücklichem Erfolge die Kaiserwürde sollten der Lohn sein. Statt dessen verfielen die beiden Kurfürsten der Reichsacht, Bayern kam unter österreichische Herrschaft, die das Land zur Verzweiflung trieb. Der Friedensschluß setzte zwar die Kurfürsten wieder in Ehren und vollen Besitz ein, aber wie konnten so schwere Niederlagen und Demütigungen vergessen werden? Karl Albert, der Sohn Max Emanuels, hatte seine Kinderjahre in österreichischer Gefangenschaft zugebracht, er wuchs dann heran und wurde nach des Vaters Tode Kurfürst mit der Ueberzeugung, daß er der berechtigte Erbe des mit dem Erlöschen bedrohten österreichischen Mannesstammes sei. Dann konnte ihm auch die Kaiserkrone nicht entgehen. So bereitete sich eine der wichtigsten Verknüpfungen vor, vor denen Deutschland je gestanden hat. Gelang es Wittelsbach, das Kaisertum zu erwerben und die österreichischen Erblande oder einen größeren Teil von ihnen

mit Bayern zu verbinden, dann wär Habsburg mit dem, was es behielt, aus dem Reiche herausgedrängt. An seine Stelle trat dann eine andre große, ebenfalls katholische Macht, die, im Reiche selbst festgewurzelt, den ganzen Süden umspannt hätte.

Eine unerwartete Wendung konnte über Deutschland hereinbrechen. Deshalb liegt die geschichtliche Entscheidung der nächsten Jahre in erster Stelle nicht da, wo sie gewöhnlich gesucht wird, in der preußischen Eroberung Schlesiens. Sie hing vielmehr an dem wittelsbachischen Kaisertume, das mit preußischer Hilfe aufgerichtet wurde. Hätte es sich behauptet, so würde heute Preußen vielleicht nicht an der Spitze Deutschlands stehen.

Dreizehnter Abschnitt.

Friedrich der Große.

Einen schweren Kampf mit sich selbst hatte der Kronprinz Friedrich führen müssen, ehe es ihm gelang, die verscherzte Gnade und Gunst des Vaters wieder zu erobern. Allbekannt ist die schmerzvolle Geschichte seiner Jugend, die von Schuld und Verirrung nicht frei war, obgleich auch der rauhe Vater nach seiner Weise den Bogen überspannte. Der Jüngling hatte für sich das Recht in Anspruch genommen, seiner Eigenart zu folgen, welche der des Vaters durchaus widersprach. Und aufgegeben hat er sie nicht, er hat sie nur veredelt, mit ihr verbunden die ernste Arbeit, das strenge Pflichtgefühl, als dessen Vorbild er den Vater ehren lernte. Den innern Wert der Schöpfungen Friedrich Wilhelms erkennend, erfaßte er sie mit weitem Geiste, ihre Mängel zu ergänzen, und mit der Begierde, ihre Kräfte nutzbar zu machen. Wie jener, wollte Friedrich nichts als das Wohl des Staates und der Unterthanen, und ebenso

beanspruchte er, alleiniger Herr und Gebieter zu sein. Doch er strebte über das Enge und Kleinliche hinaus, wo es den Zuständen anhaftete; die rohe Zwangsgewalt in der Rechtspflege, in der Kirche mißfiel ihm. Er wünschte, auch zu beglücken, und dürstete nach dem Ruhme, die Künste und Wissenschaften in dem Kriegsstaate einzubürgern. Eine Fülle von Idealen trug er im Sinne, aber voran ging der Ehrgeiz, der Wunsch, in der Welt seine Macht zur Geltung zu bringen, den Rang zu erstreiten, den einzunehmen sie ihn berechtigte, und noch größer zu werden.

Vollkommen selbständig trat er auf, Menschen und Verhältnisse mit klarem Blicke überschauend, mit zuversichtlichem Vertrauen auf seine überlegene Einsicht.

Alle Möglichkeiten hatte der junge König bereits erwogen, und als unerwartet schnell die großartigste Gelegenheit kam, seinen Thatendurst zu stillen, überraschte sie ihn nicht. Er hegte bitteren Groll gegen das Haus Habsburg, das seinen Vater gekränkt und zurückgesetzt hatte, dessen Waltung in Deutschland ihm als despotisch erschien. In der Gewißheit, daß die Thronfolge der Tochter Karls VI. nicht unbestritten bleiben würde, war ihm sofort klar, daß er Schlesien erwerben müsse, als Bundesgenosse oder als Feind der Maria Theresia, wie sie selber entscheiden mochte.

Die Ansprüche Brandenburgs auf einzelne Teile Schlesiens waren seit dem Großen Kurfürsten nicht vergessen worden. Ob sie rechtmäßig oder nicht oder durch spätere Abmachungen überholt waren, diese unendlich oft erörterte Frage hat ohne Zweifel Friedrich damals viel weniger ernstlich beschäftigt als seine Juristen und die späteren Geschichtsschreiber. Die Rechtsansprüche waren ihm hochwillkommen, um seinem Vorhaben einen guten Grund zu geben. Doch von Anfang an begehrte er ganz Schlesien. Ganz selbständig hatte er diesen Plan gefaßt, und die Weise seiner Ausführung, der glückliche Griff, sofort die augenblickliche Marschbereitschaft, welche unter allen

europäischen Armeen nur die seine hatte, zu benützen und zunächst in Schlesien einzurücken, gehörte ebenfalls dem Könige allein an. Dann konnte Oesterreich seine Stellung nehmen; er bot an die Bürgschaft für den österreichischen Besitzstand in Deutschland, die Beihilfe zu Bündnissen, seine Kurstimme für den Gemahl der Maria Theresia, Franz Stephan, und eine stattliche Geldsumme. Die Verheißungen waren nicht gering, doch Maria Theresia hatte den Heldenmut, sie abzulehnen.

Mit Leichtigkeit nahm Friedrich das von Truppen fast entblößte Land ein, und da die Protestanten in den Preußen die Befreier von hartem Religionsdruck sahen und auch die Katholiken mit der österreichischen Herrschaft wenig zufrieden waren, wurde die Besetzung gleich zur Besitzergreifung. Der Mollwitzer Sieg vom 10. April 1741, erfochten durch den Generalfeldmarschall von Schwerin mittelst der auch auf dem Schlachtfelde sich bewährenden Exerzierkunst Friedrich Wilhelms I., krönte das kühne Unternehmen mit glänzendem Erfolge.

Inzwischen zog sich das Netz der Feinde um Maria Theresia zusammen. Kurfürst Karl Albert von Bayern, wie Friedrich August II. von Sachsen, der polnische König, erhoben Ansprüche auf ihre Lande. Frankreich gewährte dem Bayern, der nur über geringe Macht gebot, seine Unterstützung und gewann auch Friedrich zum Bundesgenossen. Im Herbste drangen bayerische und französische Truppen bis in die Nähe von Wien vor und wandten sich dann nach Böhmen, wo sie im Verein mit den Sachsen Prag überrumpelten. Selbst die geistlichen Kurfürsten fielen von Oesterreich ab; einhellig wurde am 24. Januar 1742 Karl Albert zum römischen Kaiser erkoren. Doch als Karl VII. in Frankfurt die Krone empfing, war er bereits bayerischer Kurfürst ohne Land. Die Ungarn retteten Oesterreich für bedeutende Zugeständnisse an die Selbständigkeit ihres Landes; bald war ganz Bayern von den Oesterreichern besetzt. Friedrich, nachdem er am 17. Mai 1742 bei Chotusitz seinen ersten eigenen Sieg erfochten hatte, schloß zu Breslau

Frieden mit Maria Theresia, die ihm Schlesien bis auf Troppau und Teschen und außerdem die Grafschaft Glatz mit voller Souveränetät überließ.

Der König hatte sein hohes Spiel gewonnen, nur daß seine Waffen ruhmvoller aus dem Kampfe hervorgingen als seine Diplomatie. Die Verbündeten klagten heftig über ihn, obgleich sie Friedrich gerechten Anlaß gegeben hatten, sich selber zu beraten.

Der Kampf um das habsburgische Erbe dauerte in steigender Ausdehnung fort, da England für Maria Theresia teilnahm. Die Fortschritte Oesterreichs machten den preußischen König mißtrauisch, und er hoffte zugleich, eine Nachernte vom Schlachtfelde heimzubringen. Daher begann er, mit Frankreich verbündet, im Sommer 1744 den Krieg aufs neue, angeblich um dem Kaiser pflichtschuldigst zu helfen, in Wahrheit um durch Schwächung Oesterreichs Schlesien sicher zu stellen und in Böhmen Eroberungen zu machen. Doch jetzt versagte sich ihm das Glück. Als Karl VII. Anfang 1745 starb, verzichteten seine Erben im Vertrage zu Füssen auf alle Ansprüche, während Sachsen in Hoffnung auf preußische Gebietsteile Oesterreich unterstützte. Der glänzende Sieg bei Hohenfriedeberg gestattete zwar, den Krieg wieder nach Böhmen hinüberzuspielen, doch nur der heldenhafte Ansturm der Preußen bei Soor eröffnete einen glücklichen Rückzug. Der einbrechende Winter brachte nicht die gewohnte Waffenruhe; um einem Angriff auf die Mark Brandenburg zuvorzukommen, drang Friedrich in Sachsen ein. Der alte Fürst Leopold von Dessau brachte bei Kesselsdorf auf eisigem Felde die Entscheidung; am Weihnachtstage 1745 bestätigte der Dresdener Friede den Breslauer.

Der Streit zog sich noch weiter hin, jetzt hauptsächlich ein Kampf zwischen Frankreich und England, bis die allgemeine Ermüdung endlich im Oktober 1748 den Aachener Frieden brachte. Nur Schlesien und Parma für die spanischen Bourbonen hatte Maria Theresia darangeben müssen, ruhmvoll ging

sie aus der furchtbaren Bedrängnis hervor. Ihr Gemahl war bereits im September 1745 als Franz I. zum Kaiser gewählt und von Friedrich nachträglich anerkannt worden. Die lothringische Fortsetzung des Hauses Habsburg behauptete in Deutschland das alte Recht des Geschlechtes.

Dennoch war die Lage gewaltig verschoben. Preußen, durch Schlesien und das gemäß früherer Verträge 1744 anheimgefallene Ostfriesland vermehrt, stand jetzt anders da als unter Friedrich Wilhelm. Dem Wiener Hofe war nicht zu verdenken, wenn er den König als treulosen Friedensbrecher ansah und ihn mit beständigem Argwohn verfolgte. Doch durfte Oesterreich nicht hoffen, allein mit Preußen fertig zu werden, und in dieser Erkenntnis fügte sich Maria Theresia vorläufig in den herben Verlust Schlesiens, betrieb aber emsig die Verbesserung und Verstärkung ihrer Wehrkraft.

Obgleich der Friede mehrere Jahre erhalten blieb, wurde die allgemeine Lage nicht friedlich. Wieder gab die noch nicht ausgekämpfte Feindschaft Frankreichs und Englands den Anlaß zu neuem Streite; als sich in Nordamerika am Ohio ein Grenzkrieg entspann, dem der Seekrieg folgte, war der Ausbruch des Kampfes in Europa zu erwarten. Friedrich wünschte den Frieden, doch nicht so, daß er ängstlich jeden Waffengang vermieden hätte; in unfruchtbarer Neutralität unberechenbare Verhältnisse an sich herankommen zu lassen, gestatteten ihm weder seine Natur noch die Sorge vor der Feindschaft Oesterreichs und der schon lange bestehenden Mißgunst Rußlands. Bisher hatte Preußen zu Frankreich, England zu Oesterreich gehalten. Als jedoch Frankreich auf Friedrichs Vorschlag, daß es Hannover besetzen möchte, nicht einging, dagegen Gefahr entstand, daß Rußland mit England verbündet Truppen dorthin schickte, vereinbarte Preußen im Januar 1756 mit England den Westminstervertrag, sich gemeinsam dem Einmarsche fremder Truppen in Deutschland zu widersetzen. Die Folge waren ein Verteidigungsbündnis zwischen Oesterreich und Frankreich, die An=

näherung der letzteren Macht an Rußland, die Verständigung Oesterreichs mit Rußland zum Kriege gegen Friedrich; doch wollte der leitende Minister Oesterreichs, Graf Kaunitz, erst im folgenden Jahre losschlagen.

Friedrich erfuhr auf mancherlei Wegen nicht alles, doch genug von diesen Vorgängen, um auf seiner Hut zu sein, und entschlossen, zuvorzukommen, richtete er an den Wiener Hof Anfragen, auf deren unzulänglich erscheinende Beantwortung er sofort zum Angriff schritt. Hoffte er doch im stillen, als Siegespreis das polnische Westpreußen und vielleicht noch mehr davonzutragen.

Der Krieg sollte länger währen, als Friedrich meinte. Wohl konnten die Gegner ihn wiederum des Friedensbruches beschuldigen, doch wenn sie auch ihre Anschläge noch nicht zur vollen Reife gebracht hatten, diesmal war er gerechtfertigt. Der Feindschaft Sachsens gewiß, rückte der König alsbald in das Kurfürstentum ein und zwang, nachdem er die zum Ersatz heranziehende österreichische Armee bei Lowositz geschlagen hatte, die bei Pirna zusammengepferchten sächsischen Truppen zur Ergebung. Das Land, unter preußische Verwaltung gestellt, mußte zu den Kriegslasten mit Rekrutenstellung und Abgaben gewaltig beisteuern.

Jetzt konnte Oesterreich Friedrich von allen Seiten mit Feinden umgeben, während dessen einziger Verbündeter, England, unsicher schwankte. Die Beschwerden Sachsens gaben die Möglichkeit, selbst das Reich in Bewegung zu setzen. Der Kaiser erklärte den König als Empörer und entband dessen Soldaten ihres Eides; die Mehrheit des Reichstages erklärte den Reichskrieg. Rußland war gleich bereit, Schweden ließ sich gewinnen unter dem Vorwande seiner Bürgschaftspflicht für den westfälischen Frieden, endlich willigte auch Frankreich, das die größeren süddeutschen Staaten in seinen Sold nahm, in die Zerteilung Preußens. Nicht weniger als Schlesien, Glatz, Krossen, Magdeburg, Halberstadt, Vorpommern, die

ehemals Klevischen Lande und Ostpreußen sollte losgerissen werden; gerade noch Brandenburg und Hinterpommern wollte man Friedrich belassen. Maria Theresia erklärte sich bereit, die Niederlande an Frankreich und einen spanischen Prinzen abzutreten, wofür sie Parma zurückempfangen sollte. Doch der Bär, über dessen Fell bereits bestimmt war, ließ sich nicht so leicht fangen.

Der König erwog in einer geheimen Instruktion, die er dem Minister Grafen Finckenstein übergab, ruhig alle Gefahren. Der Staat mußte unter allen Umständen unversehrt bleiben, weder sein Tod noch etwaige Gefangenschaft durften zur Nachgiebigkeit verleiten. In der Absicht, zuerst die Oesterreicher gründlich zu schlagen, rückte er im Frühjahr 1757 vor Prag, warf die feindliche Armee nach blutigem Gefecht in die Stadt und belagerte sie. Der Verlust der Schlacht bei Kolin, veranlaßt durch Nichterfüllung der königlichen Befehle, zerstörte die Hoffnung, mit Oesterreich gänzlich fertig zu werden. Schließlich mußte Friedrich Böhmen räumen, und Unglück auf Unglück brach herein. Infolge des Ungeschickes der Engländer war die westliche Flanke durch die Franzosen und Reichstruppen bedroht. Der blitzschnelle Sieg bei Roßbach beseitigte diese Not. Rasch eilte Friedrich von Thüringen nach dem Osten; durch die Leuthener Schlacht, seine größte taktische Leistung, trieb er die Oesterreicher wieder aus Schlesien heraus.

Bis in den Dezember hinein hatte der Kampf gedauert, doch das Jahr schloß gut, und da England hinfort seine Bundespflicht erfüllte und der treffliche Herzog Ferdinand von Braunschweig die Dinge jenseits der Elbe leitete, brauchte der König wenigstens nach dieser Seite hin keine Streitkräfte zu wenden. Er hatte sie auch anderweitig vollauf nötig. Die Russen traten jetzt mit Nachdruck auf, Oesterreich setzte seine Anstrengungen mit aller Energie fort. Nachdem der heiße Streit bei Zorndorf wohl einen Sieg über die Russen, aber keinen entscheidenden, dann das Lager bei Hochkirch durch

Friedrichs Vermessenheit keine Niederlage, aber große Verluste gebracht hatten, erfolgte 1759 die so lange mühsam verhinderte Vereinigung der beiden feindlichen Heeresmassen. Bei Kunersdorf stellte der König in der Hitze des Augustmonats zu große Anforderungen an seine tapferen Scharen; der bereits gewonnene Sieg verwandelte sich in eine vollständige Niederlage. Zum Glück nützten die Sieger ihren Erfolg nicht aus, und wunderbar rasch überwand der König den schwersten Augenblick des ganzen Kampfes.

Eine Besiegung der Feinde war nicht zu erhoffen, es kam nur darauf an, daß Preußen sich gegen die ungeheure Uebermacht behauptete. Diesen Zweck erfüllten die Siege von 1760, der geschickt erfochtene bei Liegnitz und der Ziethens bei Torgau; im folgenden Jahre hielt es sogar der stets den Angriff liebende königliche Heerführer für geraten, längere Zeit in einer festen Verteidigungsstellung zu verharren. Die bedenkliche Lage wurde geradezu verzweifelt, weil England sich zurückzog und die Geldzahlungen einstellte. Zum Glück brachte der Thronwechsel in Rußland an Stelle der erbitterten Feindin Elisabeth den Bewunderer Friedrichs, Peter III., zur Regierung, sogar ein Heer sandte der Zar zur Hilfe. Zwar wurde Peter schnell gestürzt, aber sein Feldherr verzögerte den Abzug und ermöglichte dadurch, die Oesterreicher bei Burkersdorf zu schlagen. Die Kaiserin Katharina hielt indessen den Frieden, und da auch Frankreich zu der von England vorgeschlagenen Verständigung neigte, hätte Maria Theresia allein weiterkämpfen müssen. Von der Nutzlosigkeit längeren Widerstandes überzeugt, war sie deshalb bereit, unter sächsischer Vermittlung Frieden zu schließen, der am 15. Februar 1763 in dem Jagdschlosse Hubertsburg vereinbart wurde.

Der Siebenjährige Krieg war äußerlich noch ergebnisloser als der Dreißigjährige, da er lediglich die bereits zweimal vollzogene Abtretung Schlesiens bestätigte. Für den preußischen König war das freilich ein Gewinn und er hatte noch andre

Vorteile davongetragen. Sein unerschütterlicher Heldenmut erwarb ihm die Bewunderung der Welt. Welch unglaubliche Tapferkeit, einer Welt von Feinden zu widerstehen, welch herrliche Siege, welch eine Ausdauer! Daß ihm erst England, zuletzt einen Augenblick Rußland beigestanden hatten, konnte der Größe seiner eigenen Thaten keinen Eintrag thun. Der glückliche Zufall war dem Könige manchmal hold gewesen, aber dafür hatte er mehrmals in Geringschätzung der Gegner, in stolzer Siegesgewißheit und in überreizter Leidenschaft das Unglück heraufbeschworen! Stets war er gestählt aus ihm hervorgegangen, kein Schlag konnte seinen Geist brechen. Doch nicht allein die persönliche Größe des Königs, auch die Tüchtigkeit und Festigkeit seines Staates waren glänzend erwiesen. Preußen hatte sich zur europäischen Macht, zur fünften Großmacht emporgeschwungen. Friedrichs Königreich war nun trotz viel kleineren Umfanges und geringeren Reichtums an Menschen und Naturschätzen Oesterreich ebenbürtig.

Der Dualismus in Deutschland hatte seinen Anfang genommen.

Lediglich für Preußen und für sich hatte Friedrich gekämpft. Er hätte vor Beginn des Krieges am liebsten gesehen, wenn Frankreich Hannover besetzte, so wenig bekümmerte es ihn, daß Fremde Deutschlands Boden betraten, sobald sein Staat Nutzen davon hatte. Allerdings betrachtete er Hannover als Anhängsel eines ausländischen, des englischen Reiches. Auch die beiden ersten schlesischen Kriege hatte er wahrlich nicht aus deutschem Interesse geführt. Zu Anfang des dritten schrieb er an seine Schwester: „Gegen ihren eigenen Willen werde ich Deutschland und den Protestantismus mit meinem Degen verteidigen; solange ein Preuße lebt, wird Deutschland Verteidiger haben". Diese schönen Worte waren vielleicht schwungvoller gesprochen, als tief empfunden; dennoch lag in ihnen eine große Wahrheit, denn in der That führte der König seinen Degen für Deutschland. Nicht Oesterreich und das Reich, er allein

verfocht Deutschlands weiteren Bestand. Allerdings hatte er durch seinen ersten Angriff auf Oesterreich den Grund zum Siebenjährigen Kriege gegeben und es entspricht nicht einer gerechten geschichtlichen Auffassung, Maria Theresia Vorwürfe zu machen über ihre Bündnisse mit den fremden Mächten und ihre Entwürfe zur Zerstückelung Preußens. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Vollführung der österreichischen Pläne für Deutschland die unheilvollsten Folgen gebracht hätte, und daß Friedrich das Unheil abwendete. Was hätte werden sollen, wenn Rußland, Schweden, Frankreich aufs neue Teile abrissen, wenn der einzige Staat, der neben Oesterreich noch widerstandsfähig war, zu Grunde ging? Welche Wichtigkeit Ostpreußen besaß, lehrte die allernächste Zeit; man denke sich, wohin der Untergang Polens geführt hätte, wenn Preußen nicht mehr bestand. Die Erhaltung des preußischen Staates war damals gleichbedeutend mit der Deutschlands.

In jenen Zeilen bezeichnete sich Friedrich auch als den Verteidiger des Protestantismus. Man kann nicht behaupten, daß der Siebenjährige Krieg ein Religionskrieg war oder als solcher von den Gegnern geplant wurde, aber wohl, daß ein andrer Ausgang den religiösen Stand wesentlich verändert hätte. In Frankreich blühte unter dem sittenlosen Ludwig XV. die katholische Bigotterie, die furchtbarsten Strafen drohten den Reformierten; der Krieg gegen Friedrich wurde als ein Kampf gegen die Ketzerei betrachtet. Maria Theresia haßte gleichfalls den Protestantismus und hat ihn in ihren Staaten allzeit bedrängt. Welchen Schutz gewährten demnach die Bestimmungen des westfälischen Friedens, die Frankreich und Oesterreich zu beobachten versprachen? Die Protestanten waren völlig der Gnade feindlich gesinnter katholischer Mächte anheimgegeben, sobald Frankreich und Oesterreich siegten. Eben erwuchs aus den evangelischen Volksteilen eine neue deutsche Wissenschaft und Litteratur; sie wäre geknickt worden, ehe sie Blüten treiben konnte. Das Gebiet des Protestantismus wurde nicht nur er=

halten, sondern erweitert. In Schlesien war er nun von allen Drangsalen befreit, ohne daß die Katholiken Beeinträchtigung erfuhren; der Anschluß an Preußen, die Loslösung von dem national gemischten Oesterreich und Böhmen hielten dort zugleich das Deutschtum in Obermacht.

Die Deutschen hatten kein Verständnis für die großen Fragen, um die es sich handelte. Wohl regte sich bei den Evangelischen eine dunkle Ahnung, wenn sie sich freuten, daß katholische Heere Schläge von Glaubensverwandten davontrugen. In Württemberg zürnte das Volk, weil der Herzog Karl Eugen seine Truppen den Franzosen gegen einen protestantischen König lieh. Doch politische Wirkung hatten diese Stimmungen nicht. Daß die Kriege zum großen Teil von Deutschen gegen Deutsche geführt wurden, bekümmerte niemanden; von jeher hatten die Deutschen aufeinander losgeschlagen. Zählten doch auch Preußen, wie Oesterreich nicht so recht zu Deutschland. Obgleich das Reich Friedrichs Feind geworden war, sah man dem Kampfe mit steigender Spannung zu, wie einem interessanten Schauspiele, wie einer außerhalb verlaufenden Handlung. Nicht Preußen, sondern die Person des Königs erregte lebhafteste Teilnahme und flößte Bewunderung ein. Nur der Roßbacher Sieg berührte tiefer. Mit Genugthuung wurde er allenthalben begrüßt, denn den Franzosen gönnte jedermann diese gründliche Vergeltung aus vollem Herzen und man übersah ganz, daß die Mehrzahl der Truppen, die dort so schimpflich die Flucht ergriffen, Landsleute waren.

Friedrichs Hoffnung, das polnische Preußen gewinnen zu können, hatte sich nicht erfüllt, er bezeichnete später die Aussicht darauf als chimärisch. Dennoch sollte ihm noch der große Wurf gelingen. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Deutschen voll Sehnsucht nach politischer Freiheit und einem Vaterlande ihre Teilnahme allen Völkern zuwandten, die für die Freiheit kämpften oder auch nur zu kämpfen schienen. Damals beklagte man in Deutschland beweglich den Untergang

Polens und brandmarkte die Teilungen als Verbrechen, die Urheber, insbesondere auch König Friedrich, als gewissenlose Tyrannen. Daß Ausländer ebenso urteilten, war weniger wunderbar. Gewiß verdient das Geschick der Polen Mitleid, doch von jedem Volke gilt, wie von dem Einzelmenschen: wie er sich bettet, liegt er. Kleine Völkerschaften werden wohl auch ohne Verschulden von der geschichtlichen Flut hinweggespült als Opfer Stärkerer; große Völker tragen allein die Schuld an ihrem Lose, und es wäre eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen, welche heldenmütig den Untergang von sich abwehrten, wenn die Geschichte über andre, die durch Schwäche oder Uneinigkeit die Vernichtung selber auf sich herabzogen, nicht rücksichtslos ihren Spruch fällen wollte. Die Polen, die einst das größte Reich in Europa besaßen, denen das übrige Europa alle Mittel darbot, um in ihrer Heimat eine gleichwertige Kultur zu erzeugen, haben Jahrhunderte hingehen lassen, ohne je ernstliche oder dauernde Versuche zu machen, ihrem Reiche inneren Halt zu geben. Zu Ende des Mittelalters war Deutschland in einem ähnlichen Zustande der politischen Auflösung und doch, wie anders sah es in ihm aus. Nicht einmal zur Bildung kleinerer staatlicher Gewalten innerhalb des zerrütteten Reiches brachten es die Polen. Vielleicht hätte hier, wie anderwärts, die Reformation Hilfe bringen können, sie erlag der Geistlichkeit und dem mit ihr verquickten Adel. Gleichzeitig versank das Königtum, während es sonst allenthalben erstarkte, in dem Schmutz der niedrigsten Wahlgeschäfte und des käuflichen Parteitreibens. So packte Rußland seit dem nordischen Kriege mit seiner mächtigen Faust das Land und hielt es fest, die Anarchie bewahrend und nährend. Die Kaiserin Katharina verstand es vortrefflich, ihren Ehrgeiz und ihr Haschen nach Volkstümlichkeit auf Polens Kosten zu befriedigen. Sie setzte 1764 die Wahl ihres Schützlings Stanislaus Poniatowski zum Könige durch, im Einvernehmen mit Friedrich, der jetzt an Rußland allein einen Bundesgenossen haben konnte und die

ihm gefährliche bisherige Verbindung Polens mit Sachsen aufheben wollte. Die Kaiserin verhinderte eine Reform der Verfassung, drang dagegen auf die Aufhebung der Gesetze gegen die Nichtkatholiken, die Dissidenten, um durch diesen den Bekennern der griechischen Kirche gewährten Schutz den Beifall ihrer orthodoxen Russen zu gewinnen. Als der Reichstag ablehnte, schuf sie sich eine Partei, der auch der König beitreten mußte; die widerstrebenden Bischöfe wurden verhaftet nach Rußland abgeführt. Nun fügte sich der Reichstag und sprach die Rechtsgleichheit der Dissidenten mit den Katholiken aus. Der Grimm über die brutale Vergewaltigung und der Glaubenseifer riefen jedoch die Konföderation von Bar zur Verteidigung der Religion und der Freiheit hervor; ein von beiden Seiten mit wilder Grausamkeit geführter Kampf gegen die Russen begann. Als eine Grenzverletzung die Türkei veranlaßte, Katharina den Krieg zu erklären, war wieder eine europäische Verwickelung gegeben, während auch ein Krieg zwischen Frankreich und England drohte.

König Friedrich sah sich von allen Seiten umworben, doch er wünschte eine friedliche Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich. Maria Theresia hatte ihren Sohn Joseph, als er 1765 seinem verstorbenen Vater in der Kaiserwürde folgte, zum Mitregenten berufen, und der junge Fürst suchte Stoff für seinen flammenden Ehrgeiz, Ersatz für die Einbuße, welche die österreichische Macht durch den Verlust Schlesiens erlitten hatte. Wie er, dachte der leitende Minister Graf Kaunitz; ganz im stillen wurde bereits die Verwirrung in Polen benutzt, um die Zips, ein kleines, einst zu Ungarn gehöriges Grenzländchen, und bald noch mehr Land in Besitz zu nehmen. Die Türkei fuhr im Kriege schlecht, das Begehren Katharinas, ihr Abtretungen abzuzwingen, drohte einen Krieg mit Oesterreich zu entzünden, der weiteren Umfang annehmen konnte. Unter diesen Umständen erschien die Teilung Polens als bestes Auskunftsmittel, die Ruhe zu erhalten und Katharina zu befriedigen, wobei Preußen und Oesterreich nicht leer ausgehen konnten.

Der Gedanke, keineswegs neu, war schon in früheren und in den letzten Zeiten wiederholt aufgetaucht, er lag in der Luft. Friedrich hatte ihn unter der Hand schon 1769 bei Katharina angeregt, doch wieder fallen gelassen. Ob der Plan zuletzt von Katharina oder von Friedrich in andeutende Worte gekleidet worden ist, oder ob die Besetzung der Zips durch Joseph den ersten Vorwand gegeben hat, ist daher ziemlich gleichgültig. Nach langen Verhandlungen und hartnäckigem Sträuben der Kaiserin Maria Theresia, die aus Gewissensskrupeln und politischen Gründen das Vorhaben bekämpfte, fiel endlich im August 1772 der Schlag. Polen mußte noch die Schmach hinnehmen, daß der Reichstag durch allerhand Mittel sich bewegen ließ, nachträglich seine Zustimmung zu der Verstümmelung des Reiches zu geben.

Die Teilung Polens war eine Gewaltthat, und sie paßte in eine Zeit, in der mit Ländern und Völkern nach Macht und Gutdünken willkürlich umgesprungen wurde. Der Zwiespalt Oesterreichs und Rußlands war die treibende Ursache; Friedrich hatte keinen Grund, für Polen irgend Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen. Während des letzten Krieges hatte das Königreich seinen Feinden, den Russen, offen gestanden; für den Sperling auf dem Dache, daß Preußen etwa in Zukunft bei diesem verrotteten Volke Hilfe gegen Rußland finden möchte, durfte er die Taube, die thatsächliche Sicherung, welche die Teilung seinem Staate brachte, nicht aus der Hand lassen! Das zugefallene Gebiet hatte für Preußen unschätzbaren Wert, obgleich es nicht entfernt so groß war, wie der Anteil der beiden andern Mächte. Der Gewinn Rußlands übertraf den preußischen an Umfang und Seelenzahl um das Dreifache, der österreichische Bevölkerungszuwachs betrug sogar das Fünffache. Preußen erhielt gegen 650 Quadratmeilen mit 600000 Bewohnern, Westpreußen mit Ermland, mit Ausnahme von Thorn und Danzig, das ein Freistaat wurde, und den nachträglich besetzten Netzedistrikt.

Ostpreußen kam nun in lebendige Verbindung mit dem Hauptkörper des Staates; dieser äußerste Osten wurde gewissermaßen der Mitte nähergerückt. Der letzte Krieg hatte gezeigt, daß dieses Land nicht zu verteidigen war, wenn gleichzeitig andre Feinde das Heer in Anspruch nahmen. Jetzt erst wurde die Provinz ein zuverlässiger Besitz Preußens und Deutschlands, zu einer Zeit, wo Rußland seine Stärke entwickelte und nach der Ostsee zudrängte; der südliche Strand dieses Meeres war Deutschland als festes Eigentum verbürgt.

In Westpreußen war vielfach Kulturarbeit erster Hand zu verrichten, der Netzedistrikt glich einer barbarischen Wüstenei. Wie sein Vater Ostpreußen, so hat Friedrich den Westen der Provinz gehoben und zu einem gesegneten Felde emsiger Thätigkeit gemacht, eine halbwilde ländliche Bevölkerung einem menschenwürdigen Dasein zugeführt.

Die Erwerbung Westpreußens sühnte alte Verschuldung; sie brachte einst verlorenes deutsches Gut zurück. Dem Erben der Ordenshochmeister glückte es, den Fluch zu tilgen, den innere Zwietracht über das Land verhängt hatte. Darüber war das Deutschtum zurückgewichen, Adel und Bauernvolk zum großen Teil polnisch geworden. Nur die Städte hatten das Deutschtum getreulich bewahrt zugleich mit dem Protestantismus, zuletzt unter schwerem Druck. Jetzt konnten sich beide wieder frei entfalten.

Preußen war einst erobert worden ohne Mithilfe des Kaisertums, dann verloren gegangen, ohne daß Kaiser und Reich es schirmten. Die Zollern hatten zunächst den einen Teil von der polnischen Lehnshoheit befreit, jetzt brachten sie den andern zurück, gleichfalls ohne daß das Reich dazu that. Diese Besitznahme Westpreußens war die erste große Wiedergewinnung verlorenen Reichslandes, wenige Jahre nachdem Frankreich das vom Kaiser abgetretene Herzogtum Lothringen seiner Krone einverleibt hatte.

Die erste polnische Teilung brachte demnach wie Preußen,

so auch Deutschland einen stattlichen Gewinn ein. Oesterreich wuchs viel beträchtlicher, aber Galizien und Lodomirien vermehrten die fremden Nationalitäten unter Habsburgs Scepter; seine Interessen verschoben sich noch mehr nach dem Osten. Bald wurde dort noch weiteres Gebiet erworben. Katharina schloß mit der Pforte 1774 den Frieden zu Kutschuk-Kainardschi, dessen Bestimmungen über die freie Uebung des griechischen Glaubens für die Bewohner der Moldau und Walachei Rußland später Anlaß boten, sich zum Beschützer des Christentums in den türkischen Landen aufzuwerfen; die orientalische Frage hielt damit ihren Einzug in die europäische Politik. Joseph benützte den Friedensschluß, um die türkische Bukowina für Oesterreich zu behalten.

Der Kaiser richtete die Blicke nach allen Seiten voll Ungeduld, seinen Namen und sein Reich groß zu machen. Soeben erst war die Gefahr einer Vereinigung österreichischer Erblande mit Bayern vorüber gegangen, jetzt versuchte Joseph das Umgekehrte, bayerisches Gebiet an sich zu ziehen. Das alte wittelsbachische Herzogs- und Kurfürstenhaus starb 1777 mit Max Joseph aus und der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, erbte gemäß den Familienverträgen Bayern. Auch er hatte keine Leibeserben und demnach stand der weitere Uebergang des Landes an die nächstberechtigte Linie von Zweibrücken zu erwarten. Karl Theodor brachte seiner neuen Herrschaft keine große Liebe entgegen; schon ehe er sie antrat, erkannte er die von Oesterreich auf Niederbayern und andre Gebiete erhobenen Erbansprüche an. Alsbald ergriff Joseph Besitz, da trat ihm Friedrich entgegen und scheute selbst den Krieg nicht; große Heldenthaten wurden freilich nicht verrichtet. Maria Theresia wünschte den Streit beizulegen, Joseph gab nach und begnügte sich in dem Teschener Frieden vom Mai 1779 mit der Abtretung des Innviertels, während Friedrich sich das unbeschränkte Heimfallsrecht der altzollernschen Fürstentümer Ansbach und Baireuth ausbedang, welche dann 1791 durch Verzicht

des letzten Fürsten an Preußen übergingen. Der politische Erfolg war beträchtlich; die katholischen Bayern mußten in dem protestantischen Könige den Retter ihres Landes schätzen.

Joseph nahm jedoch seine Anschläge auf Bayern in andrer Gestalt wieder auf. Ueberhaupt verlangte Oesterreich nach einer festeren Stellung im Reiche; Maria Theresia wußte die Wahl ihres Sohnes Maximilian Franz zum Koadjutor von Köln durchzusetzen. Der Tod der Mutter am 29. November 1780 machte Joseph von allen Schranken frei. Er wollte dem kaiserlichen Titel wieder mehr Gehalt geben, die Reichsjustiz verbessern und den Reichstag beeinflussen; er grub vergessene Rechte aus, beeinträchtigte die süddeutschen Bischöfe und machte dadurch die kleineren Fürsten besorgt. Da wurde kund, daß er Karl Theodor für Bayern mit einem Teile der Niederlande abfinden und dort auch das Erzstift Salzburg, das er gleichfalls an sich zu ziehen gedachte, entschädigen wollte. Die Idee, Bayern gegen andern österreichischen Besitz einzutauschen, war seit dem spanischen Erbfolgekriege wiederholt erwogen worden; jetzt rechnete Joseph auf Rußlands Unterstützung. Doch Herzog Karl August von Zweibrücken, der sich nicht umgehen ließ, war nicht zur Zustimmung zu bewegen. Die allgemeine Erregung gipfelte in einem von Brandenburg, Hannover und Sachsen vereinbarten Bunde, dem eine Anzahl kleinerer Fürsten, auch der Erzbischof von Mainz beitraten. Zum erstenmale stand Preußen als Schirmherr an der Spitze einer großen reichsfürstlichen Vereinigung, die sich gegen Oesterreich richtete. Ihr Zweck war der Schutz der Reichskonstitution, der Rechte und Hausverfassungen der einzelnen Stände, die Verhinderung von Zergliederungen und Säkularisationen, insbesondere des bayerischen Tauschentwurfes, im Notfall selbst mit gegenseitiger kriegerischer Unterstützung.

Friedrich hat für das Reich wenig Teilnahme und Interesse besessen. Die Pläne, welche er schon während des ersten schlesischen Krieges entwarf, um es gründlich umzugestalten,

auf die er dann in geänderter Gestalt gelegentlich zurückkam, waren nur auf die Schwächung Oesterreichs berechnet. Als dann das Reich gegen ihn Partei nahm, zeigte er dem Reichstage in derbster Weise seine Mißachtung. Mochte auch das Reichsheer elend sein, es lag doch in den gegen Friedrich gerichteten Maßregeln ein Beweis, daß das Reich nicht ganz tot, nicht eine völlig leblose Form war. Ließ doch Friedrich vom Kaiser sein Anrecht auf die fränkischen Lande anerkennen und Ostfriesland verdankte Preußen nur der kaiserlichen Oberhoheit. Auch das Haus Habsburg hatte mit dem Gegenkaisertum Karls VII. die Erfahrung gemacht, wie das Reich noch fähig war, ihm Schwierigkeiten zu bereiten.

Bedeutete sie für das Volk nichts mehr, die Fürsten konnten sich noch nicht über die ehrwürdige Hinterlassenschaft der Vorzeit hinwegsetzen.

Der preußische König gebrauchte jetzt die Reichsverfassung als Waffe gegen Oesterreich, als Schild vor dessen Andrang. Daher sollte sie erhalten bleiben, nicht etwa durch Reformen gestärkt werden. Kein nationaler Gedanke gab den Fürstenbund ein, vielmehr suchte in ihm der Partikularismus Zuflucht. So wie das Reich war, schien es den Fürsten die beste Bürgschaft für ihr Sondertum zu sein; der Bund war darauf berechnet, jede Erweiterung der kaiserlichen Gewalt, hinter der nur Oesterreich erblickt wurde, zu hintertreiben. Nichts als die herkömmliche Fürstenpolitik waltete in der Vereinigung ob. Nur das eine war neu, daß in diesen inneren Reichsverhältnissen die Führung des Widerstandes Preußen zufiel, doch löste sich der Bund bald wieder auf. Der Dualismus in dieser Gestalt brachte dem Reiche keinen Fortschritt, da er jede Einigung fast unmöglich machte.

Der Fürstenbund war das letzte politische Unternehmen Friedrichs; ein Jahr darauf, am 17. August 1786, ist er gestorben. Seine Regierung schloß wie sie begonnen hatte, in dem Gegensatze zum Hause Habsburg. In der That liegt hier

das bedeutendste Lebenswerk des großen Königs, die Erhebung Preußens zu einer Großmacht, die Gleichstellung seines Staates mit dem österreichischen Hausbesitz. Preußen, durch Friedrich um fast 1400 Quadratmeilen vermehrt, umfaßte jetzt etwas über 3500. Die Figur war freilich noch immer unglücklich, aber die Hauptmasse um den brandenburgischen Kern hing nun wenigstens zusammen. Ihre Verstärkung lag dem Könige vornehmlich am Herzen. Um Schlesien zu erlangen, gab er die auf die Jülichschen Lande gerichteten Pläne seines Vorgängers auf. Gern hätte er für die in Aussicht stehenden anspachischen Gebiete die Lausitz von Sachsen eingetauscht, aber der Kurfürst ging darauf nicht ein.

Durch Krieg war Friedrichs Staat so mächtig gediehen und kriegerische Rüstung mußte weiter seine Grundlage bleiben. Das Heer, das in steter Schlagfertigkeit stand, zählte zuletzt gegen 200000 Mann. Weit mehr als die Hälfte wurde durch Werbung zusammengebracht, da Friedrich zu gunsten der Industrie und des Landbaues die Befreiungen von der Kantonpflicht beträchtlich erweiterte. Die Armee zeigte daher ihrer Zusammensetzung nach keine nationale oder preußische Einheit, nur die äußeren Bande der Disziplin machten diese aus den mannigfachsten Ländern stammenden und oft durch gewaltthätige Werbung herbeigeschleppten Soldaten zu einem Ganzen; hatte doch Friedrich in der Kriegszeit sogar Gefangene einreihen lassen. Der gemeine Soldat lebte unter härtester Zucht, der König betrachtete ihn nur als Werkzeug für den Krieg und die Vorgesetzten behandelten ihn danach. Deswegen kamen Desertionen sehr häufig vor. So streng indessen der Dienst war, er ließ den Leuten Zeit, sich durch allerlei Arbeit, selbst durch Handwerk, einen Nebenverdienst zu machen; viele, besonders in den kleineren Garnisonsstädten, waren verheiratet. Die Invaliden durften auf Fürsorge nicht rechnen; soviel wie möglich wurden sie in kleinen Stellen, selbst als Schullehrer untergebracht, doch die Mehrzahl mußte sehen, wie sie sich durchhalf. Einen trefflichen Kern

bildeten die Altpreußen, die Brandenburger in erster Stelle, und unter ihnen lebte eine kriegerische Ueberlieferung, die sich in den Bauernschaften von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Sie hatten Anhänglichkeit an den König, die auch auf die Fremden überging. Wie wäre es im Siebenjährigen Kriege möglich gewesen, immer noch das Feld zu behaupten, wenn nicht auch in den Soldaten der Zauber der Persönlichkeit Friedrichs mächtig gewesen wäre?

Zu Offizieren nahm der König, soweit es ging, lediglich Adelige, weil er den Bürgerlichen weder gleiches Ehrgefühl noch gleiche Befähigung zum Befehlen zutraute. Er erwies dem Adel als der Quelle seines Offizierstandes große Gunst und suchte ihn auch wirtschaftlich zu fördern; nur ausnahmsweise durften Rittergüter von Bürgerlichen angekauft werden. Er wollte überhaupt jeden Stand auf die ihm am meisten angemessene Beschäftigung setzen. Uebrigens war der Staat dem Adel zu Danke verpflichtet, denn zahlreiche Angehörige der alten Familien hatten auf den Schlachtfeldern geblutet und außer der Ehre brachte der Dienst bei der geringen Besoldung nur den Höchstgestellten etwas ein. Auch zu den Staatsbeamten steuerte der hohe Geburtsstand reichlich bei. Die Bevorzugung kam jedoch auch solchen zu statten, welche kein Anrecht als ihren Namen aufzuweisen hatten. Diese kriegerische Kaste dünkte sich bald über die andern Stände erhaben und erzeugte ein anmaßendes Junkertum, dem nur zu oft die allgemeine Bildung fehlte. Eine Adelsherrschaft war trotzdem nicht im mindesten vorhanden; der Kriegsherr schaltete über seine Offiziere unbedingt und mit unerbittlicher Strenge; die höchsten Anforderungen, deren ungenügende Erfüllung zur jähen Entlassung führte, stellte er an sie. Die militärische Ausbildung förderten die von Friedrich eingeführten Friedensmanöver, die Kriegsakademieen und die Ingenieurschule.

Wie vordem blieb die Beschaffung der für das Heer erforderlichen Summen die Hauptaufgabe des Staates; etwa

dreizehn Millionen Thaler, die reichliche Hälfte sämtlicher Einnahmen gingen dafür auf. Trotz der ungeheueren Summen, welche der Krieg verschlang, hatte der Staat keine Schulden gemacht. Dafür mußte freilich die Bevölkerung herhalten, denn die jahrelang dauernde Vorenthaltung der Beamtengehälter, die starke Verschlechterung der Münze fielen auf sie zurück und brachten vielen den wirtschaftlichen Untergang. Dem Könige stand der staatliche Zweck obenan; wie er sich ihm mit Leib und Leben widmete, legte er die gleiche Pflicht den Unterthanen auf. Er selber schränkte den Hofhalt und seine persönlichen Ausgaben bis auf eine geringfügige Summe ein. Durch diese äußerste Sparsamkeit brachte der König schnell wieder einen bedeutenden Schatz zusammen, denn Geld hielt er für den Hauptnerv des Krieges.

Der fiskalische Zweck beherrschte zuletzt alle Maßnahmen des Königs, und bis ins kleinste hinein hat er ihn verfolgt. Friedrich war ganz durchdrungen von den merkantilistischen Ideen; jeder Groschen, der aus dem Lande ging, dünkte ihm ein unerträglicher Schaden, den er durchaus abzuwehren suchte. Deshalb war das Studieren auf fremden Universitäten verboten. Er konnte es nicht sehen, wenn selbst das billigste Gemüse aus dem Nachbarlande kam, und sann sogleich auf Abhilfe. Dagegen bemühte er sich, Erzeugnisse zur Ausfuhr herstellen zu lassen, und wenn es papierne Heiligenbildchen für die Polen waren. Die Einfuhrverbote des Vaters fielen zwar teilweise weg, wie das der Baumwollenwaren, für die es nun auch in Preußen Fabriken gab, doch an ihre Stelle kamen andre und vor allem wurden die bedeutendsten Einfuhrartikel, wie Tabak und Kaffee, zu Monopolen gemacht. Die regelmäßige Folge, ein ausgedehnter Schmuggel, fand sich natürlich auch ein. Um die Accise einträglicher zu gestalten, wurde in der Regie eine besondere Verwaltung für sie geschaffen, zu deren Leitung der König Franzosen ins Land rief, weil diese ein höheres technisches Geschick besaßen. Die Absicht war nicht eine Vermeh-

rung der Steuern, sondern nur eine sorgfältigere und genauere Erhebung zu erzielen, wie die notwendigsten Nahrungsmittel, Mehl und Schweinefleisch, von jeder Abgabe befreit wurden. Doch hier bewahrheitete sich die Klage, welche der König einmal erhob, daß die Menschen Handlungen nicht nach den Beweggründen, sondern nach dem Erfolge beurteilen. Das höhere Ergebnis für die Staatskasse wurde reichlich aufgewogen durch die endlosen Plackereien, die Zeitversäumnis der Geschäftsleute, die Erschwerung und Verminderung der Durchfuhr, noch mehr durch die allgemeine Erbitterung. Auch die andern Behörden waren der Regie wenig hold. Das Benehmen der Fremden, deren Zahl man weit überschätzte, trug dazu bei, die Einrichtung tief verhaßt zu machen.

Der König war keineswegs gesonnen, das Land auszusaugen. Die Beschränkung der Kantonpflicht beweist zur Genüge, daß er die wirtschaftliche Kraft schonen, nicht sein Volk in Soldaten verwandeln wollte. Er meinte besser zu fahren, wenn die allgemeine Arbeit nicht nur die Kosten für die Geworbenen deckte, sondern noch einen Ueberschuß erzeugte. Großartige Unterstützungen gewährte er, um nach den Verwüstungen und Leiden des Krieges dem Landbau wieder aufzuhelfen. Er suchte ihm neue Zweige zuzuführen und studierte die Zeitungen, um von brauchbaren Futterkräutern und Nährpflanzen zu erfahren. Die Kartoffel, die Lupine sind erst durch seine nachdrücklichen Bemühungen eingeführt worden. Jedes wüste Fleckchen Landes, selbst der elende Sandboden sollte ausgenützt werden. Natürlich, daß auch die Einwanderung im größten Maßstabe begünstigt wurde; man berechnet ihre Zahl auf 300000. Der Erfolg war freilich nicht immer gut; oft eigneten sich die angewiesenen Oertlichkeiten nicht oder entsprachen nicht den Gewohnheiten der Ansiedler, so daß viele wieder fortzogen, manchmal mit Daransetzung ihrer mitgebrachten Habe. Den schönsten Lohn brachte die Urbarmachung der Bruchflächen der Oder, Warthe und Netze.

Als Friedrich zur Regierung kam, enthielt Preußen 2200000 Einwohner, als er starb, gegen sechs Millionen. Die größte Mühe wandte der König der Industrie zu, in der er den Zauberstab erblickte, Geld ins Land zu locken. Das sicherste Mittel, seinen Beifall zu erwecken, war die Anlage einer Fabrik; selbst die Klöster in Schlesien mußten sich damit befassen. Er wollte eben, daß das Land möglichst alle Waren selbst hervorbringen möchte, und strebte daher unausgesetzt danach, neue Fabrikationsarten einzubürgern. Das gelang ihm mit dem Porzellan, dem Papier, mit dem Seidenbau, der freilich nach seinem Tode wieder rasch abnahm, mit manchen andern Dingen.

Der Fehler des Königs war nur, daß er häufig meinte, was er wünsche, lasse sich auch ohne weiteres ausführen und müsse nützlich werden. Er wollte Wohlstand und Industrie erzwingen, ohne die natürlichen Bedingungen recht in Anschlag zu bringen. Viel Geld wurde in unfruchtbare Anlagen gesteckt. Ungeduldig nach Ertrag, wartete er nicht die nötige Zeit ab, und sein fortwährendes Drängen störte die ruhige Entwickelung. Für die Erziehung eines Großhandels war daher seine Thätigkeit nicht geschaffen. Die Einfuhrverbote, die Monopole, nachher die Steuerbelästigungen standen ihm im Wege, ebenso reichten die Gelder, welche der König daran wandte, nicht aus. Von einer Flotte sah er, als zu kostspielig, ganz ab. Die für den auswärtigen Handel berechneten Institute in Emden und in Berlin, die Seehandlung, erfüllten daher ihren Zweck wenig; besser gedieh der Binnenhandel, dem die neuen Wasserstraßen, der Plauensche und besonders der Bromberger Kanal, zum Aufschwung verhalfen. Auch die Verbesserung des Kreditwesens durch Rentenbanken, landschaftliche Kassen und Pfandbriefanstalten bewährte sich.

Die Verwaltung hat der König in der vom Vater überkommenen Weise belassen, sie nur entsprechend der Vergrößerung des Staates weiter ausgebaut. Die neuen Provinzen er-

hielten im wesentlichen die gleiche Einrichtung. Schlesien, dessen alte ständische Verfassung aufgehoben wurde, bildete ein eigenes Verwaltungsgebiet unter einem Minister. Neben die vier Provinzialministerien des Generaldirektoriums traten vier Fachministerien, für Handel und Gewerbe, für die Heeresverwaltung, für den Bergbau und für das Forstwesen. Eine durchgreifende Aenderung erfuhr das Justizwesen, das von der Verwaltung losgetrennt und selbständig gemacht wurde. Schon zu Anfang der Regierung ging der bereits von Friedrich Wilhelm I. berufene Samuel von Cocceji an eine Umbildung der Kollegien, des Kammergerichts, des Verfahrens und der Gesetzgebung. Da nur durch gelehrtes Studium erworbene und durch Prüfungen nachgewiesene Kenntnisse zur Anstellung berechtigten, bildete sich der preußische Juristenstand mit festem Gehalt, ohne Anteil an den Sporteln, die in die Gerichtskasse fielen. Schnelle, prompte Rechtsprechung, lediglich nach den Gesetzen war das erste Gebot der Justiz. Eine völlige Unabhängigkeit des richterlichen Spruches wurde indessen noch nicht zugestanden, sondern die Krone behielt sich das Recht vor, Richter für ihre Entscheidung zur Verantwortung zu ziehen. Den Gedanken, den schon Friedrich Wilhelm gehabt hatte, die Aufzeichnung eines gemeinen deutschen Rechts, verwirklichte Cocceji in dem Corpus juris Fridericianum, das jedoch nicht zur Einführung gelangte, weil es zu theoretisch auf dem römischen Rechte und dem Naturrechte beruhend die geschichtlich gewordenen und noch bestehenden Rechtsanschauungen zu wenig berücksichtigte. Dieselbe Arbeit nahmen dann der Großkanzler von Carmer und der aus Schlesien gebürtige Svarez auf. Das „allgemeine Landrecht“, das erst unter dem Nachfolger Gesetzeskraft erlangte, ist durchaus von dem Geiste der Fridericianischen Zeit erfüllt. Ein großartiges, allgemein bewundertes Werk, dessen Stärke mehr in der Behandlung des einzelnen, als im methodischen Aufbau lag, ordnete es nicht nur privatrechtliche Verhältnisse, sondern auch die Beziehungen zwischen Staat und Unterthanen.

In ihm wurde das alle Gebiete umfassende absolute Recht des Staates durchgeführt, doch gewährte es dem Adel manche Vorrechte und hielt die Erbunterthänigkeit der Bauern fest.

Denn obwohl Friedrich wie sein Vater den guten Willen hatte, die bäuerlichen Verhältnisse günstiger zu gestalten, ist er über Verordnungen, welche die Härte der Behandlung zu mildern suchten, nicht viel hinausgekommen. Die Schonung des Adels, die Scheu, bei aller unendlichen Arbeit, die vorlag, auch noch so tief greifende Umwandlungen vorzunehmen, die Rücksicht auf die Finanzen verhinderten wesentliche Aenderungen. Auch auf einem andern Gebiete sah sich der König außerstande, seine trefflichen Absichten durchzusetzen, in Wissenschaft und Unterricht. Er hat allerdings der Akademie der Wissenschaften neues Leben gegeben und ist ihr eigentlicher Stifter, aber der Aufwand für gelehrte Zwecke war sehr knapp gehalten. Auch die Universitäten mußten sich kümmerlich behelfen. Die Gymnasien erfuhren Verbesserungen im Unterricht, dagegen blieb das Volksschulwesen zurück. Die Schulen wurden allerdings als Veranstaltungen des Staates bezeichnet, aber der Staat wollte und konnte keine erheblichen Summen an sie wenden, die Patrone und Gemeinden mochten noch weniger ihre Lasten vermehren. Obgleich die neuen Provinzen auch in dieser Richtung große Fortschritte machten, ließen Zahl und Ausstattung der Schulen, die Befähigung der Lehrer sehr viel zu wünschen übrig; eine wirkliche Durchführung der Schulpflicht unterblieb.

Nur für die Baukunst hatte Friedrich eine offnere Hand. Die Friedenszeit zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege schuf in Berlin und Potsdam stattliche Bauten. Berlin wuchs weiter mächtig heran und an geistigem Leben gebrach es dort nicht. Denn selbst wo der König nicht unmittelbar förderte, hinderte er nicht. Die Presse genoß thatsächlich große Freiheit, obgleich sie in politischen Sachen vor dem Damoklesschwerte nie ganz sicher war; die bestehende Bücherzensur wurde kaum gehandhabt. Unbeschränkt war die Meinungsäußerung in religiös-

kirchlichen Fragen. Denn über sie dachte Friedrich vollkommen frei. Er huldigte nicht dem Atheismus, sondern hielt den Glauben an ein höchstes Wesen fest, freilich mehr aus persönlichem Gefühl, als aus einem Reste positiver Gläubigkeit. Den dogmatisch gefaßten Bekenntnissen der Religionen, auch dem Unsterblichkeitsglauben stand er ablehnend, selbst spöttisch angreifend gegenüber. Doch interessierten ihn die religiösen Fragen. In jedem Deutschen steckt ein starkes Stück von einem Theologen und wenn er nicht gläubig ist, so drängt es ihn, seinen Widerspruch zu erheben. Gleichgültig geht kaum ein geistig Bewegter an diesen Fragen vorbei. Friedrich beschäftigte sich gern mit den höchsten Problemen, die er philosophisch und mit dem Verstande betrachtete; frei von jedem Supranaturalismus konnte er auch die großen geistlichen Naturen, wie die Reformatoren, nicht geschichtlich begreifen. Für seine Freigeistigkeit nahm er indessen kein Zwangsrecht in Anspruch, wie es allzeit die Orthodoxie für sich that. Er wollte niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben; jeder Unterthan mochte glauben, was er wollte. Nur die staatliche Autorität durfte darunter nicht leiden, wie die kirchlichen Verbände vollen gesetzlichen Schutz genossen. Der Katholizismus gefiel ihm weniger, als der Protestantismus, und er vermied es, katholische Beamte anzustellen; gleichwohl mußten die Katholiken Friedrichs Duldsamkeit und selbst Gunst dankbar anerkennen. Daß er den Jesuitenorden in Schlesien nicht aufhob, war jedoch weniger Ausfluß freier Gesinnung, als der Nützlichkeitsberechnung, weil er ihn für den Schulunterricht brauchte. Den Juden war der König abgeneigt und hielt die großen Beschränkungen, unter denen sie lebten, aufrecht.

Vielleicht bietet kein andrer großer Mann so viele Stellen zum Angriff dar wie Friedrich II., und er wie sein Andenken sind daher oft verunglimpft worden. Wer die Menschen nur danach bemißt, wie sie zur Kirche und vollends zu seiner eigenen Glaubensrichtung stehen, der wird leicht mit dem Verdammungsurteil fertig werden. Das war eben das bedeutsame

an der Person Friedrichs, daß er dem menschlichen Geiste weite Bahnen offen ließ, daß sein hohes Beispiel die Zeitrichtung, die sich von der Theologie zum allgemein Menschlichen wandte, als berechtigt erklärte und bestärkte. Die Ethik, gefaßt in der Pflicht, war sozusagen Friedrichs Religion, und die Pflicht gipfelte ihm im Verhältnis zum Staat. Auch darin begegnete er sich mit den philosophischen Lehren seiner Zeit.

Kein großer Fürst hat sich so offen ausgesprochen, wie es Friedrich in seinen Schriften gethan hat. Es war ihm Bedürfnis, der ihn bewegenden Gedanken Herr zu werden, indem er sie niederschrieb. Das Dichten war ihm eine unversiegbare Quelle des Trostes, welche über die schwersten Stunden hinweghalf. Nebenbei hatte er auch den Ehrgeiz, ein Dichter und Schriftsteller zu sein. Unzweifelhaft war er größer als König, doch wie oft haben hervorragende Männer gerade Bethätigungen, in denen sie nicht die Meisterschaft besaßen, mit besonderer Liebe gepflegt. Es that Friedrich zugleich wohl, sich bei dieser Beschäftigung als Mensch fühlen zu dürfen, während er sonst nur König war. Hier ließ er allen seinen Stimmungen freien Fluß, hier bekannte er vor sich selbst seine Absichten, die er in der Wirklichkeit nicht meinte ausführen zu können, hier konnte er gefühlsselig werden und schmerzvoll klagen, aber auch seinen Spott, seinen Haß, seine Verzweiflung über die Armseligkeit der Menschen und menschlichen Treibens ausgießen. Man darf nicht jede Aeußerung allzu wörtlich nehmen, weder die abstoßenden, noch die erhabenen; nicht selten sind es dichterische Wendungen oder absichtliche Zuspitzungen von Gedanken, um ihrer Herr zu werden. Der königliche Schriftsteller baute sich zu seiner Erquickung Ideale auf, zu denen er manche Typen aus dem Altertum, aus der Philosophie der Stoa und seines Lieblings, des Mark Aurel, verwandte. Anders steht es mit den umfangreichen Aufzeichnungen, die er über sein Leben machte; memoirenhaft, daher manchmal von unsicherer Erinnerung getrübt, wollen sie gleichwohl nur Thatsächliches berichten.

Als Herrscher verfolgte Friedrich, unbeirrt von geheimen Herzensneigungen, ein klares Ziel, und das war die Größe seines Staates. Er hat sie vor allem gesucht als Eroberer, denn als solchen muß ihn die historische Wahrheit bezeichnen. Gleichwohl darf man seine Kriege nicht mit den Raubkriegen Ludwigs XIV. auf eine Stufe stellen. Sie gingen hervor aus den Bedürfnissen seines Staates, wie er geschichtlich geworden war. Sein Gebilde war der äußeren Beschaffenheit nach ein unnatürliches, stets gefährdet, wenn es nicht über eine große Kraft verfügte, und diese Macht lastete zu schwer auf dem kleinen Leibe, als daß sie bloß für den Frieden ertragen werden konnte. Die klevisch-preußische Erbschaft wirkte beständig nach. Der König hatte recht, wenn er meinte, für Preußen sei Nachbar gleichbedeutend mit Feind; nicht einen einzigen ehrlichen Freund besaß er. Das lag ebenso an der Geschichte seines Königreichs, wie an seinem eigenen Auftreten. Da der damalige Stand der großen Politik keiner Macht gestattete, ganz für sich zu bleiben, konnte auch Preußen die Verbindung mit dem Auslande nicht entbehren, aber immer suchte Friedrich möglichst seine Selbständigkeit zu wahren, sich nicht zu verkaufen, sondern die Fremden auszunützen. Friedrich durfte es der Welt nicht verargen, wenn sie ihn für einen unersättlichen Eroberer, für einen unberechenbaren Politiker hielt. Er konnte freilich darauf hinweisen, daß die übrigen Herrscher nicht anders gesinnt waren, und daß er es nur seiner Entschlossenheit, seiner Ausdauer, seiner Klugheit verdankte, wenn er so große Erfolge davontrug.

Dem Staate galt ebenso des Königs Friedensarbeit. Nicht zu bestreiten ist, daß er seine Zwecke einseitig verfolgte, daß seine Maßregeln nicht alle glücklich waren. Die Erziehung zur politischen und wirtschaftlichen Freiheit lag nicht in Friedrichs Systeme. Im absolutesten Sinne faßte er seine Herrscherstellung auf und drückte mit seiner übermächtigen Persönlichkeit alle andern nieder. Minister, Beamte und Offiziere waren nur Diener eines Herrn, der über ihnen allmächtig waltete. Un-

nachsichtig strafte er, wo seiner Ansicht nach etwas versehen oder versäumt wurde, und manchmal mit Unrecht. Der herbe Tadel lag Friedrich viel näher, als die freundliche Anerkennung. Erdrückend war die Arbeitslast, die er auferlegte; so wenig er den Beamten freie Hand ließ, im vollsten Maße machte er sie verantwortlich. Der König kümmerte sich um das Kleinste ebenso wie um das Größte. Darin Karl dem Großen vergleichbar, setzte er sich manchmal über die Grenzen der Möglichkeit hinweg, denn er vermochte wohl diese zusammengesetzte Staatsmaschine mit gewaltiger Hand im Gange zu erhalten, aber nicht alle ihre Rädchen selbständig zu beurteilen. Solange es die Gesundheit gestattete, reiste der König viel umher, um überall zum Rechten zu sehen, aber der Verkehr mit den Beamten, auch mit den höchsten, beschränkte sich allmählich auf den Schriftwechsel.

Die Unterthanen vollends wurden auf den Gehorsam angewiesen. Ueber ihre Interessen, soweit sie den Staat betrafen, verfügte der König nach seinem Ermessen. Sicherlich haben die Ideale, zu denen er sich bei seinem Regierungsantritt bekannte, ihn nie verlassen; er strebte immer sein Volk glücklich zu machen. Doch für dessen Glück erschienen Sicherheit und Kraft des Staates die unentbehrlichen Vorbedingungen, vor denen der einzelne nicht in Betracht kommen durfte. Daher ist Friedrich der Härte geziehen worden und er konnte in der That unbarmherzig vorgehen, die Humanität hinter die Staatszwecke zurücksetzen. Dennoch that er es stets nur, um dem Ganzen besser zu dienen, nie aus Selbstsucht oder Willkür. Er wäre gern ein Bauernkönig gewesen, gern hätte er Wissenschaft, Kunst und Schule gepflegt: er brachte selbst seine inneren Triebe zum Opfer, weil er glaubte, ihnen vor andern Anforderungen nicht den Vorrang geben zu dürfen. Das Ideale mußte vor dem Realen, Sachlichen, unmittelbar Nützlichen weichen.

Die Pflicht für den Staat war es, der er seine Unterthanen so gut wie seine eigene Person unterwarf. Allerdings entging er dabei nicht dem harten Geschick, die Pflichterfüllung

für andre zu einer Bürde, für sich zu einer Dornenkrone zu machen, deren Schmerz er empfand, ohne ihn mildern zu wollen. Der König erfreute sich nicht einer starken Gesundheit. Seine Gestalt war klein und ebenmäßig, das Gesicht von feinem Schnitte mit wunderbaren großen, blauen Augen, die der getreue Spiegel der Seele waren, bezaubernd lieblich bei heiterem Gespräch, durchbohrend scharf in der Prüfung der Menschen, erschreckend furchtbar im Zorne. Die Anstrengungen und Aufregungen des Krieges machten den König frühzeitig alt, sein Rücken beugte sich, das Antlitz wurde faltig und hart. Die nie ruhende Arbeit, eine Vorliebe für übermäßigen Genuß unzuträglicher Speisen, die geringe Aufmerksamkeit, die Friedrich dem körperlichen Befinden zuwandte, ließen eine rechte Gesundheit nicht mehr aufkommen. Auch das Gemüt büßte mit dem Alter die Vorzüge früherer Zeiten ein. Mit einer gewissen Härte gegen sich gab Friedrich die anregenden Vergnügungen und gesellschaftlichen Zerstreuungen auf; er wollte nichts andres als Arbeit. Von seiner Gemahlin, die ihm einst der Vater aufgezwungen hatte, hielt er sich schon seit dem ersten Kriege fern; auch mit den andern Verwandten, Bruder und Neffen, stand er in keinem innigen Verkehr. Das fehlende Familienglück hatten in den jüngeren Jahren Freundschaften ersetzt, welche freilich der scharfe Blick für menschliche Schwächen oft störte. Friedrich entwarf sich bei seiner Neigung, Ideale aufzubauen und wieder zu zerschlagen, von Männern, die ihn geistig anzogen, leicht ein zu günstiges Bild und wenn es der Wirklichkeit nicht stand hielt, beurteilte er die Gebrechen oft recht scharf. Später vertrocknete der Trieb nach Freundschaften; seine Spottlust, die Gewöhnung, rücksichtslos seine Meinung auszusprechen, entfremdeten den Herrscher der Welt; er wurde zum Menschenverächter. Daher klingen manche seiner Aeußerungen erschreckend hart. Friedrich zog sich immer mehr auf sich zurück, und wer Liebe nicht sucht, der verliert sie. Im Lande empfand man diese eisige Zurückhaltung weniger, wohl aber in seiner Nähe.

Auch der größte Mensch wird, solange er lebt, von seiner Umgebung nach der Weise bemessen, wie er sich ihr giebt.

Der Zoll der Bewunderung, der ihm gebührte, verringerte sich deswegen nicht; er wurde dem großen Herrscher auch von denen nicht versagt, welche die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst und seiner Politik zu ihrem Schaden empfunden hatten. Seine Regierung, seine Staatsauffassung galten als großartiges Beispiel; Heer, Verfassung, Förderung der Wirtschaft, Sparsamkeit wurden nachgeahmt. Die Loslösung des Staatsbegriffes von jeder kirchlichen Beeinflussung, die Erhebung des Staatszweckes über Personen und Verhältnisse, die selbst den alleinigen Träger der Staatsgewalt zum ersten Diener des Staates machte, erschienen als die wahren Grundideen jeder Staatspolitik. Diese Regierungsform war reinster Absolutismus, doch wie sehr unterschied er sich von dem eines Ludwig XIV. Beide setzten Staat und Fürst gleich, aber der eine schlug den Staat in die Fesseln des Herrschers, der andre den Herrscher in die des Staates. Darum erzeugte Friedrich in seinen Unterthanen monarchische Gesinnung, als Folge des Bewußtseins, daß der Staat für das Gemeinwohl da sei.

Aber ist Friedrich als rechter Deutscher zu betrachten? Er schrieb nur französisch, wenn er für sich und im größern Zusammenhang die Feder führte, die deutsche Sprache beherrschte er nur mangelhaft. Seine Ideale suchte er im Altertum, in den klassischen Schriften, die er nur in französischen Uebersetzungen las. Er bewunderte die Franzosen, nahm sie zu seinen Mustern in der Schriftstellerei, huldigte ihrer Philosophie und umgab sich in den Jahren fröhlicher Geselligkeit vorzugsweise mit Genossen französischer Abkunft. Er hat im hohen Alter einen Aufsatz über die deutsche Litteratur geschrieben, die er mit glücklicher Unkenntnis aufs härteste verdammte, und das berühmte Schlußwort, in dem er die künftige Geistesgröße der Deutschen voraussagt, ist wohl nur das Stück Zucker, das dem gescholtenen Kinde zum Troste verabreicht wird. Seine Politik war keine

deutsche, sondern eine rein preußische; eine deutsch-nationale Gesinnung nach unsrer Art darf man trotz einiger ansprechenden Aeußerungen bei ihm nicht suchen.

Demnach wird es niemals gelingen, Friedrich dem deutschen Volke aus dem Herzen zu reißen. Mag ihm auch erst die Folgezeit die rechte Volkstümlichkeit gegeben, neben den Helden den leutseligen Vater des Volkes gestellt haben, diese Erinnerung war wohl verdient. Das Gedächtnis seiner Thaten stählte den deutschen Mut zu Zeiten der Schmach und der Not; sein Staat erwies sich später nach den furchtbarsten Schlägen als lebenskräftig und nahm den verzweifelten Kampf gegen Feinde auf, denen er bei Roßbach die erste schimpfliche Niederlage bereitet hatte. Schon den deutschen Zeitgenossen ging über seinen Thaten die Erkenntnis auf, daß die Deutschen noch etwas vermöchten. Auf einen deutschen Fürsten, nicht mehr auf den französischen Thron, richteten sich jetzt die Blicke, wenn sie Größe suchten. Allerdings wurden die Deutschen weder kriegerisch noch preußisch gesinnt; lediglich der Mann packte sie. Goethes Wort, durch Friedrich hätte die deutsche Poesie den ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt gewonnen, wird bestätigt durch Gleims Kriegslieder und durch Lessings echt nationales Schauspiel Minna von Barnhelm. Noch mehr trifft es zu, wenn man unter der Poesie das gesamte geistige Schaffen versteht. Bisher hatten die schönen Künste und Wissenschaften nur geringe Achtung genossen; jetzt war ein Held aufgetreten, der der Philosophie, der Dichtkunst, der Geschichtsschreibung, dem forschenden Denken nicht nur hold war, sondern sie selber trieb und ihren Ruhm nicht geringer schätzte, als den Glanz der Waffenthaten. Der Philosoph auf dem Throne fürstete die geistige Leistung, in der sich die Deutschen bereits als Meister fühlten. Friedrichs Waffen waren ein altes Erbteil der Deutschen, das er wieder zu Ehren brachte; fügten sie noch Friedrichs Staatsgefühl hinzu, dann konnten sie vollkommen werden.

Vierzehnter Abschnitt.

Oesterreich unter Maria Theresia und Joseph II.

Da in den europäischen Staaten vorwiegend die männliche Erbfolge galt, sind Frauen selten zur Regierung gekommen, aber unter den wenigen, die zu so hohen Dingen berufen wurden, ragten die meisten weit über das Mittelmaß der Männer hinaus. Isabella von Kastilien half ihrem Gemahl die Weltmacht Spaniens begründen, Elisabeth von England verteidigte siegreich den Protestantismus gegen Philipp II. und bereitete die Größe Brittanniens vor, Maria Theresia rettete den Besitz des Habsburger Hauses und verlieh ihm mehr Einheit, Katharina von Rußland erweiterte die Grenzen ihres Reiches und gab seiner Politik auf die Dauer eine bestimmte Richtung. Unter diesen Heroinnen steht Maria Theresia durch bewundernswürdige Verbindung weiblicher und männlicher Tugend voran; nie vergaß sie die Pflichten und die Sitte, welche einer edeln Frau geziemen, nie beeinträchtigte sie durch weibliche Schwächen ihr Herrscheramt. Schön und anmutig, die liebevolle Gattin ihres nicht gleich begabten Gemahls, die sorgsame Mutter ihrer sechzehn Kinder, war sie zugleich tapferen Herzens und klugen Geistes. Maria Theresia, auch von Mutter und Großmutter her deutschen Geblütes, erschien an Wesen und Sein als echte Deutsche; die gesunde Frische des alten habsburgischen Geschlechtes, das sie auf dem Thron fortpflanzte, lebte in ihr wieder auf. Man möchte fast bedauern, daß das Schicksal bitterste Feindschaft zwischen ihr und dem einzigen ihr ebenbürtigen Deutschen setzte. Die Kaiserin und der preußische König glichen sich an Heldensinn; gern wäre sie selbst im Felde erschienen, wenn es ihr nicht Mutterpflichten verboten hätten,

und sie würde sich nicht auf ein theatralisches Schauspiel beschränkt haben, wie Elisabeth im Lager von Tilbury. Hat doch diese Frau das österreichische Heer völlig umgeschaffen, und mit Recht trägt dessen höchste Tapferkeitsauszeichnung noch heute ihren Namen. Maria Theresia verfolgte wie Friedrich das Ziel, die Kräfte ihrer Länder einheitlich zusammenzufassen, aber sie hatte keinen Friedrich Wilhelm I. zum Vater und keinen Großen Kurfürsten unter ihren Ahnen. Unter ganz andern Bedingungen hat sie dennoch für Oesterreich ähnliches geleistet, wie Friedrich für Preußen. Sie mußte an ihn Schlesien darangeben, doch alle Stärke ihres gerechtfertigten Hasses gegen den Eroberer verlockte sie nicht zur blinden Leidenschaft, und als der große Versuch, ihm seine Beute zu entreißen, mißglückt war, fügte sie sich der Notwendigkeit. Für ihr Andenken war es freilich ein Glück, daß Friedrichs Siege ihr ersparten, als die Zerkleinerin von Deutschland in der Geschichte weiter zu leben.

Wäre ihre Erbfolge nicht in Frage gewesen, hätte Maria Theresia vielleicht eine friedliche Regierung ohne wesentliche Abweichung von dem hergebrachten Gange geführt; erst die Gefahr erweckte in ihr die schlummernden Fähigkeiten. Sie hatte keinen tiefgehenden Unterricht empfangen; das Deutsche schrieb sie nicht reiner und nicht viel besser als Friedrich, doch gleich klar in den Gedanken. Für die Wissenschaft besaß sie wenig Interesse, und mit der philosophischen Gedankenwelt Friedrichs hatte die ihre nichts gemein; Maria Theresia war stets eine überzeugte, fromm-eifrige Katholikin, voll starker Abneigung gegen jeden andern Glauben. Sonst hegte die Gebieterin, welche wahre Würde mit echter Leutseligkeit vereinte, warmes Wohlwollen. Lebhaft und thätig, überschritt sie nicht die Grenzen einer vorsorglichen Erwägung und ging an Neuerungen nur, wenn der Erfolg sicher schien. Sie besaß die Gabe, tüchtige Männer zu erkennen, und die noch größere, sie zu würdigen; obgleich mit starkem Selbstwillen ausgerüstet,

folgte sie ihren Räten und wußte ihnen stets und dauernd Dank, den offen kundzuthun sie nicht verschmähte. Unter ihnen nahm Graf Kaunitz den ersten Rang ein, geistvoll, arbeitslustig, frei in seinen Anschauungen; Freund des Bündnisses mit Frankreich, argwöhnisch gegen Preußen, hat er mit scharfem politischem Blick und klarem Verständnis für innere Reformen unter Maria Theresia und ihren beiden Söhnen die Politik geleitet.

Sobald Maria Theresia nach den ersten schweren Stürmen einige Ruhe gewann, unternahm sie es, ihre Lande in bessere Verfassung zu setzen, und führte das Begonnene nach der langen Unterbrechung durch den Siebenjährigen Krieg erfolgreich weiter. Das erste war, das Heerwesen zur schnellen Verteidigung neu zu regeln.

Die Kaiserin war keine Freundin der landständischen Verfassungen, weil sie an dem Adel ausreichende Hingabe an das Gemeinwohl vermißte. Daher machte sie die Beschaffung der zur Heeresrüstung nötigen Summen von der jährlichen Bewilligung der Stände unabhängig. Sie zahlten fortan vierzehn Millionen Gulden statt neun; die Steuerfreiheiten fielen weg durch eine direkte Grundsteuer nach dem Ertrage jedes unbeweglichen Gutes. Adel und Geistlichkeit hatten die Hälfte der bäuerlichen Beisteuern zu erlegen. Das gesamte Militärwesen kam an die Regierung. Um der Gewohnheit der einzelnen Länder, die Lasten von sich auf die andern zu wälzen, zu begegnen, legte die Kaiserin die bisher gesonderten Hofkanzleien, die österreichische und die böhmische, in eine Verwaltungsbehörde zusammen, während die Rechtspflege abgetrennt und einer obersten Justizstelle untergeordnet wurde. Die neugeschaffenen Kreisämter übernahmen als Staatsbehörden die bisher nur von ständischen Beamten gehandhabte Ausführung der Regierungsverordnungen und dienten wesentlich dem Schutze der bäuerlichen Unterthanen. Später wurde an die Spitze jeder Provinz ein Präsident gestellt, der Staatsrat beaufsichtigte

die gesamten inländischen Geschäfte. So erlangten die deutsch-böhmischen Provinzen Verwaltungseinheit, wenn sie auch nicht so scharf wie die in Preußen war. Das Beamtentum hatte größere Selbständigkeit; die Stände blieben, obwohl sie ihre wichtigsten Rechte aufgegeben hatten, auch die Macht des Grundadels wurde nicht völlig beseitigt. Denn dem sehnsüchtigen Wunsche der Kaiserin, der Landbevölkerung aus ihrer vielfach traurigen Lage aufzuhelfen, traten große Schwierigkeiten entgegen. Die Leibeigenschaft ließ sich nicht aufheben, doch gelang es, eine erhebliche Ermäßigung und Feststellung der Robotpflichten durchzusetzen und den Bauern besseren gesetzlichen Schutz zu gewähren.

Die beabsichtigte einheitliche Fassung des Zivilrechts kam nicht zu stande, wohl aber die des Strafrechts, die Nemesis Theresiana. Sie behielt viele der harten Strafen bei, die Folter wurde indessen nach langem Bedenken noch nachträglich herausgestrichen.

Das im Argen liegende Schulwesen erfreute sich von Anfang an des kaiserlichen Wohlwollens. Wie Maria Theresia militärische Erziehungsanstalten und Akademieen und die nach ihr genannte Ritterakademie gründete, den Universitäten, die in Staatsanstalten umgewandelt wurden, freigebige Förderung gewährte, so sorgte sie auch für den niederen Unterricht. Tüchtige Männer nahmen sich seiner an. Eine allgemeine Schulordnung stellte die Grundsätze auf und gliederte die Volksschulen; in den gewöhnlichen wurden nur Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt. Die den Eltern zur Pflicht gemachte Schulzeit dauerte sieben Jahre; die Kosten trugen Stiftungen, Gutsherren und Gemeinden. Zahlreiche Schulen entstanden, und wenn auch die guten Absichten nicht voll erreicht wurden, Maria Theresia erwarb sich ein ruhmvolles Verdienst um Bildung und Sittigung.

Auch die Bodenkultur stieg beträchtlich, besonders in Böhmen. Regierung und landwirtschaftliche Vereine wirkten zu-

sammen; der Anbau der Kartoffel, des Klees und neue Betriebsarten wurden eingeführt. Das Handwerk war wie allerwärts zurückgegangen und von geringer Leistung, dagegen nahm das schon von den früheren Regierungen begünstigte Fabrikwesen großen Aufschwung. Tuchmacherei, Glasindustrie, Seidenweberei, Bergbau und Eisenarbeit blühten glücklich auf. Der große Handel belebte sich nicht entsprechend, weil die Abneigung gegen die Einfuhr ihm nicht günstig war. Sonst genoß er manche Vorsorge; der Hafen von Triest vermittelte im steigenden Maße den gewünschten Verkehr nach der Levante.

Die Fortschritte, welche Oesterreich unter Maria Theresia machte, waren demnach höchst belangreich. Die Sünden früherer Zeiten ließen sich freilich schwer gut machen, und mit der wirtschaftlich-politischen Entwickelung hielt die geistige nicht gleichen Schritt. Die Kaiserin entnahm aus der Zeitströmung die Ideen einer festen Staatsordnung und führte sie mit Vorsicht aus, aber die andern Tendenzen der Aufklärung sagten ihr nicht zu. Obgleich sie der Kirche gegenüber das Aufsichtsrecht der Krone ausübte und manche Anordnungen, wie die Beschränkung der überzahlreichen Feiertage und das Verbot, den Kirchenbann ohne ihre Erlaubnis zu verhängen, von Staats wegen traf, rührte sie an geistliche Dinge nicht und ließ der Kirche ihr Uebergewicht über das Volksleben. Den Jesuitenorden hob sie nur in Anerkennung des päpstlichen Gebotes auf. Man kann in allen ihren Maßregeln etwas Halbes finden; die Kaiserin mochte so wenig wie ihr Volk sich von den Beschränkungen losmachen, die ihr die bisherige Geschichte ihres Hauses und Staates auferlegte.

Daher stimmten die Ansichten der Kaiserin mit denen Josephs oft nicht überein. Maria Theresia liebte herzlich ihren schönen Sohn mit der breiten offenen Stirn und den blauen Augen und bewunderte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit, auch wenn sie ihm widersprechen und seinem schnellen Zufahren den Hemmschuh anlegen mußte. Solange sie lebte, hielt Maria

Theresia die Zügel der Regierung fest und nur in einigen Fragen, wie bei der polnischen Teilung, gab sie ihrem Mitregenten nach. Erst ihr Tod gestattete Joseph II. die freie Ausführung seiner längst gefaßten und weittragenden Pläne. Der Prinz hatte sich langsam entwickelt, bis er zu eigenen Studien überging und sich bald zu einer selbständigen, felsenfesten Ueberzeugung hindurcharbeitete, die er auf großen Reisen bestärkte. Die Freuden des Lebens, die Pracht des Herrschertums reizten Joseph weder als Jüngling noch als Mann; nur auf Arbeit und Erfolg richtete er seine Gedanken. Nachdem ihm schnell hintereinander zwei Gemahlinnen, eine geliebte und eine ungeliebte, gestorben waren, hat er nicht wieder geheiratet. Auch er verfiel zuletzt der Vereinsamung. Sie war trauriger, als die Friedrichs, denn der große König verbannte die Menschen aus seiner Nähe, weil er auf der Höhe seines Selbstgefühls sie geringschätzte, während Joseph die bittere Empfindung hatte, nicht verstanden und nicht gewürdigt zu sein.

Denn der Kaiser hob sich persönlich hoch empor über die Anschauungen, wie sie bisher in Oesterreich gäng und gäbe waren, und über die Zustände, die das Recht längster Gültigkeit hatten. Die Reformen seiner Mutter zerstörten nicht althergebrachte Verhältnisse, sondern verbesserten sie nur; Joseph wollte ein neues Oesterreich schaffen. Die Ideen der Aufklärung hatten ihn erobert; er setzte ihnen hinzu seine starke Persönlichkeit, den verzehrenden Hunger nach Thaten und die jähe Hast, die ihn in die Versuchung führten, mehr nach seinen Theorieen als nach Thatsachen zu urteilen, und zu der Meinung verlockten, Befehlen sei mit Vollbringen gleichbedeutend. Der Kaiser wollte sich groß, seine Unterthanen glücklich machen, denn die wärmste Menschenliebe erfüllte sein Herz. Doch ihr entsprach nicht seine Menschenkenntnis, denn Glückseligkeitsgefühle zeitigt man nicht mit Sturm und Wetter.

Der Kaiser gedachte die österreichischen Lande zu einer

Monarchie zu vereinigen, diese zum Rechtsstaate zu machen, an Stelle des von seiner Mutter nur gemilderten Feudalwesens einen gleichförmigen Unterthanenverband zu setzen, Pflichten und Rechte für alle Stände gleich zu gestalten. Alle Privilegien, alle Schranken der Staatsgewalt sollten fallen. Was noch an selbständigen Gerechtsamen der Länder und Körperschaften vorhanden war, ging an die Regierung über. Der Kaiser war der alleinige Gesetzgeber, die nur von ihm abhängende Beamtenschaft die alleinige vollziehende Gewalt. Auch die Städte büßten die Reste der ehemaligen Selbstverwaltung ein, zu Gunsten einer freieren Bewegung in Industrie und Handel. Die deutsch-böhmischen Länder zerfielen unter der Hofkanzlei in dreizehn Regierungsbezirke, die sich in die Kreisämter gliederten; was von städtischer Verwaltung übrig blieb, war wesenlos.

Das Finanzsystem stellte Joseph auf eine neue Vermessung und Veranschlagung von Grund und Boden zum Zwecke der gleichmäßigen Verteilung der Grundsteuer auf Herren- und Bauerngut. Leider war der in fieberhafter Uebereilung hergestellte Kataster ungenügend und erregte von allen neuen Einrichtungen den lebhaftesten Widerspruch. Der Kaiser war, obgleich er strenge Einfuhrverbote für nötig hielt, kein ausschließlicher Merkantilist, sondern huldigte daneben der physiokratischen Lehre, die den Landbau als die vorzüglichste Quelle des Reichtums vor Industrie und Handel bevorzugte. Seine Absicht war, bei Schutz gegen das Ausland im Innern einen freien Wettbewerb aller Kräfte zu eröffnen. Daher geschahen große Kolonisationen in Galizien und Ungarn, tüchtige Handwerker wurden ins Land gezogen. Mit seiner Vorliebe für die Landwirtschaft traf zusammen des Kaisers ehrlicher Wille, endlich den Bauernstand zu erlösen, ihn frei und selbständig zu machen. Er hob im ganzen Staate die Leibeigenschaft auf, verlieh Freizügigkeit, freies Recht der Heirat und der Arbeitswahl, regelte die Robotdienste und beschränkte das Strafrecht der Grund-

herren auf ein geringes Maß, denn eine Gutsunterthänigkeit blieb bestehen.

Die Justiz erfuhr große Verbesserungen. Nur geprüfte Richter wurden angestellt und Unabhängigkeit der Spruchfällung allein nach dem Gesetze zugesichert. Gleiches Recht galt für alle Stände. Der Kaiser griff stark mit Verordnungen ein, um dem Privat-, Ehe- und Erbrechte gleichmäßigere Formen zu geben. Die wichtigsten Veränderungen kamen dem Strafrechte zu gute. Entsprechend der vernunftgemäßen Erkenntnis schieden aus ihm manche Ueberreste des Mittelalters aus, wie Zauberei nicht mehr als Verbrechen galt. Der Kaiser, ein Gegner der Todesstrafe, beschränkte sie auf wenige Fälle, führte dagegen eine Reihe öffentlicher schwerer Körperstrafen ein, weil er sich von ihnen einen nachhaltigen Eindruck versprach. Der Angeklagte fand menschliche Berücksichtigung und richterliche Erwägung des Vorsatzes und der Zurechnungsfähigkeit.

Für die Josephinische Aera ist die Thätigkeit in den kirchlichen Dingen am bezeichnendsten. Der Kaiser war kein Freigeist, sondern ein guter Katholik und erachtete die Religion für Staatsbedürfnis. Ihn leitete nicht die Absicht, die Kirche zu schädigen, — die katholische Konfession blieb sogar die herrschende Staatsreligion —, sondern der Wunsch, alle Sachen, die nicht mit Glauben und Dogma zusammenhingen, unter staatliche Gesetzgebung und Aufsicht zu nehmen und den Unterthanen auch in kirchlicher Hinsicht bürgerliche Freiheit zu verschaffen. Nur das Eingreifen der Kirche in staatliche Verhältnisse, ihre Nebenregierung sollte fallen. Um die Kirche in Oesterreich zu einer Art Landeskirche zu machen, wurde die Gewalt der Bischöfe ausgedehnt, die dafür dem Kaiser den Treueid leisten mußten. Den bisher niedergehaltenen nichtkatholischen Bekenntnissen gestattete das Toleranzgesetz von 1781 nur die private Ausübung ihrer Religion in einfachen Bethäusern, dagegen erteilte es ihren Angehörigen alle bürgerlichen Rechte, Zulassung zum Grundbesitz, zum Bürger- und Meisterrechte, zum Zivil- und

Militärdienste. Alsbald ergab sich zur allgemeinen Ueberraschung, wie starke Reste des Protestantismus sich im verborgenen erhalten hatten. Auch den Juden wurden große Erleichterungen zu teil.

Am schwersten traf die Kirche die Aufhebung zahlreicher Klöster. Ihrer gab es in Deutsch-Oesterreich über zweitausend mit mehr als sechzigtausend Mönchen und Nonnen. Diejenigen Klöster, welche nur der Beschaulichkeit dienten, weder Schule hielten noch Kranke pflegten, noch wissenschaftlich Hervorragendes leisteten, wurden aufgehoben. Die Insassen durften auswandern oder in andre Orden eintreten, auch der Uebergang in die Weltgeistlichkeit wurde den Mönchen erlaubt. Vergebens suchte Papst Pius VI. durch eine Fahrt nach Wien den Kaiser und Kaunitz umzustimmen; die Zahl der zu beseitigenden Gattungen wurde sogar noch vermehrt. Ueber siebenhundert Stiftungen fielen den Gesetzen zum Opfer; ihr reiches Vermögen bildete den Religionsfonds für rein kirchliche Zwecke, wie schon das des Jesuitenordens dem Unterrichte zugewiesen worden war. Während den Orden die Verbindung mit den auswärtigen Generalen verboten wurde, hob der Kaiser auch die Gerechtsame der außerhalb Oesterreichs sitzenden Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg und Chur auf und richtete sechs neue Bistümer ein. Auch die Einteilung der an Zahl erheblich vermehrten Pfarreien erlitt große Aenderungen. Da Geistliche fehlten und sie im Geiste der Regierung herangebildet werden sollten, erhielt jede Provinz ein staatlich geleitetes Priesterseminar.

Im Unterricht nahmen die schon von Maria Theresia angeregten Neuerungen ihren Fortgang. Joseph verfolgte nützliche und menschliche Zwecke; das rein Wissenschaftliche interessierte ihn wenig. Daher blieben nur Wien, Prag und Lemberg Universitäten, die andern mußten sich die Umwandlung in Lyceen gefallen lassen. Dafür wurden die Lehrmittel vermehrt, ausgezeichnete Anstalten für Pflege der Kranken, Elenden, Waisen und Armen errichtet. Die Volksschule kam unter die

Aufsicht weltlicher Beamten, die allgemeine Schulpflicht erhielt gesetzliche Kraft.

Leider erfüllten diese meist trefflichen Einrichtungen ihren Zweck nicht. So wohlthätig das, was von ihnen erhalten blieb, später geworden ist, damals machte sich in Oesterreich mehr das Gefühl der Verwirrung geltend. Der Regent wollte ordnen und stiftete Unordnung. Der Springquell der Gesetzgebung sprudelte unaufhörlich, in großen und kleinen Stößen. Die jähe Durchbrechung aller Tradition wirkte in Oesterreich wie ein Erdbeben. Weder die Beamten, auf die alles ankam, noch das Volk, dessen Entgegenkommen ebenso unentbehrlich war, vermochten den überhohen Anforderungen zu genügen. Joseph wollte seine Staaten plötzlich zu einem Ziele führen, das Preußen in einem Jahrhundert noch nicht erreicht hatte. Die Beamtenschaft, vom Kaiser mit Mißtrauen behandelt, besaß nicht genügend geschulte Männer, war zu wenig an eine Ueberspannung der Kräfte gewöhnt, es gebrach ihr an Kenntnissen und mitunter auch am Willen. Die Bevölkerung betrachtete viele Neuerungen gleichgültig, weil sie ihren Nutzen nicht erkannte, andre verstießen zu sehr gegen das liebgewordene Herkommen, und wie es bei unerwarteten großen Geschenken zu gehen pflegt, manche der neu verliehenen Berechtigungen erschienen nicht genügend.

Hätte Joseph wenigstens seine Thätigkeit auf den Umbau des Hauses beschränkt; aber er wollte es auch noch durch Anbauten erweitern. Oesterreich sollte europäische Mittelmacht werden. Nachdem Friedrich der Große jede Hoffnung auf Erwerbung von Reichsland abgeschnitten hatte, richtete der Kaiser seine Gedanken nach dem Osten. Er pflog Freundschaft mit Katharina von Rußland, doch der gegen die Türken begonnene Krieg nahm einen schlechten Anfang. Diese auswärtige Politik ist der Hauptgrund gewesen, weshalb Joseph im Innern scheiterte, denn während sie seine Kräfte in Anspruch nahm, ermutigte sein Mißgeschick die Unzufriedenen. Maria Theresia hatte in den letzten fünfzehn Jahren ihrer Regierung in Ungarn den

Reichstag nicht mehr einberufen; Joseph ließ sich nicht krönen und behandelte das Königreich gleich den übrigen Ländern wie eine Provinz. Die Ungarn erregte besonders die Ueberführung der Stephanskrone nach Wien, noch mehr die Einführung des Deutschen als Amtssprache an Stelle des Lateinischen. Schließlich richtete der Kaiser auch hier eine rein staatliche Verwaltung ein und erzeugte mit der Reform der Grundsteuer den Argwohn, er wolle ein stehendes Heer an Stelle der nationalen Wehrverfassung einführen. Deshalb bereitete sich bewaffneter Widerstand vor.

Schon war eines der Kronländer im hellen Aufruhr. Die Niederlande empörten sich gegen die starken Eingriffe, die dortige Geistlichkeit eiferte gegen die kirchliche Gesetzgebung; alle Stände erbitterte die Aufhebung der alten hochgehaltenen Verfassung, und als der Kaiser mit Militärgewalt einschritt, brach der Aufstand aus. Schließlich mußte Brüssel geräumt werden, die Stände bildeten eine eigene Regierung und erklärten ihre Unabhängigkeit, obgleich Joseph bereits die verletzenden Gesetze zurückgenommen hatte. Inzwischen währte der Kampf gegen die Türken fort, Preußen, das in Ungarn und in Belgien mit im Spiele war, drohte mit Krieg. Der Kaiser, schwer krank, den Tod vor Augen, mußte sich zu dem schwersten Schritt entschließen, der einem Regenten zugemutet werden kann. Er hob die meisten Verordnungen für Ungarn auf und versprach, die Verwaltung wieder auf den Stand zu setzen, den sie bei seinem Regierungsantritte gehabt hatte. Drei Wochen später, am 20. Februar 1790, verschied Joseph. Er war größer im Wollen als im Vollbringen, aber er wollte wahrhaft Großes. Sein Sinn war gerichtet auf persönliche, wirtschaftliche, geistige Freiheit, aber als reiner Absolutist zwang er sie auf. Darin lag ein innerer Widerspruch. Eben begann die französische Revolution dieselben völkerbeglückenden Gedanken gerade durch den Sturz der absoluten Herrschaft durchzusetzen. — Die Nachwelt ist Joseph II. gerecht geworden, indem sie ihn

mehr nach seinen Absichten als nach der Weise, sie auszuführen, beurteilte.

Die Regierung, wie nachher die römische Kaiserwürde, gingen auf seinen Bruder Leopold II. über, der bisher als Großherzog Toskana regiert hatte. Ihm fiel die doppelte Aufgabe zu, den Staat im Innern zusammenzuhalten und den Frieden nach außen zu bewahren, weil Preußen mit Benutzung der Unruhen in Belgien und Ungarn Danzig und Thorn zu erlangen gedachte, wofür Oesterreich Galizien an Polen zurückgeben und sich durch türkisches Gebiet entschädigen sollte. Der geschickten Politik Leopolds gelang es, den König Friedrich Wilhelm II. in dem Reichenbacher Vertrage von diesen Absichten, die von dem Minister Herzberg ausgingen, abzulenken, so daß er die Revolution in Belgien bändigen konnte. Auch Ungarn wurde beschwichtigt, mit der Türkei Waffenstillstand und dann der Friede von Sistowa geschlossen.

Inzwischen hatte der Kaiser auch Hand angelegt, die Verwirrung im Lande zu beseitigen. Einen großen Teil von Josephs Verfügungen mußte er preisgeben, doch so viel wie möglich rettete er. Im Grunde dachte Leopold über alle diese Fragen nicht viel anders als sein Bruder, nur daß er nicht die absolute Gewalt wollte, sondern einem Repräsentativsystem zuneigte. Die Landstände kehrten wieder und forderten noch mehr zurück, als ihnen genommen war; aber die Obergewalt der Regierung und ihrer Beamtenschaft wurde festgehalten. Sofort fiel das neue Steuersystem und mit ihm die Vorteile, die es den Bauern bringen sollte, nur die Leibeigenschaft blieb aufgehoben. Auch die staatliche Erziehung der Priester hörte auf, doch wurden weder die Klöster wiederhergestellt, noch die Oberaufsicht des Staates über die Kirche aufgegeben; die Nichtkatholiken behielten ihre beschränkte Religionsfreiheit.

Trotz aller Schwankungen ist dieses halbe Jahrhundert der Regierung Maria Theresias und ihrer beiden Söhne für Oesterreich epochemachend gewesen. Die inneren Verhältnisse,

wie sie sich damals bildeten, bestanden im großen und ganzen bis 1848. Diese Periode schuf die staatliche Einheit der böhmisch-deutschen Erbländer, erschütterte das feudal-kirchliche System und hob den Wohlstand, wie die Bedeutung Oesterreichs.

Auch das geistige Leben hat in dieser Zeit manche Förderung erhalten. In die dumpfe Verstockung, welche die Ferdinande über Oesterreich verhängt hatten, wehte ein frischerer Luftzug. Das Deutschtum erwies sich unter diesen verschiedenen Völkerschaften als die stärkste Macht, nicht nur weil das Herrscherhaus diese Nationalität als seine eigene ansah, sondern weil sich die Deutschen allein an eine große und gleichartige Kultur anlehnen konnten. Die deutsche Bildung führte die Oesterreicher ihren Volksgenossen wieder näher. Wien mit etwa zweihunderttausend Einwohnern erschien als deutsche Stadt; es entstanden strebsame Gesellschaften und Zeitschriften. Den Schöpfungen der wiedererwachenden deutschen Litteratur begegnete warme Teilnahme, das von Maria Theresia errichtete Burgtheater brachte viele der neuen Schauspiele zur Aufführung. An der Wiener Universität wirkten tüchtige Gelehrte aller Fächer. Talente ersten Ranges entwickelten sich freilich nicht, und das österreichische Kulturleben war nur ein Abglanz des deutschen, mit Ausnahme der Musik, in der Mozart und Haydn die höchste Meisterschaft entfalteten.

So wichtig die Umwandlung in Oesterreich war, das dortige Volkstum unterschied sich gleichwohl noch immer von dem preußischen. Das Bürgertum und die große Menge der höheren Gesellschaft an der Donau verharrten in dem bequemen Genuß des Lebens, wie er herkömmlich war. Unterhaltung, Vergnügen, gutes Essen und Trinken bei mäßiger Arbeit erfüllten das Dasein mit Behaglichkeit und ließen für die großen Zeit- und Streitfragen nur ein oberflächliches Interesse übrig. Die Kirche bewahrte ihren Einfluß und ihren äußeren Reiz, und den Aufregungen der Josephinischen Zeit folgte eine Ab-

spannung auf allen Gebieten nach. Unter Franz II., der bald seinem Vater Leopold nachfolgte, wurde zu dem alten System zurückgelenkt, eine angebliche „Ueberbildung" fernzuhalten. Darüber kamen weder die natürlichen Schätze der Länder zur Verwertung, noch gedieh die geistige Kraft weiter. Oesterreich ging wieder zurück.

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Zustände im Reiche.

Die Aufklärung vertrug sich noch weniger als mit der protestantischen Orthodoxie mit dem durch das Tridentinum geformten Katholizismus und hatte an ihm einen viel schwerer zu bewältigenden Gegner. Als die Hauptträger des papalen Systems galten die Jesuiten. Die Gunst der weltlichen Gewalt hatte sie mächtig gefördert, während der Klerus und die alten Orden, namentlich die Benedictiner, soweit sie konnten, ihnen immer widerstrebten. Die erste große Bewegung, die nach dem Tridentinischen Konzile in der katholischen Kirche entstand, der Jansenismus, richtete sich vornehmlich gegen die Jesuiten. Die Gesellschaft trug zunächst den Sieg davon, doch vermehrte sie dadurch nur ihre Feinde. Man warf den Jesuiten vor herrschsüchtiges Einmengen in Kirche und Staat, ihre bedenkliche Moral, die sich auch gegen die Staatsautorität kehrte, während sie selbst einem auswärtigen Souverän gehorchten, die Mangelhaftigkeit ihres veralteten, den neuen Anforderungen nicht mehr entsprechenden Unterrichts, und ihren unermeßlichen Reichtum, den sie sogar in Handelsgeschäften anlegten. Gerade in den romanischen Ländern erhob sich gegen den romanischen Orden zuerst ein allgemeiner Sturm. Nachdem Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma seine Mitglieder teilweise mit grausamer

Härte ausgewiesen hatten, entschloß sich 1773 Papst Clemens XIV., um größeres Unheil abzuwenden, zur Aufhebung des Ordens.

Das Papsttum sah sich vielfach bedrängt, denn auch die katholische Wissenschaft trat gegen Rom auf. Im Jahre des Hubertsburger Friedens veröffentlichte der Trierer Weihbischof Nicolaus Hontheim, ein ausgezeichneter Gelehrter, unter dem Pseudonym Febronius ein wuchtiges Werk, das die monarchische Verfassung der katholischen Kirche unter dem Papste als ungeschichtlich und unrechtmäßig bestritt. Der Papst sei nicht der alleinige Stellvertreter Christi, seine Gewalt übe er nur in Gemeinsamkeit mit den übrigen Bischöfen aus. Nicht er, sondern die Kirche sei untrüglich, und eine Gewalt in weltlichen Dingen komme ihm nicht zu. Die Kirche müsse zurückkehren auf den Zustand vor den pseudoisidorischen Dekretalen; die Freiheit, ihn herzustellen, sollten ihr die weltlichen Fürsten verschaffen und dazu eine allgemeine Synode und Nationalkonzile selbst gegen den Willen des Papstes berufen.

Hontheim versicherte, nicht den heiligen Stuhl antasten, nur die Spaltungen der Kirche, die durch die Ueberschreitung der rechtmäßigen Autorität veranlaßt worden seien, verhüten zu wollen. Obgleich er schließlich einen erzwungenen Widerruf ablegte, verbreiteten sich seine Ansichten über die ganze Welt und fanden ungemeinen Beifall; sie wirkten auch stark auf Joseph II. ein. Bald wurden sie von der höchsten deutschen Geistlichkeit verwertet. Die vier Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg verfaßten, um die Eingriffe der päpstlichen Nuntien abzuwehren, 1786 die Emser Punktation, die ganz im Geiste des Febronius die päpstliche Allgewalt bestritt und Reform der Kirche verlangte. Ein heftiger litterarischer Streit entbrannte, aber die Bischöfe wollten lieber unter dem Papste als unter den Erzbischöfen stehen. Kaiser Joseph unterstützte die Punktatoren nur lau; die bayerische und die preußische Regierung arbeiteten ihnen entgegen. Die Emser Erklärung war das letzte Lebenszeichen kirchlichen Wesens in der Reichsverfassung, ein ver-

späteter Nachklang der mittelalterlichen Konzilsidee, wie gleichzeitig der Fürstenbund noch einmal die Libertät gegen das Kaisertum ins Feld führte. Beide sind die letzten Blicke einer untergehenden, nicht die ersten Strahlen einer aufsteigenden Sonne.

Das Vorgehen der Erzbischöfe war die Folge eigentümlicher Zustände in Bayern. Kurfürst Maximilian III. Joseph, der Sohn Karl Alberts, bemühte sich redlich, seinem von so schweren Schicksalen heimgesuchten Lande aufzuhelfen. Nützliche Verordnungen und Einrichtungen wurden nach dem allgemein üblichen Muster getroffen; die Errichtung der Akademie der Wissenschaften in München deutete an, daß Bayern einem höheren Leben zugänglich werden sollte, nachdem die Jesuiten beseitigt waren. Denn die Universität Ingolstadt konnte sich mit den norddeutschen großen Anstalten nicht messen. Da stürzte Maximilian Josephs Erbe Karl Theodor Bayern in neues Ungemach. Wir sahen, wie nur das Einschreiten Preußens verhinderte, daß er nicht das Land an Oesterreich auslieferte; noch in den späteren Jahren schwebte dieses Schicksal über Bayern, bis die Siege der Franzosen den österreichischen Tauschplänen ein Ende bereiteten. Karl Theodor fühlte sich in Bayern ebenso unbehaglich, wie einst die Kardinäle in Rom, nachdem sie das schöne Avignon hatten verlassen müssen. In der Pfalz hatte er nicht ohne Ruhm regiert, sogar in dem Rufe eines aufgeklärten Fürsten gestanden. In Mannheim, das er zu einem „Herd des Lichtes" machte, stiftete er Akademieen für die gelehrte Forschung und die bildenden Künste, schuf reichhaltige Sammlungen und zog Künstler jeder Gattung heran. Dort entstand auch das erste deutsche Hof- und Nationaltheater, an dem die drei ältesten Schauspiele Schillers zuerst aufgeführt wurden und die Musik eine wohlgepflegte Stätte fand. Doch der leichtlebige Mann war auch der Bigotterie zugänglich, und ehemalige Jesuiten, die Bayern von der Aufklärung rein erhalten wollten, beherrschten ihn. Daher schlossen sich die rationalistisch

Denkenden zu einem Geheimbund zusammen, dem Orden der Illuminaten. Die gehässige Leidenschaft, mit der die Regierung die Gesellschaft und jede freiere Gesinnung verfolgte, steigerte die Verbitterung, nachdem die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München, die den revolutionären Geist bekämpfen sollte, bereits den Widerstand der durch sie geschädigten Erzbischöfe und die Emser Punktation veranlaßt hatte.

Bayern verharrte demnach in den unerfreulichsten Verhältnissen. Die Gebildeten huldigten meist offen oder heimlich den von der Regierung befehdeten modernen Gedanken. Das Land war zerrüttet, verschuldet, das Heerwesen verfallen. Adel und Geistlichkeit, beide steuerfrei, eine übergroße Schar von Beamten lasteten auf einer unwissenden und abergläubischen Bevölkerung. Der größte katholische Staat Deutschlands war weit hinter den anderen zurückgeblieben, kaum oberflächlich berührt von den Umwandlungen, die anderwärts das achtzehnte Jahrhundert gebracht hatte.

Der Uebergang der Pfalz an die katholische Linie Neuburg hatte den dortigen Protestantismus in große Bedrängnis versetzt, und wenn nicht die andern glaubensverwandten deutschen Staaten wiederholt eingeschritten wären, hätte er vielleicht ganz erliegen müssen. Heidelberg wurde mit Gewalt geschädigt und Mannheim zur Hauptstadt gemacht; die Universität, an der die Jesuiten reichlichen Anteil erhielten, kam kläglich herab. Die Kurfürsten verschwendeten gewaltige Summen; erst nach der grauenhaften Verwüstung im dritten Raubkriege genoß das Land mehr Frieden und die wirtschaftlichen Ideen trugen auch hier Frucht, so daß die Pfalz für wohlhäbig galt.

Von den geistlichen Staaten waren viele so klein, daß ein rechtes Leben in ihnen nicht gedeihen konnte. Längst schon hatten Bistümer und Abteien aufgehört, die Vorbilder wirtschaftlicher Arbeit zu sein. Auch in den größeren spürte man lange Zeit nichts von dem Umschwunge der Staatsgedanken. Die Bischöfe konnten nicht viel thun ohne die Domkapitel, welche

Mitinhaber der Landeshoheit waren, neben denen die Stände auch mitredeten. Außer der katholischen Kirche und Oesterreich hatte nur der Adel Interesse an dem Bestande der geistlichen Staaten. Sie boten vortreffliche Gelegenheit, die jüngeren Söhne zu versorgen, und oft gründete die ganze Familie ihren Vermögensstand auf diese bequeme und reichlich fließende Einnahmequelle. Das geistliche Wesen trat neben den weltlichen Interessen zurück, nur daß natürlich die katholische Religion im Lande mit aller Sorgfalt geschirmt und vor jeder Anfechtung ängstlich behütet wurde. Da die Bischöfe und die Domherren meist nicht aus dem Bistum selbst gebürtig waren, hatten sie wenig Lust zu Aenderungen, die nur Arbeit verursachten und vielleicht schon vom Nachfolger rückgängig gemacht wurden; man ließ es lieber beim alten. Natürlich war Ueberfluß an Geistlichen, an Mönchen und an Bettlern, die alle vom Lande lebten. Kostspielige Hofhaltungen, große Bauten verschlangen viel Geld, dafür nahm das Kriegswesen die Steuerkräfte selten in Anspruch. Es war ein ruhiges Stillleben, das sich hier gleichmäßig in demselben Rahmen, ohne Aufregung und ohne Anregung, abspielte. Jahrzehnte gingen darüber hin, in denen diese Landschaften für die Welt nur den einen Zweck hatten, daß in ihnen auch Menschen geboren wurden, lebten und starben, eine Generation wie die andre. Dieser Besitz der toten Hand war auch tot für die Entwicklung.

Erst allmählich schlug auch in diesen Gebieten die Erkenntnis durch, daß der Mensch nicht allein da sei, um die Früchte der Erde zu verzehren, daß zum Beten die Arbeit gehöre, daß diese gedankenlose Religionsübung weder des Christentumes würdig sei noch ihre Bekenner sittlich mache. Die Sätze des Febronius belebten die katholische Theologie, und der Zeitgeist ließ sich nicht von der Thür weisen. Die den positiven Glauben zersetzenden Meinungen wollte man nicht zulassen, wohl aber tüchtige Geistliche, Lehrer und Beamte heranbilden. Die größeren kirchlichen Fürstentümer boten gegen Ende des

Jahrhunderts meist ein erfreuliches Bild ehrlichen Willens und gesunder Thätigkeit; selbst religiöse Toleranz konnte mancherorten ihren Einzug halten.

In Württemberg blieb die protestantische Religion bestehen, obgleich über sechzig Jahre lang katholische Regenten herrschten. Kein deutsches Land hat so schwer gelitten unter der brutalen Willkür seiner Herrscher, die allen Fluch des Absolutismus auf ihr Volk häuften. Herzog Karl Eugen, der 1737 seinem katholisch gewordenen Vater folgte, führte lange Jahre ein geradezu wahnwitziges Regiment mit allen Schändlichkeiten, auf die nur ein so maßlos eiteler, wollüstiger und gewissenloser Fürst, wie er, verfallen konnte. Das Land kam in einen jammervollen Zustand, die Rechtssicherheit der Person und des Eigentums hörte auf. Erst als mit dem beginnenden Alter der Vulkan ermattete, brachten mutige Vorstellungen und die kluge Weise der Gräfin Franziska, die erst seine Geliebte, nachher zweite Gemahlin wurde, Karl Eugen auf bessere Wege, so daß er abgesehen von gelegentlichen Rückfällen dem Lande auch nützlich wurde. Die Rechte der Stände bestätigte er durch den Erbvergleich. Aus Interesse für Wissenschaft und Kunst stiftete er die Karlsschule, deren Ruhm freilich mit seinem Tode wieder erlosch. Nach zwei kurzen Zwischenregierungen übernahm 1797 der protestantisch erzogene Herzog Friedrich II. die Herrschaft. Ihm war es beschieden, das heutige Württemberg zu begründen.

Als 1771 die Linie Baden-Baden von Baden-Durlach beerbt wurde, entstand in Süddeutschland ein zweites größeres protestantisches Fürstentum, die Markgrafschaft Baden. Beide Häuser wiesen tüchtige Männer auf, denen Markgraf Karl Friedrich ein würdiger Nachfolger war. Allen Gebieten gewissenhafte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwendend, machte er sein Land zu einem kleinen Musterstaate und sich selbst dadurch fähig, in dem großen Umsturze des Reiches seinen und des Landes Nutzen zu behaupten.

In den hessischen Landgrafen zu Kassel und Darmstadt

waren die harten Eigenschaften die stärkeren; die meisten von ihnen hegten besondere Vorliebe für das Soldatenspiel. Der prunksüchtige Friedrich II. machte Kassel zu einer der schönsten Städte Deutschlands, doch gerade an seinem Namen klebt der widerwärtigste Menschenhandel, da er für England nach Nordamerika 12000 Soldaten lieferte. Seinem starrköpfigen Sohne Wilhelm IX. waren merkwürdige Schicksalswechsel beschieden.

Das Kurfürstentum Hannover unterstand der englischen Politik und mußte für sie manche Opfer tragen. Obgleich die Uebermacht des Adels große Verbesserungen verhinderte, war der Zustand nicht unbefriedigend und die Universität Göttingen gereichte dem Lande zum höchsten Ruhme.

Das Kurfürstentum Sachsen kam aus Bedrängnissen nicht heraus. Der gleichnamige Sohn des starken August, nur für Kunst empfänglich, sonst träg und gegen Politik und Regierung gleichgültig, stürzte sein Land erst in den österreichischen Erbfolgestreit, dann in den siebenjährigen Krieg. Die Hauptschuld trug Graf Brühl, ein Mann, den angemessen zu bezeichnen die ehrenrührigsten Benennungen kaum ausreichen. Erst nach dem Hubertsburger Frieden wurde dem Lande Ruhe und inneres Glück zu teil. Friedrich August III., schüchtern, steif und pedantisch, ohne größere Ideen und in den einmal ergriffenen bis zur Unerschütterlichkeit starr, war gleichwohl durch Arbeitstreue, Rechtssinn und Gerechtigkeitsliebe trefflich geeignet, ein tüchtiges Beamtentum zu erziehen, die dringendste Arbeit, die Ordnung der bodenlos zerrütteten Finanzen glücklich zu erledigen und in Rechtspflege, Gewerbe, Handel und Landbau wie im Schulwesen segensreiche Neuerungen einzuführen. Kein andres deutsches Land übertraf Sachsen an Wohlstand und Betriebsamkeit.

Auch die kleinen sächsischen Fürstentümer kamen vorwärts, obgleich ihnen untaugliche Herren nicht ganz erspart blieben. Weimar unter Karl August zog die Aufmerksamkeit der ganzen

gebildeten Welt auf sich als Sitz der Bildung und der schönen Litteratur.

Stellte man alle die großen und kleinen Gewalthaber, die im achtzehnten Jahrhundert über die Deutschen geboten haben, zusammen, eine wunderliche Galerie käme heraus. Leute jeder Eigenschaft, von der erhabensten und edelsten bis zur lächerlichsten und gemeinsten hinab würde sie aufweisen. Unverkennbar besserte sich die durchschnittliche Beschaffenheit der Fürsten mit dem Fortgange des Jahrhunderts. Nicht Widerstand der Unterthanen hat in den Ländern, die arger Mißregierung anheimgefallen waren, die Umkehr erzwungen, denn allenthalben erscheint das Volk lediglich als leidend, doch immer wacker betriebsam. Die allgemeine Besserung war vielmehr eine Folge der Aufklärung, die schließlich auch die widerwilligsten Geister bändigte. Dazu kamen Nachahmung und Ehrgeiz. Das französische Vorbild hatte seinen Reiz eingebüßt, dagegen zeigte Preußen, wie ein Staat groß werden, wie ein Fürst Ruhm erringen könne. Der Wunsch, als tüchtiger Regent zu gelten, die gesteigerte Kenntnis der Staatsverwaltung überwanden die launenhafte Willkür.

Bei aller Anerkennung des Geleisteten darf die Vorstellung von dem Erreichten nicht zu glänzend sein. Denn alles war nur unzusammenhängendes Stückwerk. Die größeren Staaten standen wie vordem als geschlossene Einheiten nebeneinander, woran auch gelegentliche Handelsverträge nicht viel änderten. Zwischen und neben ihnen lagen abgestorbene Glieder, denen keine Kunst mehr zum Leben verhelfen konnte. Die kleinen weltlichen und geistlichen Gebiete, die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, sie nahmen ein Drittel des engeren Deutschlands ein. Auch in kräftigeren Staaten lasteten auf Wirtschaft und Handel noch Fesseln, teils in bester Absicht künstlich geschaffen, teils die Reste einer nicht abzuschüttelnden Vergangenheit. Das Bürgertum hatte seinen Niedergang noch nicht überwunden und nicht wieder gelernt, mit frischem Selbstvertrauen sich in die Welt zu wagen.

Der Wohlstand hatte seit dem westfälischen Frieden wieder zugenommen, doch galt Deutschland im Vergleich mit den andern Weltstaaten mit Recht für ein armes Land. Große Vermögen waren nicht vorhanden. Der Preis der Landgüter stieg erst in den letzten Jahrzehnten beträchtlich und der Grundwert nur in den großen Städten. Ein mäßiger Teil des Bürgertums saß in behäbigen Verhältnissen, während die Menge der Stadtbewohner wie die ländlichen Arbeiter ein sehr bescheidenes Dasein mit geringem Verdienst führten. In Stadt und Land gab es viel Proletariat. Denn die Arbeitsgelegenheit nahm nicht in demselben Maße, wie die Bevölkerung zu, und viele gesetzliche Beschränkungen erschwerten den kleinen Leuten, einen Hausstand zu begründen. Die mißachteten Soldatenkinder waren für die Garnisonstädte eine große Last, auch die Fabrikarbeiter wurden von den Gemeinden wenig gern gesehen. Da die Lebensmittelpreise von dem örtlichen Ertrage der Ernte abhingen, schwankte ihre Höhe sehr und Notjahre kamen häufig vor; deswegen nahm die Bettelei trotz aller Verbote nicht ab. Die Humanität der Aufklärung ging indessen auch an dem Armenwesen nicht achtlos vorbei. Man bemühte sich, an Stelle der ungeregelten Wohlthätigkeit gleichmäßige Grundsätze aufzustellen, die Gemeinde und den Staat zur Unterstützung heranzuziehen.

Die Gesundheitsverhältnisse besserten sich einigermaßen. Die Pest lösten die Blattern ab, die zwar unter hoch und niedrig fürchterlich wüteten, doch nicht solchen Massenmord anrichteten, wie jene. Pflasterung, Beleuchtung, Reinlichkeit in den Städten ließen noch viel zu wünschen; am besten stand es damit in den neuen Residenzstädten, in denen die gradlinige Straßenführung und die Anpflanzung von Bäumen auf größeren Plätzen bessere Lüftung schufen. Auch den alten Städten brachte Niederlegung der nutzlos gewordenen Mauern mehr Luft und Licht, die Wälle wurden zu Baumgängen umgewandelt, die eine angenehme Bewegung im Freien gestatteten. Seitdem die Badestuben abgekommen waren und die Bürger vom Waffen-

handwerke ausgeschlossen waren, lag die körperliche Pflege im argen; auch hier brachte die Aufklärung verständige Neuerungen für die Jugend. Kleine Reisen, der Aufenthalt in Bädern oder auf dem Lande zur Erholung waren jetzt allgemein beliebt; der schlichten Naturfreude erschlossen sich die Herzen gern. Der Unterhaltung dienten Kaffeegärten vor den Thoren, eine Verbesserung der Geselligkeit, weil in ihnen sich auch Familien versammelten, während die Wirtshäuser nur für die Männer zugänglich waren. Herren gleicher Lebenslage traten gern zu Kasinos zusammen, Lesegesellschaften gab es an allen größeren Orten. Auch die Theater, in den großen Städten nunmehr ständig, erweiterten beiden Geschlechtern den Denkkreis. Die höheren Bürgerstände lebten angenehm, vergnüglich, heiter, obschon die Steifheit erst allmählich der Empfindsamkeit, dann einem kräftigeren Tone wich. Das bürgerliche Familienleben hatte glücklich der Versumpfung durch die Frivolität widerstanden, doch französische Wendungen im Gespräch und Anreden hielten sich noch lange. Die Haltung war ehrbar und streng. Selbst Mann und Frau begegneten sich in den Familien, die etwas auf sich hielten, mit förmlicher Abgemessenheit, und die Kinder zu gehorsamer Ehrfurcht zu nötigen, sie mehr mit zurückhaltender Herbigkeit, als mit herzlichem Ausdruck der Liebe zu behandeln, erschien Gebot einer guten Erziehung. Der staatliche Zwang war auch in die Familie eingedrungen.

Doch seiner Herrschaft nahte bereits das Ende. Während der Leib in die enge Uniform des Staates eingepreßt war, unternahmen Gemüt und Geist die Eroberung einer freien Welt für sich.

Sechzehnter Abschnitt.

Litteratur und Wissenschaft. Das Weltbürgertum.

Die stolze Hoffnung der Humanisten, Deutschland mit dem Ruhme der Dichtkunst zu schmücken, hat ein späteres Geschlecht herrlich erfüllt. Auch ihm leuchtete die Antike, aber nicht als einziger Leitstern, und es wollte sie nicht nachahmen, sondern Ebenbürtiges schaffen. Der Humanismus war plötzlich gekommen, als Gast aus einer andern Welt, die Litteratur der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschien wie eine Jungfrau aus der Heimat, die, im stillen aufgewachsen, auf einmal in ihrer Schönheit hervortritt. Die deutsche Dichtkunst hatte bereits unter den Staufern eine glanzvolle Zeit erlebt, aber wie eine edle Blume aus dem Auslande wurde sie nach kurzer Blütezeit von den heimischen Kräutern überwuchert. Die eiserne Pflugschar des dreißigjährigen Krieges hatte dann das Feld bis auf den untersten Grund aufgerissen und die Schollen durcheinander geworfen. Fleißige Hände ebneten die Fläche wieder und sonderten das Unkraut aus; das war die Aufklärung mit ihrer treulichen Arbeit. Und nun trug die sorglich bereitete Flur hundertfältige Blumen.

Langsam und allmählich hatte sich das neue Geistesleben entwickelt; wir sahen es entstehen und werden. Die Anfänge der Aufklärung stammten zum Teil aus dem Auslande und auch zu ihrer Ausbildung haben die Fremden, namentlich Voltaire, mächtig beigetragen. Doch wie einst die Deutschen der formalen italischen Humanistik geistigen Inhalt gaben, so haben sie auch die vorwiegend verneinende französische Aufklärung zu thatkräftiger Arbeit verwandelt.

Wieviel ist über die Aufklärung gespottet worden, mit wie

abfälligem Urteil wird sie oft noch heute behandelt! Dennoch ist sie kaum hoch genug zu schätzen. Perioden müssen auch nach ihrer Wirkung angeschlagen werden, nicht allein nach ihrem Gehalt. Die Aufklärung hat es zuerst gewagt, die Folgerungen aus der Reformation zu ziehen, so wenig sie beide innerlich Gemeinsames haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Aufklärung ihre Schranken, daß sie einen erdigen Beigeschmack hatte. Sie faßt alles mechanisch auf; die Welt, die Natur, der Staat, Religion, Recht, Sitte, selbst die Dichtung werden wie nach mathematischen Regeln erklärt und bemessen, alles wird unterstellt den angeblichen Gesetzen der überlegenden Vernunft, der Triebfeder des großen Uhrwerks. Nur was man versteht und klärlich begreifen kann, gilt als richtig und berechtigt, nichts ist ohne zureichenden Grund. Das Ziel ist die Nützlichkeit. Ueber sie entscheidet allein die Gegenwart; die überkommenen Einrichtungen verdienen nur soweit Beachtung, als sie mit den bestehenden Bedürfnissen zusammentreffen, sonst sind sie unverbindlich. Die Gegenwart hat zu handeln, wie es das Vernünftige, das durch die Natur der Menschen und Dinge Gegebene erfordert. Der Zweck des Staates ist die allgemeine Wohlfahrt, um derentwillen ihm jeder unbedingt unterworfen ist; die Unterthanen sind nur zum Staate geordnete Einzelwesen. Der Zweck der Sittengebote wie der Religion ist die menschliche Glückseligkeit, die Tugend ist erstes und vornehmstes Gebot. Es war eine sehr weltliche Denkweise, über der Gemüt und Phantasie zu kurz kamen.

Diese Vernünftigkeit hatte in der That ihre Aufgabe erfüllt, Nützliches zu vollbringen. Ihre größte Leistung in Deutschland war vielleicht, daß sie die Bedingungen schuf, unter denen Genies sich frei entwickeln konnten. Sie überholten bald die nüchternen Lehren ihrer Erzieherin. Der deutschen Dichtkunst fehlten bisher Einbildungskraft, Schwung und Empfindung. Ihrer bedurfte der in dem Deutschen so mächtige religiöse Zug, den der

Pietismus und die Aufklärung für immer von der Dogmenherrschaft befreit hatten, ohne ihm volle Befriedigung zu gewähren. Klopstocks Messias führte auf die Höhe religiösen Gefühls, seelischer Stimmung und dichterischer Erhabenheit, während der schlichte Gellert echte Herzenswärme ausströmen ließ. Klopstock schlug zugleich den Ton idealer Begeisterung an, einer Begeisterung, die sich labte am heimischen Quell. Er pries die alten Deutschen, freilich mehr, wie er sie sich dachte, als wie sie in Wirklichkeit waren. Ihre ursprüngliche Wucht stellte er den Enkeln als ehrwürdiges Erbteil vor zur Erfrischung und Erhebung. So rief er den Deutschen ihre Vergangenheit in ruhmvolles Gedächtnis.

Weckte Klopstock zuerst hohe Gedanken, so hat der für äußere Eindrücke leicht empfängliche und sie ebenso rasch wiedergebende Wieland dafür gesorgt, daß dem stimmungsvollen einseitigen Pathos die leichte, heitere Genußfreude preisende Darstellung zur Seite trat. Ein Freidenker und weltfroher Epikuräer, bei seiner Ironie immer liebenswürdig, verschmähte Wieland die französische Bildung nicht. Er entnahm von den Griechen philosophischen und künstlerischen Geschmack und durchsetzte seine Schriften mit mildem Humor, anmutiger Seelenschilderung und leichtbeschwingter Phantasie. Er machte keinen tiefen, doch einen breiten Eindruck, trug in weite Kreise den Sinn für schriftstellerische Schöpfungen, bereicherte sie mit seiner Vielseitigkeit und gab der Sprache Wohllaut.

Die deutsche Litteratur zu Kraft und Wahrheit geführt zu haben, ist das Verdienst Lessings, dieses Genies einer schöpferischen Kritik. Gebildet durch ernstes Studium, vornehmlich durch die aus den Alten gewonnene vergeistigte Anschauung, führte er in bisher ungeahnte Tiefen des Forschens und Begreifens. Er lehrte Poesie und Kunst in ihrem inneren Wesen, in ihren Gesetzen erkennen und zeigte, welche Anforderungen an künstlerische Thätigkeit zu stellen seien. Die Litteratur der neueren Kulturvölker, in der er bewandert war wie kein andrer,

unterwarf er seinem prüfenden und eindringenden Urteil und wies überzeugend die Unnatur, die Uebertreibung der Franzosen nach, stellte dafür die Griechen und Shakespeare als die großen, allseitigen Meister hin. Lessing gab dem deutschen Prosastil die höchste Vollendung, Klarheit, Kürze, Korn. Seine Untersuchungen läuterten die Grundbegriffe des Drama und hoben die Kunst, es darzustellen. Seine Schauspiele verliehen der Bühne Sicherheit und erziehliche Macht. Minna von Barnhelm lehrte, wie ein der Gegenwart entnommener bürgerlicher Stoff ohne alle Prunkzuthaten zu packen vermöge; der aus tiefstem Denken erwachsene Nathan erhob Toleranz und Humanität zu einem allgemein gültigen, Geist und Herz befreienden und befriedigenden Gedanken. An Lessing war alles Mannheit, alles uneigennützige, unbeugsame Liebe zur Wahrheit. Ein echter Gelehrter, dabei ein Kenner und Freund der Menschen, ein geistvoller Dichter, ein Sohn der Aufklärung, doch sie mit geistigem und sittlichem Gehalt füllend, ein rechter Deutscher, obgleich er Weltbürger sein wollte, wird Lessing so wenig wie Friedrich der Große jemals von seinem Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Volkes gestoßen werden.

Klopstock nahm seinen Ausgang von der religiösen Empfindung, Lessing von der theologischen Kritik; Herder war seinem Berufe nach ausübender Geistlicher. Er huldigte dem Genius der Menschheit, selbst ein großes Genie. Er fühlte das Poetische in allen Schöpfungen der Litteratur, der Kunst und der Geschichte und brachte es mit dichterischer, bilderreicher Sprache zum Verständnis. Der mit glänzenden Kenntnissen ausgerüstete Forscher versenkte sich in vergangene Zeiten und fremde Völker, um sich ihr Wesen lebendig zu machen und das allgemein Gültige, das Ewige herauszuschälen. Eine universale Natur, faßte Herder die Menschheit als ein großes Ganzes, ging ihrem Ursprunge nach und suchte die Gesetze der Entwickelung aus der unendlichen Vielseitigkeit der Natur zu erklären, eine Kette der Kultur durch alle gebildeten Völker

nachzuweisen. Seine Grundanschauung ist der Zusammenhang der Natur und der Geschichte, und die Geschichte, nicht willkürlich, sondern nach natürlichen Bedingungen entwickelt, ist ihm eine fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechtes zur Bildung, die zur Humanität führt. Die allgemein menschliche Kultur aber wird zur höchsten Vollendung der Religion. Die selbstwüchsige, durch keine Regeln beengte Entfaltung des Innern war für Herder das Höchste der Kunst; daher hat er der Volkspoesie aller Zeiten und Völker liebevollste Teilnahme zugewandt und sie durch treffliche Bearbeitungen erst zur rechten Schätzung gebracht. Alle Verhältnisse suchte er geistig zu durchdringen, aber immer kam er auf die Menschenbildung zurück. Er gab der Religion, die er aus den engen Klausen des Rationalismus befreien wollte, poetischen und das Herz erhebenden Wert, verdrängte die unhistorische Richtung der Aufklärung und hauchte der Geschichte Leben ein, indem er von der trockenen Verbindung einzelner Thatsachen zur Erkenntnis des Erdenlebens nach Natur und Anlage der Völker hinüberleitete.

Wie Herder, so widerstrebten viele einer bloß verständigen Würdigung der Dinge und bauten an Stelle der ihnen fade erscheinenden Wirklichkeit eine ideale Welt nach ihrem Sinn auf. Die eigene Brust war der reinste Born der Dichtung, die angeborene Genialität die rechte Führerin im Leben, welche die Schranken des Herkommens, der Regel, sogar der Sitte überschreiten durfte. Die Freuden des Daseins sollten ungeschmälert gekostet, die Reize der Natur voll Entzücken genossen, die empfindsamen Regungen des Herzens zwanglos befolgt werden. Der „Sturm und Drang" war oft eine wilde Jagd nach nebelhaften Idealen, aber sie brach das den freien Schritt hemmende Gestrüpp nieder. An ihr beteiligten sich auch die Jünger des Göttinger Dichterbundes, die, anfänglich Verehrer Klopstocks, nachher sehr verschiedene Richtungen einschlugen, der ruhelose Bürger, der Meister der Ballade und Romanze, der milde

Hölty, der freigesinnte, treuherzige, mit offenem Sinn für das Kleinleben begabte Voß, die schwärmerischen Brüder Stolberg. Keinem Jünglinge, der Hohes in sich ahnte, blieb diese stürmische Aufwallung erspart.

Außer Wieland, der ohnehin eine eigene Stellung einnahm, waren alle die großen Männer der Litteratur Norddeutsche, aber die höchste Vollendung kam von Süddeutschen. Vielleicht war das Zufall, aber diese zufällige Fügung hatte ihre Folgen; die nationale Richtung, die sich im Norden hätte politisch verdichten können, ging in dem weltbürgerlichen Charakter auf. Dafür erlangte die Litteratur vollkommene Freiheit der Gedanken und höchste Schöne der Form.

Müheloſigkeit des Lebens und des Erfolges ist Sterblichen nie ganz verliehen, aber so viel von ihr zu teil werden kann, hat Goethe genossen. Er entging weder menschlichen Verirrungen, noch ließ er es fehlen an der ernsten Arbeit, ohne die auch geniale Naturen nicht reifen können. Günstige äußere Verhältnisse gestatteten ihm von Jugend an einen ungehemmten Lebensgang, und eine glückliche innere Begabung ließ ihn immer Herr seiner selbst werden, gab ihm die Fähigkeit, Verhältnisse und Stimmungen zu überwinden und aus ihnen Kraft zu saugen, als hätte er sie nicht selbst seelisch erfahren, sondern an andern mit ruhiger Beobachtung erforscht und erfaßt. Die Wahrheit, die er durchlebt hatte, wandelte sich ihm zur Dichtung um, die Ergebnisse seiner Untersuchungen wurden ihm zu lebensvollen Bildern.

Goethe war in seiner Jugend von allen Bedingungen umgeben, unter denen sich die Litteratur entwickelt hatte. Geboren in der protestantischen Stadt Frankfurt, wo sich vornehmes, altbürgerliches Wesen gesünder erhalten hatte als anderswo und die Welt nicht mit den Stadtmauern zu Ende war, wuchs er auf unter gebildeten Familien, begeisterte er sich für die moderne Heldengröße des preußischen Fritz und sah den mittelalterlichen Prunk der Kaiserkrönung Josephs. Vertraut mit allem, was

bisher die deutsche Dichtung hervorgebracht hatte, von Herder persönlich angeregt, berührt von religiöser Schwärmerei, frühzeitig auch von der bildenden Kunst angezogen, die Natur in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem inneren Wirken seelen- und verständnisvoll betrachtend, erprobte er während des Aufenthalts in Leipzig und Straßburg die Wissenschaft und noch mehr Leben und Liebe. So sammelte Goethe in sich einen reichen Schatz zum freiesten Eigentum. Er schloß trotzdem nicht früh mit sich ab, wie andre große Männer, immer blieb sein Geist neuer Eindrücke und damit neuer Erwerbungen fähig. In Lyrik, Drama, Roman entlastete er sich von den überwundenen Vorstellungen, um andern nachzugehen. Mit dem kraftstrotzenden Götz von Berlichingen, mit dem empfindsamen Werther waren Sturm und Drang für ihn vorüber. Es begann die Weimarsche Zeit mit ihren heiteren Freuden und hellem Glück, bis die italienische Reise, der Römerzug Goethes zur Kaiserkrone der Dichtung, eine unendliche Fülle reichster Anregung brachte. Bisher hatte der Norden den Dichter beschäftigt, jetzt fesselten ihn der Süden und die unter seiner leuchtenden Sonne geborne klassische Kunst mit ihrer Einfalt und stillen Größe, die er als oberstes Gesetz aller Kunst erkannte. Auch sie machte er seinem Genius dienstbar, indem er sie seinem früheren Sein einfügte und beide harmonisch verband. Den unerschöpflichen Reichtum des Menschenlebens und der Natur vermochte dieser einzige universale Geist zu umspannen.

Da schloß ein zweiter großer Dichter, anders veranlagt, doch ebenbürtig, mit ihm den Freundschaftsbund. Stieg Goethe über die Dinge empor, wandelte Schiller mitten unter ihnen, ergriff sie und ließ sich von ihnen ergreifen. Ein unbezähmbarer Trieb zur Dichtung loderte in ihm von frühester Jugend an. Schillers leidenschaftliches Herz empörte sich gegen den Zwang, gegen die unwürdigen gesellschaftlichen Zustände, seine glühende Phantasie stellte ihm ungezügelte Freiheit, verzehrende

Hingabe an Ideale als höchstes Ziel vor. Daher boten die sozialen Seiten des Lebens seiner dramatischen Thätigkeit die ersten großen Vorwürfe; sie atmeten Abscheu gegen Tyrannei und schilderten die Vernichtung feiger Schurkerei. Nicht vom politischen, sondern vom menschlichen Standpunkte aus nahm er seine Richtung auf das Revolutionäre; der allgemeinen auf edle Tugend gegründeten Freiheit galten seine gewaltigen Schöpfungen. Dieses Feuer brannte in ihm nicht nieder; er bezähmte nur den regellosen Waldbrand und entzündete an ihm eine heilige, ewige Flamme auf dem Altar der Freiheit und der Schönheit, welche er nährte mit reinem Herzen, mit strenger Arbeit an der Selbstvollendung, mit Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen, mit der geläuterten Begeisterung für Menschenwürde. Auch er wandte sich dem klassischen Altertum zu, das seinen sehnsüchtigen Blicken erschien wie ein Paradies voll Herrlichkeit, in das er seine Volksgenossen einzuführen gedachte. Denn immer fühlte sich Schiller als unter seinen Mitmenschen lebend, sie mit seinem ganzen Herzen liebevoll umfassend; wenn er in lichte Höhen flüchtete, so blickte er von dort auf die Erde mit dem Wunsche, sie gleichen Glückes teilhaftig zu sehen. Ueber der gemeinen Wirklichkeit, die ihn abstieß, sah er überall das Große. Daher seine glänzende Befähigung zur Geschichtsschreibung. Die Geschichte gab ihm die Beispiele von der Macht des freien Willens, von dem kühnen Kampfe gegen feindliche Gewalten, die seiner innersten Seele entsprachen. Der Stoff nahm ihn mit aller Gewalt gefangen, daher schilderte er in plastischer Fülle; die im reichen Stile vorgetragene lebendige Anschauung ist es, welche seinen Geschichtswerken ihre Wirkung sicherte. Eben deswegen wurden ihm selber die historischen Studien zu Vorarbeiten für Dramen und Balladen. In geschichtlichen Stoffen erreichte er die höchste Meisterschaft, weil er den Menschen nahm als handelndes Glied der großen Gemeinschaft, die zur Vollendung und Freiheit strebt. Diese sittliche Auffassung führte ihn zum idealen Verständnis

der Vaterlandsliebe. Auch philosophisch drang er in diese Vorstellungen ein; Schiller belebte Kants Gedanken mit seinem Idealismus. Indem er zuerst den Begriff der Schönheit wissenschaftlich zu bestimmen suchte, ging er auch in der Aesthetik mehr auf die sittlichen als auf die künstlerischen Fragen aus. In alles, was Schiller trieb, legte er seine Seele hinein, und darum umgiebt seine Persönlichkeit ein so herzgewinnender Reiz.

Dichtung und Prosa zeigten, wie förderlich die in den letzten Jahrzehnten vollzogene Verbindung der Litteratur mit der Wissenschaft war. Hatte früher die Gelehrsamkeit dem Schrifttum mehr geschadet als genützt, so vereinigten sie sich jetzt in vollkommener Eintracht; die Führer der Litteratur trugen nicht nur der Wissenschaft lebhaftes Interesse entgegen, sondern nahmen selbst an der Forschung teil. Am wenigsten genossen die Naturwissenschaften diese Gunst, denn nur Goethe hat unmittelbar auf ihrem Gebiet gearbeitet, doch die Liebe, welche alle Dichter zur Natur hegten, der erwachte Sinn für sie, vor allem die universale Philosophie Kants waren mächtige Hebel zur Erschließung. Leider blieben die äußeren Mittel gering, und ebenso versagte die schwache Gewerbthätigkeit vielen Forschern die Ausnutzung ihrer Erfindungen. Wenn daher auch oft das Ausland die Palme davontrug, machten doch Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie, Botanik und Anatomie großartige Fortschritte. Viele Deutsche nahmen an den großen Entdeckungsreisen teil, die ebenso das weite Innere des nördlichen Asien wie die unendlichen Flächen des Oceans und seiner Inselwelt durchforschten. Georg Forster, der mit seinem Vater den Engländer Cook auf der zweiten großen Weltumsegelung begleitete, entwarf poetische, das Thatsächliche zur anschaulichen Wirklichkeit verkörpernde Schilderungen von Natur und Menschen.

Kein Wissenszweig fand so allgemeinen und gleichmäßigen Anklang wie die Kenntnis des Altertums. Die Bemühungen der Humanisten endeten damit, daß die lateinische Grammatik

das Schulkatheder eroberte; die Aufklärung wandte sich von den alten Sprachen und ihrem pedantischen Betriebe ab, weil sie sich von ihnen keinen Nutzen für das Leben versprach. Jetzt kam das Altertum selbst zum Leben, in seinem echten Geiste, wie ihn das Griechentum geformt hatte, während bisher fast allein das Römertum studiert wurde. Winckelmann, ebenso groß als Schriftsteller wie als Gelehrter, offenbarte die Kunstwelt der Alten, lehrte die ewige Schönheit und Wahrheit der antiken Kunst erkennen, legte ihre idealen Gesetze dar und schuf die Kunstgeschichte, indem er die Perioden nach den Stilformen charakterisierte. Die Griechen traten nun erst gebührend in den Vordergrund, so daß die Antike von der rechten Stelle aus geschaut wurde. Christian Gottlob Heyne in Göttingen erläuterte, wie über dem Grammatischen und den antiquarischen Einzelheiten die Eigentümlichkeiten der einzelnen Dichter, ihr poetischer Gehalt, stünden, und verband damit Archäologie, Mythologie und Verfassungskunde. Höher noch nahm Friedrich August Wolf in Halle seine Ziele. Die Altertumswissenschaft als Ganzes sollte ein Gesamtbild geben, die lebendige und anschauliche Erkenntnis der damaligen Menschheit selbst, in der er die vollendetste Erscheinung freier und harmonischer Menschenbildung sah; er machte die Erkundung des Lebens und der Geschichte der alten Völker zum Hauptzweck der Wissenschaft, nicht allein um ihretwillen, sondern um aus ihnen lebendigen Gewinn für die Gegenwart zu lösen. Wolfs Prolegomena zum Homer legten den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung dar und wiesen der kritischen Methode bisher unbekannte Aufgaben und Rechte zu.

Der neue Humanismus schlug allmählich in den Gymnasien durch und unterwarf sie sich im folgenden Jahrhunderte vollständig. Inzwischen hatte das Unterrichtswesen manche Schwankungen und Versuche durchgemacht, die der modernen Pädagogik den Ursprung gaben. Da die herkömmlichen Lateinschulen nur für das gelehrte Studium vorbereiteten, wurde der

Wunsch rege, der nicht für die Universität bestimmten Jugend der mittleren Stände eine angemessene Ausbildung zu verschaffen, welche die Bedürfnisse des künftigen praktischen Berufes berücksichtigen und sachliche Kenntnisse übermitteln sollte. Daher kamen die Realschulen auf, auch Industrie- und Arbeitsschulen entstanden. Die Erziehung selbst auf ganz andre Grundsätze zu stellen, wurde das Ziel der Philanthropisten. Sie wollten als Schüler Rousseaus die Rechte der Natur, wie er sie in seinem „Emil" forderte, mit dem Leben ausgleichen. Die aufgeklärte Vernunft und die Menschenliebe im Verein mit der Natur sollten das Kind zu einem geistig und körperlich gesunden Manne heranbilden, der als freisinniger Christ lebensfroh seine Pflichten erfüllte und wohlwollend mit seinen Nebenmenschen verkehrte. Nicht als abschreckende Pein, sondern als ein anregende Vorstellungen erweckendes Spiel dachte sich Basedow den ersten Unterricht, so daß der Schüler nicht bloß aufnehme, sondern auch aus sich heraus entwickle. Seine unklare Ueberstürzung wurde ihm selbst zum Leide und störte die Ausführung seiner Gedanken, doch trotz aller Anfechtungen, die er und seine Mitarbeiter zu erdulden hatten, gereichte der gesunde Inhalt seiner Absichten der Schule zum Segen. Die Aufgaben der pädagogischen Kunst stellte eine reiche theoretische Litteratur in gründliche und zweckbewußte Erörterung; auf den kindlichen Geist berechnete Jugendschriften, unter ihnen manche vortreffliche, erschienen in Menge. Die überstrenge und öde Unterrichtsweise wurde durchgeistigt, vor allem die Pflege des jugendlichen Körpers, die bisher grober Vernachlässigung unterlag, gebührend gewürdigt. Das Denken des Lehrers trat an die Stelle der Abrichtung. Die Volksschule ging bei diesen Verbesserungen nicht leer aus. Guter Wille und warmes Wohlwollen kamen ihr fast überall entgegen, auch die Lehrer durften sich einiger Gunst erfreuen. Doch die rechte Zeit war für die Volksschule noch nicht angebrochen.

Den größten Vorteil aus dem Aufschwunge der Litteratur

zog die Geschichte. Die Aufklärung berücksichtigte die Geschichte mehr, weil sie für das encyklopädische Wissen unentbehrlich war, als ihrer inneren Bedeutung wegen. Daher konnten selbst höchst umfangreiche Werke, insbesondere Weltgeschichten, die sachlich brauchbare Zusammenstellungen boten, auf lohnenden Absatz rechnen. Nun wurden höhere Anforderungen gestellt. Bolingbroke verlangte philosophische und politische Behandlung der Geschichte, Montesquieu betonte den gesetzmäßigen und ursächlichen Verlauf des staatlichen Lebens, Voltaire gab den Anstoß zur kulturgeschichtlichen Betrachtung.

Die Universität Göttingen erwarb sich den Ruhm, die Mutter der neueren deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung zu werden. Durch die Verbindung Hannovers mit England wurde hier der politische Sinn weiter als anderwärts gespannt. Gatterer bereicherte die Hilfswissenschaften und brachte System in die Urkundenlehre; Achenwall machte die Statistik für die Staatskunde nutzbar. Die deutschen Rechtshistoriker, namentlich der treffliche Johann Jakob Moser, hatten bisher hauptsächlich Stoff gesammelt und das deutsche Staatsrecht lediglich historisch behandelt, wie es auch Pütter in Göttingen that. August Ludwig Schlözer, freilich kein Meister der Darstellung, verknüpfte die Geschichte mit der Publizistik und der Staatswissenschaft. Er wollte nicht bloß die einzelnen Thatsachen, sondern den innern Zusammenhang und die Gründe des thatsächlichen Herganges erkennen. Nicht die historischen großen Personen, sondern die Gesamtheit, die staatsbildenden und wirtschaftlichen Kräfte bildeten den Gegenstand seiner Untersuchungen. Er begründete dafür Zeitschriften, die sich des größten Ansehens erfreuten und zuerst der Presse etwas von einer politischen Macht verliehen. Schlözers jüngerer Amtsgenosse Spittler, der ihn in der Form übertraf, legte besonderen Wert auf die staatlichen Einrichtungen.

Am wenigsten machte die Erkenntnis des Mittelalters Fortschritte, weil die aufklärerische Ansicht in ihm gewöhnlich

nur den Tummelplatz pfäffischen Betruges sah. Johannes Müller suchte eine andre Meinung zu begründen, doch seinen Ruhm erwarb er durch die Schweizer Geschichte, deren kritische Schwächen man übersah, weil sie Freiheitskämpfe schilderte und in lebensvollen Gemälden die Kraftfülle dieses verrufenen Mittelalters zur Vorstellung brachte.

Nicht so anspruchsvoll, doch gehaltreicher hat der Westfale Justus Möser mittelalterliche Verhältnisse behandelt. Ein konservativer, die Einrichtungen der Vorzeit preisender Selbstverwaltungsmann, erblickte er die Volkskraft in den besitzenden Ständen, namentlich den Hofbauern und den Bürgern; indem er die Vergangenheit seiner Heimat als liebevoller Sohn durchforschte, förderte er den Sinn für das deutsche Altertum. Die kulturgeschichtlichen Seiten, Rechts- und Wehrverhältnisse, gesellschaftliche Zustände, Einrichtungen des Lebens, der Kirche und der Sitten bildeten für Mösers treffliche Darstellungsgabe den Hauptgegenstand.

Die Geschichte, außerdem gehoben durch die Schriften Schillers und Herders und durch die Altertumsforschung, nahm an Selbständigkeit und Vielseitigkeit mächtig zu. An die Stelle der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise trat überhaupt die historische, die ideale, welche bald die alleinherrschende werden sollte. Das Nationale wurde in der Geschichte noch wenig beachtet und, wo es geschah, allgemeinen Ideen untergeordnet.

Auch die Theologie verschloß sich der historischen Kritik nicht, die Ursprüngliches vom Abgeleiteten zu unterscheiden lehrte und die Einflüsse, welche einst Zeit und Ort auf die Abfassung ausübten, bei der Deutung der Schriften in Erwägung zog. Weil unverkennbar war, daß die Bibel in dem Wechsel der Zeiten sehr verschiedene Auslegungen erfahren hatte, kam es darauf an, das Dogma als jeweilige Form der Erkenntnis geschichtlich zu verfolgen und zu erklären. Die kritische Methode der klassischen Philologie leistete zur Erläuterung des Textes Beihilfe. Semler in Halle begründete die neuere

wissenschaftliche Theologie und Dogmenforschung. Die Gottesgelahrtheit war genötigt, den Fortschritten, welche die allgemeine Erkenntnis machte, zu folgen. Der Protestantismus kam dadurch in die glückliche Lage, sich zu verjüngen und, ohne mit der allgemeinen Bildung in Widerspruch zu geraten, das Wissen und die Ehrfurcht vor der Religion gleichmäßig zu bewahren.

Das große Wort sprach Immanuel Kant, der echt deutsche Philosoph, der Schöpfer des voraussetzungslosen Kritizismus, der den Unterschied zwischen Denken und Erkennen nachwies. Kant vollendete und überwand zugleich den Rationalismus, indem er das theoretische Wissen und den religiösen Glauben voneinander trennte. Er zeigte, daß die Grundbegriffe des moralischen und theologischen Dogmatismus, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, von der Vernunft nicht bewiesen werden könnten, stellte sie dafür als unentbehrliche Thatsachen und als notwendige Voraussetzungen aller Sittlichkeit hin. Kant zog die letzten Folgerungen aus der Grundanschauung des Protestantismus, indem er den Glauben auf sich selbst stellte, auf die Thatsachen der sittlichen Welt, auf das sittliche Bewußtsein, den Willen zum Guten, das Gewissen. Darin besteht die Freiheit des Menschen, daß er dem in ihm ruhenden Sittengesetze, dem kategorischen Imperativ, folgt. Der Gedanke der Pflicht ist der allein zulässige Antrieb des Handelns, Pflicht aus Pflicht, nicht um Lohn oder Lust.

Die nützliche Tugend der Aufklärung wurde zu ethischen Geboten erhoben, die begehrte Ungebundenheit der Menschen in strenge Schranken verwiesen, der Empfindsamkeit und Schwärmerei die Wurzel abgeschnitten. Diese praktische Vernunft traf zusammen mit der praktischen Erfüllung der Pflicht, deren Beispiel Friedrich der Große gab; was der König der Welt thatsächlich lehrte, kleidete Kant in philosophische Wahrheiten. In Kants Ethik lag ein soziales Element, die Zusammenfassung zur höchsten Kulturentfaltung. Die Entstehung und Entwickelung des Staates sah er als Hauptsache und Hauptinhalt der

Geschichte, als die der Menschheit gestellte Aufgabe an; eine innerlich und äußerlich vollkommene Staatsverfassung sei der einzige Zustand, in dem alle Anlagen der Menschheit sich völlig ausbilden könnten. Der Staat kannte nur Pflichten, die Genies nur Rechte; Kant stellte die allseitige Pflicht auf.

Kant lehrte an der Universität Königsberg, doch die von Jena war es, welche seine Ideen verbreitete. Halle erlebte seine zweite große Periode als Führerin des Rationalismus, Göttingen zeichnete sich aus in den philologisch-historischen Fächern, Jena war der Mittelpunkt der von der neuen Litteratur ausgehenden Strömungen. Die protestantischen Universitäten wurden wieder die großen Lehrmeister der Nation, einst die Theologie, jetzt alle Wissenschaften pflegend.

Nur die bildenden Künste blieben zurück, obgleich die Theorie, die Aesthetik, die Kunstbetrachtung und Kunstwürdigung sich hoch entwickelten. Raphael Mengs, der einzige große Maler des mittleren Jahrhunderts, büßte über dem von der Antike und der italischen Renaissance beherrschten Haschen nach schöner Form Innerlichkeit und freie Erfindung ein. Der pomphafte Stil der Franzosen hob die Malerei nicht. In der Gartenkunst verdrängte jedoch die englische, der Natur ihre Freiheit wahrende Parkanlage den mit der Schere arbeitenden französischen Zopf, entsprechend der Wendung in der Litteratur. Chodowieckis Grabstichel zeichnete bereits natürlich in schlichter Form die ihn umgebende Gesellschaft. Indem dann die bildende Kunst dieselbe Wandlung durchmachte, wie die klassische Philologie, erhielt sie in dem Schleswiger Carstens den Vater der neueren deutschen Kunst.

Neben so vielen nach vorwärts gerichteten Linien wandten sich andre zurück oder drehten sich spiralförmig. Aehnlich dem überwundenen Pietismus, nur mit weiter gesteckten Zielen, wollte eine neue Partei dem rein religiösen Gefühl wieder Berechtigung schaffen. Während Herder mit seiner poetischen Ader der Religion frisches Blut einflößte, sprachen der wunder-

liche Hamann und Kants Gegner Jacobi den unmittelbaren Kundgebungen des Herzens das Recht zu, die unzureichenden Ergebnisse des Denkens zu ergänzen und zu ersetzen, während schwärmerische Seelen in die göttliche Offenbarung flüchteten und, ihrer Gnaden teilhaftig, sich über das Bedürfnis des Denkens hinwegsetzten, im Einklang mit der empfindsamen Anlage der Zeitgenossen. Ihre hauptsächlichsten Apostel waren der innige Jung-Stilling, der als bevorzugtes Schutzkind Gottes in Himmelssehnsucht schwelgte, der den einfältigen Kinderglauben festhaltende Claudius und der Prophet Lavater, der mit mächtigen Reden zu einem lebendigen Christentum in Geist und Liebe aufrief, aber sich in kritiklose und eitele Ueberschwenglichkeit verirrte.

Die Lebhaftigkeit des Gefühls und des Denkens, die Unmöglichkeit, ihnen in dem öffentlichen Leben eine freie Anwendung zu geben, bewogen gleichgestimmte Seelen, in Verbindungen und Vereinen Ansprache und Aussprache zu suchen. Der Empfindsamkeit erschien dieses Vorhaben schöner und poetischer, wenn es mit heimlicher Traulichkeit umgeben war. Andre begehrten mehr als harmlose Mitteilung. Sie wollten die Ideale der Menschlichkeit, die sie im Herzen trugen, ins Leben führen, und stifteten Gesellschaften, die geheime sein mußten, teils um die Mitglieder stärker anzureizen, teils um sie vor Ungemach und Verfolgung zu schützen. Durch das oberflächliche Spielen mit den höchsten Fragen, durch die eifrige und doch mit starker Unkenntnis gepaarte Beschäftigung mit den wirklichen oder angeblichen Kräften der Natur kam ein grober Mysticismus auf, welcher die nach natürlicher Erkenntnis ringende Aufklärung als ihr phantastisches Zerrbild begleitete. Die Welt, welche die Wunder der Bibel bezweifelte oder verwarf, geriet in die Gefahr, sich die unglaublichsten Dinge von Schwärmern, Wahrsagern und Betrügern vorspiegeln zu lassen. Die vornehme Gesellschaft mit ihrer sinnlichen Lust und Sucht nach phantastischem Kitzel bot ihnen zahlreiche gläubige Verehrer

bis in die allerhöchsten Kreise Es genügt, an Mesmer, an den Grafen Cagliostro zu erinnern. Große Gesellschaften entstanden, in denen die Geheimniskrämerei in Wort und Bild, in Zeremonieen und Trachten oft den eigentlichen Zweck in den Hintergrund drängte. Mächtigen Anklang fand der von England her eingeführte Freimaurerorden, und es gehörte schließlich zum guten Ton und zum gesellschaftlichen Anstand, Mitglied zu sein. Sittlichkeit, Menschlichkeit, freie Religiosität ohne Standesunterschied schrieb dieser weltbürgerliche Verein auf seine Fahne, aber er wurde auch der Spielplatz toller Romantik und wüster Gaukelei. Ihm trat zur Seite der Illuminatenorden, begründet in Bayern, um den Jesuitismus, der trotz der Aufhebung des Ordens weiter seine Macht ausübte, zu bekämpfen. Er ahmte dessen Einrichtungen nach, verpflichtete ebenfalls zum unverbrüchlichen Gehorsam und übte peinliche Kundschaft über die Glieder aus, erstrebte auch Verbreitung über die Staaten hinweg. Er ging weiter als die Freimaurer und stellte sich, freilich in höchst überspannter und verworrener Form, Ziele, die mit der bestehenden Staatsordnung in Widerspruch waren. Die harten Verfolgungen, die der Kurfürst Karl Theodor über sie verhängte, und innere Zwistigkeiten brachten die Gesellschaft zu einem schnellen Ende.

Bayern war nicht das einzige Land, in dem die Regierung den offenen Kampf gegen die Aufklärung aufnahm. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ein merkwürdig zusammengesetzter Charakter, dessen ritterlich-religiöse Anlage der Sinnlichkeit und der Phantasie erlag und zur frivolen Bigotterie ausartete, übertrug 1788 an Stelle des Ministers von Zedlitz, der unter Friedrich die aufgeklärten Ideen vertreten hatte, die geistlichen Angelegenheiten an Wöllner. Alsbald erschien ein Edikt, das den Geistlichen befahl, sich in ihrer Amtsführung streng an den alten Lehrbegriff zu halten; bald folgte eine Zensurvorschrift, welche die Freiheit der Presse aufhob. Heuchelei ließ sich erzwingen, schwerer der Schreibwelt ein Zaum

auflegen. Aus allen Winkeln quoll eine Schmutzlitteratur, der das Treiben des Hofes reichlichen Stoff bot, und das von allerhöchster Stelle gegebene Beispiel der Unsittlichkeit steckte die vornehmeren Stände in Berlin an. In jeder Beziehung sank Preußen in der öffentlichen Meinung; selbst die Thaten und Leistungen Friedrichs des Großen kamen in Vergessenheit.

Wie wäre es möglich, alle Kräfte des damaligen Deutschlands auch nur annähernd zu umschreiben? Sie gingen durch- und nebeneinander, denn die Entwickelungsstufen, welche durch die großen Geister bezeichnet sind, wurden nicht sofort für alle übrigen maßgebend. Die verständige und die unverständige Aufklärung behielten Anhänger, ihre Gegnerin, die Phantasie, trat in allen Gattungen auf, von der höchsten Begeisterung bis zum niedrigsten Obskurantismus. Es gab kein Gebiet des Geisteslebens, auf dem sich nicht große Wandlungen vollzogen. Es war, als ob jedermann die Verpflichtung fühlte, seine Meinung in gebundener oder ungebundener Rede der Welt kundzuthun, sein Inneres aufzudecken. Da das politische Leben zur Unthätigkeit verurteilt war, Handel und Wandel den Geist nicht übermäßig anspannten, warf sich alle überschüssige Kraft auf die Litteratur. Indem das alte Volk der Krieger sich zu einem Volke von Denkern und Dichtern umgewandelt hatte, zeigte es aufs neue die Vielseitigkeit seiner Begabung, aber auch, welche Gegensätze sein Charakter in sich schloß.

Der weite Weg vom Himmel durch die Welt zur Hölle wurde durchmessen, nicht bedächtigen Schrittes, sondern im stürmischen Fluge. Was auch immer geschrieben wurde, alles trägt das Streben in sich, die Persönlichkeit frei walten zu lassen. Der deutsche Individualismus war wieder mit voller Kraft erwacht. Es drängte ihn, aus der staubigen Schulstube der Vernunft hinauszustürmen in die sonnige Natur, ins volle Menschenleben; er sehnte sich nach himmlischer Luft, nach Freiheit. Der Individualismus führte zum Idealismus. Die einen schwelgten in phantastischer Verehrung des Göttlichen und

der Natur, andre erhoben die Humanität von der persönlichen Tugend zur Grundlage des gesamten menschlichen Daseins und erblickten in Schönheit und Harmonie die höchste Vollendung des Lebens oder verlangten von dem Staate, daß er die allgemeine Glückseligkeit in Gestalt allgemeiner Freiheit verleihe. Manche widerwärtige Erscheinung stößt auf, doch das Minderwertige sank zu Boden und des Trefflichen und Trefflichsten ging eine herrliche Erbschaft auf die Nachkommen über.

Der Ruf: „Es ist eine Freude, zu leben!“ wäre jetzt gerechtfertigter gewesen, als drei Jahrhunderte früher. Gewiß gab es unter all den Geistesstreitern manchen, der zu einem Hutten geschaffen war, aber keiner wurde es, weil in diesem Reichtum von Gedanken der eine fehlte, welcher den Ritter ins Feld trieb. Die politische, die deutsch-nationale, die Reichsidee war gar nicht oder nur höchst unvollkommen vorhanden, und wohl zum Federkriege, nicht zum Schwertkampfe war dieses Geschlecht bereit. Die Gebildeten verabscheuten den Krieg und hatten deswegen für die Eigenschaften und Tugenden, die er erfordert, kein Verständnis. Wenn sie vom Vaterlande sprachen, meinten sie damit die Scholle ihrer Geburt, für die eine sanfte Anhänglichkeit empfunden wurde. Das deutsche Vaterland war trotz der ihm gewidmeten hochtönenden Verse ein sehr unklarer Begriff. Ihm fehlte der rechte, der staatliche Grund und Sinn, einmal weil er der leiblichen Anschaulichkeit ermangelte, dann weil überhaupt kein tieferes Bewußtsein von einem nationalen Staatswesen vorhanden war.

Das Reich war kein Staat, keine Einheit, die dem einzelnen fühlbar und sichtbar gewesen wäre, konnte also nicht den politischen Gedanken eines Vaterlandes erzeugen. Da andrerseits die Einzelstaaten in diesen großen Verband gehörten und nicht ganz selbständig waren, erschien das besondere Heimatland nicht als volles und ganzes Vaterland. Also gab es in der That kein Vaterland im politischen Sinne, ein Nationalgefühl hätte gar keinen Gegenstand gehabt. Die Staaten aber

galten als zufällige Verbindungen, in denen die Bewohner nur deswegen, weil sie hineingehörten, ihre leibliche Existenz führten. Die willkürlichen Veränderungen der Staatenzusammensetzung, welche Krieg oder Tausch so oft verursachte, ließen eine höhere Ansicht von Staat und Vaterland nicht aufkommen.

Es entstand ein neuer Universalismus, in seinen Ideen ganz verschieden von dem mittelalterlichen, in seinen politischen Wirkungen ähnlich. Die geistigen Ideale waren allgemein menschliche und hatten mit einem engeren Vaterlande nichts zu thun, weil man eines solchen gar nicht zu bedürfen glaubte. Im Gegenteil, die Zerlegung der Menschheit in Staaten schien ihrer Vervollkommnung eher ein Hindernis zu sein. Die Deutschen setzten ihren Stolz darein, Weltbürger zu sein, und glaubten diesem Ideale am nächsten zu kommen, wenn sie sich über alle Schranken erhoben. Ein Lessing schlug das Weltbürgertum so hoch an, daß er einen Patriotismus, der ihn daran gehindert hätte, für eine heroische Schwachheit erklärte. Als er diese Worte wählte, fühlte er wohl durch, daß ein solcher Heroismus auch seinen Wert habe, aber er ordnete ihn einem vermeintlich höheren Ziele unter. Aehnlich wie er dachten die andern großen Geister. Schiller gab den Deutschen den Rat, sich frei zu Menschen auszubilden, da sie dafür befähigter seien, als eine Nation zu werden. Die Bezeichnung Deutschland war eine geographische; ihre Umsetzung ins Politische, die mögliche Verwirklichung eines einigen deutschen Reiches, kam niemand als Wunsch oder als Ahnung. Die Deutschen hielten sich sogar für ein freies Volk, und viele erblickten gerade in der Reichsverfassung trotz allen Spottes, den sie daneben hervorrief, das Bollwerk dieser Freiheit. Man wollte sie erhalten, wie sie war, und wünschte keineswegs, daß das Kaisertum größere Macht bekam. Oesterreich stand mehr neben dem Reiche, als innerhalb, und ähnlich lag es mit Preußen.

Die kosmopolitische Neigung war eine Folge teils der Aufklärung, teils und vielleicht am meisten der verfahrenen

politischen Zustände; sie diente auch als rettende Zuflucht aus dem allwaltenden Partikularismus. Da die Heimat kein Genüge gab, mußte die ganze Welt als größtes Vaterland herhalten, statt eines politischen Vaterlandes suchte man ein geistiges. So recht wohl war den Deutschen dabei nicht ums Herz, und sie fühlten, daß es mit ihnen nicht so beschaffen war, wie es sein sollte. Der einzelne Deutsche konnte draußen wohl für seine Person Anerkennung finden, die Deutschen in ihrer Gesamtheit galten nichts; sie waren miserabel, wie Goethe sagt. Der Deutsche mußte sich die Achtung mühsam erkämpfen, die den Angehörigen andrer Völker von selbst zufiel.

Auch darüber konnte sich niemand täuschen, wie elend und unwürdig vielfach die öffentlichen Zustände waren. Die erzwungene politische Unmündigkeit, die Willkür, mit welcher der Staat den Unterthanen, auch wo es zu dessen Bestem geschah, behandelte, machen begreiflich, wie heiße Sehnsucht nach irgend einer andern Freiheit entstehen mußte. Ueberall sprang ins Auge, wie schwer der geringe Mann am Leben zu tragen hatte. Besonders die herrschaftlichen Jagdrechte erregten allgemeine Mißbilligung, deshalb war es eine der ersten Einwirkungen der französischen Revolution, daß die fürstlichen Nimrode den Wildstand vermindern ließen. Auch der Menschenhandel für den amerikanischen Krieg rief lebhafte Entrüstung hervor. Das Bürgertum empfand am bittersten die Bevorzugung des Adels, den Hochmut der Hofleute und des Beamtentums, das dabei oft dem Tugendideal sehr wenig entsprach. Je mehr die Achtung vor Menschenwürde zum Stichwort wurde, desto mehr steigerte sich der Haß gegen die oberen Klassen. Die Vorstellungen vom antiken Freiheitssinn, vom Römerstolz, die neuen Ansichten von angebornen natürlichen Rechten flossen mit dem Gefühl der thatsächlichen Mißstände zusammen, und weil die Verhältnisse der Freiheit keinen Raum boten, kam der Drang nach ihr nicht über die Theorie hinaus und wurde deswegen phrasenhaft und übertrieben. Ueberzeugt von dem Werte und dem Glücke eines

geträumten Naturzustandes, hätte man am liebsten gar keinen Staat und keine Regierung gehabt. Die stehenden Heere wurden als mißbräuchliche Werkzeuge fürstlichen Uebermutes verworfen. Als die beste Verfassung erschien eine republikanische, seitdem sie in Nordamerika eine vielbewunderte Verwirklichung erfahren hatte. Dampfender Tyrannenhaß dröhnte in den Dichtungen; ein Karl Moor war vielen ein wahres Ideal. Als dann in dem Nachbarlande der große Brand unwiderstehlich um sich griff, wurde die Sprache noch unbändiger; die ausschweifendsten Aeußerungen wurden laut. Auch die besten Geister begrüßten in der französischen Revolution einen Völkerfrühling. Die Frechheit der Emigranten gab den handgreiflichen Beweis, wie erbärmlich es mit Frankreich gestanden hatte, und machte am besten Stimmung für die Revolution. Die Regierungen erbebten eine Zeit lang in banger Furcht, doch die kleinen Aufstände wurden leicht gebändigt, und der weitere Gang der Dinge in Paris ernüchterte die anfänglichen Revolutionsschwärmer.

Der politische Fortschritt, den das achtzehnte Jahrhundert gebracht hatte, die hohe Ausbildung der staatlichen Gewalt war die Leistung der Regierenden. Vom allgemeinen deutschen Standpunkt aus betrachtet, ist sie als Verstärkung des Partikularismus zu bezeichnen.

Man hat der Zersplitterung Deutschlands oft einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung des geistigen Lebens zugeschrieben, weil sie viele Mittelpunkte schuf. Das ist wohl mehr ein gesuchter als ein wahrer Trost über das lange politische Elend. Ein wie viel größeres Aufgebot an Kräften war in Deutschland erforderlich, als in England oder Frankreich! Durch die traurigen Zustände wurden viele trefflich Veranlagte auf Irrwege gedrängt oder zur Aufreibung ihrer Kräfte verdammt, und die deutsche Litteratur entbehrte mit einem gesunden Nationalbewußtsein ein kräftiges Herzblatt. Deutschland brachte wenig Mäcene hervor, und so dankbar eines Karl August in Weimar zu gedenken ist, die meisten Männer der geistigen

That mußten sich allein und unter schweren Verhältnissen durcharbeiten.

Die großartige Entfaltung der Litteratur und der Wissenschaft ist demnach dem Volke zu verdanken. Nicht die Gesamtheit hat sie vollbracht, denn nur die protestantischen Länder arbeiteten mit. Auch darf man nicht meinen, Schiller und Goethe wären von Anfang an auf ihren Dichterwegen von allgemeinem Beifall begleitet worden. Große Teile des Volkes, selbst von den Studierten, der kleine Bürger und der Landmann kümmerten sich nicht um Dichtung und Theater. Die Bildung trug das höhere Bürgertum, der Mittelstand. Aus ihm gingen, wie die meisten Beamten, alle Gelehrten und Schriftsteller hervor, in ihm hatten sie Teilnahme und Verständnis zu suchen. Das Bürgertum gewann auf diesem Wege die verloren gegangene Bedeutung zurück und machte sich würdig, sie auch im Staatsleben wieder zu erlangen.

Dennoch kam diese geistige Aufrichtung ganz Deutschland zu gute. Sie erhob den stumpf gewordenen Sinn zu Höherem, zur Fähigkeit, einer Idee zu leben und ihr Opfer zu bringen; in Deutschland wurde wieder Enthusiasmus möglich. Sie gab den niedergebrochenen Deutschen einen Teil ihrer Volkskraft und ihres Selbstbewußtseins wieder. Die Toleranz, die über den Unterschied der Bekenntnisse hinweg den Mann nach seiner Tüchtigkeit mißt und die Religion in edler, von Glaubenshaß freier Bethätigung sucht, wurde ein Gemeingut der Gebildeten. Die Schriftsprache, zu hoher Schönheit und schmiegsamer Kraft geläutert, begann auch die Umgangssprache zu werden und die Unterschiede der Redeweise zu verwischen. So schuf die Litteratur die Vorbedingungen einer tieferen Einheit.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht Deutschland damals auf dem besten Wege war, aus sich selbst eine neue Zukunft zu schaffen. Solche Fragen sind leichter zu stellen als zu beantworten. Der durchaus unpolitische Charakter der Zeit macht nicht sehr wahrscheinlich, daß auch nur brauchbare

Vorschläge zu einer Aenderung der Reichsverfassung gemacht werden konnten, ganz abgesehen von der Möglichkeit einer Ausführung. Der folgende Gang der Dinge, vollends die Unklarheit, die noch nach den Freiheitskriegen über die wesentlichsten Bedingungen einer deutschen Einheit herrschte, erwecken wenig Zutrauen auf eine höhere politische Weisheit, die ohne den Zwang der nachfolgenden Umwälzungen sich hätte einstellen mögen. Die Männer, die das Elend der Reichsverfassung kräftig hervorhoben, standen vereinzelt und vermochten nur, auf die Krankheit hinzuweisen, nicht geeignete Mittel zu ihrer Heilung anzugeben. Die Fürsten, mit Ausnahme etwa von Karl August von Weimar, hatten nicht die geringste Lust, irgend welche Machtbefugnisse an eine Zentralgewalt abzugeben; sie wären auf solche Gedanken gar nicht gekommen. Parteien, ohne die ein politisches Leben nicht gedeihen kann, waren nicht vorhanden, und der ganze Freiheitsdurst lief im Grunde auf Gedankenfreiheit hinaus, von der man sich Wunder versprach. Trotz allen leidenschaftlichen Geredes kam keine eigentlich revolutionäre Stimmung auf, wie sie zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in manchen Gegenden verbreitet war. Wahrscheinlich konnte die Reichsverfassung, wie sie bisher vorgehalten hatte, noch lange sich hinschleppen.

Immerhin war Großes erreicht worden, und es ist ein Zeichen für die unerlöschliche Kraft des deutschen Volksgeistes, daß er nach den entsetzlichen Schlägen des siebzehnten Jahrhunderts sich wieder erhob. Er that es in dem nie versagenden Heilbade seines Individualismus. Nur wiederholte sich das alte Spiel, daß er sich einseitig entwickelte. Im Mittelalter war er nach großen Thaten politisch und wirtschaftlich zum Schaden ausgewachsen, ähnlich stand es jetzt. Indem die Deutschen sich geistig zum ersten Volke Europas erhoben, wurden sie darüber zu Ideologen, büßten sie die handelnde Manneskraft ein und pflegten nur die milden Eigenschaften. Im Besitz von goldenen Gedankenschätzen achteten sie das Eisen

nicht. War es nun ein freundliches oder ein feindliches Geschick, das sie zwang, in die verlassenen Gruben hinabzusteigen und das düstere Metall, von dem sie meinten, daß es nur der Knechtschaft frohne, wieder hervorzuholen, um ihre Freiheit zu verteidigen?

Siebzehnter Abschnitt.

Der Zusammenbruch. Die Wiedergeburt Preußens.

So traurig war es mehrmals mit dem deutschen Volke bestellt, daß sich darüber streiten läßt, welche von den Zeiten, die es durchlebt hat, die unerquicklichste gewesen sei. Nehmen wir die politische Geltung der Gesamtheit zum Maßstabe, so fiel ihr traurigster Stand unzweifelhaft in die Jahre 1806 bis 1813, innerhalb deren die Deutschen aus der Reihe der staatenbildenden Völker gestrichen waren. Nicht allein durch die Gewalt Frankreichs, noch mehr durch eigene Verschuldung sanken die Deutschen so tief herab. Wie ein lange im Körper aufgehäufter Krankheitsstoff endlich zur verderblichen oder gesundheitbringenden Krise drängt, so erging es damals unserm Volke.

Nichts ist leichter und nichts liegt näher, als die Fürsten, welche der fremden Macht huldigten und für ihre Sklaverei reichen Lohn einheimsten, zu verdammen, und sicherlich trifft für sie die Entschuldigung politischer Unreife, die ihre mittelalterlichen Ahnherren beanspruchen durften, nicht mehr voll zu. Doch an wen sind in erster Stelle die Vorwürfe zu richten? Oesterreich und Preußen trieben nicht Reichs-, sondern Kabinetspolitik; sie verschuldeten den schlechten Gang des Krieges und brachten dadurch die süddeutschen Fürsten in die größten Gefahren. Diese

ergriffen nicht von vornherein die französische Partei, sondern erst, als ihnen das Wasser an den Hals ging. Sollten sie sich zwecklos opfern? Weder Oesterreich noch Preußen noch das Reich waren so beschaffen, daß sie jemanden zum Opfermut hätten begeistern mögen. Dazu kam die Verlockung, reicher zu werden, und zwar anfänglich auf Kosten von Gemeinwesen, an deren Erhaltung niemand als diese selber Interesse hatte. Nachher war es unmöglich, die angenommenen Ketten zu sprengen, und sie wurden zur Gewöhnung. Sie schmiedete außerdem ein Mann, dem auch der bitterste Haß zugeben mußte, daß er von ungewöhnlicher Größe war. Ohnehin ging die Richtung der Zeit auf das Individuelle, auf die Persönlichkeit; hier war eine aufgestanden, wie sie Jahrhunderte nicht mehr gesehen hatten. Große und kleine Geister waren überzeugt, Napoleon sei unüberwindlich. Er forderte von seinen deutschen Vasallen ungeheure Blutsteuern, doch die Soldaten, die unter seinen Fahnen fochten, nahmen teil an glänzenden Siegen, die auch sie mit Stolz erfüllten. Selbst das Bild Friedrichs des Großen verblaßte vor dieser strahlenden Siegesglorie. Die Süddeutschen hatten seit langem nichts von kriegerischem Ruhm aufzuweisen, und daß sie nun hingerissen wurden, daß vielen nachher auch der gestürzte Kaiser der Abgott blieb, war begreiflich. Die Ideale, welche das achtzehnte Jahrhundert aufgestellt hatte, ließen sich auch ohne ein deutsches Reich erfassen, und eine Volksgemeinschaft gab es nicht.

Die französische Nationalversammlung nötigte im April 1792 den König Ludwig XVI., Oesterreich und damit dem verbündeten Preußen den Krieg zu erklären, weil sie durch Duldung der Emigranten im Reiche und Erklärungen der beiden Monarchen die Unabhängigkeit Frankreichs bedroht wähnte, obgleich gewiß ist, daß Kaiser Leopold II. nicht Krieg wollte. Er war eben plötzlich gestorben, und ihm folgte sein Sohn Franz II. in Oesterreich und im Reiche. Die Verbündeten versäumten, im ersten Anlauf, als die militärischen Verhältnisse günstig

lagen, rasche Schläge zu führen. Nach langsamem Vormarsch unterließ der preußische Feldherr, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, bei Valmy einen entschlossenen Angriff, und im Herbste konnten die Franzosen ins Reich und in Belgien einfallen. Der Krieg wurde ohne Schwung weiter geführt, weil Oesterreich und Preußen nur an reiche Entschädigung für ihre Kosten dachten. Katharina von Rußland benützte die Gelegenheit, um in Polen Verwirrung anzustiften, schlug die Patrioten unter Kosciuszko nieder und vollzog zusammen mit Preußen 1793 die zweite Teilung Polens, durch die Preußen Danzig und Thorn, die Woiwodschaften Posen, Gnesen und Kalisch an sich brachte. Darüber ging die Freundschaft Oesterreichs und Preußens auseinander, denn ersteres verlangte unter Minister Thugut auch ein Beutestück. Wieder erhoben sich die Polen unter Kosciuszko; seine Besiegung, die blutige Erstürmung Pragas, der Feste von Warschau, durch Suworow warfen Polen vernichtet unter Rußlands Füße und machten die völlige Aufteilung unabwendbar. Nun haderten Preußen und Oesterreich um Krakau; schon bedrohten Oesterreich und Rußland Preußen mit Krieg. Deshalb entschloß sich König Friedrich Wilhelm II. im April 1795 durch den Frieden zu Basel den Krieg gegen Frankreich aufzugeben, doch mußte er sich im Oktober mit Neuostpreußen, dem Gebiete bis zum Bug und Niemen mit Warschau begnügen. Krakau und andres Land kamen an Oesterreich, der gewaltige Rest an Rußland.

Preußen hatte in den drei Teilungen zusammen über 2500 Quadratmeilen gewonnen. Waren Danzig und Thorn für Westpreußen unentbehrlich und auch eine Verbindung der Provinzen Preußen und Schlesien sehr erwünscht, so war das übrige ein Gewinn von zweifelhaftem Werte. Der Staat schob sich mächtig nach dem Osten hinaus und beeinträchtigte durch die Masse polnischer Unterthanen sein rein deutsches Wesen; die Hohenzollern kamen in eine Lage ähnlich der der Habsburger. Zugleich schwächten sie ihre Stellung im Westen,

denn Frankreich erhielt durch den Baseler Frieden das preußische Gebiet links vom Rhein, vorläufig nur in Besetzung, doch schon mit der Absicht der Abtretung. Eine Demarkationslinie schied Nord- und Mitteldeutschland als neutrales Gebiet vom Süden ab und spaltete das Reich in zwei Hälften, von denen die eine mit Oesterreich zusammen den Krieg gegen Frankreich fortsetzte.

Das legitime Europa hatte der Revolution in die Hände gearbeitet; von den Mächten war eine so schuldbeladen wie die andre. Oesterreich entschloß sich endlich, das ohnehin verlorene Belgien daranzugeben und nahm dafür Oberitalien in Aussicht; wie das Kaisertum mit der Eroberung der Halbinsel begonnen hatte, so sollte es an italischen Plänen sein Ende finden. Einen Sieg nach dem andern erfocht der neue französische Feldherr Bonaparte, bis der Friede von Campoformio im Oktober 1797 den ersten Koalitionskrieg beendete. Oesterreich verzichtete auf Belgien, Mailand und Mantua und empfing dafür Venetien, Istrien und Dalmatien; das linke Rheinufer von Basel bis zur ehemaligen preußischen Grenze sollte gegen Entschädigung der dortigen Besitzer an Frankreich fallen. Der Kongreß zu Rastatt, bestimmt die Angelegenheit zu ordnen, schleppte sich hin, weil Bonaparte nach Aegypten gegangen war, bis im Frühjahr 1799 der zweite Koalitionskrieg begann, veranlaßt von dem russischen Kaiser Paul I., mit dem sich Oesterreich, wieder Italien im Auge, verbündete. Vergeblich waren die Heldenthaten Suworows in Italien und in der Schweiz; Paul trat, mißgestimmt über Oesterreichs Verhalten, vom Kampfe zurück und der heimgekehrte Bonaparte, jetzt erster Konsul, eröffnete das neue Jahrhundert mit glänzenden Siegen. Der Frieden von Lüneville im Februar 1801 bestimmte den Thalweg des Rheins von der Schweiz bis nach Holland als französische Grenze; eine Reichsdeputation wurde bestellt, um die Abfindungen zu regeln. Dem schmählichen Feilschen und Betteln der deutschen Fürsten machte Bonaparte, im Einverständnis mit dem russischen Kaiser Alexander, der seinem ermordeten Vater Paul gefolgt

war, ein Ende durch Sonderverträge, die der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 bestätigen mußte.

Oesterreich hatte sich vergebens alle Mühe gegeben, die geistlichen Staaten zu erhalten; bis auf das Kurfürstentum Mainz, dessen Sitz nach Regensburg verlegt wurde, fielen sie alle, ebenso die Reichsstädte mit Ausnahme von sechs: Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen und Lübeck. Ihre Gebiete wurden unter die weltlichen Fürsten verteilt. Preußen hätte gern die zu Ansbach-Baireuth passenden fränkischen Bistümer gehabt; Bonaparte hielt es für besser, sie an Bayern zu geben und Preußen mit den Bistümern Paderborn, Münster, Hildesheim, dem thüringischen Besitz von Mainz, mehreren Abteien und Reichsstädten zu entschädigen. Wie Bayern wurden Württemberg und Baden sehr reichlich bedacht; ähnliche Geschenke bekamen mittlere und kleine Reichsfürsten. An Stelle der eingegangenen geistlichen Kurfürstentümer Trier und Köln wurden Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg, das der Großherzog von Toskana als Entschädigung für seinen italischen Besitz erhalten hatte, zu dieser Würde erhoben.

Den schwersten Verlust erlitt die katholische Kirche. Nicht allein kamen viele Tausende ihrer Bekenner unter protestantische Herrschaft, der Untergang der geistlichen Fürstentümer änderte vollständig den Charakter des Reiches, indem die bisherige geistlich-katholische Mehrheit im Reichstage in eine weltlich-protestantische umgewandelt wurde. Die Ueberlieferung des Mittelalters war zerstört. Die Umgestaltung entsprach dem thatsächlichen Verhältnis, daß die Mehrheit Deutschlands evangelisch war, und die Beseitigung von über hundert Sondergebieten konnte nur nützlich werden. Aber wie schimpflich ging das alles vor sich! Doch die Deutschen merkten kaum ihre Schande.

Trotzdem sollte das Reich weiter bestehen. Als gegen den zum Kaiser Napoleon gewordenen französischen Gewalthaber der dritte Koalitionskrieg ausbrach, verbündete sich Bayern mit ihm; die auf Drängen der Russen vorzeitig angenommene Drei-

kaiserschlacht zu Austerlitz am 2. Dezember 1805 bewog den Kaiser Franz zu sofortigem schwerem Frieden. Mit den ihm abgenommenen Besitzungen in Süddeutschland und Tirol belohnte der Sieger Bayern, Württemberg und Baden, welche die Souveränetät, die beiden ersten unter königlichem Titel, erhielten. Es hieß nur die Wahrheit gestehen, wenn im Juli 1806 zu Paris die sechzehn süddeutschen Staaten den Rheinbund schlossen, der seinem Protektor Napoleon die Heeresfolge in allen Kriegen auf dem Festlande gelobte und sich vom Reiche lossagte. Weitere Einziehungen der drei süddeutschen Reichsstädte, kleinerer Herrschaften und der reichsritterschaftlichen Besitzungen zu Gunsten dieser französischen Vasallen begleiteten die Unterwerfung. Franz, der vorsichtig schon vorher den österreichischen Kaisertitel angenommen hatte, legte am 6. August die kaiserliche Würde nieder. Alle Mitglieder des ehemaligen römischen Reiches wurden dadurch Souveräne.

Von belangreichen deutschen Staaten hatten nur Preußen und Sachsen sich noch nicht Napoleon unterworfen. In Preußen regierte seit dem November 1797 Friedrich Wilhelm III., wie einst Friedrich Wilhelm I. dem Vater ganz unähnlich. Fern von jeder Phantastik, voll Abscheu vor sittlichen Ausschweifungen, aufrichtig fromm, sparsam und ehrlich bereit, seine Pflichten zu erfüllen, wie sein Ahnherr, besaß er nicht dessen kraftstrotzende Persönlichkeit. Der König hatte wohl seine Ansichten und mitunter recht gute, doch schüchtern und unbeholfen in Auftreten und Rede wagte er sich nicht recht mit ihnen hervor; wie alle Preußen stand er unter dem Banne der Größe Friedrichs II., im Zweifel, ob es thunlich sei, an dessen Werke zu ändern. Trotzdem gewillt, der alleinige Regent zu sein, bevorzugte er bequeme Männer; seine fleißige Thätigkeit erstreckte sich viel auf Aeußerlichkeiten und entbehrte des großen Wurfes und sicherer Ideen. Aus Humanität, Sparsamkeit und politischem Unvermögen war Friedrich Wilhelm durchaus für die Erhaltung des Friedens, während sein Minister Hardenberg Hannover zu

erwerben gedachte. Der rücksichtslose Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach zum Kriege gegen Oesterreich erzürnte den König; doch obgleich Kaiser Alexander selber nach Berlin kam, schwang er sich nur zu dem Gedanken der bewaffneten Vermittelung auf. Unter dem Eindruck der Schlacht von Austerlitz hielt es Haugwitz, der an Napoleon ein Ultimatum überbringen sollte, im Sinne der vom Könige befolgten Politik für besser, den Kaiser zum Freunde zu behalten, und kehrte mit einem Vertrage zurück, der in weiteren Verhandlungen noch ungünstiger wurde und Preußen verpflichtete, Hannover zu besetzen, während Ansbach-Baireuth an Napoleon für Bayern abgetreten wurde. England erklärte darauf den Krieg, Preußen verfiel allgemeiner Nichtachtung. Die Entstehung des Rheinbundes gab Anlaß zur Wiederaufnahme früherer Entwürfe, einen norddeutschen Bund unter Preußens Führung zu begründen, ohne daß etwas erreicht wurde.

Bald mußte Preußen erfahren, wie unzuverlässig Napoleon war; die Lage wurde unerträglich. Friedrich Wilhelm entschloß sich endlich zum Kriege, nun im ungünstigsten Augenblick, nur von Sachsen unterstützt. Der unglückliche Ausfall der schlecht geleiteten Kämpfe bei Jena am 14. Oktober riß auch die zweite Armee, welche gleichzeitig bei Auerstädt tapfer, aber erfolglos gefochten hatte, ins Verderben. Festungen und Truppenteile kapitulierten meist in schmählichster Weise, die Franzosen besetzten Berlin, der König war auf die Provinz Preußen beschränkt. Im Vertrauen auf Rußland setzte er jedoch den Kampf fort; bei Eilau kam wieder die preußische Tüchtigkeit zu Ehren, allein die Schlacht bei Friedland endete mit schwerer Niederlage der Russen. Plötzlich fiel nun Kaiser Alexander ab und schloß innige Freundschaft mit Napoleon, der den ehrgeizigen Herrscher durch große Zukunftspläne gefangen nahm. Unter harten Demütigungen mußte Friedrich Wilhelm den Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 annehmen, der ihm fast die Hälfte seines Gebietes raubte, die andre nur als Gnadengeschenk ließ. Alles Land

links der Elbe trat der König ab. Von den polnischen Erwerbungen blieb ihm nur Westpreußen, doch ohne Danzig und Thorn; die andre Masse kam außer einem Stücke, das sich Kaiser Alexander schenken ließ, als Großherzogtum Warschau an Friedrich August von Sachsen, der nach der Jenaer Schlacht, zum Könige erhoben, Mitglied des Rheinbundes geworden war. Wie er bereits die süddeutschen Staaten mit Oesterreich unversöhnlich verfeindet hatte, wollte Napoleon Preußen für die Zukunft in Norddeutschland vereinzeln.

Das Maß des Unheils war noch nicht erschöpft. Ungeheure Summen mußte der verstümmelte Staat zahlen, erst 1808 räumten die Franzosen das Land mit Ausnahme der Oderfestungen, wofür der König sich verpflichtete, das Heer nicht über 42000 Mann zu verstärken. Die von Napoleon befohlene Kontinentalsperre gegen England erdrückte Handel und Wandel.

Der Staat Friedrichs des Großen war nur schwer verwundet, nicht tödlich getroffen. Begründet durch die Waffen, gehalten durch die Verwaltung, mußte er erleben, daß beide versagten. Das Zeichen wahrer Größe ist, Mißgeschick nicht andern, sondern den eigenen Fehlern zuzuschreiben, sie zu erkennen und abzulegen. Indem Preußen so handelte, hat es seinen Kern als echt erwiesen.

Die Wiederaufrichtung Preußens ist eines der großartigsten Schauspiele der deutschen Geschichte, eine Lehre, was Willen und Wissen im Verein vermögen.

Die Gründe des Zusammenbruchs liefen alle auf eine Ursache zurück. Weil Preußen nicht fortschritt, war es zurückgegangen; alle Welt hatte das Vertrauen auf das bisherige System verloren. Die absolute Regierung hatte ihre Schuldigkeit gethan, sie mußte in eine rühmliche Vergangenheit zurückweichen, um neuen Anforderungen Raum zu geben. Sie hatte den Staat gebildet, jetzt galt es, die Form zu beleben. Gar zu lange dauerte bereits die Unmündigkeit des Volkes. Neben dem Zwange des Staates ging die Freiheit des Geistes

einher. Beide waren auf Abwege geraten; wenn sie sich die Hände reichten, konnten sie nicht die Schwächen abstoßen und gemeinsam dem höchsten Ziele zustreben? Staatskunst und Bildung mußten nicht nur in den Personen, wie bisher oft genug, sondern auch im Handeln zusammentreffen, der Staat die Freiheit, der Geist die Zucht und den Ernst des Staates aufnehmen. Dann konnte es gelingen, den Staat zum idealen Gute zu erheben, das die Zugehörigen als ihr kostbarstes Besitztum schätzten, weil sie nicht nur seine Unterthanen, sondern auch seine Bürger waren. Das Staatswesen der Gegenwart forderte nur Pflichten, während im Mittelalter die Insassen nur Rechte verlangt hatten; jetzt war der Mittelweg einzuschlagen. Aehnlich wie auf dem politischen Gebiete lag es auf dem sittlichen. Die Aufklärung hatte die menschlichen Pflichten, die nachfolgende Idealzeit die menschlichen Rechte betont: beide Forderungen waren zu vereinigen und mit dem staatlichen Leben zu verbinden.

Es handelt sich nicht allein um den Augenblick. Vielleicht hätten der Wille des Königs, vielleicht die steigende Erbitterung des Volkes über die Knechtschaft, oder beide zusammen auch zur Befreiung geführt, aber ohne die innere Umwandlung wäre die spätere Geschichte Preußens kaum denkbar.

Einige wenige Männer vollbrachten das Wunder unter schweren Hindernissen und persönlichen Widerwärtigkeiten, doch ihr hoher Sinn kannte kein Wanken. Wahrlich, unter ihnen sind Heroen ohne Fehl und Tadel, zu denen man mit ehrfürchtiger Bewunderung aufschaut; leuchtendere Vorbilder gibt es nirgends in der Geschichte. Wer den Deutschen Erzieher empfehlen will, der mag sie an Stein und Scharnhorst weisen, und wer in hingebender Arbeit zu ermatten fürchtet, weil ihm scheinbar der Lohn versagt bleibt, der gedenke ihres entsagungsvollen Ringens, dem der Dank der Nachwelt gefolgt ist.

Der Freiherr Heinrich Friedrich Karl vom Stein, geboren in Nassau aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte, war,

nachdem er seine Studien in Göttingen gemacht hatte, in den preußischen Dienst getreten, lange thätig im Westen, dann als Minister erbitterter Gegner der Kabinetsregierung und deshalb Anfang 1807 in Ungnade entlassen. Von Hardenberg vorgeschlagen, selbst von Napoleon empfohlen, wurde er nach dem Tilsiter Frieden mit weiten Vollmachten an die Spitze des Staates gestellt. Der König hat Stein nie gern gehabt, denn ihn drückte die Wucht des Mannes; doch Friedrich Wilhelm bleibt der Ruhm, daß er dem größeren Geiste nachgab. Der Freiherr war ein Kraftmensch im edelsten Sinne. Der stämmige Körper, die mächtige blinkende Stirn, die feurigen, in der Leidenschaft furchtbaren Augen, die gewaltige Nase, die geschlossenen schmalen Lippen, das feste spitze Kinn, die ganze Erscheinung atmete Stärke und stürmischen Willen. Stein, zum Gebieter, zum Diktator geschaffen, fuhr schonungslos drein und haßte ingrimmig, wo er Schlechtigkeit wußte oder vermutete, weil er selber nur reinste Gesinnung, Wahrheit und Offenheit war. Sein vor den Großen furchtloses Herz trug Niederen warmes Wohlwollen entgegen; er war überzeugt von der Tüchtigkeit des Volkes. Ihn zeichnete ein tiefes historisches Verständnis aus, darum gedachte er die neue Verfassung des Staates auf die durch die Geschichte bewährten Kräfte des deutschen Volkes zu gründen. Voll begeisterter Erinnerung für Deutschlands einstige Größe, erkannte er den Grund des Niederganges in dem Kleinfürstentume, dem er alle Schuld an dem Elende zuschob. Ebenso sah er, daß die besten Fähigkeiten der Deutschen sich stets in freier Bewegung entfaltet hatten; sie wollte er deswegen wieder geben. Stein war ein echt deutscher Reformator, der das innerste Wesen unsres Volkes begriff und hervorholte, um es in einer der neuen Zeit entsprechenden Weise großzuziehen. Selbst ein unabhängiger Geist, mochte er keine Abhängigkeit. Wer Pflichten leisten soll, muß dafür auch Rechte haben; dem Staate wird am besten gedient, wenn jedem das eigene Interesse gebietet, es zu thun. Daher muß der Staat den Unterthanen

gestatten, ihre Kräfte frei zu gebrauchen, alle Beschränkungen, die nur Bevorrechteten zu gute kommen, aufheben. Der Staat baut sich auf von unten, von der Gemeinde zur Provinz, von den Provinzen zum Reich; dementsprechend ist die Mitwirkung der Glieder am Ganzen zu ordnen. Zu den deutschen Grundsätzen der Gemeindeverfassung und der Selbstverwaltung sollte der absolute Staat übergeleitet werden.

Stein hat nicht seine Gesetze allein gemacht, auch nicht allein diese Gedanken gehabt. Er konnte Vorarbeiten benutzen und traf unter den höheren Beamten tüchtige Gehilfen, wie Theodor von Schön, Schrötter und andre; aber er erfaßte scharf und schnell das Wesentliche und brachte in die Geschäfte seine unwiderstehliche Triebkraft und seinen einheitlichen, auf das Große gerichteten Sinn. Gleich die erste Verfügung vom 9. Oktober 1807 „über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums" beseitigte für den ganzen Staat die bisherigen hemmenden Standesunterschiede, indem nun jeder Preuße nach seiner Wahl Grundeigentum aller Art erwerben oder bürgerliche Geschäfte treiben durfte. Zugleich wurde die Erb- und Gutsunterthänigkeit mit allen ihren die Person fesselnden Verpflichtungen allgemein aufgehoben; fortan gab es in Preußen nur freie Leute. Die auf der Inhaberschaft einer Stelle beruhenden Verbindlichkeiten blieben bestehen; Stein suchte vor allem die Vernichtung des bäuerlichen Mittelstandes zu verhindern, und die Regelung der Eigentumsrechte erforderte noch viel Arbeit und Zeit. Ein überaus glücklicher Griff war die Neubelebung des bürgerlichen Gemeinsinns durch die Aufbietung der freiwilligen Thätigkeit. Die Städteordnung vom 19. November 1808 überwies die Verwaltung der rein städtischen Angelegenheiten unter Oberaufsicht des Staates den Stadtgemeinden mit selbstgewählten Magistraten und Stadtverordnetenversammlungen. Die Unterschiede zwischen den Städten und zwischen den bürgerlichen Klassen verschwanden, ein gleiches Bürgerrecht verlieh die Befugnis zum Gewerbebetrieb und Grund-

besitz, wie die Anrechte an der städtischen Leitung. Auch die Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden änderte Stein, um Einheit und allseitige Regsamkeit zu sichern. Die fünf Ministerien wurden nach Fächern gebildet, die gesamte Regierungsthätigkeit in einem Staatsrate, dem Gesamtministerium unter dem Vorsitz des Königs, zusammengefaßt. Oberpräsidenten erhielten die Aufsicht über die selbständig arbeitenden Provinzialregierungen, zu denen die bisherigen Kriegs- und Domänenkammern zusammenflossen.

Diese Verordnung kam nicht voll zur Ausführung, denn vorher hatte Stein Ende November 1808 dem Zorne Napoleons weichen müssen, der durch aufgefangene Briefe erfuhr, wie eifrig der preußische Staatsmann den künftigen Krieg betrieb. Daher unterblieben auch die Gesetze über ländliche Gemeinde- und Kreisordnung, Provinzial- und Reichsstände, und so großen Anteil Stein dann durch seine Beziehungen zu dem russischen Kaiser an der Befreiung Deutschlands genommen hat, er ist nicht mehr in die preußische Staatsleitung berufen worden.

Nachdem das Ministerium Dohna-Altenstein sich vergeblich abgemüht hatte, nahm 1810 Hardenberg als Staatskanzler die unterbrochene Arbeit auf. Aus einem alten freiherrlichen Geschlechte im Lüneburgischen stammend, bekleidete er lange Jahre in Preußen hohe Stellungen, bis er nach den Haugwitzschen Verträgen auf Wunsch Napoleons entlassen wurde. Fortan ein unversöhnlicher Feind des Franzosen, mußte Hardenberg nach dem Tilsiter Frieden Preußen verlassen. Auch er erkannte, daß nur eine völlige Neugestaltung den Staat zu retten vermöchte, und in den Grundzügen stimmte er mit Stein überein, so wenig sich beide Männer in ihrem Wesen glichen. Hardenberg, ein schöner Herr, war ein vollendeter Kavalier, weltmännisch, freilebig, alle Verhältnisse mit einigem Leichtsinn nehmend. Kenntnisreich, gewandt, ein schneller Arbeiter, mit nie versagender Elastizität auch in schweren Tagen, stand er

an Gründlichkeit und Gediegenheit dennoch hinter Stein zurück. Ein Schüler der Aufklärung, huldigte er mehr der Theorie, als der historischen Auffassung; war für Stein England das Muster, so befolgte Hardenberg die neuen französischen Grundsätze. Er wollte demokratische Gleichheit der Staatsbürger unter monarchischer Regierung, mehr für bureaukratische Zentralisation eingenommen, als für erziehliche Selbstverwaltung. Pflege der Wissenschaft und Kunst, religiöse Freiheit, vor allem Beseitigung aller Schranken der wirtschaftlichen Kräfte und bürgerliche Rechtsgleichheit standen in Hardenbergs Programm. Die Aufhebung des Zunftzwanges, vollständige Gewerbefreiheit, die gegen Lösung eines Scheines jeden Betrieb gestattete, Säkularisierung der geistlichen Güter, wobei nur Schlesien recht in Betracht kam, Emanzipation der Juden, Regelung der bäuerlichen Besitzverhältnisse, eine freisinnige Gesindeordnung, die Einführung der Gensdarmerie mit der Absicht einer nach dem Muster der französischen Präfektur zugeschnittenen Kreisordnung waren die wichtigsten Ergebnisse dieser zweiten Reformperiode. Die Versuche, zu einer Gesamtrepräsentation überzuleiten, wurden nicht von Erfolg gekrönt. Schwer fiel es auch, sich in die neuen Verhältnisse schnell hineinzufinden, und der Gegner gab es in einflußreicher Stellung gar viele; das Altpreußentum, namentlich durch den kurmärkischen Adel vertreten, erhob lebhaften Widerspruch. Wie anders fiel dennoch diese tiefgreifende Aenderung aus, als die in Oesterreich von Joseph II. vorgenommene. Staat und Bevölkerung ergaben sich bald als reif, die gegebene Freiheit nicht als aufgezwungen, sondern als notwendig. Zu bedauern war nur, daß das Werk nicht gleichmäßig und nicht vollständig durchgeführt wurde.

Auf die Zukunft und noch mehr auf die unmittelbare Gegenwart berechnet war die Umschaffung des Heeres. Gerhard David Scharnhorst, aus bäuerlicher Familie im Hannöverschen gebürtig, der tiefe, klare, selbstlose Denker von schlichter Erscheinung, unterstützt von seinem Freunde Anton Neidhart von

Gneisenau, der wunderbar schönen Heldengestalt voll Feuer, Geist und Wissen, wandelte die Kriegsmacht nach denselben Gedanken um, nach denen Stein, sein bester Förderer, den Staat neu bildete. Die Armee sollte das Volk in Waffen sein, getragen von Ehre und Wissen, der Dienst nicht mehr eine Last, sondern ein Vorzug der Wehrfähigen sein. Scharnhorst erstrebte die allgemeine Wehrpflicht, so daß hinter dem Heere die von den älteren Gedienten gebildete Landwehr stehen sollte. Vorläufig ließ sich so viel noch nicht erreichen, doch diese Ideen bestimmten bereits die neuen Ordnungen. Die mit der staatsbürgerlichen Wehrpflicht unverträgliche Werbung im Auslande wurde abgeschafft, dafür die bereits bestehende Dienstpflicht erweitert und die Befreiung von ihr beschränkt. Nicht mehr Geburt, sondern Kenntnisse, die durch Prüfungen nachzuweisen waren, verliehen die Berechtigung zum Offizierstande und zur Beförderung. Die Offiziere sollten sich nicht als ausschließliche Kaste, sondern im guten Einvernehmen mit der bürgerlichen Gesellschaft als Glieder der Gesamtheit fühlen; der gemeine Mann, nun andern Schlages als früher und mit Angehörigen der höheren Stände vermischt, wurde erlöst von der rohen Behandlung, den Stockprügeln und andern Strafen, die das Ehrgefühl nicht hoben, sondern untergruben. Das neu formierte Heer erfuhr Verbesserungen in Waffen und Ausrüstung; viel Ueberflüssiges in der Ausbildung fiel weg, denn ihr Zweck war nicht mehr die Parade, sondern der Felddienst. Die Uebung im zerstreuten Gefecht, wie es die Franzosen geschaffen hatten, ersetzte die Lineartaktik. Verpflegung und Ausrüstung übernahm die Regierung und setzte die bisher daran beteiligten Hauptleute auf festen Sold. Der Druck Napoleons gebot Vorsicht, nur List machte möglich, trotz der auferlegten Beschränkung der Heereszahl dreimal mehr Leute schnell auszubilden.

Weimar war der Sammelplatz der größten Dichter, Berlin vereinte jetzt die Männer der patriotischen That. Ein Charakter-

kopf neben dem andern, jeder ganz individuell und dennoch jeder wie aus derselben Meisterhand! Krieger, Staatsmänner, Gelehrte schliffen einmütig Waffen jeder Art zum heißersehnten Kampfe, der nicht nur den Fremdherrscher stürzen, sondern auch das deutsche Volk innerlich befreien und groß machen sollte. Aus allen Gauen des Nordens kamen sie, die wenigsten aus Preußen gebürtig. An diesem Staate hingen ihre nächsten Hoffnungen, ihre Gedanken reichten weiter. Die Idee einer deutschen Einheit, eines neuen deutschen Reiches hat sich aufgeschwungen in Berlin, während das übrige Deutschland mit Napoleon verbündet war. Sie schlug die Brücke von der Gedankenwelt zur That hinüber. Nicht aus wirtschaftlichen Gründen, nicht aus politischen Erwägungen, sondern aus den lange gehegten Idealen entsprang das nationale Bewußtsein.

Auch die Wissenschaft sollte zur Waffe für die Befreiung werden. Wie einst die Niederlande mitten im heißen Kriege gegen Spanien die heldenmütige Stadt Leyden am schönsten zu belohnen meinten, wenn sie ihr eine Universität gaben, so errichtete Preußen angesichts eines verzweifelten Kampfes die Universität Berlin als eine allgemein deutsche und fügte bald, da eine Verlegung Frankfurts notwendig war, die von Breslau hinzu, bei der durch Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät die Gleichberechtigung der Bekenntnisse anerkannt wurde. Die geistige Urheberschaft der Berliner Hochschule gebührt Wilhelm von Humboldt, dem älteren der beiden berühmten Brüder, dem Freunde Schillers und Goethes, dem tiefgründigen Gelehrten und großen Staatsmann voll freisinniger Humanität, der die Bedeutung der Ideen für die menschliche Entwickelung zu würdigen wußte.

Die Berliner Universität empfing alsbald hervorragende Lehrer. Allen voran den Philosophen Fichte, den Vollender des Idealismus, den begeisterten Verkündiger der in der Sittlichkeit begründeten Freiheit. Im Winter von 1807 zu 1808

hielt Fichte in dem noch von den Franzosen besetzten Berlin seine „Reden an die deutsche Nation“, in denen er die Deutschen, die durch eigene Schuld, durch ihre sündhafte Selbstsucht gefallen seien, ermahnte, ihr Dasein zu retten durch die Rückkehr zu ihrem echten und reinen Wesen, das schon den Kindern anerzogen werden müsse. Ernste Sittlichkeit, wahre Bildung und wahre Religion, Liebe zum Vaterland, zu allem Edelen und Guten legte er dem Volke ans Herz. Dem Philosophen zur Seite stand der Theologe Schleiermacher, der die Religion nicht der dogmatischen Sätze, nicht ihrer Nützlichkeit wegen, sondern um ihrer selbst willen als das höchste Gut lieben lehrte. Zu seinen Idealen Wissenschaft, Religion und Freundschaft fügte der gewaltige politische Prediger das Vaterland. Den der Genußsucht und Frivolität verfallenen höheren Ständen hielt er entgegen die erhabene Schönheit des christlichen Lebens, den Ernst einer tiefen, zu edelem Thun für Haus und Staat erhebenden Lebensauffassung: der Wert der Menschen lag ihm in der selbstlosen Hingabe an das große Ganze.

Nicht Fichte und Schleiermacher allein rührten das Gewissen der Deutschen. Nur kurze Zeit weilte in Berlin Ernst Moritz Arndt, der zuerst von allen, noch vor der Schlacht von Austerlitz, die furchtbare Gefahr begriff, die über Deutschland hereinbrach, und in seiner heißbewegten Philippika „Geist der Zeit“ den hellen Weckruf erhob, abzulassen von der weichlichen Bildung, Mannessinn und Tapferkeit hervorzukehren. Er geißelte die Zeit als eine kranke, greisenhafte, allen Haltes beraubte. Kräftig, sogar knorrig, seine Stimmungen unmittelbar ausströmend, vertrauend auf den Gott, der keine Knechte wollte, schürte Arndt den Kampfesmut gegen Napoleon; in dem geistesverwandten Freiherrn vom Stein, zu dem er nach Petersburg ging, verehrte er das Ideal deutscher Mannheit. Wie dieser erkannte er in Preußen den Hort Deutschlands. Ein Mann des Volkes, redete er zu ihm mit Feuerzungen; keiner übertraf den Sohn des schwedischen Rügen an Begeisterung für Deutsch-

land, keiner vermochte so wie er, sie in Schriften und Liedern seinen Volksgenossen ins Herz zu gießen.

Wie Arndt, wandte auch der Holsteiner Barthold Georg Niebuhr, der aus Dänemark herbeikam, seine Liebe an Preußen. Finanzmann, am größten als Schöpfer der neuen Geschichtsforschung, stand auch Niebuhr fest zu Stein, unschätzbar durch seine reichen Kenntnisse, auch er ein Freund der gesetzlichen Freiheit, aber voll Abscheu gegen alles Gewaltsame.

Männerkraft wurde die Losung. Sie auch körperlich zu erzeugen, pries Ludwig Jahn die edle Turnerei, ein in seinem deutschen Berserkertum überspannter Mann, aber ehrlich, treu und nützlich. Sein rauhes, selbst rohes Volkstum wurde für die Jugend ein wohlthätiges Gegenmittel gegen die romantische Schwärmerei. Ein jüngerer Nachwuchs verwarf den kosmopolitischen Idealismus Schillers, die Lobpreisung der Antike, das rein vernünftige Denken über die Religion. Sehr verschiedene Richtungen thaten sich auf, Nachklänge des Sturmes und Dranges, Verherrlichungen der Phantasie und des Gefühlslebens; aus der Wirklichkeit flüchtete man in die Märchen- und Geisterwelt, andre gruben die Schätze der älteren vaterländischen Poesie oder fremder Litteraturen aus. Die Romantik brachte unleugbar reiche Anregungen, und was sie an gefährlichen Stoffen enthielt, wurde noch durch die furchtbar ernste Zeit zurückgehalten. So trug auch sie ihr Scherflein bei zur Belebung wirklich nationalen Sinnes und sie kräftigte durch die mittelalterlichen Dichtungen, welche sie hervorzog, die erwachende Begeisterung für deutschen Wert.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Befreiungskriege. Der Deutsche Bund.

Die Feuergeister, die den Krieg ersehnten, mußten sich lange gedulden. Sie richteten ihre Hoffnung auf Oesterreich, wo Graf Stadion in die Erschlaffung Leben brachte und die Erzherzöge Karl und Johann für das Heer thätig waren, das Volk von wirklicher Begeisterung ergriffen wurde. Tirol gab das Beispiel eines Volkskrieges, wie man ihn schon an den Spaniern bewunderte. Doch der König Friedrich Wilhelm, mißtrauisch gegen seine Räte, denen er in den inneren Angelegenheiten nur mit halbem Herzen folgte, gegen sein Volk und nicht zum mindesten gegen sich, war nicht zu bewegen, gemeinsam mit Oesterreich das Schwert zu ziehen, und die Niederlage bei Wagram am 6. Juli 1809, der sofort der Waffenstillstand und dann der Friede zu Wien folgten, schien ihm recht zu geben. Pläne einiger Kühnen, auf eigene Faust eine Volkserhebung zu veranlassen, scheiterten schnell; das Unternehmen Schills, der sein Regiment aus Berlin herausführte und dann in Stralsund erlag, war eines von denjenigen, über deren Wert der Ausgang allein das Urteil spricht. Trotz des Grimmes, der die Bevölkerung immer gewaltiger packte, war nichts zu erreichen, wenn nicht der König selber hervortrat.

Die Niederlage Oesterreichs, dessen Kaiser sogar seine Tochter dem Sieger zur Gemahlin gab, vollendete Napoleons Herrschaft über Deutschland. Mit schrankenloser Willkür verfügte er über Fürsten, Land und Volk. Um die Kontinentalsperre gegen England gründlich durchzusetzen, wurde 1810 die ganze Nordseeküste mit breitem Hinterlande dem französischen Kaisertum als Departements einverleibt. Wesel, Münster, Osnabrück, Minden, Oldenburg, Lüneburg, Hamburg und Lübeck

wurden französische Provinzialstädte; auch Erfurt mit Umkreis stand unmittelbar unter französischer Regierung. So gut wie französische Provinzen waren das stattliche Großherzogtum Berg, erst unter Murat, dann unter Prinz Ludwig Napoleon, das viel größere, bis an die Elbe reichende Königreich Westfalen, gebildet aus verschiedenen Ländern, welches Napoleons Bruder, der fröhliche Jerome, regierte, und das Großherzogtum Frankfurt unter dem Fürst-Primas des Rheinbundes, dem geistvollen, aber ganz von Bewunderung Napoleons befangenen Karl von Dalberg, dem ehemaligen Erzbischofe von Mainz, zu dessen Nachfolger bereits Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, bestimmt war. Eine Neuschöpfung war auch das Großherzogtum Würzburg unter dem ehemaligen Großherzoge von Toskana. Alle Staaten, die Napoleon hatte bestehen lassen, mit Ausnahme Preußens, gehörten zum Rheinbunde unter französischer Obmacht.

Es schien in der That, als ob, wie Goethe meinte, die Deutschen die Ketten des allzugroßen Napoleon nicht würden abschütteln können. Endlich wurde der Bruch mit Rußland unvermeidlich. Schon lange stand König Friedrich Wilhelm in engen Beziehungen zu Kaiser Alexander, und jetzt war auf diesen als Bundesgenossen zu rechnen. Wieder strebten die Männer der That mit heißem Bemühen, Preußen zur gewaltigen Erhebung zu bringen; der König hielt zu ihrem Schmerz es für sicherer, mit Frankreich Vertrag zu schließen, der ihn nötigte, das Land zum Durchmarsche frei zu geben und an dem Kriege gegen Rußland mit fast der Hälfte seiner Armee teilzunehmen. Oesterreich, dessen Politik nun Metternich leitete, stellte Napoleon nur ein Hilfscorps.

Die große Armee zog durch Preußen gen Rußland, ihrem jammervollen Schicksale entgegen. Noch schwankte der preußische König, als ihr Untergang bereits gewiß war, voll Zweifel an Rußland, voll Sorge vor der Größe Napoleons. Auf eigene Verantwortung, nach schwerem innerem Kampfe wagte General

York durch die Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812 sein Corps für neutral zu erklären. Zugleich kam Sicherheit über die Absichten Alexanders, den Steins glühender Eifer für die Fortsetzung des Kampfes gewonnen hatte; bald rüsteten die Stände der Provinz Preußen zum Kriege, das Volk drängte ungestüm zum Kampfe. Endlich ließ auch der König, den Hardenberg bewogen hatte, Berlin zu verlassen und nach Breslau zu gehen, seine Unentschlossenheit, den bis zuletzt gehegten Gedanken einer Vermittelung fahren; mit Rußland wurde das Bündnis in Kalisch geschlossen. Am 16. März gab die Kriegserklärung, am folgenden Tage der Aufruf des Königs „an mein Volk“ die freudige Gewißheit.

Der Aufruf sagte die volle Wahrheit: „es gibt keinen andern Ausweg, als ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang“. Jeder wußte, wie die Wahl stand, aber keiner schrak vor ihr zurück. Alle Stände ergriff der feierliche Ernst der Todesweihe; ein reines Gebet stieg inbrünstig empor zu Gott, dem Lenker der Schlachten, ein Gebet demütiger, auf die Heiligkeit der Sache vertrauender Kraft. Wer nur hoffte, Waffen tragen zu können, trat in die Reihen; wer es nicht vermochte, spendete sonst seine Gaben. Gewaltig erschallten die Lieder eines Arndt, eines Körner und Schenkendorf; sie verkündeten die ganze Macht der deutschen Seele, die alles von sich warf, was sie je beengt hatte. Ein Volkskrieg brach los, der Krieg eines Volkes, das freudig dem lange erharrten Rufe seines Königs entgegenkam, und sein Feuer erlosch nicht bis zum letzten Augenblicke.

Es war unvermeidlich, den Oberbefehl Rußland zu überlassen. Das zweite Kommando erhielt Blücher, der unübertreffliche Held, wie „greisender Wein“, seit langem die Hoffnung aller, welche nicht verzweifelten. Scharnhorst schlug Blücher in edeler Entsagung vor; ihm selbst war es nicht beschieden, das Ende des großen Kampfes, den er gerüstet hatte, zu sehen: bei Großgörschen verwundet, unternahm er, Oester-

reich zum Anschlusse zu bewegen, und starb in Prag. Dort bei Großgörschen am 2. Mai schlugen die Verbündeten die erste Schlacht gegen Napoleon, nicht siegreich, doch unbesiegt. Der Rückzug wurde angetreten, die Verteidigungsschlacht bei Bautzen ging verloren, weiter hinein nach Schlesien wich man zurück. Doch Napoleon bot Waffenstillstand an, und während seiner Frist trat Oesterreich dem Bunde bei. Während Kaiser Franz für den Frieden war, hatte Metternich immer die Absicht, die Uebermacht Napoleons zu brechen. Vorsichtig wartete er die Zeit ab, die jetzt gekommen war. Der französische Kaiser lehnte hochfahrend jede Nachgiebigkeit ab, und Oesterreich durfte nicht zurückbleiben, wenn es nicht seinen Einfluß schädigen wollte. Es nahm nur um seiner selbst, nicht um Deutschlands willen, ohne ideale Beweggründe am Kriege teil.

Die Verbündeten hatten die große Ueberzahl, Napoleon den Vorteil der einheitlichen Leitung, des Genies, der festen Stellung an der Elbe. Drei Heere waren gegen ihn gebildet. Das stärkste, das böhmische, führte der österreichische General Fürst Schwarzenberg. Hier waren die drei Monarchen, hier stand die gesamte österreichische Heeresmacht, außerdem Russen und Preußen. Das schlesische Heer, das schwächste, gebildet aus Russen und Preußen, befehligte Blücher, die Nordarmee, meist Preußen, dazu Russen und Schweden, war dem schwedischen Kronprinzen, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, untergeben.

In der verlustreichen Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August zwang Napoleon die Gegner zum Rückzuge, aber ließ den in ihre Flanke gesandten General Vandamme ohne Unterstützung, so daß er nach löwenmutigem Widerstande bei Kulm am 30. August die Waffen strecken mußte. An demselben Tage, an dem bei Dresden der Streit begann, warf Blücher die Scharen Macdonalds in die wütende Neisse und die Katzbach. Schon drei Tage vorher hatte Bülow bei Großbeeren Berlin vor Oudinot gerettet, am 6. September

sprengte er bei Dennewitz das Heer des sieggewohnten Marschall Ney auseinander.

Nachdem York bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen hatte, war es möglich, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Gewaltig wehrte er sich auf den Fluren um Leipzig. Napoleon würde am 16. Oktober im Süden bei Wachau wahrscheinlich den Sieg über Schwarzenberg errungen haben, wenn nicht der stürmische Angriff Blüchers im Norden bei Möckern Ney an der Verstärkung des Kaisers gehindert hätte. Napoleon bot Verhandlungen an; die Pause gab den Verbündeten Gelegenheit, die noch zurückstehenden Truppen heranzuziehen. Am 18. Oktober dröhnte wieder wütender Kampf um Probstheida, dann an der Parthe, und hier wurde die Stellung Napoleons unhaltbar. Am folgenden Tage verließ der Kaiser die Stadt, deren Verteidigung zur Deckung des Rückzuges er Rheinbundtruppen und Polen befahl. Den Weg nach dem Westen hatte die Oberleitung der Verbündeten offen gelassen, und vergeblich suchte der bayerische General Wrede bei Hanau den Marsch nach dem Rhein zu hindern; der Kaiser entkam mit dem Reste seiner Streitmacht glücklich nach Frankreich.

Furchtbar waren die Verluste, und nach der Schlacht verschlang das Wundfieber Ungezählte, aber der Preis schien nicht zu hoch. Das Land war ja frei und der Morgen schien zu tagen, ein Morgen Deutschlands!

Mit Ausnahme mehrerer großen Festungen war das Land bis zum Rhein von den Feinden geräumt. Die Staatenschöpfungen Napoleons, das Königreich Westfalen zuerst, dann die Großherzogtümer Frankfurt und Berg brachen jäh zusammen. In den altpreußischen Provinzen, in Hannover und Braunschweig, traten die früheren Regierungen ein, auch der Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel, der that, als ob Napoleon gar nicht dagewesen wäre, nahm sein Land wieder in Besitz. Der König von Sachsen hatte bis zum letzten Augenblicke in fatalistischem

Glauben an Napoleons Größe bei ihm ausgehalten; von Leipzig wurde er vorläufig nach Berlin gebracht. Besser berieten sich die anderen Rheinbundfürsten. König Max Joseph von Bayern trat kurz vor der Leipziger Schlacht in dem Vertrage von Ried zu den Verbündeten über und erhielt die Zusicherung der „ganzen und vollen Souveränetät“, und der Entschädigung für Abtretungen. Auch dem König Friedrich von Württemberg wurden günstige Bedingungen zu teil, obgleich er erst nach den Hanauer Kämpfen widerwillig kam; ähnlich lauteten die Verträge mit Baden und den meisten andern Mitgliedern des Rheinbundes. Daß die Größeren ihren Besitzstand behielten, war wohl unvermeidlich, nur machte man den Fehler, durch die Verbürgung der Souveränetät einer künftigen deutschen Einheit vorzugreifen und keinerlei feste Bürgschaft in dieser Hinsicht zu erzwingen. Oesterreich, das die wichtigsten Verhandlungen führte, hatte dafür kein Interesse, Hardenberg erwartete alles von der Zukunft, und in der That war die Gestaltung der deutschen Verfassung eine so schwierige Frage, daß nur kräftige Seelen, wie Stein, für sie bereits bestimmte Pläne hegten.

Lange Zeit lagen die verbündeten Monarchen unthätig in Frankfurt. Die Heere bedurften der Erholung, und Zweifel stiegen auf, ob es rätlich sei, den Krieg nach Frankreich hineinzuspielen. Oesterreich war dazu bereit, obgleich Metternich mit Napoleon Verhandlungen anknüpfte, deren Scheitern sich voraussehen ließ. Der König von Preußen war dagegen bedenklich, bis er dem Vorwärtsdrängen der entschlossenen seiner Generäle und Steins nachgab. Mit aller Gründlichkeit wurde der Vormarsch angetreten, um der ganzen Rheinlinie sicher zu sein. Die Hauptarmee zog über Basel nach dem Plateau von Langres, Blücher rückte gradeswegs über den Rhein und durch Lothringen vor, während Bülow die Aufgabe zufiel, Holland zu erobern.

Ende Januar 1814 setzte sich Blücher bei Brienne an die

Spitze der langsam herangekommenen Hauptarmee und erfocht am 1. Februar bei La Rothière einen Sieg über Napoleon selbst. Obgleich Verhandlungen begannen, auf Grund von Forderungen, deren Erfüllung Napoleon seines Ansehens völlig beraubt hätten, wurden die durch Vorsicht und schlechte Verpflegung verlangsamten kriegerischen Unternehmungen nicht ganz eingestellt. Ungestüm eilte Blücher vorwärts, aber Napoleon benutzte glänzend die Zerteilung der feindlichen Armee und traf ihn mit harten Schlägen. Das wiederkehrende Glück verblendete den Kaiser, so daß er unannehmbare Bedingungen stellte; endlich, nach dem Siege bei Arcis sur Aube wurde der Marsch nach Paris angetreten. Napoleon hinderte ihn nicht, weil er in dem Wahne, die Verbündeten zu schrecken, sich in ihren Rücken warf. Noch ein letzter Kampf auf dem Montmartre, von dem einst Kaiser Otto II. auf Paris niedergeschaut hatte, ohne es zur Uebergabe zwingen zu können; jetzt öffnete Paris die Thore, und am folgenden Tage, dem 31. März, hielten der russische Kaiser und der preußische König ihren Einzug. Napoleon, von allen verlassen, mußte abdanken und nach Elba in die Verbannung gehen. Unzweifelhaft ein staunenswerter, großartiger Mann, dem nur die echte Seelengröße fehlte. Er, der die Welt bezwang, konnte sich selber nicht bezwingen, nicht in sich den Emporkömmling, den Plebejer besiegen. Er kannte kein Genüge, ehe nicht alle Fürsten zu seinen Füßen lagen, und in dieser titanenhaften Ueberspannung der Möglichkeit beschwor er das Verderben auf sein Haupt.

Rasch waren die rührigen Bourbonen zur Hand, die Früchte, die andre mit schweren Opfern gezeitigt hatten, mühelos für sich zu pflücken. Man ließ sie ihnen, weil kein andrer Ausweg vorhanden zu sein schien, gewährte ihnen noch einen günstigen Frieden, um Ludwig XVIII. das Regiment zu erleichtern, indem man sich in die Meinung verrannte, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die Person des Kaisers gekämpft zu haben. Vergeblich drang Preußen auf schwerere Bedingungen in Deutsch-

lands und seinem Interesse; der Pariser Friede am 30. Mai gab Frankreich die Grenzen von 1792 mit Abrundungen, also noch einiges Gebiet und eine halbe Million Einwohner mehr, als es 1789 hatte, und sprach es von allen Kriegskosten frei.

Im Oktober versammelte sich in Wien der Kongreß, der die künftige Gestalt Europas und Deutschlands bestimmen sollte. Noch war er mitten in der Arbeit, als plötzlich Napoleon in Frankreich landete; die Kunde von Zwistigkeiten in Wien, die Kenntnis, wie wenige Freunde die Restauration sich erworben hatte, gaben ihm die Kühnheit, sein Glück nochmals zu versuchen. Nach dürftigen Anfängen wuchs sein Anhang lawinenhaft; am 20. März 1815 zog er in Paris ein, aus dem soeben der hilflose Greis Ludwig XVIII. geflüchtet war. Die Truppen, die infolge der Räumung so vieler Festungen nach Paris zurückgekehrt waren, bildeten ihm mit den Veteranen eine tüchtige Armee: er war jetzt mehr als je nur ein Soldatenkaiser. Die großen Mächte schwankten keinen Augenblick mit dem Entschlusse, den Ruhestörer zu vernichten.

Die Ausführung ging freilich nicht so schnell, weil Oesterreich in Rücksicht auf Italien die Hauptarmee am Oberrhein aufstellen und die Ankunft der Russen abwarten wollte. Dafür handelte Preußen rasch und entschieden unter dem Kriegsminister von Boyen, der im Scharnhorstschen Geiste die nunmehr gesetzlich gewordene allgemeine Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit, Reserve und Landwehr durchführte. Trotz der Schwierigkeiten, welche der unfertige Zustand der Heeresbildung und der neu erworbenen Landesteile machte, erschienen die Preußen schlagfertig unter Blücher, dessen Generalstab Gneisenau leitete. Mit Freuden begrüßten diese Helden die Gelegenheit, den schwächlichen Frieden gründlich zu verbessern. Blücher hatte gemeinsam zu handeln mit dem englischen Feldherrn, der Engländer, Niederländer und Norddeutsche, zumeist Hannoveraner, befehligte. Der Herzog von Wellington hatte sich in Spanien schöne Ruhmeskränze geflochten, auf die er mit höchstem Stolze

sah, ein vornehmer, hochlegitimistischer Herr, ruhig und kalt. Nachdem es Napoleon gelungen war, die Gegner einzeln anzugreifen und Blücher bei Ligny zu schlagen, warf er sich zwei Tage später, am 18. Juni, auf Wellington. In graden Frontangriffen, Stoß auf Stoß suchte er die feindlichen Reihen zu durchbrechen, bis Blücher nach schwerem Gewaltmarsche seine Preußen herbeiführte und sich in seine Flanke warf. Nachdrücklichste Verfolgung vollendete den Sieg von Belle-Alliance.

Wiederum von allen verlassen, an der Flucht nach Amerika gehindert, begab sich Napoleon auf das englische Schiff Bellerophon. Als Gefangener Europas beschloß der Korse auf St. Helena am 5. Mai 1821 seine wunderbare Laufbahn.

Wellington richtete im Einvernehmen mit der provisorischen Regierung in Paris es ein, daß Ludwig XVIII. dort einziehen konnte und die verbündeten Monarchen bei ihrer Ankunft die vollendete Thatsache vorfanden. Wieder fiel Preußen die undankbare Aufgabe zu, der billigen Großmut der andern entgegenzuwirken; es begehrte erhebliche Verstärkung der deutschen Westgrenze, Rückgabe des Elsaß und Kriegsentschädigung. Der zweite Pariser Friede vom 20. November brachte nur geringe Abtretungen an den Grenzen, von denen Landau an Bayern, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen fielen, und die verhältnismäßig kleine Zahlung von 700 Millionen Franks. Die Grenzfestungen sollten fünf Jahre lang von den Verbündeten besetzt bleiben.

Der Wiener Kongreß hatte kurz vor der Schlacht bei Belle-Alliance seine langwierige Arbeit vollendet. Sie war kein rechtes Friedenswerk, im Gegenteil, die bisherigen Verbündeten hätten sich beinahe verfeindet, denn klarer als während des Krieges traten jetzt Ansprüche und Interessen hervor.

Als die wichtigste und schwierigste Frage erwies sich alsbald die polnische. Polen war von Anfang an der dunkle Punkt gewesen und es bei allen vorbereitenden Verhandlungen geblieben, weil Kaiser Alexander stets seine Absichten verschleiert hatte. Er trug sich mit dem Lieblingsgedanken, das Groß-

herzogtum Warschau, womöglich das gesamte alte Polen als Königreich Polen mit nationaler Verfassung unter seiner Herrschaft in Personalunion mit Rußland zu bringen. Der Zar hatte den Ehrgeiz, groß zu sein und zu glänzen, und an dieser Eigenschaft hatte ihn einst Napoleon geschickt gefaßt; jetzt berauschten den auf seine Schönheit und seinen Geist eitlen Herrscher die begeisterten Huldigungen, die ihm die letzte Zeit eingetragen hatte. Er begeisterte sich ehrlich für Völkerfreiheit und Bildung, und Rußland hat davon viel Nutzen gezogen, aber er war auch der Romantik und dem religiösen Mystizismus stark zugänglich. Eine unbeständige Natur, bot Alexander wenig Verlaß und täuschte die Welt wie sich selbst, denn der allein feste Punkt an ihm war wohlberechneter Eigennutz.

Die russische Begehrlichkeit hatte einen entschlossenen Widersacher an Oesterreich. Fürst Metternich verstand es ausgezeichnet, die Fäden der Politik in der Hand zu behalten. Fein, elegant, die Freuden der Welt schätzend, war er diplomatischer Minister nach der alten Schule mit allen ihren Künsten und Kniffen, durchaus Kabinetspolitiker, der nur nach äußeren Machtverhältnissen rechnete. In diesem Sinne hatte er an dem Kriege teilgenommen und seinen Gang begleitet. Lediglich die Macht Oesterreichs trug er im Sinne, und er wollte nun die Verhältnisse so regeln, daß sie sich möglichst bequem aufrecht erhalten ließ. Die Begeisterung der preußischen Kriegspartei, ihre Freiheitsideale waren dem österreichischen Staatsmann unverständlich und verdächtig als Ausflüsse der Revolution, gegen die man seiner Ansicht nach eigentlich zu Felde gezogen war. Darin stimmte mit ihm sein getreuer Berater Friedrich Gentz überein, ein glänzender Publizist, größer an Talent als an Charakter, der manche Wandlungen durchmachte, um endlich als leidenschaftlicher Reaktionär zu enden. Metternich gedachte auch weiterhin die Revolution, das Jakobinertum, wie er und seine Gesinnungsgenossen die Ideen der Völkerfreiheit nannten, zu unterdrücken. Daher nahm er keinen Anstoß daran,

alsbald mit Frankreich gute Freundschaft zu machen, dessen Abgesandter, Fürst Talleyrand, ein Chamäleon in Gesinnung und Charakter, mit weitem Gewissen und weiten Taschen, verschmitzt und verlogen, alles aufbot, um das neue Königtum, das er zum guten Teil als seine Schöpfung betrachtete, obenauf zu halten. Der Oesterreicher und der Franzose fanden sich als Gegner von Rußland und zugleich auch von Preußen zusammen. Friedrich Wilhelm und seine Räte standen solchen Schleichkünsten sehr fern. Hardenberg ging in Vertrauensseligkeit zu Metternich auf, und auch Wilhelm von Humboldt war bei aller redlichen Klugheit den Schwierigkeiten nicht ganz gewachsen. Stein wohnte als Ratgeber des russischen Kaisers dem Kongresse bei, voll Eifer für das deutsche Interesse, doch ohne rechten Einfluß.

Preußen war in der mißlichen Lage, für seine Ansprüche keinen festen Anhalt zu haben, weil die Vorverträge sehr unbestimmt lauteten. Friedrich Wilhelm begehrte mit Recht eine ordentliche Entschädigung und verlangte das ganze Königreich Sachsen, dessen Herrscher in Westfalen oder am Rhein abgefunden werden sollte. Diese sächsische Frage verflocht sich mit der polnischen und brachte Preußen, da es so große Bestandteile von Polen besessen hatte, in eine zweifelhafte Stellung zum Kaiser Alexander, während es von Oesterreich und Frankreich wenig Wohlwollen zu hoffen hatte. England war ebenfalls gegen die russischen Pläne; um die deutschen Dinge kümmerte es sich nur soweit, als die hannöverschen Interessen reichten. Friedrich Wilhelm beschloß, unter allen Umständen mit Rußland zusammenzugehen; schon standen im Januar 1815 die Sachen so, daß Oesterreich, Frankreich und England im geheimen ein Kriegsbündnis gegen Rußland und Preußen schlossen, dem auch kleinere deutsche Mächte beitraten. Die Spannung ging glücklich vorüber, aber Frankreich erreichte durch diese Verwicklung die volle Berechtigung, bei den vom Kongreß zu treffenden Ordnungen mitzustimmen.

Preußen gab sich schließlich mit einer Teilung Sachsens zufrieden und erhielt die größere, an Bevölkerung und Wert geringere Hälfte, die Lausitz mit dem nördlichen Abschnitte des Königreichs. Von Polen behielt es außer Westpreußen nur die zur Verbindung von Preußen und Schlesien unentbehrliche Provinz Posen. Die Entschädigung bestand hauptsächlich in westfälischen und rheinischen Gebieten, besonders den ehemals kölnischen und trierischen Erzbistümern und den Herzogtümern Jülich und Berg. Vorpommern mit Stralsund und Rügen, das Schweden an Dänemark gegen Norwegen abgetreten hatte, erlangte es nur durch einen Tausch, der das altpreußische Ostfriesland, ein schmerzliches Opfer, nebst Hildesheim und Goslar an Hannover brachte, wofür dieses Lauenburg an Dänemark gab. Mit Ostfriesland wurde die Stellung an der Nordsee aufgegeben, während Preußen durch die Ueberlassung von Ansbach und Baireuth an Bayern sich von Süddeutschland zurückzog.

Preußen besaß jetzt sogar etwa 700 Quadratmeilen weniger, als 1806, und nur eine halbe Million Einwohner mehr. Der Staat war langausgedehnt in zwei Teile zerrissen, mit zahlreichen fremden Enklaven durchsetzt und nach wie vor auf allen Seiten leicht angreifbar.

Preußen empfing demnach eine schlechte Belohnung. Das verstümmelte und ausgesogene Land hatte den Riesenkampf begonnen, die ungeheuersten Opfer gebracht, und ohne sein Zuthun wäre er nicht bis zu diesem Ausgange geführt worden. Mit den Befreiungskriegen bewies Preußen die Berechtigung und die Notwendigkeit seines Bestehens und sühnte alle Gewaltthat früherer Zeiten überreichlich. Es stritt zudem nicht für sich allein, sondern für ganz Deutschland, und zwar nicht, wie schon so oft vorher, unabsichtlich, sondern mit klar gefühltem und klar ausgesprochenem Bewußtsein. Preußen hatte sich als deutsche Macht bewährt, das war der schönste Gewinn, den es aus den langen Leidensjahren davontrug. Für den Augenblick empfand

Preußen freilich wenig Befriedigung. Der Wert der neuen Rheinlande erschien zweifelhaft, denn abgesehen davon, daß ihre Bevölkerung voraussichtlich schwer zu gewinnen war, legten sie Preußen die Grenzwacht gegen Frankreich auf. Lauter kleine Staaten zogen sich sonst den Rhein entlang, sein Mündungsland gehörte dem mißgünstigen Königreiche der Niederlande, das Elsaß mit dem Ausfallsthor Straßburg war Frankreich geblieben.

Gerade diese Fügung ist bedeutungsvoll geworden. Der Verlust an polnischem Lande hatte die gute Folge, daß der deutsche Charakter des Staates nicht mehr gefährdet war, die Entschädigung am Rhein verlegte Preußens Schwerpunkt wieder ganz nach Deutschland.

Metternich leistete mit diesen Gebietsverteilungen Preußen wider Willen den größten Dienst. Oesterreich zog sich ganz vom Rhein zurück, seine alten Besitzungen forderte es nicht wieder und Elsaß, das ihm Preußen zudachte, wollte es nicht haben. Der Kaiserstaat, der Tirol zurückerhielt, stärkte seinen Hauptkörper durch Salzburg und schob sich durch den zusammenhängenden Besitz von Dalmatien, Istrien, Venetien und Mailand hauptsächlich nach Oberitalien vor. Er nahm somit die italische Politik wieder auf, die Napoleon gewaltsam abgeschnitten hatte. Die Vielsprachigkeit und Völkermischung im Reiche wurden erheblich vermehrt. Von den polnischen Erwerbungen behielt Oesterreich das Hauptstück Galizien, nur einen Teil gab es an Rußland heraus und verzichtete auf Krakau, das zu einem Freistaate umgewandelt wurde. Das Staatsgebiet war gut abgerundet. Ungarn-Galizien und Italien bildeten die beiden schweren Enden, welche im Gleichgewichte zu halten die schwierige Aufgabe der deutschen Provinzen in der Mitte war. Sie wurden dadurch ausschließlich in die österreichischen Interessen hineingezogen. Der gesamte Staat schied räumlich und wirtschaftlich aus dem übrigen Deutschland aus und stand neben ihm als gesonderte Einheit. Eine vollständige Trennung war demnach viel leichter als früher.

Doch dachte Metternich nicht daran; er wollte vielmehr die Verbindung in einer Weise erhalten, daß Oesterreich möglichst wenig Lasten zu tragen und möglichst viel Einfluß auszuüben hatte. Danach bemaß er seine Thätigkeit in der deutschen Frage.

Ueber sie ist damals unendlich viel geschrieben worden. Der Freiherr von Stein hätte am liebsten gesehen, wenn Oesterreich wieder die erbliche Kaiserwürde aufnahm, daneben sollte Preußen die Vormacht im Norden werden. Die preußischen Staatsmänner wollten auch eine starke Reichsgewalt, aber möglichste Gleichberechtigung Preußens, gemeinsame Leitung mit doppelter Spitze. Durch die während des Krieges mit den Rheinbundstaaten geschlossenen Verträge war die Angelegenheit bereits verpfuscht. Metternich beabsichtigte von Anfang nicht mehr als Verträge; Deutschland erschien ihm nur als ein geographischer Begriff, als eine Zusammenfassung von dort liegenden Staaten, nicht als der Inbegriff eines Volkes. Daher war er bereit, den Mittelstaaten eine große Selbständigkeit zu gewähren, um sie als Gegengewicht gegen Preußen zu gebrauchen. Denn dort lag der Stein des Anstoßes für ihn; er mochte Preußen keine angemessene Stellung neben Oesterreich einräumen.

Die Schwierigkeiten waren in der That fast unüberwindlich, und die zahlreichen Vorschläge, wie sie Weise und Unweise machten, hatten alle die Unausführbarkeit gemeinsam. Die Unversöhnlichkeit des Dualismus, über welche der gemeinsam geführte Krieg die meisten hinweggetäuscht hatte, erkannte eigentlich nur Metternich, während Preußen eine ehrliche Verständigung für möglich hielt. Der österreichische Staatsmann schrieb dem Hause Habsburg mindestens das gleiche Verdienst an Napoleons Sturz zu, wie Preußen, in dem er, der nur die Zwecke seines Staates anerkannte, den alten Nebenbuhler sah, den niederzuhalten das österreichische Interesse gebot.

Die Mittelstaaten, die napoleonischen Königreiche, erst

durch Frankreich aus dem Reiche herausgerissen, jetzt durch fremde Hilfe der französischen Obermacht erledigt, erfreuten sich ihrer Freiheit, die zu erhalten sie für ihr gutes Recht betrachteten. Auch die Kleinstaaten wollten ihren Anteil an der Bundesgewalt haben. Die nationalen Gedanken fanden in Süddeutschland nur wenig Anklang; die Regierungen hatten gegen Napoleon gefochten, weil sie nicht anders konnten. Für Preußens Leistungen fehlte ihnen jede Wertschätzung, weil sie die wirksam gewesenen Beweggründe nicht verstanden; die frühere Abneigung verdichtete sich sogar zur Furcht vor diesem Staate, der noch immer als die reine vergrößerungssüchtige Militärmacht galt.

Mehrmals schien es, als ob eine Einigung gar nicht zu stande kommen würde, und erst die Nachricht von Napoleons Rückkehr brachte einen und nun überstürzten Abschluß, den Bayern, Württemberg und Baden erst nachträglich annahmen. Das Ergebnis war die deutsche Bundesakte vom 8. Juni, welche der am Tage darauf unterzeichneten Kongreßakte einverleibt wurde.

Der solange gesuchte Stein der Weisen bestand darin, die Bundesakte möglichst inhaltlos zu machen.

Die Teilnehmer vereinigten sich zu einem beständigen Bunde, welcher der deutsche Bund hieß, als dessen Zweck die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten bezeichnet wurde. Mitglieder waren im ganzen achtunddreißig, zu denen später noch das vergessene Hessen-Homburg kam, die „souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands“ (Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck) mit Einschluß von Dänemark für Holstein, der Niederlande für Luxemburg, Oesterreichs und Preußens für ihre ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen. Von Preußen blieben also die Provinzen Posen und Preußen, von Oesterreich die polnischen, ungarischen und italischen Lande ausgeschlossen, so

daß jedes dieser Reiche wie früher mit einem Teile seines Gebietes lediglich europäische Macht war. Die Bundesmitglieder haben als solche gleiche Rechte. Die Angelegenheiten des Bundes besorgt eine Bundesversammlung von siebzehn Stimmen, von denen die elf größeren Staaten je eine Stimme, die kleineren, in Gruppen vereinigt, die anderen sechs führen; einfache Mehrheit entscheidet. Die grundsätzlichen Sachen, Abfassung und Abänderung von Bundesgesetzen, Beschlüsse über die Bundesakte selbst, über organische Bundeseinrichtungen und gemeinnützige Anordnungen gehören jedoch vor das Plenum von neunundsechzig Stimmen, von denen die vierundzwanzig kleinsten Staaten je eine, drei mittlere je zwei, fünf größere je drei, und die sieben größten, die Königreiche, je vier führen. Hier entscheidet Zweidrittelmehrheit; wenn es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf Einzelrechte oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann in keiner der beiden Versammlungen ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden. Den Vorsitz der in Frankfurt ihren beständigen Sitz nehmenden Versammlung führt Oesterreich.

Mit zärtlicher Sorgfalt war also nach dem Muster des polnischen Reichstages für die Kleinen gesorgt, und jede Handlung des Bundes hing an vielen Ketten. Oesterreich hatte als präsidierende Macht ein starkes Uebergewicht, der Stimmenzahl nach stand es wie Preußen den Königreichen gleich. Höchst geringfügig ist der übrige Inhalt der Akte. Die Mitglieder versprachen sich gegenseitigen Schutz gegen jeden Angriff, und gelobten, keine einseitige Friedensverhandlung bei einem Bundeskriege vorzunehmen, und obgleich sie das Recht zu Bündnissen jeder Art ausdrücklich behielten, keine Verbindung gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten einzugehen. Unter keinem Vorwande sollten sie sich gegenseitig bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten dem Bunde vorlegen.

Als Fortschritt gegen früher war zu begrüßen, daß den

christlichen Religionsparteien gleiche bürgerliche und politische Rechte zugesprochen wurden. Alles übrige blieb der Zukunft anheimgegeben. Die Bundesversammlung sollte als erstes Geschäft die Abfassung der Grundgesetze des Bundes vornehmen, dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und inneren Verhältnisse beschließen, außerdem gleichförmige Verfügungen über die Preßfreiheit vereinbaren; endlich wurde vorbehalten, über Handel und Verkehr zwischen den verschiedenen Bundesstaaten zu beraten. Am schönsten lautete der dreizehnte Artikel mit seinem pythischen Orakelspruch: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden".

In der That, dieser deutsche Bund war nicht viel wert und brachte nur Eines gründlich zu stande, die schmerzliche Enttäuschung aller Vaterlandsfreunde, und mehr hat er auch in seiner ganzen Lebenszeit nicht geleistet. Seine wesentliche Bedeutung lag weniger in dem, was er gab, als in dem, was er verweigerte; jede wirkliche und feste Einheit versagte er, nicht einmal ein oberstes Bundesgericht gab es jetzt mehr. Die Kleinstaaten waren die Herren im Reiche, da sie jede Aenderung verhindern konnten. Hinter ihnen stand freilich Oesterreich, das mit ziemlicher Sicherheit auf sie rechnen durfte, wie einst auf die geistlichen Staaten.

Dennoch war es, wie damals die Umstände lagen, vielleicht besser, daß zu wenig bestimmt wurde, als wenn zu viel festgesetzt worden wäre, und da zum Glück eine lange Friedenszeit folgte, blieb es Deutschland zunächst erspart, traurige Erfahrungen durch die Wehrlosigkeit des Bundes zu machen. Deutschland war jetzt wie eine unbeschriebene Tafel.

Jedenfalls brauchte der Untergang der alten Reichsverfassung nicht bedauert zu werden. Die vierzig Staaten, die noch bestanden, waren zwar viel zu viel, und zwerghafte und unnatürliche Bildungen überwogen unter ihnen an Zahl beträchtlich; gegen die achtzehnhundert des römischen Reiches

bedeutete diese Verminderung indessen einen gewaltigen Fortschritt. Für immer waren die geistlichen Fürstentümer dahin. Abgesehen von Oesterreich enthielten alle größeren Staaten eine konfessionell gemischte Bevölkerung; der kirchliche Gegensatz war also staatlich überwunden, und der Verbreitung einer gleichmäßigen Bildung, die über den Zwiespalt der Religonen hinweghelfen konnte, standen keine Schranken mehr entgegen. Welche Schuld auch die Konfessionen einst an der Schwächung des Reiches getragen haben mochten, ihre Bekenner hatten gemeinsam Deutschland frei gemacht. Eine der trennenden Mauern war so gut wie beseitigt.

Die andern Hindernisse einer deutschen Einheit waren noch in alter Stärke vorhanden: der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich und der Partikularismus. Die Schärfe des Sondertums stumpfte jedoch der Umstand ab, daß alle größeren Staaten zahlreiche Unterthanen hatten, die nicht ihren Gebietern von alters her angestammt waren. Das Fürstentum hatte erreicht, was es nur verlangen konnte, die volle Souveränetät und Unabhängigkeit; sie, die einstigen Beamten, dann Lehnsträger des Reiches, standen nun rechtlich keinem europäischen Fürsten nach. Jede Aenderung ihrer Stellung deuchte ihnen ein Raub zu sein, und von den Fürsten war für die deutsche Einheit nichts zu erwarten.

Das Gefühl, alle Anstrengungen seien vergeblich gewesen, war weit verbreitet. Die Befreiungskriege endeten nicht als Freiheitskriege, wie Gentz geargwöhnt hatte, dennoch brachten sie mehr als den Sturz der Fremdherrschaft. Die Deutschen wußten wieder, daß sie die Waffen führen konnten. Obgleich in Süddeutschland der Ruhm der unter französischen Fahnen erfochtenen Siege lebendig blieb, bildete sich daneben die Meinung, auch zu dem Siege über Napoleon wesentlich beigetragen zu haben, und sie war dem nationalen Sinne förderlich. Allmählich drang in die Allgemeinheit Gefühl für nationale Stärke und Ehre.

Die Zwischenzeit hatte in allen Staaten die alten Beschränkungen der Stände fast ganz getilgt, so daß Bürger und Bauern sich in ihrer persönlichen Freiheit fühlen und Selbstachtung gewinnen konnten, die notwendige Stufe zu jedem Aufschwung. Vielleicht haben die durch den gewaltsamen Sturz des Reiches herbeigeführten Reformen den Deutschen eine blutige innere Revolution erspart. Namentlich der Bürgerstand hatte an Stellung und Bedeutung außerordentlich zugenommen. Die hohe Geistesentwicklung, deren sich Deutschland vor dem Kriege rühmen durfte, war noch vermehrt worden; nahmen an ihr vorher nur die Gebildeten teil, so war jetzt die Gasse gebrochen, durch die sie zu den unteren Ständen durchdringen, zum Gemeingut werden sollte. Die Gebildeten hegten nun auch politische und vaterländische Ideale, die ebenfalls ins Volk gelangen konnten.

Das Fegefeuer der schrecklichen Jahrzehnte war eine Läuterung des Volkes. Mochte auch in den folgenden Tagen manchen deutschen Mann Verbitterung und Verzweiflung fassen, die Kränze, welche wir um die Gräber der Tapferen von Siebzig und Einundsiebzig schlingen, gebühren auch den Großvätern; wir haben nur vollbracht, was jene begannen. Eine für das einzelne Menschenleben lange, für die Geschichte kurze Spanne Zeit liegt zwischen uns und jenen Jahren. Ist doch der erste deutsche Kaiser noch geboren unter dem alten Reiche und er legte in den Befreiungskriegen gegen Frankreich die ersten Proben seines Heldenmutes ab.

Neunzehnter Abschnitt.

Die nationalen und die liberalen Ideen.

Niemals ist so gewaltigen Umwälzungen eine so vollständige Wiederherstellung gefolgt, wie nach den Revolutionskriegen. Es konnte fast scheinen, als ob Napoleon niemals gelebt hätte. Die räumliche Verteilung der europäischen Staaten unterschied sich nicht sehr von der früheren, dieselben Familien führten wieder das Regiment, selbst die Machtverhältnisse waren nicht auffällig verschoben. Daher hielten manche Gewalthaber für ausführbar, auch das innere Staatenleben auf den alten Fuß zurückzubringen. Das Vergangene kann jedoch niemals in gleicher Form wiedererstehen. Die Völker, bisher nur das leidende Werkzeug, hatten Selbstgefühl gewonnen. Die französische Revolution schrie erst gellend die Volksrechte aus, dann brachte sie allgemeine Unterdrückung, die zu wenden die Völker ihre ganzen Kräfte anspannen mußten; noch nie waren in Europa so große Schichten der Bevölkerung unter die Waffen getreten. Allenthalben erging der Aufruf an die Völker, der ihnen den Kampf darstellte als einen für ihre Freiheit geführten.

Frankreich hatte selbst unter dem Kaisertum eine Konstitution behalten, und mit einer solchen suchten auch die Bourbonen sich einzukaufen; nach allen Stürmen blieb dem französischen Volke ein gewisses Recht der Anteilnahme an der Regierung. Was den Besiegten zu teil wurde, schien auch den Siegern billig. Fortan galt es als Recht der Völker, eine Verfassung zu haben, welche die absolute Gewalt der Regierungen, die Willkür der Kabinette beschränkte. Ein neues Bedürfnis machte sich in dem Staatsleben fühlbar, wie es auch der Veränderung der sozialen Zustände entsprach. Europa trat in die Zeit der Verfassungskämpfe ein; nicht mehr

bei den Fürsten allein, auch bei den Völkern lag das politische Werk.

Schon im verflossenen Jahrhunderte genoß England Bewunderung ob seiner politischen Freiheit und der mit ihr verbundenen Sicherheit der Staatsmacht; dann zog die reinere Ausführung derselben Grundsätze in der nordamerikanischen Republik aller Augen auf sich. Germanische Gedanken hatten sich erhalten und weiter gebildet. Sie waren dann nach Frankreich verpflanzt worden, teilweise mißverstanden und gewaltsam aufgepfropft einem anders gearteten und durch den Umsturz aller historischen Verhältnisse glattgestampften Volkstume. In dieser künstlichen Verbildung wurden die Ideen freien Staatstums das große Muster für das übrige Europa und auch für den deutschen Liberalismus. Die deutschen Staatswesen boten wenig Gelegenheit zur historischen Anknüpfung; die Stände waren nur Interessenvertretung, zudem meist wesenlos geworden und nicht mehr passend zu den veränderten sozialen Verhältnissen. Daher wurde das Vorbild kurzweg nachgeahmt; erst allmählich konnten seine richtigen Grundzüge herausgearbeitet und in Einklang mit den deutschen Bedürfnissen gebracht werden. Die Verfassungsideen waren eine neue Entlehnung aus der Fremde, und zwar wieder der romanischen. Doch hier lag die Sache günstig, weil die fremde Flagge uraltes Eigentum deckte. Nur die Aneignung und die ersten Anfänge einer Verwendung hat die Geschichte bis auf unsre Tage zu verzeichnen.

In Deutschland war eine neue Zeit in doppelter Weise zu begründen, einmal in den einzelnen Staaten, dann für die Gesamtheit. Zweierlei sollte geschaffen werden, Freiheit und Einheit; welche Schwierigkeiten mußten da überwunden werden! Leicht begreiflich, wenn sich die Dinge verzwickten.

Es entfaltete sich nun allgemeines politisches Leben, das seit der Reformationszeit gefehlt hatte, und eine öffentliche Meinung. So viele Gegensätze sich aufthaten, die den Vollzug der Einheit hinausschoben, das Gefühl der Zusammengehörig-

keit des Volkes trat an die Stelle des ehemaligen bloßen Nebeneinandergehens und allem Streben schwebte dasselbe Endziel vor. Nur wie es zu erreichen war, darüber gingen die Meinungen weit auseinander.

Der stärkste Gegner der Einheit und der Freiheit war Oesterreich. Wie der Kaiserstaat sich räumlich vollkommen gesondert hatte, so stand er in allen Beziehungen für sich. Der Gemeinschaft der Waffen folgte keine geistige. Die Regierung sorgte dafür, daß die scheinbare Behaglichkeit des Daseins durch keinerlei Aufregung oder Anstrengung gestört wurde. Kaiser Franz regierte Staat und Völker, wie ein Privatmann Haus und Familie. In seinen deutschen Ländern erfreute er sich einer großen Beliebtheit. Seine bürgerliche, gemütliche Art, das in Kleinigkeiten erwiesene Wohlwollen, die Vorliebe für harmlose Unterhaltungen, seine schlichte und sittliche Lebensführung in einer dem pikanten Klatsch reiche Nahrung spendenden Umgebung gefielen dem Volke. Der Kaiser war auch nicht unthätig, er machte sogar den Eindruck eines Regenten, der sich sorgsam seiner hohen und niederen Pflichten annahm. In dem unansehnlichen Körper steckte jedoch eine zwar herrschbegierige, aber mißtrauische und kleine Seele. Franz besaß für Großes und Hohes kein Verständnis. Am liebsten ließ er die Dinge, wie sie waren, und in Metternich hatte er einen Ratgeber, dessen Grundsätze gleichfalls auf Erhaltung der Unbeweglichkeit und Regungslosigkeit hinausliefen. Die Beamten ergaben sich einem bequemen Schlendrian, Reformen, welche die andauernde Finanznot dringend erforderte, blieben aus, die Bauernbefreiung rückte nicht vorwärts. Daher hielt Oesterreich auch wirtschaftlich nicht mit den andern deutschen Staaten Schritt. Der Kaiser haßte geradeso wie sein Kanzler den Liberalismus und was nach ihm aussah; Verfassungen nannte er Narrheiten, nationale Gesinnung politischen Schwindel. Solchen Unfug von Oesterreich fern zu halten, war die Polizei da, die staatliche, wie die geistliche. Obgleich der Kaiser von der katholischen Kirche volle Unter-

ordnung unter die Regierung forderte, gab er dem klerikalen Einfluß Volk, Schule und Wissenschaft preis. Deshalb verstockte höhere Thätigkeit in Oesterreich fast vollständig. Der geistige Verkehr mit Deutschland unterlag großen Beschränkungen, alle verdächtige Litteratur, vollends die politische, wurde ferngehalten.

Kam Oesterreich demnach für die innere Entwicklung des deutschen Volkes kaum noch in Betracht, so lähmte es desto mehr dessen politisches Leben. Denn Metternich verstand es, sein Polizeisystem Deutschland, selbst ganz Europa aufzuerlegen. Ihm kamen die übrigen großen Regierungen mit gleicher Gesinnung entgegen. Kaiser Alexander hatte im September 1815 in Paris die befreundeten Monarchen bewogen, die Akte der heiligen Allianz zu unterzeichnen, in der sie gelobten, ihre Völker im Geiste des Christentums und der Brüderlichkeit zu leiten. Das pathetische Schriftstück enthielt wenig Verpflichtendes, aber die christliche Gesinnung, von der es redete, bedeutete die Unterdrückung jedes revolutionären Wesens, und darunter verstand Metternich alle Bestrebungen, die sich nicht mit blinder Unterwürfigkeit der Unterthanen vertrugen. Hatten die Kabinette früher die Völker Europas nach Gutdünken verteilt, so wollten sie jetzt deren frisch erwachtes nationales Leben ersticken. Die Leiter, in der Meinung, der ganze öffentliche Zustand, staatliche Ordnung, Religion und Sitte seien von den neuen Regungen bedroht, brauchten ihre Macht ohne jede Schonung und Rücksicht; sie führten den Kampf nicht wie Helden, sondern wie angstvolle Seelen, die in den Busch hinein schlagen, wenn nur die Blätter rauschen. Sie fragten nicht nach Grund und Zweck der ihnen unheimlichen Ideen, sondern glaubten die Welt zu erretten, wenn sie die Zungen ausschnitten, die gefährliche Worte nur stammelten. Wie bei der alten Inquisition und den Ketzerbränden genügte auch der Verdacht, und niedrige Angeberei wurde wie Tugend belohnt.

Jedes bestehende System hat die Berechtigung, sich zu ver-

teidigen; es kommt nur auf die Mittel an. Durch den Mißbrauch der Gewalt, durch den Druck, den er unter dem Vorwande eines berechtigten Schutzes ausübte, zog Metternich die Ideen groß, die er in ihrer Kindheit zu vernichten gedachte.

Die große Masse des Volkes wandte sich nach dem Frieden allenthalben der Arbeit zu und vergaß über ihr alle andern Gedanken. In den höheren Kreisen hielten sich politische und nationale Interessen, doch ihre Träger mußten bald darauf verzichten, sie auszusprechen. Anders war das bei den Universitäten. Ein Teil der Lehrer, besonders die studierende Jugend, bewahrten die Begeisterung der Befreiungskriege. Die deutschen Hochschulen wurden der Zufluchtsort der nationalen Hoffnungen, auch die härteste Verfolgung vermochte sie dort nicht auszulöschen. Indem die Universitäten zugleich die Wissenschaft in glänzendster Weise förderten, erhoben sie sich zu den hauptsächlichsten Pflegestätten deutschen Geistes. Ihre dritte große Periode begann, erst die Träger der Reformation, dann der Aufklärung und des Klassizismus, pflanzten sie jetzt ihren Schülern deutsche und freie Gesinnung ein. Die „Professorenideen" führten schließlich von Träumen zur Wirklichkeit. Trotz des politischen Druckes, der bald über sie kam, gab es überall unter den Lehrern Männer, welche die Jugend in ihre weitherzige Auffassung einführten. Von dem Studium nahmen die Heimkehrenden ihre Ueberzeugungen in den Beruf, in das Amt mit und verbreiteten sie in ihren Kreisen.

Wenn die Staatsmänner selber nicht gewußt hatten, welche Form sie den neuen Verhältnissen geben sollten, so war es natürlich, daß auch die Gelehrten, denen die praktische Erfahrung fehlte, darüber keine sonderliche Klarheit besaßen, und am wenigsten konnte sie bei der Jugend vorhanden sein. Pathos und Ueberschwenglichkeit führten das große Wort und der Tadel des Bestehenden lag näher als der gute Rat zum Bessermachen. Erst in langsamer Arbeit ließ sich tiefere Erkenntnis erreichen.

Zahlreiche Studenten hatten die Waffen getragen, und

als sie wieder die Hochschulen bezogen, wollten viele die höhere Weihe, die ihr Leben erhalten hatte, auch in das akademische Dasein übertragen. In Jena gründeten ehemalige Lützower am 12. Juni 1815 die Burschenschaft mit patriotisch-sittlichen Zwecken, um die Idee der Einheit und Freiheit des deutschen Volkes ins Leben zu führen und in ihrer Mitte Sittlichkeit, Gottesfurcht und Wissenschaftlichkeit zu pflegen. Dem Beispiel folgten andre Universitäten, die Absicht war von vornherein, einen allgemeinen Burschenbund zu stiften.

Am 17. Oktober 1817 feierte die Burschenschaft in Eisenach das Gedächtnis der Reformation und der Leipziger Schlacht in ernster, religiöser Weise. Einige Burschen machten sich abends auf eigene Hand das Vergnügen, eine Anzahl mißliebiger Bücher ins Feuer zu werfen. Dieser übermütige Streich, der gewiß harmloser war, als so mancher Tumult, den Studenten früherer Zeiten verbrochen hatten, aber auch von einem Stein und Niebuhr als Ueberhebung der Jugend gemißbilligt wurde, veranlaßte von Berlin, von Wien, von russischer Seite her scharfe Angriffe auf die Burschenschaft und auf die Jenaer Universität. Alle Befürchtungen schienen bestätigt zu werden, als am 23. März 1819 ein Jenenser Burschenschafter Karl Ludwig Sand in Mannheim den russischen Staatsrat Kotzebue als Verräter Deutschlands erdolchte und bald darauf ein ähnlicher Mordversuch auf den nassauischen Regierungspräsidenten Ibell folgte. Ob Sand, ein überspannter Mensch, aus eigenem Antrieb handelte, ist ungewiß, doch bestand in der That innerhalb der Burschenschaft eine Partei, die ihre Phantasie durch gewaltthätige Ideen erhitzte und für kühne Thaten schwärmte. Die antike Verherrlichung des Tyrannenmordes, der christliche Preis des Märtyrertums zusammen mit der Vorstellung von dem Ruhme des Todes für das Vaterland, den die letzte Zeit gefeiert hatte, verführten diese leidenschaftlichen Seelen in einer unklaren Zeit, in verzweifelter Stimmung, den politischen Mord für ehrenvoll zu halten. Sicherlich waren es wenige Fanatiker,

und die wenigsten von ihnen dazu angethan, das wilde Wort zur Ausführung zu bringen. Die Burschenschaft durfte für sie nicht haftbar gemacht werden.

Die Angst und die Freude, Beweise zu haben, trieben zum nachdrücklichsten Einschreiten. Metternich gewann das Ohr des preußischen Königs, den hohe Beamte bereits besorgt gemacht hatten. Die Turnplätze waren schon geschlossen; Jahn wurde verhaftet und selbst in Bonn bei Arndt und seinen Freunden Haussuchung gehalten; auf Grund albernster Anschuldigungen kam der edle Mann in Untersuchung und mußte von seinem Lehramte weichen. Vor einem Jahrhundert hatte Friedrich Wilhelm I. Christian Wolff aus Halle verjagt; jedenfalls war sein Gewaltstreich entschuldbarer.

Auf den Karlsbader Ministerkonferenzen im August 1819 setzte Metternich seinen Feldzugsplan durch; er richtete ihn nicht gegen die Universitäten allein, sondern gegen den gesamten Liberalismus, gegen das von ihm geforderte Repräsentativsystem, welches in einzelnen deutschen Staaten bereits verwirklicht war.

Obgleich die Bundesakte nur in jener ganz unverbindlichen Form die Einführung von Landesvertretungen anordnete, gab zuerst 1816 Großherzog Karl August von Weimar seinem Lande in ehrlichster Weise eine freisinnige Verfassung. Bald folgten die süddeutschen Staaten.

Maximilian Joseph von Zweibrücken übernahm als Erbe des Kurfürsten Karl Theodor 1799 Bayern in übler Lage. Ein fröhlicher, milder Herr von bürgerlichem Wesen, liebte er seine Unterthanen; die Regierung führte er unter dem Einflusse des Ministers Freiherrn von Montgelas, eines thatkräftigen Schülers des aufgeklärten Despotismus. In seiner Politik erwog Montgelas nur das bayerische Interesse und glaubte es im Anschlusse an Frankreich am besten zu fördern. Durch Napoleons Gunst wurde ein Stück Land nach dem andern, auch der Königstitel erworben, und nur widerstrebend schloß sich Montgelas, hauptsächlich dem Andrängen des deutsch gesinnten Kronprinzen

Ludwig und des Generals Wrede nachgebend, den Verbündeten an. Der Staat bewahrte dadurch die erlangten Vorteile; obgleich Tirol und die untere Rheinpfalz mit Heidelberg, sehr zum Verdruß des königlichen Hauses, aufgegeben werden mußten, behielt Bayern schließlich den Zuwachs von über 400 Quadratmeilen mit guter Abrundung des Hauptgebietes. Zu den Altbayern waren Franken, Schwaben und Pfälzer gekommen; der ehemals rein katholische Staat hatte jetzt etwa ein Drittel evangelischer Einwohner. Ohnehin war der alte Charakter Bayerns schon gründlich verändert. Montgelas bewirkte nicht nur die Gleichstellung der christlichen Bekenntnisse, die weltliche Aufsicht über das Schulwesen, die Aufhebung der Bücherzensur, sondern auch umfassende Einziehungen der Stifter und Klöster. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde aufgehoben und die Ablösung ihrer Lasten angebahnt. Der Minister warf die alten Zustände um, um neue Ordnungen unbedingter Zentralisierung, völlige Gleichheit unter alleiniger Gewalt der Regierung zu schaffen. Unerbittlich ging er zu Werke, und nicht ohne manche überflüssigen Härten setzte er die bunt zusammengewürfelten Teile in Einheit. Erst 1817 führten seine Gegner, der Kronprinz, Wrede und die von Oesterreich unterstützte katholische Partei seinen plötzlichen Sturz herbei.

Die Kurie sah schon lange die kirchlichen Zustände in Bayern mit Groll; jetzt glückte es ihr, ein sehr günstiges Konkordat zu erlangen. Mit Montgelas fiel auch das Hindernis einer Verfassung. Der König, dem deutsches Bewußtsein vollständig abging, hatte auf dem Wiener Kongresse nachdrücklich allen Versuchen widerstanden, dem deutschen Bunde größere Rechte über die Einzelstaaten einzuräumen. Die Verfassung sollte dazu dienen, Eingriffe des Bundes abzuwehren, den Landesverband zu bestärken, die durch das Konkordat gefährdete Rechtsstellung der Protestanten zu sichern und aus den finanziellen Nöten zu helfen. Am 26. Mai 1818 wurde sie

verkündigt. Sie schuf eine Volksvertretung mit zwei Kammern, die erste bestehend aus erblichen oder ernannten Reichsräten, die zweite aus gewählten Abgeordneten, welche zur einen Hälfte die Bauern, zur andern der kleine Grundadel, die niederen Geistlichen und die Städte erkoren. Gleich auf dem ersten Landtage wurden weitgehende Forderungen laut, so daß der König nahe daran war, die Verfassung zu widerrufen.

Einen eigentümlichen Verlauf nahm die Verfassungsangelegenheit in Württemberg. König Friedrich hatte sich erst zögernd Frankreich angeschlossen, dann um so fester zu ihm gehalten und seinen kleinen Staat mehr als verdoppelt. In dem willenskräftigen Herrscher kehrte mancher Zug seines tyrannischen Oheims Karl Eugen wieder. Die Vergrößerung des Staates durch so viele eigenartige und sehr kleine Bestandteile nötigte auch hier, eine Einheit herzustellen durch völlige Aufhebung der alten Zustände, die in gewaltsamer Cäsarenweise erfolgte, doch viel Gutes mit sich brachte; zum Schmerz der Altwürttemberger fiel auch ihr Kleinod, um das sie schon so viele Kämpfe geführt hatten, die landständische Verfassung. Wie der bayerische König widerstrebte auch Friedrich im Vollgefühl seiner Souveränetät der Unterordnung unter eine Bundesgewalt und ging daher als der erste der deutschen Fürsten daran, eine Verfassung zu verleihen. Die Württemberger begehrten jedoch ihr „altes gutes Recht“; Uhland erklärte in zürnenden Versen, kein Fürst dürfe Freiheit nach seinem Belieben zumessen. Während des Streites starb Friedrich 1816, und unter seinem Sohn Wilhelm dauerte der Zwist weiter. Der König beseitigte die Schäden der Willkürherrschaft des Vaters, ordnete die Staatsverwaltung und die bäuerlichen Verhältnisse, und so wurde die Verfassung endlich im September 1819 angenommen. Weil hier eine Vereinbarung mit den Ständen stattfand, erlangte Württemberg vornehmlichen Ruhm des Konstitutionalismus.

In Baden lagen besondere Gründe vor, durch eine Ver-

fassung das Land und die öffentliche Meinung für das Herrscherhaus zu gewinnen. Der Markgraf, dann Großherzog Karl Friedrich, vergrößerte verhältnismäßig am meisten von allen Rheinbundsfürsten seinen Besitz, so daß Baden nach Oesterreich und Preußen der fünfte Staat im deutschen Bunde war; freilich hatte das Land auch ungeheure Opfer an Frankreich entrichten müssen. Dem tüchtigen Fürsten folgte 1811 sein siecher und mißmutiger Neffe Karl, der erst nach der Leipziger Schlacht sich ungern von Napoleon abkehrte. Ein Gegner der bundesstaatlichen Gestaltung, bedroht durch die Versuche Oesterreichs und Bayerns, den Breisgau und die Pfalz loszureißen, und genötigt, die bestrittene Erbfolge im Großherzogtum der Linie der Grafen von Hochberg sicherzustellen, ging er frühzeitig daran, eine Verfassung zu verleihen. Erst der Nachfolger, Großherzog Ludwig, eröffnete im April 1819 den Landtag. Sofort entbrannte ein Streit über die Rechtsverhältnisse des grundbesitzenden Adels; wie in Bayern rief das konstitutionelle System gleich Schwierigkeiten hervor.

Unter solchen Verhältnissen suchte Metternich den verderblichen Geist in engste Schranken zu bannen. Preußen that bereitwillig mit, indem Hardenberg schwächlich nachgab, und so wurden im Bundesrate die Karlsbader Beschlüsse durchgedrückt, welche die Lehrfreiheit der Universitäten unter strenge Aufsicht stellten, die Burschenschaften verboten, alle Bücher unter zwanzig Bogen einer Zensur unterwarfen und eine Zentralbehörde zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe verfügten. Der Artikel der Bundesakte über die landständischen Verfassungen sollte eine dem monarchischen Prinzipe entsprechende Auslegung erhalten. Die Wiener Schlußakte vom Juni 1820 fiel jedoch nicht nach Metternichs Wünschen aus. Die Mittelstaaten wollten ihre inneren Verhältnisse nicht unter die Bundesgewalt stellen, auch Preußen war in dieser Hinsicht vorsichtig. Immerhin hatte die Reaktion einen großen Sieg errungen und ihren Triumph vollendete die Niederschlagung der in Spanien

und Italien ausgebrochenen Revolutionen. Metternich setzte dann noch eine Reinigung des Bundesrates von mißliebigen Personen durch, so daß er lediglich eine Vertretung österreichischer Interessen wurde.

Zwischen dem Norden und dem Süden entstand eine neue Grenzscheide, indem der erstere absolut, der andre konstitutionell regiert wurde. Mochten sich auch die parlamentarischen Verhandlungen in Bayern, Württemberg und Baden in kleinen Verhältnissen bewegen, die Länder durften sich des Vorzuges rühmen, Verfassungen zu haben, und fühlten sich deshalb als auserwählt unter den übrigen Staaten. Der Zweck der Regierungen, ihre Unterthanen mit einheitlichem Staatsbewußtsein zu erfüllen, wurde vollkommen erreicht. Die innere Entwickelung gestaltete sich überall günstig, selbst in Baden, wo unter Großherzog Ludwig Regierung und Landtag im Streit blieben, in dem der Liberalismus unterlag. Dadurch wuchs die partikularistische Gesinnung, ganz wie die Regierungen es wünschten. Der Bund war als Feind der Freiheit verrufen; wie hätte man demnach seinen Weiterausbau wünschen sollen? Preußen verfiel der äußersten Geringschätzung, und da Metternich auch Oesterreich unbeliebt machte, so entstanden in den höchsten Kreisen Ideen, die einer Einheit sehr gefährlich waren, wie die vom „reinen“ Deutschland, von dem Zusammenschluß der Mittelstaaten ohne die beiden Großmächte, im Notfall in Anlehnung an Frankreich!

Die Bedeutung des parlamentarischen Kleinlebens für die geistige und politische Entwickelung Deutschlands darf nicht gering angeschlagen werden. Diese Schule lehrte allmählich mancherlei, was nachher dem Ganzen nützte. Die süddeutschen Verfassungen waren für die übrigen Staaten eine stete Mahnung, nach gleichen Rechtszuständen zu streben. Freilich liefen viel Spiegelfechterei und Unreife mit unter, die zu einer Verkennung des Wertes großer Staaten und zu doktrinärer Rechthaberei verführten. Der Liberalismus schnitt sich eine Schablone

politischer Freiheit zurecht, nach der er alle übrigen Erscheinungen maß; er verschloß sich leicht wirklich Gutem, nur weil es in die Theorie nicht paßte. Als Ideal erschien durchschnittlich Frankreich, und obgleich die monarchische Verfassung nicht ernstlich angegriffen wurde, ihre Vorzüge fanden keine rechte Würdigung. Die Kammern wollten alles bestimmen und ließen darüber die Selbstverwaltung im einzelnen außer acht. Darunter litt auch das Verständnis für die Bedürfnisse einer großen deutschen Einheit. Sie verschwand nicht aus dem Gedankenkreise, doch die Freiheit galt mehr oder weniger als ihre unentbehrliche Voraussetzung.

Gleichwohl hielt der Liberalismus allein die nationale Fahne aufrecht, welche seine Gegner wie ihn selbst verabscheuten. Der süddeutsche Liberalismus gleicht in seiner Bedeutung der Aufklärung, auch er war ein unentbehrliches Glied in der Kette. Daher darf den Männern, welche unverzagt die ihnen heilige Sache der Freiheit verfochten, die Anerkennung nicht versagt werden, wenn sie auch manchmal irrten. Die Kleinstaaterei, in der sie lebten, wirkte auf ihre Ideen ungünstig ein. Die schnellere Empfänglichkeit und das lebhaftere Gemüt, welche der Süddeutsche vor seinen nördlichen Brüdern voraus hat, die poetische Begabung und der Stolz auf die Stammeseigentümlichkeit, eben deshalb so stark, weil er in sich Befriedigung für die mangelnde politische Form suchte, verlockten hier zu einer einseitigen Auffassung. Am meisten trug Karl von Rotteck in Freiburg zur Verbreitung liberaler Ideen bei. Ein gefeierter Parlamentarier als entschlossener Vorfechter konstitutioneller Rechte, wurde er durch seine Weltgeschichte einer der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands. Ganz Politiker des Augenblicks, ohne historischen Sinn und ohne eindringende Studien, stellte er die Weltgeschichte dar wie ein Weltgericht über jede Unterdrückung der Völker- und Gedankenfreiheit. Er verritt sich in naturrechtliche Prinzipien und abstrakten Idealismus; die Regierung sollte nur die verwaltende Macht sein. Mit

seinem Freunde Karl Theodor Welcker gab er später ein Staatslexikon heraus, das die Generalencyklopädie aller liberalen Theorieen wurde. Schwerer als Rotteck wog Friedrich Christoph Schlosser in Heidelberg, der, ohne Politiker zu sein, an alle historischen Erscheinungen und Personen den Maßstab der strengen bürgerlichen Moral legte, zuerst den Einfluß von Wissenschaft und Litteratur auf die Gesamtentwickelung nachwies und mit seiner graden Verurteilung jedes Mißbrauches fürstlicher Macht ebenfalls dem Liberalismus verwandte Anschauungen einbürgerte.

An der Saftlosigkeit des politischen Daseins trug die preußische Regierung große Mitschuld. König Friedrich Wilhelm III., einmal Metternich hingegeben, blieb der getreue Anhänger der österreichischen Politik; in seinem Staate nahm die Verfolgung der angeblichen Demagogen die häßlichsten Weisen an. Obgleich Preußen auf dem Wiener Kongresse die Einführung von Verfassungen in allen deutschen Staaten befürwortet, obgleich der König noch im Mai 1815 eine aus den Provinzialständen zu bildende Repräsentation des Volkes mit beratender Stimme zugesagt hatte, hielt Friedrich Wilhelm nachher für besser, davon abzustehen. Er beschränkte sich, von dem Kronprinzen bestimmt, darauf, in den Jahren 1823 und 1824 Provinzialstände einzurichten, deren aus den Grundbesitzern gewählten Vertretern, von denen der Adel die Hälfte stellte, nicht viel mehr als begutachtende Thätigkeit für die Provinzialangelegenheiten zukam. Hardenberg erlebte diese Verordnungen nicht mehr; beiseite geschoben und doch hartnäckig sein Amt festhaltend, büßte er zuletzt sein Ansehen ein.

Abgesehen davon, daß nun alle Verkenner und Neider Preußens den Staat als zurückgeblieben verlästerten, wurde das Volk nicht zu politischer Bildung erzogen. Die neuen Landesteile, besonders die westlichen Provinzen, hätten sich in das Staatsganze unter gemeinsamer Arbeit leichter eingewöhnt. Die französische Herrschaft hatte dort viel Gutes gewirkt, weil

sie die Verrottung der ehemaligen geistlichen Kleinstaaterei beseitigte, und es fiel den Rheinländern schwer, sich einem Staate von Herzen anzuschließen, in dem feudale Anschauungen herrschten, obgleich gerade ihre Gegenden stattlich aufblühten.

In der That hätte eine starke Partei am liebsten nicht allein die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung rückgängig gemacht, sondern den Staat wieder zu mittelalterlichen Teillandständen zurückgeführt. In der höheren Beamtenschaft und im Heere stark vertreten, übte sie großen Einfluß auf den König und den Hof aus; mit den liberalen Ideen verfolgte sie die nationalen als Staatsverrat und ließ auch die Männer, die einst an der Befreiung des Staates mitgearbeitet hatten, unverhohlen ihren Haß fühlen.

Diese Heißsporne unterstützte auch die Litteratur und die Wissenschaft. Die romantische Richtung übte jetzt vielfach ungünstigen Einfluß aus, indem sie weit über das richtige Maß hinausschoß. Sie löste die klaren Staatsgedanken in Nebel auf und schuf nicht ideale Gebilde, sondern verschwommene Schatten. Sie wollte die Religion wieder auf den Altar setzen, aber schob ein weihrauchumduftetes, wollüstige Andacht entflammendes Bildnis unter. Die Romantik pries das Mittelalter als die größte Zeit der Deutschen; sie feierte in ihm nur das Universale, das den Deutschen damals aufgedrängte Romanische, die päpstliche Kirche, das unwahre Rittertum, gerade die Bestandteile, welche das Deutschtum im langen Kampfe abgewehrt hatte. Auch im Protestantismus nahm diese Richtung ihren Platz ein.

Die Staatslehre wurde von den romantischen Stimmungen stark beeinflußt. Der Schweizer Ludwig von Haller, der auch in Preußen hoch angesehen war, wollte die Staatswissenschaft restaurieren und die Theorie des natürlich geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegensetzen. Die wirkliche Natur ist ihm die ewige Ordnung Gottes, die von jeher nicht lauter Gleiche, sondern Herren und Diener gewollt

hat. Der Staat wird bei Haller zu einem persönlichen Privatverhältnisse; das Gesetz der Natur ist, daß der Ueberlegene, der Mächtige herrscht. Die Fürsten haben die Staaten gegründet, sie regieren sie als ihr Eigentum, die Regierung ist ihr Recht. Sie sind nur göttlichen und natürlichen Gesetzen unterworfen, gegen den Mißbrauch der höchsten Gewalt kann nur Gott helfen.

Mit der Romantik war die historische Rechtsschule verwandt, doch verstand sie die Vergangenheit besser. Ihre Führer waren Savigny und Eichhorn in Berlin. Erklärte Gegner der naturrechtlichen Schule, die den Staat nach Theorieen aufbauen wollte, stellten sie die Entwickelung in den Vordergrund. Sie erkannten in Recht und Staat das Erzeugnis der Geschichte, erwachsen aus dem Geiste der Völker, aber indem sie den Zusammenhang mit der Vergangenheit erhalten wollten, verfielen sie einer Vorliebe für alte Zustände, welche der Gegenwart nachteilig werden, sie zur Unfruchtbarkeit verurteilen konnte. Dafür gab die historische Rechtsschule der gründlichen Forschung rechten Antrieb; auch die Hervorhebung des Nationalen im Staate läuterte die politische Anschauung.

Wesentlich historisch war auch die Philosophie Hegels, des Meisters der dialektischen Methode. Er erkannte die Wichtigkeit des historischen Werdeprozesses, der Inhalt der Geschichte bedeutete ihm den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Die geschichtliche Entwickelung vollendet sich im Staate, der die Wirklichkeit der sittlichen Idee ist. Als seine vollkommenste Form erschien Hegel die ständische Monarchie; er sprach indessen der Regierungsgewalt solche Allmacht zu, daß sein Staat zum absoluten, intelligenten Beamtenstaat wurde, der Preußen in der That war. Daher galt seine Philosophie, welche die bestehende Wirklichkeit als das Vernünftige pries, geradezu als preußische Staats- und Hofphilosophie. Aus ihr schlugen die Verteidiger des absoluten Staates und der Orthodoxie Kapital.

Diese Staatslehren standen sämtlich im scharfen Gegensatz

zum Liberalismus, der in dem preußischen Staate keinen Zutritt erhielt. Die Bevölkerung hatte jedoch für die Politik wenig Interesse; das öffentliche Leben verlief in großer Ruhe, die auch die gehässigen Verfolgungen nicht störten.

So wenig Preußen sich nach außen geltend machte, so energisch schritt es im Innern vorwärts. Das Land ging aus den Befreiungskriegen tief erschöpft hervor; der süddeutsche Spott über die preußischen Hungerleider war sachlich zum Teil begründet, nur übersahen die Witzköpfe, daß Preußen für Deutschland arm geworden war. Der Staat mußte vielfach neu gebildet werden, weil eine Unzahl neuer Bestandteile einzugliedern waren. Die schwierige Arbeit wurde rasch und glücklich in Angriff genommen und erledigt. Der König that eifrig mit; sein Hang zur Sparsamkeit und zum Frieden war jetzt an der rechten Stelle. Das Land, in Leid und Freud mit ihm verwachsen, sah auf den König mit Liebe und Vertrauen, die auch sein redlicher Wille trotz unterlaufenden Kleinsinnes reichlich verdiente. Eine große Zahl tüchtigster Beamten in allen Zweigen standen ihm zur Seite. Das Heerwesen blieb trotz vieler Anfechtungen auf der 1814 bestimmten Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht mit Landwehr.

Der Staat gliederte sich in zehn Provinzen, die alle neu gebildet oder abgegrenzt wurden und in Regierungsbezirke und Kreise zerfielen. Entsprechend der Verwaltung wurde die Justizpflege organisiert; in den neuen Gebieten, mit Ausnahme einiger Teile der Rheinprovinz, die den Code Napoleon behielten, galt das preußische Landrecht. Die höchste beratende Behörde bildete der Staatsrat; die Fachministerien, zu denen das für Unterrichts- und geistliche Angelegenheiten kam, grenzten ihre Geschäftskreise scharf ab. Am meisten Schwierigkeiten machte die Finanz- und Steuerreform, die schließlich 1820 zur glücklichen Lösung kam. Die Staatsschuld erhielt ihren Abschluß, neue Anleihen sollten nur mit Zuziehung einer reichsständischen Versammlung gemacht werden. Staatsgut und

Krongut wurden gesondert, wobei der König über zwei Drittel der Domänen an den Staat gab und sich mit einer sehr mäßigen festen Rente für den Hofhalt seines ganzen Hauses begnügte. Die Einnahmen des Staates stellten sich außer den Domänen auf die Zölle, Verbrauchsabgaben, Grund- und Klassensteuer, Schlacht- und Mahlsteuer in den Städten und Gewerbesteuer. So gelang es, bei möglichster Gerechtigkeit in der Verteilung der Abgaben, ohne Mehrbelastung das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen; 1828 liefen bereits beträchtliche Ueberschüsse ein. Das Steuergesetz von 1818 hob alle Binnenzölle auf und bestimmte einen einfachen Zolltarif nach Gewicht. Es sollte noch eine große Bedeutung für ganz Deutschland gewinnen, vorläufig belebte es den heimischen Handel und Wandel in glücklichster Weise. Die Regierung hatte eine offene Hand für die Anlage weitverzweigter Kunststraßen, für jede Unterstützung von Landwirtschaft und Industrie; auch das Postwesen vervollkommnete sich musterhaft. Fröhlich blühten die Städte auf, in denen die durch Stein verliehene Selbstverwaltung sich trefflich bewährte; die neuen Gebiete brachten eine große Anzahl städtischer Gemeinwesen mit und verstärkten das Bürgertum.

Unterricht und Schule erfreuten sich ausgezeichneter Pflege unter dem Minister Altenstein. Die Universitäten mehrten sich durch die Errichtung von Bonn, während Halle durch die Einverleibung der Wittenberger Hochschule vergrößert wurde. Zahlreich entstanden neue Gymnasien, besonders am Rhein und in Posen; alle Provinzen erhielten besondere Schulkollegien, denen strenge Ordnung und Beobachtung der neuen Vorschriften für die Prüfungen oblag. Den alten Sprachen wurde im Geiste des neuen Humanismus die erste Stelle im Unterrichte eingeräumt, doch auch die deutsche kam zu ihrem Rechte. Neben den Gymnasien gediehen die Real- und Gewerbeschulen zur Vorbildung für das praktische Leben. Sehr viel geschah für das Volksschulwesen, zugleich mit besserer Bezahlung

und seminaristischer Ausbildung der Lehrer; erst jetzt gelangte sein Wert für die Volkserziehung zur rechten Schätzung, und die allgemeine Schulpflicht kam zur Durchführung. Auch die Kunst ging nicht leer aus. Schinkel schmückte Berlin mit seinen Bauten, Rauch mit seinen Bildwerken, der jüngere Schadow brachte die Düsseldorfer Akademie auf glänzende Höhe. Aber was auch Großes geschah, die politische Haltung Preußens zog darüber einen Schleier, der für die Außenstehenden das Lichtbild trübte.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Radikalen und die Ultramontanen.

So gut wie in Preußen und in Süddeutschland stand es nicht in allen deutschen Staaten. Noch glaubten manche Regenten, sich wie im verflossenen Jahrhundert jede Willkür erlauben zu dürfen, doch sie sollten erfahren, daß jetzt auch die Widerwilligsten ein gewisses Recht der Unterthanen achten mußten. In Paris schwemmte die Revolution im Juli 1830 die Bourbonenherrschaft jäh hinweg und gab den unzufriedenen Völkern den Sporn zur Erhebung; in den Niederlanden, in Polen, in Italien brachen Aufstände aus. Daher erlebte auch das zahme Deutschland wirksame Revolutionen, wie sie früher undenkbar waren. Der Braunschweiger Herzog Karl, eine vollständige Sammlung aller schlechten Eigenschaften, mußte der Empörung weichen und die Regierung zu Gunsten seines Bruders Wilhelm niederlegen. Gleichzeitig zwang die Entrüstung des ganzen Landes den pöbelhaften Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, eine Verfassung zu bewilligen und dann das Regiment seinem Sohne Friedrich Wilhelm zu überlassen, der freilich nachher nicht besser war als der Vater. Auch in

Hannover, das nach seiner reichlichen Wiederherstellung durch den Wiener Kongreß Königreich geworden war, jedoch unter der aristokratischen Herrschaft der Stände nicht gedieh, führte die Besorgnis vor der allgemeinen Unzufriedenheit zum Erlaß einer maßvollen Verfassung. In Sachsen, in dem seit Friedrich Augusts Wiedereinsetzung politischer Stillstand geherrscht hatte, veranlaßte die Erbitterung gegen Polizei und städtische Verwaltung einige Tumulte. Der greise König Anton brachte die Sache bald in ruhiges Gleis, indem er den allgemein beliebten Prinzen Friedrich August zum Mitregenten annahm, unter dessen Einwirkung an Stelle der veralteten Landstände eine mit Befriedigung begrüßte Verfassung trat, der gute Gesetze über soziale und rechtliche Verhältnisse folgten.

Die Zahl der Verfassungsstaaten mehrte sich demnach nicht unbedeutend, und das politische Leben erhob sich frischer. Die Presse, die vorher fast mundtot war, entfaltete in Süddeutschland eine lebhafte Thätigkeit; die Journalistik der Tageszeitungen, leichter und darum anziehender als das schwere Geschütz der bisherigen Zeitschriften, beherrschte bald die öffentliche Meinung und gab kräftige Schlagwörter aus. Wie einst die Humanität als Zauberschlüssel zum Glück galt, so sollte es jetzt die politische Freiheit sein. Daher nahm auch der Liberalismus ebenso eine kosmopolitische Färbung an, wie vordem die klassische Litteratur; noch fehlte wie damals der praktische Untergrund eines großen Staatslebens, die ausreichende Würdigung der wirtschaftlichen und realen Interessen. Deutschland wurde dabei nicht vergessen, nur sollte die unentbehrliche Vorstufe zu seiner Einheit die Freiheit werden. Da wenig Hoffnung war, daß die Fürsten sie gewähren würden, so richtete sich der Grimm gegen sie und den Adel; für den Notfall winkte die Republik als letzte Zuflucht. Ein großes Volksfest im März 1832 zu Hambach bei Neustadt in der Pfalz brachte die krankhafte Stimmung zu lebhaftestem Ausdruck, doch nur als Strohfeuer, das, rasch erlöschend, keinen Brand entzündete.

Der erschrockene Bundestag hielt weitgreifende Polizeimaßregeln gegen den Parlamentarismus, die Vereine, die Presse, die Universitäten für das einzige Gegenmittel. Die badische Regierung setzte nun auch Rotteck und Welcker in den Ruhestand. Der Erfolg war, daß die Sturmgeister daran dachten, mit der Revolution Ernst zu machen, in der Meinung, ihre Leidenschaft werde von der Mehrheit des Volkes geteilt. Gleich die erste Probe, das lächerliche Scheitern eines in Frankfurt versuchten Putsches, zeigte, in wie schwerer Täuschung sie befangen waren. Während überall harte Verfolgungen über Schuldige und Verdächtige ergingen, eiterte die gewaltsam geschlossene Wunde in der Tiefe weiter. Die Verzweiflung, der angehäufte Haß gegen die Regierungen verleiteten zu geheimen Verbindungen, die jungen Leute erhitzten sich zu maßlosen Vorstellungen, die sich bis zum Kommunismus und Anarchismus verirrten. Ueber ganz Europa verbreitete sich eine schwüle Luft, weil allenthalben der gleiche Druck lastete. Die Schweiz und England, wohin die Flüchtlinge sich wandten, wurden der Herd von weitverzweigten Verschwörungen gegen die Legitimität.

Das war alles bei weitem nicht so gefährlich, wie es aussah, am wenigsten in Deutschland, wo die Zahl der Erregten eine geringe blieb und bei den meisten die jugendliche Glut rasch verflog. Leider verfielen in Preußen zahlreiche Unschuldige und Harmlose, besonders aus studentischen Kreisen, einem überaus harten Schicksal, auch anderwärts ergingen schwere Strafen; Sinnlosigkeit und Brutalität der Richter und Gefängnisbeamten verschärften oft das Uebel. Daher auf der andern Seite die traurigste Folge, die Vergiftung der edlen Gefühle für das Vaterland; aber wie die Regierungen in den Wald hinein riefen, so schallte das Echo zurück. Es war eine unglückselige Zeit!

Die Litteratur spiegelte getreulich diese Oede der politischen Vorstellungen wieder; sie wandte sich gegen alles Be-

stehende, ohne das Gute anzuerkennen, sie verbitterte, ohne zu erheben. Frankreich blieb ihr Ideal. Börne, voll echter Begeisterung für Freiheit, machte seinem Schmerze über die hoffnungslosen Zustände in schneidenden Anklagen gegen Deutschland Luft, Heine goß seinen ätzenden Spott aus. Ihnen stimmte Jungdeutschland bei, Gutzkow, Laube, Mundt, die gegen die Romantik anstürmten, die sittlichen und politischen Freiheitsideen überspannten und verzerrten. Mit philosophischen Waffen griffen die Junghegelianer, unter ihnen Feuerbach und Arnold Ruge, mächtig und überschäumend in das politische Gefecht ein: sie stritten gegen den bestehenden Rechtsstaat für einen freien Staat, der auf der Selbstbestimmung des vernünftigen Volkes beruhen sollte. Schade, wie so viele ausgezeichnete Kräfte in der besten Absicht vergeudet wurden. Die halbe Abwendung von dem Nationalen schloß eine große Gefahr in sich und führte von dem Hauptziele ab. Die radikalen Politiker verflüchtigten die deutschen Ideale ebenso zu Luftspiegelungen, wie es die romantische Schwärmerei gethan hatte. Doch rüttelten sie aus dem Schlafe auf, verbreiteten politisches Interesse, während die Regierungen es niederhielten, und verrichteten damit ein nicht unnützliches Werk.

In veränderter Gestalt wiederholten sich dieselben Gedanken, die im Mittelalter keinen festen Staat aufkommen ließen, die einseitige Betonung der Rechte. Damals kehrte sie ein Stand gegen den andern, jetzt die Radikalen gegen die Staatsmacht. Sie fragten nur nach politischen Freiheiten der Völker, unbekümmert um den Bestand einer ausreichend starken Regierung. Ihre Gegner sprachen gleichfalls nur von Rechten, von denen des Königtums. Der ebenmäßigen Verbindung, wie sie Stein gewollt hatte, standen beide gleich fern. Die romanischen Formen in ihren Gegenpolen, der Republik und dem Absolutismus, waren der Kampfruf der Parteien.

Dazwischen hielt ein Stamm ruhiger Denker stand. Der Württemberger Paul Pfizer warnte in dem „Briefwechsel zweier

Deutschen" 1831 vor dem überfliegenden Kosmopolitismus, wie vor der Romantik und sprach offen aus, Preußen sei zur Führung Deutschlands berufen, zu dessen Gunsten die kleineren Fürsten auf einen Teil ihrer Souveränetät verzichten sollten; so wenig Tote auferstünden, so wenig würde Oesterreich jemals wieder für Deutschland das werden, was es einst gewesen sei. Zur Verantwortung gezogen, gab Pfizer den Staatsdienst auf.

Ein ebenso entschiedener Vorkämpfer des Konstitutionalismus nach englischem Vorbilde, wie Anhänger der Monarchie wurde der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann in Göttingen mit seinem Buche über die Politik, das auf die gebildeten Kreise nachhaltigen Einfluß geübt hat. Auch er glaubte an den Beruf Preußens, obgleich er als unerläßliche Vorbedingung den Erlaß einer Verfassung bezeichnete. Und gerade dieser Gelehrte, der das Uebermaß des Liberalismus scharf mißbilligte, wurde seiner Professur in Göttingen aufs schnödeste entsetzt. Der Tod König Wilhelms IV., dem in England seine Nichte Viktoria nachfolgte, machte 1837 Hannover wieder zu einem selbständigen Staate unter dem hartgesottenen Egoisten Ernst August. Eine der ersten Handlungen des Königs war, zu verkündigen, er erkenne die Verfassung von 1833 nicht an. Sieben Göttinger Professoren, darunter Dahlmann, Gervinus, die beiden Brüder Grimm, legten aus persönlicher Gewissenhaftigkeit Verwahrung ein; die Antwort war ihre Absetzung. Der Bund verwarf die Beschwerden des Landes; erst 1840 wurde wieder eine Scheinverfassung vereinbart. Die Maßregelung der Sieben erregte ungeheures Aufsehen und trug vielleicht mehr als alle radikalen Schriften dazu bei, die regierenden Gewalten in Haß und Verachtung zu bringen.

Zugleich erhob sich aus dem Schoße der Ideen, welche gegen die sogenannte Revolution ins Feld geführt wurden, Widerstand gegen den modernen Staat überhaupt, gegen Preußen insbesondere. Der Liberalismus erhielt gegen diese gehaßte nordische Macht einen seltsamen Bundesgenossen in

seinem eigenen Todfeinde, dem universalen Ultramontanismus. Ein alter Strom, den man längst ausgetrocknet wähnte, führte auf einmal wieder Wasserwogen herbei.

Die Befreiungskriege hinterließen einen gereinigten und gehobenen Sinn im Volke. Die Veredelung der Lebensführung, die erst Pietismus und Aufklärung, dann die ideale Zeit angebahnt hatten, verbreitete sich in den Zeiten des Leidens und des Kampfes. Nicht die alte dogmatische Starre kehrte wieder, sondern ein ehrlicher, getreuer Glauben voll sittlichen Schwunges wurde Gemeingut. In Preußen vollzog der aufrichtig fromme König 1817 die schon von seinen Vorfahren gewünschte Union zwischen den Lutherischen und den Reformierten; an die Spitze der vereinigten evangelischen Kirche traten die Provinzialkonsistorien unter dem Kultusministerium. Eine strenggläubige Partei, die späteren Altlutheraner, verwarf die Union; sie wurde mit Gewalt niedergehalten. Die Orthodoxie gewann die Oberhand und vereitelte den Ausbau einer freien Kirchen- und Gemeindeverfassung, wie sie Schleiermacher begehrte; sie unterblieb, wie die Repräsentativverfassung. Thron und Altar sollten sich gegenseitig stützen, beide die umstürzenden Zeitideen bezwingen. Der Absolutismus hatte die Kirche nur als eine Seite des Lebens betrachtet, deren äußere Ordnungen er unter seiner Aufsicht hielt, während er die Lehre frei ließ. Jetzt nahm der Staat, wie im Mittelalter die Verpflichtung auf sich, für Gläubigkeit und Kirchlichkeit zu sorgen, als die Bürgen sittlichen und gesetzmäßigen Seins. Die Aufklärung hatte einst die Gleichsetzung von Religion und Kirche verworfen, jetzt kam man wieder darauf zurück. Da seitdem die Ideen über Religion wesentlich vertieft waren, wurde der Streit von höchster Bedeutung für die gesamte Geistesentwickelung. Wir leben noch mitten in ihm. Politische und kirchliche Reaktion verschmolzen in Eins; die Religion wurde zur politischen Sache und der Staat ließ sich vorschieben, um den Altar zu decken.

Die liberalen Grundsätze vertrugen sich nicht mit den

orthodoxen Forderungen, ebensowenig die wissenschaftliche Theologie Schleiermachers und die historische Forschung, die besonders in der durch Ferdinand Baur begründeten Tübinger Schule das Urchristentum und die Echtheit der biblischen Schriften einer ergebnisreichen Prüfung unterwarf. Wie in der politischen Litteratur, entsprang auch in der religiösen aus der Hegelschen Schule schärfster Widerspruch gegen die bisherige Auslegung des neuen Testamentes, dessen Wortführer David Friedrich Strauß wurde. In seinem „Leben Jesu" erklärte er 1835 einen großen Teil der evangelischen Erzählungen für eine mythische Umbildung der Geschichte und stellte die Person Christi als eine menschliche dar, doch als religiösen Genius, hervorragend durch geistige Höhe und sittliche Reinheit. Die Schrift mit ihrer großartigen Kühnheit machte ungeheures Aufsehen; natürlich, daß alle an dem Kirchenglauben Hängenden sie verdammten.

Dem Zwiespalt im Protestantismus ging zur Seite eine Zusammenfassung im Katholizismus. Aehnlich wie im sechzehnten Jahrhundert erfuhr er, der durch die Aufklärung, die französische Revolution, den Untergang des römisch-deutschen Kaisertums die schwersten Schläge und Einbußen erlitten hatte, eine unerwartete Restauration. Der Sieg der Verbündeten über Napoleon bereitete sie vor und gerade die drei nichtkatholischen Mächte erwiesen dem Papsttume die größten Dienste. Der Kirchenstaat wurde wieder hergestellt; Pius VII. erneuerte alsbald den Jesuitenorden, Inquisition, Index und Propaganda; der alte Geist des Papsttums kehrte kräftig und klug zurück. Die Umwälzungen im Staatsleben, die überall den alten Bestand der römischen Kirche getroffen hatten, brachten ihre Bekenner einander näher; der Katholizismus wurde wieder universal und erhob sich zur Einheit über die Staaten hinweg. Allgemein belebte sich das katholische Bewußtsein. In Deutschland begünstigte die Romantik den Katholizismus, zu dem mehrere ihrer Hauptführer übertraten, und umgab ihn durch die

Verherrlichung des Mittelalters mit einem glänzenden Lichtscheine. Die Männer, die noch im Geiste des letzten Jahrhunderts eine ziemlich selbständige nationale deutsche Kirche begehrten, wurden zurückgeschoben, während bedeutende Gelehrte der rechtgläubigen katholischen Kirche eine wissenschaftliche Basis zu geben unternahmen. Diese neue katholische Wissenschaft stellte den Katholizismus dem übrigen geistigen Leben und dem Protestantentume scharf gegenüber.

Die protestantischen Regierungen wünschten ihren andersgläubigen Unterthanen gerecht zu werden, außerdem machte die Furcht vor der Revolution sie bereitwillig, auch der katholischen Kirche ihre Gunst zu erweisen. Preußen trug ihr von vornherein aufrichtiges Wohlwollen entgegen, und ohne ein Konkordat abzuschließen, wie Bayern, regelte es im Einvernehmen mit der Kurie, dieser sehr zu Dank, die Abgrenzung, Besetzung und Ausstattung der neuen Bistümer.

Der größte Teil der höheren und älteren Geistlichkeit wünschte friedliche Beziehungen zum Staate, eine anfangs kleine aber rührige Partei hielt dagegen die Interessen der Kirche als die allein berechtigten. Wie die großen Päpste des Mittelalters erklärte auch sie, nichts als die Freiheit der Kirche zu begehren, die von sich aus alle ihre Angelegenheiten bestimmen und auch allein entscheiden sollte, wieweit ihr Gebiet reichte. Dadurch war der Zusammenstoß mit dem Staate gegeben und in erster Stelle mit Preußen, neben dem die kleineren Staaten wenig in Betracht kamen, da der dort errungene Erfolg schließlich auf sie zurückwirken mußte. Preußen, die stärkste protestantische Macht in Deutschland, enthielt zur kleineren Hälfte katholische Bevölkerung, in den neuen westlichen Provinzen waren große Gebiete rein katholisch. Die Abneigung zwischen den beiden Bekenntnissen, die vom alten Reiche her bestand, machte es den neuen katholischen Unterthanen schwer, sich unter einem protestantischen Könige einzurichten, und ein gewisses Mißtrauen, die Sorge vor Unterdrückung, war zwar ungerechtfertigt, doch be-

greiflich. Die Rheinlande hatten früher viele Beziehungen zu Oesterreich gepflegt, die auch jetzt beim Adel nicht aufhörten; der politische Dualismus ruhte hier auf kirchlichem Untergrunde. Das protestantisch-absolute Preußen war auch denjenigen Katholiken nicht genehm, welche sonst von dem Kirchenglauben nicht viel hielten. Am Rhein und in Westfalen wünschte man eine Verfassung, aber eine dringende an den König gerichtete Bitte war scharf zurückgewiesen worden.

Obgleich Liberalismus und Ultramontanismus an sich vollkommene Gegensätze waren, konnte unter Umständen ein gewisses Verhältnis zwischen ihnen bestehen. Der Liberalismus verlangte religiöse Toleranz, der Ultramontanismus erklärte jede verweigerte Forderung für Unterdrückung; so dienlich der Absolutismus in katholischen Staaten der Kirche sein konnte, in protestantischen war er ihrer vollen Entfaltung hinderlich. So kamen dem rheinischen Ultramontanismus auch die liberal-demokratischen Ansichten zu statten.

In der nächsten Nachbarschaft der Rheinlande errang der Katholizismus einen großen Sieg, indem die Revolution von 1830 das durch den Wiener Kongreß begründete Königreich der Niederlande sprengte; in dem neuentstandenen Königreiche Belgien hatte die katholisch-liberale Partei die Führung und trat in lebhafte Beziehungen zu den preußischen Provinzen.

Der Streit war ein tief-innerlicher, im Grunde ein Versuch der katholischen Kirche, die gesamte Wendung der Weltgeschicke und der Ideen seit der Reformation rückgängig zu machen. Der alte Gedanke, die Kirche sei die allein berechtigte und geeignete Leiterin aller menschlichen Dinge, vor der Nationen und Staaten sich beugen müßten, erhob sich noch einmal, obgleich die große Zahl seiner Anhänger in dem Katholizismus nur das vermeintlich bedrohte Recht ihrer Persönlichkeit und Individualität behaupten wollte. Die Wiederherstellung einer Priesterherrschaft beabsichtigten nur die Führer, nicht die Geführten. Es ergab sich die merkwürdige Verflechtung, daß die

Idee der Religionsfreiheit, wie sie der Protestantismus ins Leben gerufen hatte, nun von den Katholiken ergriffen wurde. Sie stritten dafür mit dem geistigen Rüstzeuge, das sie aus dem Arsenale der Gegner entlehnten.

Der Staat nahm Religion und Kirche als gleichbedeutend; er beschirmte die letztere, weil er nur durch sie die erstere erhalten zu können meinte und darin seine vornehmste Pflicht erblickte; insofern war er der gebundenere. Der Staat kam genau in die Lage der alten Kaiser, die für gottlos galten, weil sie für ihr Recht gegen das Papsttum kämpften, obgleich sie den Glauben gegen jede Anfechtung schirmten; jetzt galt der Staat als Feind des Katholizismus, weil er die Kirche, solange er sie in ihrem Stande hielt, nicht von den Staatsgesetzen entbinden konnte, und er vermochte es nicht, weil die wichtigsten Einrichtungen mit der Kirche verflochten waren. Die Frage gestaltete sich so allmählich zu einer allgemeinen, deren Lösung noch in der Zukunft liegt.

Der Zwist wurde zu einem offenen über die gemischten Ehen, die jetzt oft vorkamen, und über die Religion der in ihnen gebornen Kinder. Die Regierung verfuhr mit wenig Geschick und ersah sich sogar den starrsten ihrer Gegner, Clemens August von Droste-Vischering, zum Erzbischof von Köln, der darauf die Gesetze, weil sie mit der Freiheit der Kirche unvereinbar seien, für unverbindlich erachtete. Als er die Gärung schürte, hielt es die Regierung für angemessen, ihn unschädlich zu machen und nach Minden zu bringen.

Die katholische Presse ging mit Preußen gewaltig ins Gericht. Niemand führte so mächtig die Feder, wie Joseph Görres, ein Mann ehrlichster Ueberzeugung und glänzender Befähigung, sie kund zu thun. Anfänglich ein Bewunderer der französischen Revolution, dann einer der wenigen Rheinländer, welche sich der nationalen Sache anschlossen, focht er im Rheinischen Merkur mit edler Leidenschaft für die deutsche Einheit und Freiheit. Enttäuscht in seinen Hoffnungen auf Preußen,

doch immer noch thätig für seine politischen Ideale, mußte er vor der Reaktion aus Deutschland weichen, bis ihn 1827 König Ludwig I. als Professor an die Universität München berief. Geschaffen für die Romantik, früh begeistert für die Schöpfungen des Mittelalters, versenkte sich Görres mit der ihm eigenen Kraft, alles, was er ergriff, voll zu nehmen, in die katholische Mystik. Der Protestantismus erschien Görres als Anarchie, als Unterdrücker des Katholizismus; den alten demokratischen Gesinnungen blieb er dabei getreu. Jetzt wurde er der flammende Prophet des Katholizismus, München der Mittelpunkt des katholischen Lebens.

Auch in Posen, wo der Katholizismus sich mit dem Polentume deckte, brach der Streit aus; Erzbischof Dunin wurde suspendiert und nach Kolberg gebracht. Für den Augenblick siegte die Regierung und die öffentliche Ruhe blieb ungestört.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Geistige und wirtschaftliche Fortschritte.

Die Anschauungen der katholischen Kirche widersprachen den Tendenzen, welche die allgemeine Wissenschaft beseelten. Diese waren keine andern, als die bisher mächtigen, auf die Reformation zurückführenden; die Wissenschaft in ihrem stetigen Gange verharrend brauchte nur weiterzuführen, was die letzte Vergangenheit angebahnt hatte. Den Mittelpunkt der Studien bildeten die Universitäten, jede Tüchtiges leistend, und wenn die größeren voranschritten, blieben die andern nicht zurück. Alle Hochschulen waren jetzt von den konfessionellen Fesseln befreit, in Einrichtung und wissenschaftlichem Betrieb gleichmäßig gestaltet. Nicht wenige von den dürftigen und ungenügenden

Digitized by Google

alten Anstalten hatten eingehen müssen; um so besser gediehen mit reichlicherer Ausrüstung die erhaltenen, und zu ihnen kamen die großartigen Neugründungen in Preußen und Bayern, wo die 1826 errichtete Universität München alsbald eine hohe Blüte erlangte.

Ueberall trat jetzt die strenge Forschung in den Vordergrund. So sehr die Reaktion kühne Meinungen in Politik und Religion zu unterbinden suchte, sonst blieb die Lehrfreiheit unangetastet. Auf allen Gebieten nahmen jetzt die deutschen Gelehrten den Vortritt. Die Gelehrsamkeit streifte zwar die alte Schwere noch nicht ganz ab und hielt ihre Werke auch in der äußeren Form über dem Alltäglichen, doch bediente sie sich ausschließlich der deutschen Sprache und verschmähte nicht, sie klar und allgemein verständlich zu schreiben. Daher konnte die Wissenschaft sich eine größere Zahl von Freunden erwerben.

Die Richtung auf das Historische schlug allenthalben durch; besonders die Entwickelung der Nationalitäten, vor allem der eigenen, nahm das Interesse in Anspruch. Um die Gegenwart durch die Kunde der Vergangenheit zu vaterländischem Sinne anzuregen, veranlaßte der Freiherr von Stein die großartige Sammlung der deutschen Geschichtsquellen, die Monumenta Germaniae historica, an welche die reichhaltigste Forschung anknüpfte. Eine Reihe hervorragender Werke entstand für mittlere und neuere Geschichte; alle übertreffend erschloß Leopold Ranke das objektive Erkennen des großen welthistorischen Verlaufes in Staatenbildung und Charakter der großen Persönlichkeiten. Die Brüder Grimm eröffneten tiefe Blicke in das ureigene Wesen des deutschen Volkes und seiner Sprache; Böckh führte die klassische Philologie auf das weite Feld des gesamten Altertums. Die neue Wissenschaft der Sprachvergleichung machte die Sprachen selber zur historischen Quelle für Zeiten, in die keine andre Ueberlieferung reicht. Die Litteraturgeschichte arbeitete sich neben den grammatischen Studien zur vollen Selbständigkeit durch. Der Mensch in seiner Eigen=

art wurde das Objekt der geschichtlichen Forschung; Ritter lehrte ihn zu verstehen im Zusammenhange mit der Natur und Weise der von ihm bewohnten Länder und begründete die Geographie als besonderes Wissensfeld. Die Naturwissenschaften forschten nach Entstehung und Werden der Welt und der Erde, nach den bewegenden Kräften und den Erzeugnissen der Natur; sie machten sich los von Voraussetzungen und Spekulationen, allein aus Beobachtung und Experiment ihre Schlüsse ziehend. Ihren Meister, den Gipfel wissenschaftlichen Ruhmes, verehrten sie in Alexander von Humboldt, dem großen Reisenden, dessen eindringender Beobachtung nichts entging, was des Wissens wert war, dem allumfassenden und freisinnigen Gelehrten, dem großmütigen Förderer jeder geistigen Kraft, der es zudem verstand, Weltschilderung und Weltwissen in schönes Gewand zu kleiden. Die Gelehrsamkeit diente auch dem praktischen Leben; der Landwirtschaft und der Industrie reichte sie ihre stützende Hand.

Das alte Band zwischen Wissenschaft und Litteratur wurde nicht zerrissen. Uhland und Rückert wirkten als Gelehrte und als Dichter, beide in verschiedener Art gleichmäßig mit echtem Gut den deutschen Geist und das deutsche Gemüt bereichernd. Die Romantik versank, überwältigt von zahlreichen Gegnern, vor der zunehmenden Wahrheit des wirklichen Lebens. Selbst politische Kämpfer riefen die dichtende und erzählende Kunst zu Hilfe; die Litteratur wurde der große Tummelplatz, auf dem die Geistesschlachten geschlagen wurden.

Auch die Kunst erfuhr den Einfluß der in der Wissenschaft und Litteratur thätigen Kräfte. Die Architektur leiteten große Meister, welche die Antike und die Renaissance zum Vorbilde nahmen; ihnen trat die wiederbelebte Gothik entgegen, von der Romantik und den durch sie hervorgerufenen historischen und religiösen Stimmungen getragen. Die andern Künste gediehen in derselben Weise. Die historische Malerei entfaltete sich zu kräftigen Stilformen und strebte namentlich in ihrem größten Meister Cornelius auch Gedankenschwere zum Ausdruck zu

bringen, energisch in der Zeichnung, hinter der die Farbengebung zurückblieb. Die neu gefundene Technik der Freskomalerei gab Gelegenheit zu umfassenden Entwürfen. Andre entnahmen ihre Ideale der katholischen Mystik und schufen innig beseelte, doch körperlose Gestalten. Neben Berlin wurde durch König Ludwig München zum Tempel aller Kunstübung.

Geistige Anfrischung war demnach reichlich vorhanden und sie entschädigte für die politische Stille. Ein glücklicher Aufschwung machte sich bemerklich. Ueberall durch ganz Deutschland nahm die Teilnahme für höhere Dinge erfreulich zu. Sie beschränkte sich nicht mehr auf verhältnismäßig wenige Gebildete der höheren Stände, allgemeine Bildung verbreitete sich hinab bis zu dem Kleinbürger und Arbeiter in den Städten und dem selbständigen Mittelbauern auf dem Lande. Das kräftig entwickelte Schulwesen trug dazu viel bei; auch sonst drangen Schriften und mancherlei Kenntnis mehr nach unten. Jetzt erst wurden die deutschen Klassiker, namentlich Schiller, Gemeingut, und läuterten Verstand und Sinn, die Zeitungen fanden allenthalben Leser und machten neben den politischen Nachrichten auch die Ergebnisse der Wissenschaft und die Erfindungen weithin bekannt; in den reicheren Bürgerstand fand auch manch wissenschaftliches Werk unmittelbaren Eingang. Der geistige Durchschnitt des Volkes erhob sich ganz bedeutend über den des letzten Jahrhunderts. Auch in dieser Hinsicht wuchs das Bedürfnis der Gesamtheit nach einem öffentlichen Leben und damit zugleich die Befähigung und die Berechtigung, an den Staatseinrichtungen mitzuwirken.

Die gesteigerte Kraft des Volkes war die wohlthätige Folge der Hebung der bürgerlichen Stände und der durch den Zusammenbruch des alten Reiches veranlaßten Umwandlung der sozialen Verhältnisse in den deutschen Staaten. Damit stand im Zusammenhange der stattliche Aufschwung jeder wirtschaftlichen Bethätigung, und dieser wirkte wieder günstig auf die gesamte Lebensführung.

Nachdem Deutschland jahrhundertelang nur von der Hand in den Mund gelebt hatte, gelangte es jetzt wieder über die Forderungen des einfachen Daseins hinaus zur Möglichkeit, in den Wettbewerb der Völker einzutreten. Dem Frieden war kein rechtes Gedeihen gefolgt. Die billigen englischen Fabrikate, in der Zeit des Krieges und der Kontinentalsperre aufgestapelt und nun massenhaft auf den Markt geworfen, schädigten die Industrie sehr schwer, und auch die Landwirtschaft kam in große Not. Ueberhaupt konnten die Deutschen nur dann den übrigen Nationen ebenbürtig werden, wenn sie ihnen an Betriebsamkeit und Reichtum gleich kamen. Wie das gelingen sollte, war freilich schwer zu raten.

Die Bundesakte enthielt für Handel und Wandel nur leere Versprechungen, die nicht erfüllt wurden. Die vollendete Souveränetät der Staaten bildete ein großes Hindernis. Deutschland zerfiel noch immer in zahlreiche sich eifersüchtig absperrende Gebiete und der Bund gab ebensowenig Ansehen und Schutz nach außen, wie einst das Reich; es bestanden also noch die Gebrechen, derentwegen einst Deutschland aus dem Weltverkehr ausscheiden mußte. Die Wirtschaftskunst des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrem rohen Egoismus hatte nicht viel gebessert, wohl einzelnen Teilen, aber nicht dem Ganzen genützt. Noch schienen politische Einheit und äußere Macht unerreichbar, doch im Innern hätte die Niederreißung der trennenden Gitter schon etwas bedeutet. Nur wenige erkannten diese Notwendigkeit; in Süddeutschland erhoben der geistvolle, stürmische Friedrich List und der verständige badische Staatsbeamte Karl Friedrich Nebenius ihre mahnende Stimme zu Vorschlägen, welche die Unfähigkeit der Bundesversammlung zur Unfruchtbarkeit verdammte. Metternich ließ die Wirtschaft gleichgültig im alten Stande und das österreichische Reich war so in sich abgeschlossen, daß es durch andre Staaten wenig gestört wurde und daher nicht für erforderlich hielt, mit ihnen in engere Beziehungen zu treten. Preußen dagegen war nicht nur in zwei große

Hälften gespalten; es schloß auch Teile andrer deutschen Staaten vollständig ein und seine Grenzen griffen allenthalben in sie über.

Preußen ging daran, auf eigene Hand seine Zoll- und Handelsinteressen zu regeln, wie es die Schwäche der Bundesverfassung gebot und zugleich gestattete. Es begann ein Werk, das rein preußisch begonnen, deutsch vollbracht wurde, wie so viele andre vordem.

Das Zollgesetz vom 26. Mai 1818, entworfen von dem Generalsteuerdirektor Karl Georg Maassen, ist die Magna Charta des deutschen Handels und Wohlstands. Seine in ihrer Einfachheit großartigen Grundsätze waren: die Beschränkungen des freien Verkehrs zwischen den verschiedenen Provinzen des Staates aufzuheben, die Zolllinien überall an die Grenze zu rücken, Einfuhr, Verbrauch und Durchfuhr aller fremden, die Ausführung aller heimischen Erzeugnisse zu gestatten. Die mäßigen Einfuhrzölle bezweckten den Schutz der inländischen Gewerbsamkeit, wie die Sicherung derjenigen Staatseinnahmen, welche der Handel ohne Erschwerung des Verkehrs gewähren konnte. Preußen wurde so zum einheitlichen Wirtschaftsgebiet; nicht eigentlich Freihandel, aber Freiheit des Handels wurde durch das Gesetz gebracht.

Alle Grenz- und eingeschlossenen Staaten wurden als Ausland behandelt. Die Enklaven, Sondershausen, Rudolstadt, Bernburg und andre, sahen sich daher nach heftigem Sträuben genötigt, in dem preußischen Zollgebiet aufzugehen; sie galten in Handelsbeziehungen als preußisches Inland und erhielten dafür je nach der Volkszahl Anteil an den Einfuhrzöllen. Allgemein entbrannte der Zorn über die preußische Vergewaltigung; der Partikularismus, wie der süddeutsche Liberalismus zeigten, wie wenig sie solche Fragen zu fassen verstanden. Sie verhielten sich zum Zollverein ebenso feindlich, wie einst die Protestanten zur Gregorianischen Kalenderreform, und witterten in ihm nur preußische Bosheit und Eroberungsgelüste.

Sehr langsam schlug das praktische Bedürfnis durch. Die Deutschen waren zu lange gewöhnt, alle Dinge nach persönlichen Empfindungen zu bemessen, und mußten erst lernen, welches die unentbehrlichen Bedingungen eines großen nationalen Lebens sind.

Vergeblich wollten die kleineren Staaten durch Verträge untereinander ihre Handelsselbständigkeit erhalten; da eine Gruppe die andre hinderte, blieb schließlich nur der Beitritt zum Zollverein übrig. Preußen gewährte den Mitgliedern das Recht eigener Zollverwaltung und Gleichberechtigung in der Zollgesetzgebung. So trat zuerst 1828 Hessen-Darmstadt als Mitglied dem Zollverein bei, 1831 Hessen-Kassel, 1833 Bayern und Württemberg, darauf Sachsen und die thüringischen Staaten, die nun ihre Sonderstellung nicht mehr behaupten konnten. Die meisten übrigen folgten bald, so daß nach 1842 nur der um Hannover gruppierte Steuerverein mit Oldenburg, Holstein und Mecklenburg und die drei Freistädte an der See außerhalb des Vereins standen.

Ein Segen sprang überall, wo der Zollverein benachbarte Staaten aneinander band, sofort in die Augen: das Aufhören des schwunghaft betriebenen Schmuggels mit allen den rohen Gewaltthaten und der Sittenverpestung, die er im Gefolge hat. Ganz gewaltig stiegen überall Handel und Gewerbe im gleichmäßigen Austausch und friedlichen Wetteifer. Prohibitive Maßregeln und überstarke Schutzzölle haben immer den Nachteil, durch die Sicherheit des Absatzes und die Befreiung von Konkurrenz den industriellen Eifer einzuschläfern und von Fortschritten zurückzuhalten. Jetzt war der Anspannung von Geschick, Unternehmungsgeist und Erfindung der Lohn gesichert, und sie lernten selbständig ohne stete Nachhilfe der Staatsgewalten ihre Ziele verfolgen. Erst jetzt vermochte Deutschland wieder, Industrie im größeren Maßstabe zu treiben, und damit den Erwerb entsprechend der zunehmenden Bevölkerung zu vermehren. Denn trotz der starken Auswanderung, die vielfach

durch die politischen Verhältnisse veranlaßt wurde, nahm die Volkszahl bedeutend zu, besonders in den größeren Städten. Auch die Landwirtschaft hatte nun gute Zeiten und sie fing mehr und mehr an, ihre Methoden zu verbessern und die wissenschaftlichen Entdeckungen zu benützen.

Der Zollverein brachte so Deutschland einigen Ersatz für die fehlende staatliche Einheit und arbeitete ihr zugleich vor. Eine geistige Einheit bestand bereits, ihr trat nun eine wirtschaftliche würdig zur Seite; immer größer also wurde die Möglichkeit des letzten Abschlusses. Weiterdenkende lebten bereits der Hoffnung und Ueberzeugung, daß der Zollverein zu ihm führen müsse. Doch die trennenden Gewalten waren noch immer die stärkeren, und grade der Umstand, daß man nun die Vorteile der Handelsgemeinschaft genoß, gab den Partikularisten erst recht Anlaß, sich auf dem politischen Gebiete widerspenstig zu zeigen. Der Zollverein hielt sogar die kleinen Staaten lebensfähig. Daß man Preußen Dank schuldete, kam seinen Gegnern nicht in den Sinn. Die Hauptsache blieb, daß Deutschland vorwärts kam, daß die erwerbenden Beschäftigungen zu Ehren gelangten und der Blick sich erweitern mußte. Erkannte man doch jetzt, daß Handel und Verkehr nicht allein dazu da sind, um dem Staate Einnahmen zu verschaffen, daß sie auch volkserziehliche Macht haben.

Es traf sich sehr glücklich, daß die entscheidenden Beitrittserklärungen zum Zollverein bereits erfolgt waren, als die Eisenbahnen ihren Einzug in Deutschland hielten. Anfänglich warf sich allein die Privatthätigkeit auf diese Unternehmungen, die sehr starke Zweifel an ihrer Einträglichkeit zu überwinden hatten; erst später traten die Regierungen helfend hinzu. Die erste Strecke wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth gebaut, erst nach fünf Jahren die von Leipzig nach Dresden vollendet. Die Länder und ihre Bewohner kamen einander näher und es war gut, daß die Deutschen sich endlich untereinander besser kennen und schätzen lernten.

Gute Anläufe, doch kein sicherer Fortgang, wertvolle Gedanken, doch keine klare Fassung, große Hoffnungen, doch kein zuversichtliches Mittel, sie zu erreichen — so stand es gegen Ende der dreißiger Jahre mit Deutschland.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die Revolution und ihre Folgen.

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III., kein großer Fürst, aber Großes wurde unter ihm vollbracht und nicht ohne sein Zuthun. Die Dankbarkeit und Ergebenheit, mit der die Preußen zu ihm emporsahen, war wohl gerechtfertigt. Begierig wandten sich jetzt aller Augen auf den Nachfolger, wie hundert Jahre früher auf Friedrich II. Daß Preußen eine höhere Stellung in der Welt einnehmen, daß in den Staat ein regeres Leben einziehen müsse, war die allgemeine Ueberzeugung, und alle wußten, daß sie in Friedrich Wilhelm IV. einen Herrscher von reichster Begabung empfingen. Kunst und Wissenschaft ehrten in ihm einen Gönner, der sie nicht nur aus Wohlwollen, sondern aus gründlicher Kenntnis pflegte, der unter den Ersten mitzuthun befähigt war. Voll Geist und Feuer, ein Meister des Wortes in Schrift und glanzvoller Rede, übte der König einen persönlichen Zauber auf bedeutende Männer aus. Nicht vorwiegend Soldat wie seine Vorfahren, auch Feind des büreaukratischen Geistes, hatte er einen bürgerlichen Zug in seinem liebenswürdigen Auftreten, in seinem sprühenden, oft schonungslosen Witze; die Humanität eines großen Geistes war ihm eigen. Friedrich Wilhelm wollte das Beste und gemeiner Egoismus lag ihm fern. Wenn er eigene Wege einschlug, that er es, um seiner Ueberzeugung von den

Pflichten eines Königs zu genügen. Der romantischen Richtung seiner Jugendzeit blieb er getreu. Er wollte ein rechter Verwalter des Königtums von Gottes Gnaden sein, der nur dem Höchsten verantwortlich das Volk in Gottesfurcht und treuem Gehorsam halten sollte. Gegen die liberalen Ideen in Staat und Kirche hegte er ehrlichen Haß, weil sie ihm das unmittelbare Verhältnis des Menschen zu Gott und das des Unterthanen zum Landesherrn zu durchbrechen schienen. Gar nicht zum Absolutisten geschaffen, fühlte er sich verpflichtet, den Kern des absoluten Systems zu erhalten; er war nicht abgeneigt, eine ständische Vertretung zu gewähren, doch nur als freies Gnadengeschenk und mit vollem Vorbehalte der Kronrechte. Daher führte er die Regierung nach seinem persönlichen Ermessen; es war ihm widerwärtig, zu Entschlüssen gedrängt zu werden. Die Religion im höchsten Sinne verehrend, nicht bigott, erachtete er gleichwohl die kirchlichen Satzungen für ihre unentbehrliche Voraussetzung. Es ging durch ihn ein Zwiespalt zwischen Herz und Verstand, in dem das erstere stets die Oberhand behielt. Zu wohlmeinend, um sich ganz den von der Zeit gestellten Forderungen zu verschließen, vermochte er es dennoch nicht über sich, sie zu gewähren, weil er fürchtete, damit an seiner innern Ueberzeugung zu freveln.

Alsbald traten an den König die Wünsche heran, die einst vom Vater versprochene Verfassung zu erteilen; er wies sie zurück. Obgleich er die kleinliche Verfolgung nicht liebte und ihren Opfern Genugthuung gab, fiel alsbald ein Reif auf die von ihm gehegten Erwartungen, im Lande verbreitete sich Mißstimmung. Der katholischen Kirche kam der König weit entgegen, und als unter Katholiken wie unter Protestanten freigeistige Richtungen entstanden, hielt die Staatsregierung es mit der Orthodoxie. Endlich entschloß sich der König, durch das Patent vom 3. Februar 1847 die Provinziallandtage zu einem vereinigten Landtage mit zwei Kurien zu berufen, da der Ausbau der Eisenbahnen eine Staatsanleihe unabweisbar machte.

Das Patent gewährte nicht regelmäßige Einberufung des Landtages, nur die der vereinigten Ausschüsse, doch beschränkte es die Thätigkeit nicht auf die Zustimmung zu neuen Steuern, sondern gab auch beratende Stimme in Gesetzgebungssachen und das Petitionsrecht. Es war somit eine halbe Maßregel, die den Mittelweg einschlagen sollte und nur zu Kämpfen oder zur wirklichen Verfassung führen konnte; das alte Preußen wurde jedenfalls unhaltbar. Die Thronrede verkündete die Gedanken des Königs, seine entschiedene Absage an den Konstitutionalismus, an den herrschenden Geist der Zeit, der Umsturz und Unglauben predige.

Ganz Deutschland folgte gespannt den Verhandlungen in Berlin. Die Liberalen, welche glänzende Rednertalente, namentlich aus dem Rheinland, Westfalen und Preußen aufwiesen, benutzten reichlich die erste gegebene Gelegenheit, öffentlich vor dem ganzen Lande ihre Ansichten auszusprechen. Sie setzten den Erlaß einer Adresse nach englischem Muster durch, die zwar nicht in der von ihnen vorgeschlagenen scharfen Fassung angenommen wurde, doch der Erklärung des Königtums von Gottes Gnaden die erworbenen Rechte des Volkes entgegenstellte. Später folgten die Bitte, den Landtag alle zwei Jahre zu berufen, und andre Wünsche. Die Versammlung schritt demnach über den ihr zugedachten Rahmen hinaus; die Regierung schwankte zwischen Nachgeben und Ablehnen, schließlich wurde die Tagung in gegenseitiger Unzufriedenheit und Unsicherheit beendet. Der König hielt seine innerste Meinung fest, doch als die vereinigten Ausschüsse Anfang des nächsten Jahres zusammentraten, versprach er, den Landtag fortan alle vier Jahre einzuberufen.

Der Verlauf war nicht ganz unähnlich den Vorgängen in Frankreich, als dort 1789 die Stände versammelt wurden. Die Geister, die man rief, ließen sich nicht nach Gutdünken beherrschen, und der einmal vorwärts gethane Schritt zwang zu weiteren. Der preußische Landtag trat freilich viel gemäßigter

auf; denn während in Frankreich eine völlige Umkehr des Staates erforderlich war, handelte es sich hier nur um seinen zeitgemäßen Ausbau.

Der erste parlamentarische Gang war nicht erfolglos gewesen. Die Regierung erwarb keine Lorbeeren, dafür rückte der Staat den andern konstitutionellen in Deutschland näher. Dort stand die nationale Frage in lebhaftester Erörterung; die von Gervinus und Häusser geleitete „Deutsche Zeitung“ vertrat die große Partei, welche liberal, aber vor allen Dingen deutsch sein wollte. Die norddeutschen und die süddeutschen Liberalen trafen sich auf dem gleichen Wege. Man verabredete, bei den Parlamenten der Einzelstaaten auf eine Volksvertretung beim Bunde hinzuarbeiten. Die Radikalen in Süddeutschland dagegen nahmen die aus Frankreich und der Schweiz entlehnten republikanischen Tendenzen auf; ihnen hatte ein heftiger Streit zwischen Regierung und Kammer in Baden vielen Anhang verschafft. Bald kam die Stunde, in der sich alle Parteien messen konnten.

Die Nachricht von der Februarrevolution in Paris durchlief Europa wie ein elektrischer Schlag, der die Träger des alten Systems lähmte, die Flammen der Freiheit entzündete. Auch in Deutschland erschraken die bisherigen Machthaber und hielten Zugeständnisse für geraten; sie beugten sich nicht allein aus Angst, sondern auch vor der plötzlich hervorbrechenden Macht der Ideen. Ueberall wurden die Einrichtungen, die der Liberalismus auf seine Fahne geschrieben hatte: Schwurgerichte, Preßfreiheit, Volksbewaffnung, ein deutsches Parlament begehrt und meist sofort genehmigt. Die liberalen Führer kamen in die Ministerien; selbst der Bund änderte mit einemmal seine Farbe. Süddeutsche Liberale luden Anfang März von Heidelberg aus die Mitglieder der deutschen Ständeversammlungen zu einem Vorparlament nach Frankfurt ein.

Man kann die Stimmung in Deutschland wohl vergleichen mit der, welche Jahrhunderte früher die Konzilszeit hervorrief.

Jedermann fühlte, daß es anders werden müsse. Von den Fürsten ließ sich so wenig Gutes erhoffen, wie ehedem von Papsttum und Kurie; wie der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, so erklang nun der nach Freiheit und Einheit. Und wie einst die ganze Geistlichkeit zu Konzilen vereint das Werk in die Hand nahm, so hielt man jetzt die Vertreter des Volkes für allein geeignet, aus dem Wirrsal zu einer schönen Zukunft zu führen. In beiden Zeiten war Unsicherheit, wie das Ziel zu erreichen sei, glaubte man gleichmäßig an die Macht der Idee und des Wortes und unterschätzte die vorhandenen entgegenstehenden Mächte.

Noch ehe das Vorparlament zusammenkam, siegten revolutionäre Bewegungen in den Hauptstädten der wichtigsten Staaten. Der Bogen schnellte am jähsten zurück, wo er am schärfsten angespannt war. In Oesterreich hatte seit den letzten Jahren die Presse einen lebhafteren Ton angeschlagen, und sogar in der höchsten Gesellschaft erstanden dem allmächtigen Metternich Gegner. Der große Bändiger der Revolution legte am 13. März infolge allgemeinen Andrängens und eines Straßentumultes seine Aemter nieder und floh. Der Regierung des schwachsinnigen Kaisers Ferdinand entschlüpfte bald die Macht, so daß die Herrschaft über Wien der Bürgerwehr und den Studenten zufiel; auch hier erhob man die schwarz-rot-goldene Fahne zum Panier.

In Bayern regierte seit 1825 König Ludwig I., hochbegabt, begeistert für Kunst, deutsch gesinnt, doch voll launenhaften Stolzes. Das ultramontane Ministerium Abel hatte lange unbeschränkt regiert, bis es endlich selbst unter dem hohen Adel Unwillen hervorrief und ins Wanken kam. Mit diesen politischen Vorgängen wurde in eigentümlicher Weise des Königs anstößiges Verhältnis zu der spanischen Tänzerin Lola Montez verflochten. In München wiederholten sich Tumulte, bis Ludwig am 20. März die Regierung niederlegte und seinem Sohne Maximilian II. übertrug. Eingenommen für das Wissen, be-

sonders geschichtliches, lernbegierig, der ultramontanen Richtung abhold, war der neue König konstitutionell gesinnt. Gleichwohl machte er die bedeutenden Zugeständnisse, zu denen er sich alsbald entschloß, nur ungern, und obgleich er die Wahlen zum deutschen Reichstage zuließ, wollte er die Unabhängigkeit Bayerns nicht verkürzen lassen.

Auch in Berlin stellte sich hochgradige Erregung ein, die zu Ausschreitungen führte, da die Regierung sich unsicher fühlte. Der König sah die ganze Bewegung mit tiefem Widerwillen, doch verschloß er sich nicht der Notwendigkeit, die unbrauchbare Bundesverfassung durch eine kräftigere zu ersetzen; er wollte darüber mit Oesterreich und den Fürsten beraten. So zauderte er, bis er am 18. März den Landtag einberief und zugleich verkündete, er wolle seinen Bundesgenossen vorschlagen, Deutschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat zu verwandeln, ein deutsches Parlament zu bilden und konstitutionelle Verfassungen in den Einzelstaaten einzuführen. Am Nachmittage zog die Menge nach dem Lustgarten, um dem Könige zu danken. Eine dichte Schar drängte nach dem Eingange des Schlosses zu und verlangte die Entfernung der dort aufgestellten Truppen. Durch unglücklichen Zufall fielen zwei Schüsse von seiten des Militärs, ohne jemanden zu verletzen. Alsbald erscholl das Geschrei: „Verrat!“ Blitzschnell erhoben sich Barrikaden in den Straßen und der Kampf entbrannte. Die Truppen drangen langsam siegreich vor, bis der König, aufs furchtbarste erschüttert und durch Abordnungen bestürmt, den Angriff einstellen ließ. Da durch ein Mißverständnis die ganze Stadt von der Kriegsmacht geräumt wurde, mußte der König schimpfliche Demütigungen erleiden, doch bald stellte sich leidliche Ruhe her. Am 21. März machte Friedrich Wilhelm, geschmückt mit den schwarz-rot-goldenen Farben, einen Umritt; er erklärte, fortan gehe Preußen in Deutschland auf.

Wunderbare Zeiten; es war, als ob die Regierungen abgedankt hätten. Die Beschlüsse des am 31. März eröffneten, in

seinem Ursprunge durchaus revolutionären Vorparlamentes nahmen sie an und führten sie aus, wie die einer gesetzlichen Versammlung. Die große Mehrheit darin war gewillt, auf geordnete Weise Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu schaffen. Deshalb traten die süddeutschen Radikalen aus und riefen mit Hilfe fremden Zuzuges einen Aufstand in Baden hervor. Die rasche Bändigung durch das Gefecht bei Kandern, welche die Führer Hecker, Struve und Herwegh zur Flucht ins Ausland zwang, war ein günstiges Vorzeichen für glücklichen Fortgang der nationalen Sache.

Was die kühnsten Träume kaum geahnt hatten, war Wirklichkeit geworden. In der Paulskirche zu Frankfurt wurde am 18. Mai das deutsche Parlament eröffnet, hervorgegangen aus allgemeinen Wahlen, von Fürsten und vom Bundestage als gesetzmäßige Vertretung des deutschen Volkes, ohne jede Beschränkung seiner Vollmacht, thatsächlich anerkannt. Die Versammlung, welche die edelsten und besten Männer aller Länder, darunter viele hervorragende Gelehrte, in sich schloß, war erfüllt von heiligem Eifer, die große Mehrheit gemäßigter Gesinnung. Der erste Präsident, Heinrich von Gagern, genoß das allgemeinste Vertrauen; er erklärte als Aufgabe der Versammlung, eine Verfassung für das gesamte Reich zu schaffen, als ihre Vollmacht die Souveränetät der Nation, als die über allen Zweifel erhabene erste Forderung die Einheit.

Die Arbeit begann und gleich türmten sich die Schwierigkeiten auf; der Wille war da, aber das Vollbringen nicht so leicht. Wie konnte das nur am Sternenzelte geschaute süße Engelsbild in Fleisch und Blut verwandelt werden? Darüber gab es hundertfältige Meinungen.

Eine der ersten Fragen war, ob die Regierungen bei der Begründung der Verfassung heranzuziehen seien, oder nicht?

Nach langen Verhandlungen beschloß die Versammlung auf Vorschlag Gagerns, aus eigener Macht eine provisorische Zentralgewalt einzusetzen und zu ihrem Leiter als Reichsverweser Erz-

herzog Johann von Oesterreich, der als bürgerfreundlich beliebt war, zu bestellen. Der Bundestag legte in Johanns Hände seine Gewalt nieder und die Regierungen erkannten ihn an. Dann beriet man monatelang die Grundrechte der Deutschen aufs gründlichste und schuf damit ein Verzeichnis aller freiheitlichen Grundsätze. Dazwischen kam ein Fall, der deutlich bewies, wie die Nationalversammlung ohne jede Macht in der Luft schwebte.

In den Herzogtümern Holstein und Schleswig, die einst (1460) den dänischen König zum Landesfürsten gewählt hatten, unter der Bedingung, ewig ungeteilt zu bleiben, war seit den Freiheitskriegen deutsches Bewußtsein erwacht. Holstein gehörte zum deutschen Bunde, Schleswig nicht. Man begehrte eine gemeinsame Verfassung, um die ständischen Rechte und die Nationalität zu schützen, und um nicht auseinandergerissen zu werden, wenn die dänische Königsfamilie im Mannesstamme erlöschen sollte, wie in Aussicht stand. Denn nach der allgemeinen Annahme galt in Holstein die männliche Nachfolge, im Königreiche die weibliche. Dänemark suchte sich für alle Fälle das Recht auf Schleswig und womöglich auch auf Holstein zu wahren und verfolgte die Deutschgesinnten; schon lange herrschte daher im Lande heftige Erbitterung, die auch in Deutschland lebhaften Wiederhall fand. König Friedrich VII., der letzte legitime Inhaber der Herzogtümer, erklärte bei seinem Regierungsantritte im Januar 1848 sofort seine Absicht einer Gesamtverfassung für die ganze Monarchie, im Sinne der eiderdänischen Partei, welche die Einverleibung Schleswigs forderte und durchsetzte. Die Märztage hatten auch hier ihre Wirkung; in Kiel bildete sich eine provisorische Regierung zur Verteidigung der historischen Landesrechte. Der König von Preußen sagte den Herzogtümern seinen Schutz zu, der Bundestag sprach sich auf Antrag des Vorparlamentes für die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund aus. Die Dänen wurden von den Bundestruppen unter dem preußischen General Wrangel nach Jütland getrieben, aber

nun wandte sich die Angelegenheit. Die dänische Flotte schädigte den preußischen Handel, bedenklicher noch war die Einsprache der auswärtigen Mächte England, Rußland und Schweden; deshalb machte Preußen, weil es einen schwierigen Krieg befürchten mußte, am 26. August zu Malmö einen sehr ungünstigen Waffenstillstand.

Da die Herzogtümer Deutschlands Liebling waren, schlugen die Wogen in der Nationalversammlung gewaltig hoch. Die verständige Einsicht, man dürfe mit Preußen nicht brechen, bestimmte endlich die Mehrheit, den Waffenstillstand anzunehmen, die Radikalen dagegen suchten die allgemeine Aufregung zu benutzen, um die Nationalversammlung zu sprengen und ihre republikanischen Gelüste mit Gewalt durchzusetzen. In der Stadt selbst tobte ein von Greuelthaten begleiteter Aufstand, den aus Mainz herbeigerufene Truppen niederwerfen mußten. Das Parlament erlitt schweren Schaden an seinem Ansehen, und während die Linke ihre heftigen Reden weiter führte, kehrte den Regierungen der Mut zurück.

In Oesterreich erwies sich inzwischen die Armee als die einzige feste Stütze des Staates. Ungarn hatte sich unter dem mächtigen Einflusse Kossuths in offener Revolution erhoben. Da sich der Aufruhr nach Wien verzweigte, wurde die Stadt belagert. Als Ban Jellachich, der Stellvertreter des Kaisers in Ungarn, das zum Ersatz heranrückende ungarische Heer schlug, ergab sich Wien am 31. Oktober dem Fürsten Windischgrätz. Dem Standrecht fiel auch das von der Linken der deutschen Nationalversammlung nach Wien gesandte Mitglied Robert Blum zum Opfer. Der Reichstag, der seit dem Juli tagte, wurde nach Kremsier verlegt und ein neues Ministerium unter dem Reaktionär Fürst Schwarzenberg gebildet. Kaiser Ferdinand dankte am 2. Dezember zu Gunsten seines jugendlichen Neffen Franz Joseph ab. Mit der Revolution war die liberale Sache in Deutsch-Oesterreich erlegen; von Anfang an hatten ihr verständige Führer gefehlt. Im Februar 1849 wurde zugleich mit der Auflösung

des Reichstages eine Verfassung für die gesamten Länder mit Ausschluß der italischen Provinzen erlassen.

In Berlin war die nach den Beschlüssen des noch einmal berufenen vereinigten Landtages gewählte preußische Nationalversammlung am 22. Mai zusammengetreten. Am stärksten war die liberale Mitte, die besten Kräfte hatte jedoch die Linke und sie trat daher allmählich in den Vordergrund, unterstützt von den wachsenden revolutionären Schichten in der unteren Bevölkerung, die im Zeughaussturm ihre Zügellosigkeit bethätigten. Da der vom Ministerium Camphausen vorgelegte Entwurf nicht genügte und das Haus einen Verfassungsausschuß einsetzte, zogen sich die Arbeiten in die Länge, während die alte konservative Partei wieder ihre Anhänger sammelte. Zwischen ihr und den Radikalen, von beiden Seiten befehdet, suchte das Ministerium unter Auerswald ehrlich etwas zu Werke zu bringen, bis es durch die Linke gestürzt wurde. Sein Nachfolger Pfuel, mit Mißtrauen aufgenommen, das er vergeblich zu zerstreuen suchte, vermochte der wüsten Straßendemagogie nicht Herr zu werden, und nun entschloß sich der König, längst durch schwere und zwecklose Eingriffe in seine Vorrechte gereizt, zu größerer Strenge. Ohne den Einspruch des Hauses zu beachten, ernannte er den Grafen Brandenburg zum Ministerpräsidenten, der die Versammlung nach Brandenburg vertagte; der Rumpf, der bleiben wollte, wurde zum Auseinandergehen gezwungen, nachdem er noch Steuerverweigerung beschlossen hatte. Alles ging ruhig ab, denn die große Menge der Bürger freute sich über die Herstellung der Ordnung. Die Opposition verließ, nachdem sie in Brandenburg vergebens versucht hatte, das Feld zu behaupten, die Versammlung, die darauf aufgelöst wurde. Am 5. Dezember verkündigte der König aus eigener Machtvollkommenheit eine liberale Verfassung, deren Revision der Verständigung mit einer neuen Kammer vorbehalten blieb.

Auch in Preußen war die Revolution zu Ende, aber der

König hatte sein Wort erfüllt und eine Verfassung verliehen, nur zuletzt den Ausschreitungen Halt geboten.

In Frankfurt rückte die unausweichliche Notwendigkeit heran, die künftige Verfassung Deutschlands zu entscheiden. Für die Republik war weder eine Mehrheit noch eine Aussicht auf Verwirklichung vorhanden. Dennoch kamen die Beschlüsse, einen deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupte mit dem Kaisertitel zu erwählen, nur langsam und mit geringen Mehrheiten zu stande. Daß nur Oesterreich oder Preußen erkoren werden konnten, war jedem Verständigen offenbar, und damit stieß man zuletzt auf den Kern, auf den alles ankam. Den Dualismus, den die geschichtliche Entwickelung geschaffen und bisher nicht gelöst hatte, mußte die Versammlung schlichten oder aufheben; sonst war jede Mühe vergeblich. Die furchtbarste Klippe der deutschen Einheit trat nun erst in ihrer vollen Größe vor aller Augen. Diejenigen, welche bisher Preußen mißachtet oder gefürchtet hatten, wollten auch jetzt einer monarchisch-bundesstaatlichen Verfassung unter Preußens Führung entgehen, die sogenannten Großdeutschen: Oesterreicher, Süddeutsche, Partikularisten, Ultramontane, dazu die Linken und die Radikalen. Ihnen kam zu statten, daß Friedrich Wilhelm IV. als Politiker sich keiner Achtung erfreute.

Doch hatte die Versammlung schon Ende Oktober beschlossen, das Reich solle aus den bisherigen Ländern des Deutschen Bundes bestehen, und die deutschen Länder, die mit einem nicht deutschen Lande unter einem Oberhaupte stünden, müßten eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben. Dadurch war eine Einigung mit Oesterreich schon so gut wie unmöglich gemacht.

Der Ausgang der Dinge in Oesterreich kühlte die wärmsten Anhänger ab, und als Schwarzenberg das Verlangen stellte, Oesterreich wolle mit der Gesamtheit seiner Staaten in den Bund treten, mit einem siebenstelligen Direktorium unter seiner Leitung und einem Staatenhause, gewählt von den Regierungen

und den Einzellandtagen, in dem Oesterreich 38 Vertreter, das ganze übrige Deutschland nur 32 gehabt hätte, erhielten in letzter Stunde die Kleindeutschen die Ueberzahl. Am 27. März wurde mit 267 Stimmen gegen 263 die Erblichkeit der Kaiserwürde angenommen und damit die Reichsverfassung vollendet.

Sie erklärte das Deutsche Reich für einen Bundesstaat mit einem erblichen Kaiser, der ein regierender deutscher Fürst sein müsse. Er selbst ist unverletzlich, seine Minister verantwortlich. Er übt die Reichsgewalt aus zusammen mit dem Reichstage, der aus einem zur Hälfte von den Regierungen, zur Hälfte von den einzelnen Volksvertretungen gewählten Staatenhause und einem auf drei Jahre durch allgemeine Wahlen erkorenen Volkshause besteht. Ein Reichstagsbeschluß bedarf der Zustimmung beider Häuser; das suspensive Votum des Kaisers gilt nur für drei Sitzungsperioden. Alle Reichsgesetze, der Reichshaushalt, Anleihen, Steuern, völkerrechtliche das Reich belastende Verträge unterliegen dem Beschlusse des Reichstages. Die Reichsgewalt ausschließlich vertritt dem Auslande gegenüber Deutschland und seine Staaten, die nur untereinander Verträge schließen dürfen; ihr steht die Organisation des gesamten Heerwesens zu. Der Kaiser leitet den diplomatischen Verkehr, ernennt Gesandte und Konsuln, vereinbart Verträge und Bündnisse, erklärt Krieg und Frieden, beruft und schließt den Reichstag und kann das Volkshaus auflösen; er verfügt über die gesamte bewaffnete Macht. Die Bedürfnisse des Reiches decken Zölle und Verbrauchssteuern, im Notfall Matrikularbeiträge. Das Reich ist ein einheitliches Zollgebiet, ihm kommt die Gesetzgebung über Zoll- und Verkehrswesen zu. Ebenso erläßt es die Gesetze über Staatsbürgerrechte, Straf- und Zivilrecht. Die Einzelregierungen behalten ihre Selbständigkeit, soweit sie nicht durch die Reichsgesetze aufgehoben ist.

Am 28. März geschah die Kaiserwahl, wieder in Frankfurt, wie lange Jahrhunderte hindurch, doch nicht von Kurfürsten, sondern von den Vertretern des gesamten Volkes, und

der Kaiser sollte nicht ein Wahlkaiser, sondern ein Erbkaiser werden. Die Reichsverfassung war die ständige Wahlkapitulation, zu der es das alte Reich nie gebracht hatte; sie vermehrte nicht die Macht der Fürsten, sondern hob sie fast völlig auf; sie stellte das Kaisertum statt auf Persönlichkeit und Willkür auf das Gesetz.

Auf König Friedrich Wilhelm von Preußen fielen 290 Stimmen, 248 Mitglieder enthielten sich der Abstimmung. Die Mehrheit war nicht groß, indessen genügend, und bei glücklichem Gange ließ sich eine erhebliche Verstärkung erwarten. Ob der König annehmen werde? Man hoffte es. Eine Deputation von zweiunddreißig Mitgliedern, geführt von dem Präsidenten der Versammlung, Eduard Simson, Obertribunalsrat in Berlin, Abgeordneten für Königsberg, erhielt den Auftrag, den Beschluß der Versammlung zu überbringen. Am 3. April erteilte ihr der König die Antwort: er müsse vor Annahme der Krone die Zustimmung der Fürsten abwarten und mit ihnen die Reichsverfassung prüfen.

Das war eine kaum noch verhüllte, sondern offene Ablehnung. Friedrich Wilhelm hegte ehrliche Liebe für Deutschland, auch er wünschte eine kräftige Verfassung, doch so weit wollte er nicht gehen. In ihm siegte die persönliche Empfindung, die Schwärmerei für Romantik und Gottesgnadentum. Sein Lieblingsgedanke war gleich anfangs gewesen, Oesterreich sollte den altgeheiligten Kaisertitel annehmen, während er als Erzbundesfeldherr die deutsche Ehre wahren wollte. Doch hätte er auch die Führung Deutschlands angetreten, wenn die legitimen Fürsten sie ihm anboten. Diese Frankfurter Kaiserkrone, „gebacken aus Dreck, mit Blut beschmutzt", duftete ihm nach dem „Ludergeruch der Revolution".

Das Scheitern einer monarchischen Verfassung brachte die Radikalen in die Höhe. In Dresden brach eine von internationalen Republikanern geleitete Revolution aus, welche mit Hilfe preußischer Garden niedergeschmettert wurde, dafür loderte der tief ins Volk verzweigte Aufstand in Baden und in der

Pfalz auf. Heinrich von Gagern, der zuletzt an der Spitze des Reichsministeriums gestanden hatte, nahm mit seinen Genossen den Abschied, die meisten Mitglieder verließen die Nationalversammlung. Nur die Linke blieb zusammen und verlegte ihren Sitz nach Stuttgart. Am 18. Juni mußte dieser Rumpf der militärischen Gewalt weichen. Bald darauf erstickten preußische Truppen unter dem Prinzen Wilhelm die Empörung in Süddeutschland. Auch in Preußen gab es Unruhen, an denen die Stockung in Handel und Verkehr viel Schuld trug; ein strenges Gesetz über den Belagerungszustand machte ihnen ein rasches Ende.

Ungleich blutiger verlief die Revolution in Oesterreich. Ungarn erkannte den jungen Kaiser nicht an, der Reichstag erklärte die Republik unter dem Präsidenten Kossuth. Obgleich Oesterreich in Italien siegte und dort die alten Verhältnisse wiederherstellte, vermochte es nur mit der Hilfe des russischen Kaisers Nicolaus Ungarns Herr zu werden. Der Uebermacht erlagen die Ungarn; ihr Oberbefehlshaber Görgei streckte am 13. August 1849 bei Vilagos vor den Russen die Waffen. Allenthalben wurde der Aufruhr nachdrücklich bestraft.

Das Nachspiel der großen Bewegung betraf nur die Regierungen, Preußen gegenüber Oesterreich und dessen alten Freunden, den Mittelstaaten. Friedrich Wilhelm wollte für seine Versagung entschädigen, einen Bundesstaat mit Centralgewalt und Parlament zu stande bringen, und daran knüpften sich die letzten Hoffnungen der Kaiserpartei. Es lohnt sich kaum, die unerquickliche Geschichte des weiteren zu erzählen. Der preußische König war nur mit halbem Herzen dabei, die Kleinstaaten hatten teilweise guten Willen, Oesterreich dagegen leistete zähen Widerstand, und die Mittelstaaten, je mehr sie dessen Schutz von neuem gewiß wurden, entschlüpften jeder brauchbaren Uebereinkunft. Noch einmal, im März 1850, trat in Erfurt ein Unionsparlament zusammen, nur beschickt von Preußen und norddeutschen Kleinstaaten, ein totgeborenes Kind,

das Preußen selbst bald bestattete. Oesterreich erneuerte darauf mit seinem Anhange eigenmächtig den engeren Rat des Bundestages; Krieg oder Nachgeben wurde die Wahl, und bald führte Hessen-Kassel die Notwendigkeit herbei, sie zu treffen. Kurfürst Friedrich Wilhelm geriet nämlich durch Verfassungsbruch mit seinem Lande in schweren Streit; da ihn der wiederhergestellte Bundesrat unterstützte, mußte Preußen diesem willkürlichen Verfahren entgegentreten. Der Prinz von Preußen war für den Krieg, der König unsicher, erzürnt über Oesterreich und doch der hessischen Verfassungssache abgeneigt. In der Hoffnung auf russische Vermittlung sandte er den Grafen Brandenburg nach Warschau, der sich dort überzeugte, daß Oesterreich in der hessischen Sache nicht nachgeben werde, Preußen auf sich angewiesen sei. Nach Berlin zurückgekehrt erlag er alsbald einem heftigen Fieber. Der Minister von Radowitz, die Seele der Unionspolitik, trat nun zurück. Seine Stelle nahm Manteuffel ein, und dieser fügte sich in den letzten Novembertagen zu Olmütz den Forderungen Schwarzenbergs. Oesterreich gebot von neuem über die preußische Politik, wie in den Tagen Metternichs. Mitte Mai 1851 wurde der alte Bundestag wieder eröffnet.

Als letzter kümmerlicher Rest der hoffnungsvollen Begeisterung lag noch die schleswig-holsteinsche Frage ungeordnet vor.

Das kriegslustige, auf das Ausland vertrauende Dänemark hatte nach Ablauf des Malmöer Waffenstillstandes den Krieg wieder eröffnet. Ein glücklicher Geschützkampf brachte am 5. April 1849 bei Eckernförde den dänischen Kriegsschiffen eine schimpfliche Niederlage bei, die deutschen Reichstruppen warfen die Dänen in mehreren Gefechten siegreich zurück. Die schweren Verluste, welche die schleswig-holsteinsche Armee durch einen Ausfall aus der belagerten Festung Fridericia erlitt, würden die weitere Kriegführung nicht beeinträchtigt haben, dennoch schloß Preußen kriegsüberdrüssig am 10. Juli wiederum Waffenstillstand, der die Verbindung der beiden Herzogtümer aufhob. Schleswig erhielt eine von Dänemark und Preußen

bestellte gesonderte Verwaltung und wurde im Norden von schwedischen Truppen, im Süden von preußischen besetzt. Die andern deutschen Staaten riefen ihre Mannschaften auch aus Holstein ab. Am 2. Juli des folgenden Jahres 1850 gab Preußen durch einen einfachen Friedensschluß mit Dänemark, der die grundsätzliche Rechtsfrage offen ließ, die Herzogtümer preis. Die schleswig-holsteinsche Armee unternahm zwar unverzagt den Freiheitskampf, doch machte ihn gleich die erste Schlacht bei Idstedt aussichtslos. Rußland, England und Frankreich erklärten, um Schleswig-Holstein für alle Zeiten Deutschland vorzuenthalten, durch das Londoner Protokoll vom 2. August, dem auch Oesterreich beitrat, den dänischen Gesamtstaat für notwendig im Interesse Europas. Vergeblich hielten die Schleswig-Holsteiner noch weiter stand; nachdem sich Preußen in Olmütz Schwarzenberg gefügt hatte, rückten österreichische Truppen ein; die Herzogtümer waren Dänemarks Willkür ausgeliefert. Ein zweites Londoner Protokoll von 1852, das auch Preußen unterzeichnete, bestimmte den Erben aus weiblicher Linie, den Prinzen Christian von Glücksburg, zum Nachfolger der gesamten Monarchie, nachdem Dänemark das Versprechen gegeben hatte, Schleswig nicht einzuverleiben und seine Sonderrechte zu achten. Herzog Christian August von Augustenburg, der in Deutschland als der rechtmäßige Erbe gegolten hatte, versicherte gegen eine Abfindung für sich und seine Familie, nichts gegen die neue dänische Thronfolge zu unternehmen. Der Deutsche Bund wurde nicht hinzugezogen. Die kleine deutsche Flotte, die aus freiwilligen Gaben und Staatsbeiträgen zum Kriege gegen Dänemark geschaffen war, kam unter den Hammer. Wie hätten die Seemächte die schwarz-rot-goldene Flagge anerkennen sollen, wenn diese Farben als Symbol einer deutschen Einheit in der Heimat selbst wieder geächtet waren?

Zum zweitenmal in diesem Jahrhundert hatte in Europa die Restauration gesiegt, denn in Frankreich fiel wenigstens die Republik wieder, als Napoleon III. am 2. Dezember 1852 die

Kaiserwürde annahm. Deutschland stand genau auf demselben Flecke wie dreißig Jahre vorher, mit dem Bundestage, der österreichischen Vorherrschaft, den Demagogenverfolgungen, dem Vorwalten der christlich-konservativen Parteien. Die Mehrheit des Volkes folgte wieder ihrer Leitung, der Liberalismus wenigstens in seinen ausgeprägteren Schattierungen schien ganz von der Bühne abgetreten zu sein.

Dennoch hinterließ die Revolution noch bedeutsamere Folgen als die Befreiungskriege. Die volkstümlichen Wünsche waren bis in das niederste Haus gedrungen. Auch bei den Parteien, welche das preußische Kaisertum hatten mit Freuden scheitern sehen, blieb der Wunsch nach Einheit zurück. Selbst im Fehlschlagen wuchs die nationale Idee. Daß eine Einheit nicht bloß ein Hirngespinnst war, hatte die deutsche Nationalversammlung bewiesen. Leibhaftig schaute man in ihr eine Verkörperung des Reiches, die eine Zeit lang sogar alle Fürsten hatten dulden müssen. Die Versammlung war verweht, die von ihr beschlossene Reichsverfassung ein historisches Papierheft geworden; aus dem Gedächtnisse wurden sie nicht getilgt. In Frankfurt hatten Männer aller Stände gesessen und jeder Deutsche wußte, daß das Reich auch für ihn da sein sollte. Die Grundprobleme waren endlich einmal aus der bisherigen Ungewißheit hervorgezogen worden. Das Werk zerschlug sich an mancherlei Hindernissen. Eines der wichtigsten war unzweifelhaft auch jetzt die politische Unreife, die einst in Wien die Staatsmänner, nun die Volksvertreter beirrt hatte. Sie rechneten nicht mit den unerbittlichen Thatsachen und machten den Fehler, eine Verfassung den Fürsten auferlegen zu wollen, ohne die Möglichkeit, sie zur Annahme zu zwingen. Sie vergaßen, wie seit längster Zeit in Deutschland die fürstliche Gewalt die einzige bestehende war, daß sie noch alle Mittel zur Verfügung hatte.

Freilich darf man zweifeln, ob ein besseres Ende gekommen wäre, wenn die Versammlung von Anfang an mit den Fürsten Verständigung gesucht hätte. Wahrscheinlich wäre dann nach

heilloser Verschleppung der Ausgang ein ähnlicher gewesen. Umgekehrt hatten auch die Fürsten erfahren, wie gewaltig berechtigte Volkswünsche sich geltend machen konnten, und das plötzliche Versagen ihrer Regierungen gab ihnen eine Warnung, so daß sie nachher mit Vorsicht den Rücklauf vornahmen und ihre volle Sicherheit nicht wieder erlangten.

Die Verständigeren hatten schon in Frankfurt eingesehen, ohne Unterstützung einer größeren deutschen Macht sei nichts zu erreichen. Die republikanischen Ideen waren im Parlament überwunden, ehe sie auf dem Schlachtfelde geschlagen wurden; erhielten sich auch demokratische Tendenzen, die Republik zählte kaum noch so viele Anhänger, um wieder für die Gestaltung Deutschlands ernstlich in Erwägung zu kommen. Das napoleonische Kaiserreich flößte nachher den radikal Gesinnten keine Vorliebe für Frankreich mehr ein, während es die nationale Besorgnis weckte. Mehr und mehr neigte sich der Liberalismus dem englischen Muster zu.

Als wertvollstes Ergebnis blieb die auf Preußen gefallene Kaiserwahl übrig. Erst durch sie wurde der Masse überhaupt die Notwendigkeit klar, einen größeren Fürsten an die Spitze zu stellen, und ihr die Bedeutung Preußens vor Augen gerückt. Der weitere Hergang im Kaiserstaate, die Zustände, die dort eintraten, verstimmten manchen der ehemaligen Schwärmer für das Habsburgische Haus. Wenn trotz dessen in Süddeutschland noch an ihm festgehalten wurde, so lag das einmal an den religiösen Verhältnissen, dann folgerte die Vorliebe für Oesterreich eigentlich nur aus dem Widerwillen gegen Preußen, weil zwischen beiden allein die Wahl war. Doch die tiefer Denkenden konnten nur auf Preußen hoffen, wie es alle national Gesinnten in Norddeutschland thaten.

Denn das Urteil über die Bedeutung Oesterreichs für die deutsche Zukunft war bereits gesprochen. Auch aus den dortigen Bundesländern saß eine Anzahl von Vertretern im Frankfurter Parlamente, und gerade die, welche ehrlich die Interessen ihres

Staates mit den deutschen vereinigen wollten, hatten den unüberwindlichen Zwiespalt erkennen müssen. Daß Oesterreich, nachdem es durch sein Heer wieder stolzes Selbstgefühl gewonnen hatte, sich weigerte, seine deutschen Länder einem Parlamente, zu dem es nicht die Mehrheit der Vertreter stellte, zu unterwerfen, war natürlich, und selbst wenn die Reichsverfassung weniger liberal und schonender gegen die Einzelstaaten gewesen wäre, hätte Oesterreich nach seiner Geschichte nicht darauf eingehen können. Es hätte dann seinen Staat geteilt, dessen Einheit aufgehoben, der Kaiser wäre zu verschiedenem Rechte der Regent seiner Länder gewesen. Wie hätte der österreichische Kaiser sich in seinen Bundesgebieten einem deutschen Kaiser preußischen Geschlechtes unterordnen mögen? Von diesen Gesichtspunkten aus konnte er nicht anders, als die Teilnahme an einer wirklich einheitlichen Reichsverfassung durchaus zu versagen. Dagegen war Oesterreich bereit, mit all seinen Staaten in den deutschen Bund einzutreten, dessen Oberherr es dann natürlich geworden wäre. Das durfte Preußen nicht dulden und jedweder politische Kopf sagte sich, daß damit für Deutschland unhaltbare Verhältnisse geschaffen wurden.

So war in der That nur die Auskunft möglich, daß Oesterreich ein gesondertes Deutsches Reich mit selbständiger Verfassung zugab und mit ihm ein enges Bundesverhältnis vereinbarte, das angemessenen Einfluß auf die notwendigsten Dinge einräumte. Das war auch der Gedanke Heinrichs von Gagern. Hätte sich das Kaiserreich dazu entschließen können, so wären die Formen vermutlich unschwer zu finden gewesen, dann würde es vielleicht für längste Dauer in enger Verbindung mit Deutschland geblieben sein. Doch davon wollte Schwarzenberg nichts wissen, weil dann die Leitung des eigentlichen Deutschland unvermeidlich Preußen zufallen mußte. In der Absicht, den Nebenstaat niederzuhalten, Deutschland wieder unter die österreichische Botmäßigkeit zu zwingen, verfiel er in die Anmaßung, Deutschland das Recht auf selbständiges Be-

stehen zu bestreiten und vorzuenthalten. War es unthunlich, ganz Oesterreich dem Deutschen Bunde aufzudringen, dann erschien ihm das frühere Verhältnis als das beste, und er durfte hoffen, jetzt über die Mittelstaaten gegen Preußen noch ganz anders verfügen zu können. Welch merkwürdige Ironie, daß der preußische König selber die zärtlichste Liebe für dieses Oesterreich hegte, das seine Verkehrtheit zu seinem Schaden und zu seiner Schande ausbeutete!

Oesterreich hatte selber das Tischtuch zwischen sich und Deutschland zerschnitten, wenn auch der Partner geduldig zusah. Die Politik des habsburgischen Hauses, Deutschland wie ein Nebenland zu behandeln, das nur Oesterreichs wegen da war, zwang dazu, das Band zu zerreißen, das zur Fessel geworden war.

Obgleich der Schein anders war, ging Preußen aus diesen Jahren ebenso verändert hervor, wie aus dem Zusammenbruche zu Anfang des Jahrhunderts. Ohne die Revolution wäre die Krisis, in der sich der Staat bei ihrem Beginne befand, wahrscheinlich nicht so schnell gelöst worden. Die Verfassung blieb erhalten. Zwar wurde die Kammer, welche die octroyierte Verfassung bestätigen sollte, nach der Ablehnung der Kaiserwürde, für deren Annahme sie eintrat, aufgelöst, doch die auf Grund eines veränderten Wahlgesetzes mit drei Klassen geschehenen Neuwahlen, von denen sich die demokratische Partei fernhielt, ergaben eine Mehrheit für die Regierung. Die Verfassung wurde, obgleich in manchen Punkten beschnitten, angenommen und am 6. Februar 1850 beschworen. Königliche Verordnung bildete 1854 eine erste Kammer, das Herrenhaus. Die Wahlen im nächsten Jahre fielen ganz für die Konservativen aus, so daß sie die Gesetzgebung nach ihren Wünschen bestimmten.

Nur als Verfassungsstaat konnte Preußen die nationale Sache weiterführen und der Unterschied zwischen ihm und den süddeutschen Staaten war nun beseitigt. Auch sonst blieben dem Volke in fast allen Staaten manche Vorteile, die das „tolle Jahr“ gebracht hatte, obgleich die Konservativen nachher

nach Möglichkeit zurücksteuerten. Die bäuerlichen Verhältnisse waren nun geregelt, die Rechtsgleichheit durchgeführt. Die Anhänger des Alten sahen mit besonderer Sorge, wie bereits hin und wieder der vierte Stand, der der Arbeiter, bedeutsam hervorgetreten war. Daher bemühten sie sich überall, den liberalen Ideen die Luft abzuschneiden, und sie waren um Mittel nicht verlegen. In Preußen vereinigten sich Junkertum und Orthodoxie zur erfolgreichen Arbeit, besonders um Kirche und Schule ihren Wünschen gemäß zu gestalten. Nur die Verfassung vermochten sie nicht rückgängig zu machen; so sehr beim Könige die persönliche Ueberzeugung zunahm, daß sie der Tod Preußens sei, hielt er an seinem Eide fest. In Oesterreich dagegen wurde die Verfassung 1852 aufgehoben; hier ging die Umkehr weit über die in Preußen hinaus.

Die innere wie die äußere Politik in Preußen leitete in den nächsten Jahren Otto Theodor von Manteuffel. Durch Geschäftskenntnis und tüchtige Arbeit in der Verwaltung hatte er sich empfohlen und selbst während der liberalen Ministerien im Amte erhalten, bis er durch die Olmützer Versprechungen den Staat von der deutschen Politik losmachte. Manteuffel dachte nur als Preuße, allein besorgt für die königliche Autorität, bitter gram dem Liberalismus. Allmählich wurde er durch den Gesandten am Bundestage Otto von Bismarck zur Vorsicht vor Oesterreich bewogen. Die Neutralität Preußens während des Krimkrieges, die zwar keine Achtung nach außen erwarb, besserte die politische Lage; der Staat war nach keiner Seite hin gebunden und der Tod des russischen Kaisers Nicolaus, des Schirmherrn der Reaktion, den die Konservativen wie einen Heros verehrten, erleichterte eine selbständige Haltung.

Das wirtschaftliche Leben, das in der Revolutionszeit gestockt hatte, nahm bald wieder einen beträchtlichen Aufschwung durch das stetig erweiterte Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen; Verträge mit fremden Ländern förderten den Verkehr. Der Zollverein umfaßte auf neuer Grundlage seit 1854 den

um Hannover geschlossenen Steuerverein. Oesterreich hatte versucht, ihn zu sprengen, indem es Aufnahme begehrte, um einen mitteleuropäischen Handels- und Zollverein zu bilden, und insgeheim mit den Mittelstaaten verhandelte; es begnügte sich im Februar 1853 mit einem für beide Teile nützlichen Handelsvertrage.

Am Jahdebusen wurde 1853 Land von Oldenburg erworben, um einen Kriegshafen zu errichten; für die eingegangene deutsche Flotte, deren brauchbare Schiffe Preußen kaufte, sollte eine preußische Ersatz leisten. Ueberhaupt, unter allem Triumphe der Reaktion, unter aller Ermattung und Verbitterung starben die Gedanken der letzten Jahre nicht ab; es war nur die Pause nach einer verlorenen Schlacht, nötig zur Sammlung neuer Kräfte. Wissenschaft und Litteratur trugen das Ihre dazu bei, die nationale Idee zu fördern. Johann Gustav Droysen unternahm in seiner Geschichte der preußischen Politik historisch zu beweisen, wie Preußen allein den Beruf und die Befähigung besitze, Deutschland zu führen; Ludwig Häusser in Heidelberg rückte die Verdienste Preußens in den Befreiungskriegen in helles Licht, Wilhelm Giesebrecht schrieb mit einem Anflug der alten Romantik seine Geschichte der deutschen Kaiserzeit, um durch das Bild der großen Vorzeit den deutschen Sinn zu heben. Gutzkow schuf seine großartigen kulturhistorischen Zeitromane; die „Ritter vom Geiste" verfochten Menschenwürde und Menschenrechte aller Stände, der „Zauberer von Rom" verherrlichte den Sieg reiner Menschlichkeit über kirchliche Beschränkung.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die neue Aera und der Verfassungsstreit in Preußen.

Langsam für die Harrenden, schnell in dem Strome der Zeit verrannen die wenigen Jahre zwischen Olmütz und einer neuen Aera. Schwere Erkrankung des Königs machte es notwendig, daß der Bruder, der Prinz von Preußen, am 7. Oktober 1858 verfassungsmäßig die Regentschaft übernahm. Friedrich Wilhelm IV. siechte dahin, bis der Tod am 2. Januar 1861 seine Leiden beendete. Unter seinen Vorgängern am ähnlichsten Friedrich Wilhelm II., überragte er ihn geistig und sittlich. Sein Schicksal war, daß er seiner eigenartigen Individualität weder zu entsagen, noch ihr folgerecht nachzuleben vermochte. In dem innern Widerstreite brach er zusammen, ein Fürst, mehr zu bedauern als zu verklagen.

Der Prinzregent entließ alsbald Manteuffel und berief ein Ministerium Hohenzollern-Auerswald, Männer, die als gemäßigte Liberale bekannt und bewährt waren. In einer Ansprache erklärte er sein treues Festhalten an der konservativen Grundlage des Staates, aber auch den festen Entschluß, das Recht allenthalben zu schützen. Er verurteilte die Heuchelei und die Scheinheiligkeit, die Religion dürfe nicht der Deckmantel politischer Bestrebungen sein. Auch von Deutschland sprach er, in dem Preußen moralische Eroberungen machen müsse.

Die neue Regierung mußte sich gleich mit großen politischen Fragen befassen. Kaiser Napoleon hatte sich mit dem sardinischen Ministerpräsidenten Cavour verständigt zum Kriege gegen Oesterreich, dessen Herrschaft in Italien nur allgemein verabscheute Zwangsgewalt war. Oesterreich beeilte sich, den Kampf zu eröffnen; die Schlacht von Magenta am 4. Juni 1859

nötigte es zum Rückzuge aus Mailand, dem die Revolution in Modena, Toskana und Bologna folgte. In der zweiten Schlacht bei Solferino am 24. Juni erlitt die österreichische Armee eine Niederlage, doch überraschend schnell beendete auf Napoleons Anerbieten bereits am 8. Juli der Waffenstillstand von Villafranca den Kampf. Der Friede wurde im November in Zürich geschlossen.

Oesterreich hatte vom Bunde und von Preußen Hilfe gefordert, obgleich der Krieg Deutschland nicht betraf, und die Stimmung im Süden war ihm anfangs äußerst günstig. Preußen machte auch mobil zur bewaffneten Vermittelung, aber nahm die selbständige Führung des Bundesheeres in Anspruch. Oesterreich verlangte dagegen nach der Schlacht von Magenta von Preußen den sofortigen Beginn des Krieges am Rhein, um nicht allein seinen Besitzstand, sondern auch seine gesamte Machtsphäre in Italien zu behaupten, wollte andrerseits den Prinzregenten nur als Bundesfeldherrn unter der Leitung des Bundestages zulassen. Darüber schloß es den Präliminarfrieden; Oesterreich beschuldigte nachher Preußen offen, an seinem Mißgeschick die Schuld zu tragen.

Preußen hatte seine Selbständigkeit bewahrt, die Unterordnung unter Oesterreich, die bisher offenbar schien, abgestreift. Dagegen erkannte man, wie sehr der Kaiserstaat überschätzt worden, wie vieles in ihm mangelhaft sei. Das Gefühl, gegen Frankreich könne ein starker Schutz notwendig werden, der Beifall, den die Wendung zur neuen Aera allenthalben fand, lenkten wieder die Aufmerksamkeit auf Preußen. Die alte Kaiserpartei, die sogenannten Gothaer, schöpfte neue Hoffnung; schon sprach sie davon, Preußen solle ein deutsches Parlament und eine Zentralgewalt schaffen. Die nationalen Ideen brachen wieder stürmisch hervor. Im September 1859 bildete sich der Nationalverein, den der Hannoveraner Rudolf von Bennigsen leitete. Noch stellte der Verein kein bestimmtes Programm über die Art der zu erstrebenden Lösung auf und wies nur auf die Reichsverfassung von 1849 hin, weil er demokratische und liberale Genossen ent-

hielt; die Hauptführer dachten jedoch an Preußen und der Verein trug mächtig dazu bei, trotz der Befehdung durch die Regierungen, nationale Gesinnung weithin zu verbreiten. Die Feier von Schillers Geburtstag entzündete durch ganz Deutschland lebhafte Begeisterung und nach deutscher Sitte folgten in den nächsten Jahren Feste auf Feste der Schützen, der Sänger, der Turner. Sie forderten durch ihren Ueberschwang und die mit ihnen nach deutscher Gewohnheit verbundenen Spenden an Speise und Trank den Spott der Gegner heraus. Aber dem Deutschen war es gut, wenn ihm immer wieder die höchsten Angelegenheiten ins Herz geprägt und die verschiedenen Stämme mit einander näher vertraut wurden. Welch ein Unterschied bestand zwischen diesen frohen Festen und den wüsten Saufgelagen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts! In der Litteratur entspann sich ein neuer Streit der Großdeutschen und der Kleindeutschen; selbst die frühesten Zeiten des alten deutschen Reiches wurden heraufbeschworen, um die Schädlichkeit der universalen Ideen, als deren Erbe Oesterreich dastand, zu erhärten.

Da erschütterte ein unglückseliges Verhängnis die für Preußen gewonnene gute Meinung und gab den Feinden neuen Grund zu Angriffen. Dieses Preußen, immer verrufen als feudaler Militärstaat, schien in der That nichts andres sein zu können und zu wollen.

Der Prinzregent war ein eifriger Soldat, nicht kriegsbegierig, nur überzeugt, daß Preußen die geschichtliche Grundlage, auf der es groß geworden war, nicht verlassen dürfe. Seit längster Zeit wußte er, daß die Heeresstärke nicht den Anforderungen einer großen selbständigen Politik, wie sie Preußens Stellung erforderte, genügte, daß die Heeresverfassung infolge der geringen Zahl der stehenden Truppen nicht den Grundsätzen entsprach, die einst bei der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht maßgebend waren, da im Kriegsfall die Landwehr die Reihen der Feldtruppen ergänzen mußte, wäh-

rend eine große Zahl junger brauchbarer Leute außer Dienst blieb. Statt 65000 Rekruten, wie es der jetzigen Bevölkerungsziffer entsprach, wurden nur 40000 jährlich eingestellt.

Gleich bei der Uebernahme der Regierung wies der Prinzregent auf die Notwendigkeit der Heeresverstärkung hin, und machte kein Hehl daraus, daß sie nicht nur zu Preußens, sondern auch zu Deutschlands Verteidigung erforderlich sei. Er ersah als seine wichtigste Aufgabe und Pflicht, die Armeereorganisation durchzuführen, die er selbst geplant und entworfen hatte; den vielseitig gebildeten thatkräftigen Albrecht von Roon berief er zum Kriegsminister, damit er das Werk durchführen helfe. Die Linienregimenter sollten vermehrt, die Reservepflicht von zwei auf fünf Jahre ausgedehnt werden. Die Mobilmachung von 1859 hatte Gelegenheit gegeben, die neuen Truppenkörper ins Leben zu rufen.

Die Organisation erforderte große Mittel, deren Bewilligung beim Landtage stand. Nun gehörte die Abneigung gegen Militär und gegen Ausgaben dafür zu den altüberlieferten Anschauungen des Liberalismus, und wenn die preußischen Liberalen auch das Nützliche der neuen Einrichtungen nicht ganz verkannten, so hätten sie die Ausgaben gern verringert durch eine Verkürzung der aktiven Dienstzeit auf zwei Jahre, wie sie schon eine Zeit lang bestanden hatte. Außerdem wollten sie die Landwehr, das echte Volksheer, als Feldarmee erhalten. Dagegen war der Prinzregent ganz entschieden, als genauester Kenner der soldatischen Ausbildung. Er betonte zugleich, daß die Formation des Heeres ausschließlich ihm zustehe.

Die Regierung zog den Gesetzentwurf zurück und der Finanzminister von Patow machte den Fehler, neun Millionen nur für die nächsten vierzehn Monate zu begehren und sie als Provisorium zu bezeichnen, obgleich sie nicht allein zur Aufrechthaltung der Kriegsbereitschaft, sondern auch zur Erhöhung der Streitbarkeit verlangt wurden. In diesem Sinne bewilligten die Abgeordneten die Forderung, der Prinzregent erblickte darin die Zustimmung

zur Heeresreform und führte, seit Januar 1861 König, die Umwandlung der Armee als eine dauernde durch. Der Landtag bewilligte darauf das Geld noch für ein Jahr, aber nur als einmalige und vorübergehende Ausgabe und verlangte ein Wehrgesetz mit zweijähriger Dienstzeit.

Bei den Neuwahlen erzielte die eben gebildete Fortschrittspartei große Erfolge. Sie bestand zum Teil aus den alten Demokraten, die stehende Heere als Hilfsmittel des Absolutismus betrachteten, zugleich die liberalen und nationalen Forderungen in aller Schärfe aufstellten. Die feierliche Königskrönung in Königsberg hatte viel Verstimmung im Lande und die Vorstellung erzeugt, in Preußen solle kirchliche und politische Reaktion weiter dauern.

Bald stellten sich unerfreuliche Verhältnisse in der Kammer ein, so daß sie aufgelöst und ein Ministerium Hohenlohe von konservativer Färbung berufen wurde. Die versuchte starke Beeinflussung der Wahlen führte nur dazu, die Mißstimmung zu vermehren; das neue Haus wies die Opposition erheblich verstärkt auf und strich nach gereizten Verhandlungen am 23. September 1862 mit 308 gegen 11 Stimmen die Kosten der Reorganisation.

Der König war entschlossen, sein Werk nicht zurückzunehmen. Er betrachtete es als erste Pflicht, für die Sicherheit des Staates zu sorgen, deren Erfüllung er von sich wie von den Staatsbürgern forderte. Die Aenderungen zurückzunehmen war in der That unmöglich, ohne das Heer heillos zu erschüttern und Preußen vor aller Welt bloßzustellen; die königliche Ehre war mit der Reorganisation verpfändet. König Wilhelm befürchtete zugleich von einer Nachgiebigkeit gegen die Mehrheit die Umwandlung des konstitutionell-monarchischen Staates in einen parlamentarischen und damit den Verlust der Selbständigkeit der Krone. Zudem war er sich der Lauterkeit seiner Absichten bewußt; der Widerspruch verletzte ihn auch menschlich. Die Abgeordneten dagegen meinten gleichfalls ihre Pflicht zu er-

füllen und glaubten, durch ihre Abstimmung die Regierung zwingen zu können. Die Verfassung verlieh ihnen das Recht, neue Auflagen zu verwerfen, und ohne solche war die Neuschöpfung des Heeres unhaltbar. Erhob die Regierung die gestrichenen Summen weiter, dann verletzte sie die Verfassung.

In diesem Augenblicke übernahm, am 8. Oktober 1862, Otto von Bismarck den Vorsitz des Ministeriums und das Auswärtige. Seine Ernennung wirkte wie Oel ins Feuer, denn er stand von 1848 her in dem Rufe eines fanatischen Reaktionärs, von dem manch kräftiges geflügeltes Wort wieder in Erinnerung kam. Kaum jemand wußte, wie er jetzt dachte. Ihm stand zwar wie damals unverrückbar fest, daß zuerst die königliche Autorität als Grundpfeiler des Staates unter allen Umständen erhalten werden müsse, aber keineswegs beabsichtigte er einen Staatsstreich, wie man ihm allgemein zutraute. Sein Ziel war die Unabhängigkeit und Größe Preußens. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt hatte er die Erbärmlichkeit der deutschen Verhältnisse eingesehen und die Notwendigkeit erkannt, daß Preußen sein ganzes Gewicht geltend mache. Mit wunderbarem Sinne für die Wirklichkeit sah er aus dem Allgemeinen stets das Wesentliche heraus, und so erschloß sich ihm als schwerstes Uebel der Dualismus. Für Preußen war erst dann ein erträgliches Verhältnis mit Oesterreich möglich, wenn es dem Kaiserstaate vollkommen gleichberechtigt zur Seite stand. Das übrige Deutschland war ohne die beiden Großmächte hilflos, darum durfte es nicht preisgegeben werden. Nun war der Schutz Oesterreichs zweifelhaft, von Frankreich her drohten Gefahren; schirmte Preußen Deutschland, dann war ein thatsächliches Verhältnis zwischen ihnen zu beider Vorteil geschaffen.

Bismarck plante für Deutschland dasselbe, wie die Liberalen, nur daß er die Zukunft nicht auf Hoffnungen, sondern auf Macht bauen wollte. Er glaubte an die Möglichkeit einer Versöhnung und offen genug sprach er seine Ansichten aus,

aber er begegnete nur Unglauben und Hohn. Während er die Heeresorganisation als unentbehrliches Mittel zum Zwecke verteidigte, fürchteten die Liberalen, das Festhalten an ihr entfremde Preußen dem übrigen Deutschland.

Um von der Regierung den Vorwurf des Verfassungsbruches abzuleiten, stellte das Herrenhaus die gestrichenen Summen in dem Etat wieder her, indem es ihn wie ein Gesetz behandelte, welches in allen Teilen der Zustimmung der beiden Kammern bedurfte. Das Abgeordnetenhaus, gestützt auf den Verfassungsartikel, der der ersten Kammer nur das Recht zusprach, den Etatsentwurf im ganzen anzunehmen oder abzulehnen, erklärte den Beschluß des Herrenhauses als null und nichtig.

Unmittelbar darauf wurde die Sitzung von der Regierung geschlossen und ein streng konservatives Ministerium berufen. Im Lande wuchs die Aufregung, die Abgeordneten kehrten im Januar 1863 mit dem Entschlusse zurück, nicht um ein Haar zu weichen, vielmehr den Sturz des Ministers herbeizuführen. Die Thronrede wies darauf hin, daß der König eben durch sehr nachdrückliche Vorstellungen der erneuten Willkürherrschaft in Kurhessen ein Ende gemacht hatte, um zu zeigen, wie wenig Preußen die Reaktion wolle. Die Adreßdebatte brachte die heftigsten Angriffe auf das Ministerium, die Adresse selbst war eine schwere Anklage. Gleichzeitig brach in Polen ein Aufstand aus, und als Bismarck Maßregeln traf, um das Uebergreifen nach Preußen zu verhindern, kam er in den Ruf, der Helfershelfer des verhaßten Rußland zu sein. Der Streit entflammte sich zur höchsten Leidenschaftlichkeit, unerhörte Vorwürfe wurde dem Ministerpräsidenten ins Gesicht geschleudert, auf die er die Antwort nicht schuldig blieb. Zwischenfälle verschärften den Bruch und zogen auch die Krone in den Zwist hinein. Die Regierung griff zu außerordentlichen Verordnungen gegen die Presse, maßregelte Beamte, welche gegen sie in Versammlungen sprachen, und suchte in jeder Weise ihren Anhang

zu vermehren. Sie rief nur steigende Erbitterung hervor. Die nächsten Jahre vergingen unter unerquicklichen Verhältnissen. Der Streit um die Heeresorganisation war zu einem Kampfe ums Recht geworden. Mit wenigen Ausnahmen stand das ganze Volk bis in die untersten Schichten unerschütterlich treu zum Abgeordnetenhause. Seine Festigkeit verdient volle Achtung und sie ist nicht ohne Frucht und Wirkung geblieben.

Daß der König sachlich recht hatte, bestreitet heute niemand mehr, und man muß ihm danken, daß er getreulich aushielt und dennoch Gewalt unterließ. Der Widerspruch war ein verkehrter, auf falschen Voraussetzungen und irriger Beurteilung der politischen Lage beruhend; er war auch eine Folge geschichtlicher Verhältnisse. Die Deutschen hatten hinter sich Jahrzehnte, in denen ihre Fürsten die nationalen und freiheitlichen Ideen verfolgten und unterdrückten. Der blinden Unterordnung des vergangenen Jahrhunderts enthoben, waren daher die Deutschen in das Gegenteil umgeschlagen; sie pflegten in der Regierung einen Gegner zu erblicken, dem mißzutrauen geraten sei. Sie mußten erst durch den Gegenbeweis eines besseren belehrt werden. Wie einst die Engländer in der großen Rebellion ihren Kampf gegen den König für den König zu führen wähnten, so stritt Bismarck thatsächlich gegen das Volk für dessen Nutzen. Der Widerstand des Landes war würdig, ohne revolutionäre Ausschreitungen, doch fraß das Gift, das in jedem Konflikt zwischen Regierung und Volk liegt, im stillen um sich. Der Zorn über die Minister führte zur Geringschätzung des Staates, selbst die Person des Königs genoß nicht die gebührende Ehrfurcht. Ganz Deutschland verkannte, wo seine wirklichen Interessen lagen. Das nationale Gefühl nahm allerdings stetig zu, und durch die feste Haltung des preußischen Volkes, die allgemeiner Beifall begleitete, kamen die norddeutschen und die süddeutschen Liberalen einander näher. Nur schien der preußische Staat weniger als je geeignet, den deutschen Wünschen genügen zu können; selbst seine aufrichtigen

Freunde in Süddeutschland wurden schwankend. Republikanische Träumereien kamen aufs neue auf, namentlich in der Jugend, und wirklichen Vorteil hatte nur der Partikularismus.

Oesterreich wollte die Irrungen in Preußen benutzen, um ihm vollends den Rang abzulaufen. König Wilhelm hatte gleich nach dem Antritt der Regentschaft die Verbesserung der Bundeskriegsverfassung beantragt; nun hielt es Oesterreich für nötig, dem neu erwachten nationalen Drange einigermaßen entgegenzukommen, um Deutschland dauernd an sich zu ketten. Außerdem hatte sich der Kaiserstaat unter der Last seiner finanziellen Bedrängnisse zu Reformen aufschwingen müssen. Das Ministerium Schmerling galt für eine liberale Errungenschaft, die, verglichen mit den preußischen Vorgängen, einen guten Eindruck machte. Bismarck hatte dem österreichischen Botschafter gleich einen künftigen Zusammenstoß vorausgesagt und erklärt, Preußen wolle sich im Bunde nicht majorisieren lassen. Er stellte dabei die Grundzüge einer umfassenden Reform auf. Nun schlug Schmerling ein Bundesdirektorium vor mit einem Delegiertenparlament, dem Fürstenversammlungen zur Seite gehen sollten; auch ohne Preußen wollte man auf einer Vereinigung der Bundesmitglieder in Frankfurt diese Aenderungen zum Beschluß bringen. Der Kaiser machte persönlich in Gastein dem preußischen Könige die erste Mitteilung und überreichte ihm eine Denkschrift. Noch an demselben Abend empfing König Wilhelm die Einladung für den 16. August, und obgleich er dem Kaiser mündlich den Wunsch nach vorhergehenden Ministerkonferenzen ausgesprochen hatte und daher sofort ablehnte, wurden am folgenden Tage von Wien aus auch die übrigen Fürsten zusammenberufen. Infolge der ihm bezeugten Nichtachtung entsandte Preußen keine Vertretung nach Frankfurt. Obgleich die meisten Fürsten dorthin kamen und die Versammlung sich äußerlich glänzend ausnahm, verlief sie ohne Ergebnis; der österreichische Plan wurde wohl von der Mehrheit gutgeheißen, aber damit war auch die Sache zu Ende. Bismarck

dagegen entwickelte in einem Berichte an den König, der veröffentlicht wurde, die preußischen Forderungen: völlige Gleichberechtigung, vor allem ein Parlament aus direkten Wahlen, da die preußischen Interessen sich mit den deutschen deckten. Oesterreich war damit abgethan, weil es kein Parlament zugeben wollte, das in der That die einzige Grundlage einer deutschen Einheit bilden konnte. Der großartige Plan, der die Gesamtheit des deutschen Volkes hätte begeistern müssen, kam jedoch von einem Minister, dem niemand zutraute, daß es ihm ernst damit sei. Der Mann der That galt für einen Charlatan.

Die Neuwahlen brachten daher statt eines versöhnlichen Hauses eine Verstärkung der Fortschrittspartei, daneben nur einen kleinen Gewinn der Konservativen, beides auf Kosten der Gemäßigten. Bald schien unzweideutig, daß dieser Minister, der ein deutsches Parlament verlangte, keinen Funken deutscher Ehre im Herzen trage.

Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark. Er hatte in der Zwischenzeit alles gethan, um Holstein und Schleswig gefügig zu machen und die beiden Herzogtümer dem Nachfolger zu erhalten; laute Klagen über die Leiden des verlassenen Bruderstammes ertönten durch Deutschland. Obgleich der Bund bereits Maßregeln eingeleitet hatte, um Holsteins und Lauenburgs Rechte zu schirmen, bestätigte König Christian IX. unter dem Drucke des dänischen Volkswillens alsbald eine Verfassung, die Schleswig in das Königreich einverleibte.

Deutschland geriet in die höchste Aufregung. Ohne weiteres galt Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg, der sofort den von seinem Vater geleisteten Verzicht als für ihn unverbindlich erklärte, als der berechtigte Erbe von Holstein und Schleswig, den einzusetzen deutsche Pflicht sei. Er fand bei Herzog Ernst von Koburg-Gotha Aufnahme und bildete bereits ein Ministerium. Die Landtage der einzelnen Staaten erließen Adressen, überall wurde für eine deutsche Flotte gesammelt, die

akademische Jugend übte sich in den Waffen, um in Freischaren einzutreten. Die Begeisterung galt vor allem der deutschen Sache, man sehnte sich nach einer großen deutschen That, doch die Umstände machten die Augustenburger Thronfolge zu ihrem eigentlichen Gegenstande, weil nur in ihr eine Deutschlands würdige Vollendung erblickt wurde. Auch die Regierungen der mittleren und kleineren Staaten waren für das Erbrecht des Herzogs.

Bismarck goß Wasser in den brausenden Wein. Die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage ist ein unübertreffliches Meisterstück politischer Umsicht, kluger Berechnung, weitester Anlage. Ganz aus eigenstem Denken entwarf er den Plan und führte ihn unter allseitigem, leidenschaftlichem Widerspruch aus. Nur ein ungewöhnlicher Mut, eine felsenfeste Zuversicht konnte in dieser Brandung das Steuer festhalten.

Die Vorgeschichte lehrte, daß die Angelegenheit nicht lediglich eine deutsche, sondern eine europäische war, daß gerade das Ausland immer die Hindernisse bereitet hatte. Das Londoner Protokoll von 1852 gab den andern Mächten das Recht, einzureden; nur wenn man sich auf seinen Boden stellte, konnte man ohne die größten Gefahren von ihm loskommen. Außerdem bot es allein die Möglichkeit, Schleswig mit in die politische Aktion hineinzuziehen, da das Herzogtum nicht zum deutschen Bunde gehörte. Bismarck war daher entschlossen, nicht mit der Erbfolgefrage, sondern mit der Verfassungssache einzusetzen. Dänemark hatte mit der Novemberverfassung die Bedingungen des Londoner Protokolles verletzt und der Ministerpräsident erwartete ganz richtig, daß es durch seinen Trotz selber die Berechtigung darbieten würde, die durch jenes übernommenen Verpflichtungen aufzusagen.

In jedem Falle war es nötig, mit Oesterreich gemeinsam zu handeln. Die kaiserliche Regierung wollte ebenfalls am Protokoll festhalten, daneben der deutschen Bewegung einige Rechnung tragen und Preußen nicht allein handeln lassen.

Beide zusammen setzten im Bundestage zur Wahrung der Rechte Holsteins gemäß den früheren Bundesbeschlüssen die Exekution durch, welche die vorläufige Anerkennung des Königs Christian in sich schloß; im Dezember rückten sächsische und hannöversche Truppen ohne Hindernisse ein und der Erbprinz nahm unter dem Jubel der Bevölkerung auf eigene Hand seinen Sitz in Kiel. Oesterreich und Preußen aber stellten im Januar 1864 Dänemark das Ultimatum, die Novemberverfassung sofort zurückzunehmen, das abgelehnt wurde, wie zu erwarten war.

Das Eintreten Preußens für das Londoner Protokoll hatte ungeheuere Entrüstung hervorgerufen, weil niemand den eigentlichen Grund und Zweck erkannte. Im Abgeordnetenhause wurde Bismarck geradezu als Landesverräter gebrandmarkt und die geforderte Anleihe für die Rüstungen zum kräftigen Einschreiten abgelehnt, die Reorganisation aufs neue verworfen.

Die beiden Mächte erklärten, Schleswig als Pfand für die Erfüllung der Verträge besetzen zu wollen. Da sich voraussehen ließ, daß Dänemark sich verteidigen würde, war damit der Krieg erklärt. Am 1. Februar 1864 wurde die Eider überschritten. Die Dänen pochten auf ihr unüberwindliches Danewerk, die ausgedehnte Befestigungsreihe, welche östlich von der Schlei sich hinziehend den Marsch nach Norden sperrte. Während die Oesterreicher auf sie in der Front energisch vorrückten, überschritten die Preußen die Schlei; die Dänen jedoch, in dem Gefühl ihrer Schwäche und in der Gefahr, im Rücken gefaßt zu werden, räumten rechtzeitig die Linie und warfen sich in die Düppeler Schanzen, die nach längerer Beschießung von den Preußen am 18. April gestürmt wurden. Da die Dänen auch Fridericia aufgaben, war das Festland bis zum Lymfjord für sie verloren. Dann trat Waffenstillstand ein.

Inzwischen war nämlich in London eine Konferenz zusammengetreten. England hatte seine Kriegslust dämpfen müssen, weil Kaiser Napoleon zurückhielt, in Hoffnung auf Entgelt von Preußen. Rußland schuldete Preußen Dank für

sein ehrliches Verhalten bei dem polnischen Aufstande. Oesterreich und Preußen erklärten das Protokoll für aufgehoben, weil Dänemark es selbst verletzt und sie zum kriegerischen Einschreiten gezwungen hätte, und da England allein stand, Dänemark weder in die angebotene Personalunion einwilligte noch für andre Vorschläge bereit war, ging die Konferenz ohne Ergebnis auseinander.

Alsbald wurde der Krieg wieder eröffnet. Das Trugbild der Dänen, die sich auf die Unangreifbarkeit ihrer Eilande verließen, zerstörte der Uebergang der Preußen nach der Insel Alsen am 29. Juni. Am 1. August bereits mußte Dänemark den Frieden unterzeichnen, der am 30. Oktober zu Wien endgültig wurde. König Christian verzichtete auf die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg und erkannte im voraus alle Verfügungen an, die Oesterreich und Preußen über sie treffen würden.

Jetzt sollte die schwierige Auseinandersetzung zwischen den beiden deutschen Mächten geschehen. Oesterreich, zufrieden mit seinem Erfolge, war nun ganz für den Augustenburger; es hatte an den Herzogtümern kein Interesse und wollte Preußen keinen Gewinn daran überlassen. Bismarck dagegen meinte nicht, daß die bloße Entstehung eines neuen Kleinstaates der ausreichende Lohn für die gebrachten Opfer sei und dem deutschen Interesse entspreche. Nur wenn der Herzog, dessen Recht ihm ohnehin nicht als unzweifelhaft erschien, ausreichende Zugeständnisse an Preußen machte, sollte er die Länder erhalten. Daß es darüber zum Kampfe mit Oesterreich kommen würde, lag bereits in der Möglichkeit.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Lösung. Die Gründung des Deutschen Reiches.

Der zweite Teil des gewaltigen Werkes begann. Schritt für Schritt unter unendlichen Schwierigkeiten, mit dem höchsten Aufgebot schneller Gewandtheit und mit nie fehlender Sicherheit, das Richtige in den fortwährend wechselnden Verschlingungen zu treffen, hatte Bismarck die preußische Politik bis zu diesem Punkte geleitet. Er war entschlossen, weiterzugehen, und wenn es nicht anders sein sollte, scheute er auch den Krieg mit Oesterreich nicht. Sein kühner Geist verhehlte sich die Folgerungen nicht, die gezogen werden mußten. Das unerträgliche Verhältnis konnte nur gelöst werden, wenn Oesterreich aus dem Bunde schied, nur dann war auch die wiederholt hervorgetretene Gefahr dauernd beseitigt, daß die kleineren Staaten für sich eine eigene dritte Gruppe bildeten, welche die Einigung Deutschlands unmöglich machte.

Doch welch gewagtes Beginnen, mit dem Kaiserstaate anzubinden! Schwerer noch wogen die anderen Bedenken. Der Kampf mit Oesterreich erschien als eine Art von Bruderkrieg, nachdem man eben erst gemeinsam den dänischen Erbfeind zu Paaren getrieben hatte. Schon die Erinnerung an die Jahre 1813 bis 1815 sprach dagegen, und bisher hatte Preußen trotz aller trüben Erfahrungen immer die Freundschaft mit Oesterreich gepflegt. Auch König Wilhelm hielt sie hoch, außerdem hatte der Verfassungsstreit im eigenen Lande das alte Mißtrauen gegen die Ideen, welche mit der Revolution von 1848 zusammenhingen, wachgerufen. Zu diesen schwierigen inneren Verhältnissen, bei denen ein glückliches Ende sich nicht absehen ließ, sollte nun ein furchtbarer Krieg kommen, während England über seine letzte Niederlage grollte und der französische

Kaiser mit freundlicher Miene nur darauf lauerte, seine Sichel in fremde Ernte zu stecken!

Der Herzog von Augustenburg, sicher des österreichischen Schutzes und der Zustimmung von Fürsten und Volk in Deutschland, lehnte die von Preußen gestellten Forderungen ab. Hin und her gingen die Verhandlungen zwischen Berlin und Wien. Der Gasteiner Vertrag vom August 1865 überließ Lauenburg gegen Entschädigung an Preußen und übertrug unbeschadet der gemeinsamen Besitzrechte die Regierung von Holstein an Oesterreich, die von Schleswig an Preußen. Bald tauchte die durch ihn vertagte Kriegsgefahr wieder auf. In den ersten Monaten 1866 erfolgte ein scharfer Notenwechsel; beide Mächte suchten sich durch Bundesgenossen zu verstärken.

Napoleon hatte, als er 1859 gegen Oesterreich den Kampf begann, das Programm aufgestellt: Italien frei bis zur Adria! Sehr gegen seinen Willen erstreckte sich nach dem Frieden von Zürich die entfesselte Bewegung weiter; nachdem sich bereits das nördliche Italien an Sardinien angeschlossen hatte, stürzte Garibaldi, von dem Volke als Befreier begrüßt, durch einen verwegenen Zug die bourbonische Herrschaft in Sicilien und auf dem Festlande. Am 17. März 1861 nahm Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien an; nur Venetien und der Rest des Kirchenstaates fehlten noch, dann war die Halbinsel ein einheitliches Reich. Da die Rücksicht auf Frankreich verbot, Rom zu berühren, verhinderte der Minister Ratazzi die von Garibaldi unternommene Eroberung, und König Victor Emanuel mußte 1864 Florenz zur Hauptstadt machen. Dagegen war Venetien eher zu erlangen. Nach wechselnden Verhandlungen schloß endlich Italien am 8. April 1866 mit Preußen ein Kriegsbündnis auf drei Monate gegen Oesterreich, das darauf, um gegen Preußen frei zu sein, Napoleon für die Neutralität Frankreichs und Italiens die Abtretung Venetiens verhieß, sobald Schlesien erobert wäre, und später dasselbe Angebot für einfache Neutralität machte. Italien blieb jedoch dem Bünd-

nisse getreu, weil die Nation es nicht vertragen hätte, Venetien als Geschenk aus Napoleons Händen zu empfangen. Der französische Kaiser blieb vorläufig neutral, wie Bismarck berechnet hatte, in Erwartung einer Niederlage Preußens und im geheimen Einverständnis mit Oesterreich, voll der besten Hoffnung, auf diesem Wege von beiden Vorteile und Abtretungen am Rhein zu erlangen.

Oesterreich bearbeitete gleichzeitig den deutschen Bund und die Regierungen; Preußen dagegen beantragte am 9. April ein deutsches Parlament zur Beratung der Bundesreform. Der Krieg war gewiß und endlich fiel die Entscheidung. Preußen erklärte, in Schleswig-Holstein die früheren Besitzverhältnisse herstellen zu wollen, und rückte in Holstein ein, das die schwache österreichische Besatzung verließ. Oesterreich legte beim Bunde Protest ein und beantragte schleunige Mobilmachung. Am 14. Juni geschah die wichtige Abstimmung: die Königreiche, die beiden Hessen, Nassau und kleinere Staaten votierten gegen Preußen, zu dem nur die Minderheit stand: Baden, das sich der Stimme enthielt, Luxemburg, Mecklenburg, Oldenburg, die sächsisch-thüringischen Staaten außer Meiningen und die freien Städte außer Frankfurt. Preußen erklärte Antrag und Abstimmung als Bundesbruch und trat mit der Versicherung aus, es halte an der über vorübergehende Formen erhabenen Einheit und an der vorgeschlagenen Bundesreform fest.

In Preußen herrschte keine gute Stimmung. Auch die letzte Landtagssitzung hatte die Einigung nicht gebracht. Die Erfolge gegen Dänemark ließ die Regierung selbst durch die Anwendung kleinlicher Mittel gegen die Opposition nicht zum vollen Eindruck kommen. Jetzt fürchtete das Land den Krieg, weil man Oesterreichs Macht weit überschätzte, der eigenen Regierung nicht traute und die Notwendigkeit des Kampfes nicht begriff. Vollends galt der unausbleibliche Streit mit deutschen Staaten als das Grab der deutschen Einheit. Nur vereinzelt wurde entschlossene Bereitwilligkeit ausgesprochen.

Der Krieg war ein gewaltiges Wagnis, aber es glückte. Preußen stellte den Nachbarn Sachsen, Kurhessen und Hannover ein Ultimatum, nach dessen Ablehnung die hannöversche Armee zur Kapitulation von Langensalza gezwungen und die Länder besetzt wurden. Drei Armeen rückten gegen Böhmen auf verschiedenen Wegen vor; ihre wunderbar glückliche Vereinigung am 3. Juli auf dem Schlachtfelde selbst führte zum glänzenden Siege bei Königgrätz. Das Unterlassen einer schnellen Verfolgung gab dem Feinde die Möglichkeit, seine Truppen wieder zu sammeln, doch energisch ging dann der Marsch nach der Donau, auf Wien zu. Am 22. Juli wurde der letzte Kampf bei Preßburg durch die Ankündigung der Waffenruhe unterbrochen, am 26. Juli der Präliminarfriede zu Nikolsburg unterzeichnet.

Weniger glücklich fochten die Italiener, die nach einigem Bedenken in den Kampf eingetreten waren; am 24. Juni wurde ihr Landheer bei Custozza, am 20. Juli ihre Flotte bei Lissa geschlagen.

Der österreichische Kaiser hatte gleich nach der Schlacht bei Königgrätz telegraphisch Napoleon ersucht, für Abtretung Venetiens mit Italien zu vermitteln. Der Franzose stellte sofort auch an Preußen das Verlangen, seine Vermittelung anzunehmen und Waffenstillstand zu schließen, dem entsprochen wurde, ohne irgend Verpflichtungen einzugehen. Auch Italien setzte, der öffentlichen Meinung gehorchend, den Vormarsch, obgleich langsam, fort. Napoleon, in übeler Lage, bequemte sich schließlich zu den preußischen Vorschlägen unter der Bedingung, daß Süddeutschland selbständig, Oesterreich unversehrt, Sachsen bestehen blieben.

Immerhin lag Gefahr vor, daß Frankreich noch eingriff oder Abtretungen forderte; außerdem hatte Bismarck den großen Gedanken, die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich für die Zukunft möglich zu erhalten. In der Mäßigung seine volle Größe zeigend, erreichte er daher von seinem Könige, daß dieser die Absicht, einen Teil von Sachsen einzuziehen, fallen ließ. König

Wilhelm hat seine Nachgiebigkeit nicht zu bereuen gehabt, denn König Johann wurde fortan ein getreuer Freund.

Oesterreich schied völlig aus Deutschland aus und begab sich jedes Einspruchsrechtes in die deutschen Dinge. Es gestattete einen norddeutschen Bund mit Preußen und einen besonderen süddeutschen, denen die Regelung ihres Verhältnisses zu einander überlassen blieb. Auch seine Rechte auf Schleswig-Holstein trat Oesterreich an Preußen ab und erkannte die von diesem vorzunehmenden Territorialveränderungen in Norddeutschland an.

So notwendig der Krieg gegen Oesterreich, so bedauerlich war der gegen die deutschen Staaten, doch trug Preußen an ihm keine Schuld. Die Mittelstaaten wollten ihre Souveränetät und ihre volle Selbständigkeit, welche ein Nationalparlament, wie es Preußen vorschlug, stark beeinträchtigte, nicht fahren lassen. Die schlecht geleiteten Bundestruppen wurden trotz ihrer Uebermacht in mehreren Gefechten zurückgedrängt, bis auch hier während der Belagerung von Würzburg am 2. August ein Waffenstillstand den Streit beendete. Preußen machte den Frieden leicht, und die Staaten, welche mit der schwarzrotgoldenen Armbinde in das Feld gezogen waren, durften nicht Napoleons Hilfe durch Abtretungen deutschen Landes erkaufen, zu denen sie außerdem eigenes Gebiet hätten beisteuern müssen, wie ihnen Bismarck klar machte. Bayern, Württemberg, Baden schlossen vielmehr im geheimen mit Preußen Trutz- und Schutzbündnisse und versprachen im Falle eines Krieges ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen.

Mit einem Schlage hatte die deutsche Sache mächtige Fortschritte gemacht, Fortschritte, aufgezwungen durch Blut und Eisen, durch die Geisteskraft eines Mannes. Noch war nicht alles erreicht, weil der ursprüngliche Plan, ganz Deutschland in dem neuen Bunde zusammenzufassen, infolge des Einspruchs Frankreichs nicht ausgeführt werden konnte. Dafür vollzog Preußen die Annexionen in Norddeutschland, die es anfänglich nicht beabsichtigt hatte, und dieser Gewinn war wertvoller.

Seitdem Oesterreich nicht mehr mitreden konnte, durfte der ziemlich selbstverständliche Verlauf der Dinge abgewartet werden. Bismarck hatte es nicht eilig; er nahm Rücksicht auf Oesterreich, auf Frankreich, er wollte Süddeutschland ruhige Ueberlegung gestatten.

Der preußische Staat nahm durch die Einziehung von Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt um mehr als 1300 Quadratmeilen zu. Der Zusammenhang von Ost und West war hergestellt. Die Regenten wurden entschädigt, nur die für Hannover ausgesetzte Summe kam nicht zur Auszahlung, weil König Georg sich unversöhnlich zeigte. Die Eingewöhnung erfolgte schnell, weil der größte Teil der Bevölkerung einsah, daß die staatliche Sonderschaft im Interesse Deutschlands aufhörte. Nur unter dem Adel und der lutherischen Geistlichkeit verschwand der Groll nicht so bald.

In Preußen hatte die gefahrvolle Stunde alsbald die Einmütigkeit von König und Volk hergestellt; trotz des Konfliktes war die Anhänglichkeit an den Staat nicht erschüttert. Angesichts des schweren Krieges erschien die Heeresreform im andern Lichte. Der Einmarsch in Böhmen, die ersten dort erfochtenen Erfolge hoben alsbald die Gemüther; die am Tage von Königgrätz vollzogenen Neuwahlen ergaben eine wesentliche Aenderung des Landtages und verstärkten die Konservativen um gegen hundert Stimmen. Und als nun jedermann sehen konnte, daß Preußen in der That deutsche Politik trieb, ging auch in der Opposition ein Umschwung vor sich. Die Thronrede des siegreich heimgekehrten Königs am 5. August atmete den Geist der Versöhnung; sie erkannte an, daß den Staatsausgaben die gesetzliche Grundlage gefehlt habe, doch sei das Verfahren der Regierung eine der unabweisbaren Notwendigkeiten gewesen, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen könne und dürfe, und der König sprach die Hoffnung auf bereitwillige Erteilung der Indemnität aus. Ein Teil der Fortschrittspartei erklärte sich mit fünfundsiebzig Stimmen gegen

die Vorlage, die ihr nicht genügende Bürgschaft für die Zukunft zu geben schien. Daher bildete sich eine neue Partei, die nationalliberale, mit der Aufgabe, die auswärtige Politik der Regierung zu stützen, im Innern über die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu wachen. Sie wurde bald ausschlaggebend, im fruchtbaren Einvernehmen mit den nationalen Plänen des leitenden Staatsmannes.

Bismarck erfüllte die gegebene Verheißung; auf Grund allgemeiner Wahlen trat im Februar 1867 ein norddeutscher Reichstag zusammen, um über die von den Regierungen vereinbarte Bundesverfassung zu beraten. Sie schien manchen die Einheit nicht straff genug anzuziehen, doch Bismarck wies die Einwendungen zurück, sich mit dem durchaus Unentbehrlichen begnügend. Nachdem auch die einzelnen Landtage die Verfassung angenommen hatten, trat sie am 1. Juli in Kraft.

Der norddeutsche Bund war geschlossen „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben geltenden Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes“; im bedeutungsvollen Hinweis auf die Zukunft wurde so gleich der Gesamtheit gedacht. Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu mit Ausübung der gesamten völkerrechtlichen Vertretung, der Erklärung von Krieg und Frieden, des Abschlusses von Bündnissen und Verträgen. Ihm kommen ferner zu die Exekutive der Bundesgesetze, die Ernennung des Bundeskanzlers, der die Geschäfte leitet, und der Bundesbeamten, die Oberleitung der Post- und Telegraphenverwaltung. Der König von Preußen führt den Oberbefehl über die Kriegsmarine und über die gesamte Landmacht in Krieg und Frieden als Bundesfeldherr und hat das Recht, alle militärischen Einrichtungen anzuordnen. Die Bundesgesetzgebung umfaßt die Bestimmungen über die staatsbürgerlichen Verhältnisse und den Gewerbebetrieb, Handels-, Zoll- und Verkehrswesen, die Ordnung von Maß, Münze und Gewicht, Obligationen-, Straf-, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren, sowie das Militär-

wesen. Die Bundesgesetzgebung üben der Reichstag und der Bundesrat aus. Der letztere wurde dem deutschen Bunde nachgebildet. Die Mitglieder erhielten so viele Stimmen, als sie dort im Plenum geführt hatten, also Sachsen vier, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je zwei, die übrigen je eine, im ganzen sechsundzwanzig, während Preußen die Stimmenzahlen der einverleibten Staaten übernahm und demnach für sich siebzehn Stimmen abgab. Die Hauptmacht konnte demnach nicht leicht überstimmt werden. Die Einnahmen des Bundes bestanden aus den Zöllen und Verbrauchssteuern, zu denen im Bedürfnisfall Matrikularbeiträge kamen.

Den Vorsitz des norddeutschen Reichstages führte Eduard Simson, der einstige Präsident der Frankfurter Nationalversammlung. Nicht allein seine Person erinnerte an jene Jahre; was sie zu schaffen suchten, kam jetzt teilweise zur Erfüllung. Das Wahlgesetz für den norddeutschen Reichstag entsprach dem von 1849; die Befugnisse des Bundes waren im Geiste der Reichsverfassung bemessen, nur daß sie den Einzelstaaten ihren Bestand nicht völlig verkümmerten und die monarchische Spitze mit dem Kaisertitel fehlte. Die alte Verfassung war auf den Flugsand der Theorieen gebaut, die neue ein festes Gefüge der Wirklichkeit. Alle Parteien konnten sich mit ihr befreunden und ihre Kraft verbürgte außer der nationalen Befriedigung das starke Preußen.

Wieder entstand eine Flotte, die, obgleich dem Namen nach nur eine norddeutsche, der Welt bald als deutsche galt. Ihrer Flagge versagte niemand die Anerkennung. Schwarzweißrot wehte sie auf den Schiffen des Krieges und des Handels. Das schwarzrotgoldene Banner, das einst die Burschenschaft aufgepflanzt hatte, war in den letzten Zeiten durch den Gebrauch, den die Süddeutschen von ihm gegen Preußen gemacht hatten, in Verruf gekommen; es entsprach auch nicht der vorläufigen Trennung Deutschlands und nicht der Thatsache, daß der norddeutsche Bund ein Werk des kriegerischen Preußen war.

Mit dem bisherigen Bunde verglichen, war der norddeutsche die völlige Revolution, der Sieg der verpönten nationalen und liberalen Ideen. Sie hatten nun auch in Preußen ihre Heimat. Die Regierung stützte sich vornehmlich auf die Nationalliberalen, auch das Ministerium ergänzte sich durch Liberale. Es war für Bismarck keine leichte Aufgabe, die Geschäfte zu führen, da ein Teil der Konservativen, denen der König dankbar war, die neuen Zustände befehdete.

Der Bundeskanzler vermied jede Einmischung in die süddeutschen Verhältnisse. Baden, dessen Großherzog Friedrich immer zur Besserung der deutschen Verfassung bereit war und nur durch die Verhältnisse gezwungen den Krieg an Preußen erklärt hatte, wurde auf spätere Zeiten vertröstet, als es gleich dem norddeutschen Bunde beitreten wollte.

Natürlich hinterließen der Krieg und die Niederlage in Süddeutschland vielfach unangenehme Empfindungen. Die schlechten Erfahrungen, die man an der Seite Oesterreichs gemacht hatte, stimmten allerdings die großdeutschen Hoffnungen herab, doch bedauerten manche ehrlich, daß die deutschen Teile des Kaiserstaates für immer abgetrennt sein sollten. Andern gab nur die alte Abneigung gegen das protestantisch-monarchische Preußen den eigentlichen Grund, einer engen Verbindung mit Norddeutschland zu widerstreben. Die bayerischen Ultramontanen und die Demokraten in Württemberg fuhren fort, gegen Preußen zu eifern. Die Einführung der preußischen Heereseinrichtungen, die geschlossenen geheimen Verträge gaben ihnen Stoff, um die „Verpreußung“ in grellen Farben auszumalen. Die dortigen Regierungen wünschten ebenfalls das Aufgehen in ein großes deutsches Reich zu vermeiden, während die Sorge vor Frankreich, die in den Verträgen übernommenen Verpflichtungen, sowie ihre Vereinzelung ihnen Freundschaft mit dem norddeutschen Bunde geboten. Der durch den Wiener Frieden gestattete süddeutsche Bund mit eigenem Parlamente stand den Regierungen nicht an, weil er für die Aufgabe von Sonder-

rechten keine ausreichende Entschädigung gegeben hätte und auch zwecklos war.

Daß diejenigen, welche Zusammenschluß mit Norddeutschland für das Richtige hielten, stark in der Minderheit waren, kam 1868 zu Tage. Wirtschaftliche Interessen pflegen ein starkes Bindemittel zu sein, aber sie bestimmen nicht allein die Entwickelung der Völker. Dem Zollvereine verdankte Süddeutschland, daß es hinter dem Norden in Handel und Wandel nicht zurückgeblieben war, dennoch hatte er politisch nicht allzuviel gefördert. Man nahm seine Vorteile gern hin, ohne die Furcht vor Preußens Uebergewicht aufzugeben. Die Erneuerung des Zollvereins führte dazu, einen Zollbundesrat unter dem Vorsitze von Preußen einzurichten und den norddeutschen Reichstag durch Heranziehung süddeutscher Vertreter zu einem deutschen Zollparlament zu erweitern. So kam wieder eine Gesamtvertretung des deutschen Volkes zusammen, wenn auch nur für begrenzte Zwecke. Süddeutschland schickte zum größten Teil Gegner Preußens und da sie an den norddeutschen partikularistischen Elementen Genossen fanden, sperrte sich die Mehrheit des Zollparlaments gegen alle eine festere Einheit fordernden Vorschläge. In Bayern erlangten, obgleich König Ludwig II. seine nationale Gesinnung nicht verleugnete, 1869 die „Patrioten", wie sie sich bezeichnend nannten, die Mehrheit in der Kammer und nötigten den Minister Fürsten von Hohenlohe, der gute Freundschaft mit Preußen pflegte, zum Rücktritte.

Es schien, als ob eine vollkommene deutsche Einheit noch im fernen Felde stehe, und da Oesterreich seine Niederlage nicht verschmerzte, konnte auch das Errungene wieder in Frage kommen. Die Franzosen faßten sogar die thörichte Hoffnung, an Süddeutschland einen Bundesgenossen gegen Preußen zu finden. Die öffentliche Meinung in Frankreich kam nach den preußischen Siegen nicht mehr zur Ruhe. Königgrätz-Sadowa galt geradezu wie eine französische Niederlage, für die man Revanche haben müsse. Unablässig bemühte sich daher Napoleon, von

Preußen irgend eine Abfindung herauszuschlagen, um Frankreichs Eitelkeit zu befriedigen. Bismarck, entschlossen, nicht einen Fuß deutschen Bodens daranzugeben, wollte einen Krieg vermeiden, solange es in Ehren ging, und hielt mit geduldigem Geschick den Begehrlichen hin; noch einmal, 1867, wahrte er durch ein kleines Zugeständnis in der Luxemburger Sache den Frieden. Doch Napoleon empfand weiter das Bedürfnis, seinen verblaßten Ruhm aufzufrischen und durch äußere Erfolge sich Thron und Armee zu sichern. Oesterreich, dessen Politik jetzt der erbitterte Preußenfeind, der ehemalige sächsische Minister von Beust, leitete, ging mit Frankreich ein geheimes Kriegsbündnis ein; auch Italien, um Rom zu gewinnen, war bereit, mit Frankreich sich einzulassen.

Die Wahl des hohenzollernschen Erbprinzen Leopold zum Könige von Spanien, das Isabella II. vertrieben hatte, sollte den Anlaß geben, Frankreich Genugthuung zu verschaffen. König Wilhelm behandelte in Ems die Angelegenheit ganz sachlich, als eine persönliche des Prinzen, der überdies ablehnte. Dennoch beauftragte der französische Minister Grammont, in dem Glauben, Preußen fürchte den Krieg, den Botschafter Benedetti, weitere schriftliche Erklärungen zu fordern. Als ihn der König in angemessener Weise an seine Minister wies, drang Grammont angeblicher Beleidigung wegen auf Einberufung der Reserven, Napoleon gab nach und die französische Kammer bewilligte mit brausendem Beifall die Kriegsmittel.

Die Sprache der französischen Zeitungen hatte Deutschland bereits vorbereitet; als der König von Ems nach Berlin zurückkehrte, begleitete ihn die helle Begeisterung des Volkes, das als Preis des Kampfes die Einheit Deutschlands voraussah.

Die französische Rechnung auf Süddeutschland schlug gründlich fehl. Für König Ludwig gab es keinen Zweifel, den Vertrag zu erfüllen und seine Landeskinder mit den norddeutschen zum großen Kampfe für Deutschlands Ehre zu vereinen. Die

Patrioten wollten freilich das zum Kriege geforderte Geld nur in beschränktem Maße bewilligen, doch ihre Reihen lichtete der Abfall zum deutschen Vaterlande, so daß sie mit siebenundvierzig Stimmen gegen hundertundeine unterlagen. Die bayerischen Truppen haben dann gezeigt, daß sie nur deutsche Ehre kannten.

Am 19. Juli übergab der französische Geschäftsträger in Berlin die Kriegserklärung. Bismarck verkündete sie persönlich in dem soeben eröffneten Reichstage. Einhellig ohne Debatte wurden die den Krieg betreffenden Vorlagen angenommen; nur zwei Abgeordnete, die Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht, enthielten sich der Abstimmung.

Der Uebermut Frankreichs hatte uns die Waffen in die Hand gezwungen, und wie wir sie geführt haben, das weiß ein jeder. Die furchtbaren Schlachten des Augustmonats zertrümmerten die Macht Napoleons; bei Sedan geschlagen und eingeschlossen, gab er sich am 2. September dem Könige Wilhelm als Gefangener. Doch der Kampf entbrannte nun erst recht, geleitet von der in Paris gebildeten republikanischen Regierung. Bald schloß sich um die Riesenstadt der unzerbrechliche Ring der deutschen Truppen. Die Kapitulation von Metz am 27. Oktober überlieferte, nach vergeblichen Versuchen durchzubrechen, eine zweite Armee in die deutsche Kriegsgefangenschaft. Nun handelte es sich darum, ob es möglich sein würde, Paris zu entsetzen. Vom Westen und vom Norden drangen französische Heere vor; trotz gelegentlicher kleiner Erfolge wurden sie stets aufs Haupt geschlagen.

Die Siege in heißen Schlachten auf französischem Boden bändigten auch den deutschen innern Erbfeind, die alte Zwietracht. Im November wurden die Verträge mit den süddeutschen Staaten fertig, welche ihren Anschluß an den Nordbund vollendeten. In dem Wunsche, den Eintritt zu einem freiwilligen zu machen, gewährte Bismarck, soweit es thunlich war, Bayern manche Sonderrechte.

Noch fehlte der Einheit die rechte Krönung. Da trug der

König von Bayern auf ihm gewordene Anregung hin brieflich dem Könige Wilhelm den Wunsch der Fürsten vor, ein deutsches Reich und die Kaiserwürde herzustellen. Wieder erschien eine Deputation vor einem preußischen Könige mit der Bitte, den Kaisertitel anzunehmen, die Boten des norddeutschen Reichstages, an ihrer Spitze derselbe Eduard Simson, der 1849 die Vertreter des Frankfurter Parlamentes nach Berlin geführt hatte. Am 18. Januar 1871 wurde in Versailles feierlich das neue deutsche Reich mit dem Könige von Preußen als erblichem Kaiser verkündet.

Bald neigte auch der hartnäckige Widerstand der Franzosen seinem Ende zu. Auf allen Schlachtfeldern geschlagen, vermochten sie die belagerte Hauptstadt nicht zu entsetzen; am 28. Januar ergab sie sich. Wenige Tage später trat die französische Ostarmee, aufgelöst und zerrüttet, auf das Schweizer Gebiet über; eine Fortsetzung des Krieges war unmöglich. Gemäß der Uebereinkunft mit dem deutschen Kaiser fanden die Wahlen zu einer Nationalversammlung in Bordeaux statt. Die von ihr ernannte Regierung unter Thiers sträubte sich vergeblich gegen die Bedingungen, welche Bismarck stellte; um auch die Nationalversammlung zu ihrer Annahme zu zwingen, besetzten deutsche Truppen am 1. März einen Teil der Hauptstadt. Sofort wurde der Friede genehmigt; bereits am 3. März verließen die Deutschen wieder Paris, mit brausendem Jubel den dem französischen Kriegsruhm gewidmeten Triumphbogen durchschreitend.

Am 10. Mai wurde in Frankfurt der Friede unterzeichnet. Für manchen Sohn deutscher Mütter, der nicht mit seinen Waffenbrüdern heimkehrte, brachte der Friede der großen deutschen Mutter die ihr einst geraubten und entfremdeten Kinder, Elsaß-Lothringen zurück.

Schlußwort.

Das neue Reich war schneller geworden, stand großartiger da, als die kühnste Hoffnung hätte ahnen mögen. Ein siegreicher Krieg hatte zum Ziele geführt, ein allgemeiner deutscher Volkskrieg, vollständiger als vorher die Freiheitskriege. Da gab es keinen Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; alle deutschen Stämme hatten gleich freudig und gleich ruhmreich gestritten. Die Thaten des Heeres verfolgte die Heimat mit begeisterter Teilnahme, denn jeder fühlte, daß es sich um seine eigenste Sache handelte, und mit jedem Siege wurde der Wunsch nach einer dauernden Einheit unwiderstehlicher.

Im Kriege kommt es auf die Leitung an; nur ein wohlgeschultes, einheitlich geführtes Heer vermochte so Wunderbares zu vollbringen. Was die deutschen Heerführer, allen voran ein Moltke, geleistet haben, wird die Geschichte allzeit bewundernd berichten. Doch sie vollzogen nur einen höheren Willen. Der Kanzler des Reiches hatte das Werk vollendet, das er im Sinne trug, als er die Ministerpräsidentschaft in Preußen übernahm. Nicht, daß er damals den Entwurf, so wie er durchgeführt wurde, schon vor Augen gehabt hätte, aber er verstand es, jedes Ereignis, jeden Erfolg der selbstgestellten Aufgabe gemäß zu wenden; mitten im Handeln wuchsen ihm die Pläne. Unter den härtesten Kämpfen, unter der ungeheuersten Arbeit verlor er nicht die Zuversicht, gewann er aus den Schwierigkeiten neue Kraft, oft scheinbar leichtsinnig und von verblüffender Offenheit in der Aussprache seiner Gedanken; ein Redner voll Kraft, Klarheit und Witz, wußte er jedes Ding in sein wahres Licht zu rücken, den Gegner zu widerlegen und wenn es darauf ankam, mit bitterem Hohne bloßzustellen. Blitzschnell, wo sofortiges Vorgehen frommte, vorsichtig, wo Eile schaden konnte,

eisern, wenn es nötig war, nie übermütig im Siege, immer die Zukunft im Auge und die Gegenwart für sie formend, für alle Zwischenfälle gerüstet, schuf Bismarck die deutsche Einheit. Er hatte aus der Geschichte gelernt, daß unter Umständen das Erreichbare dem Wünschenswerten vorzuziehen sei. Ein großer Realist, beurteilte er Menschen, Parteien, Ideen lediglich danach, wie sie seinen Absichten dienten. Er trug bereitwillig eine unendliche Verantwortlichkeit, dafür duldete er keine Störung seiner Zirkel, ein großartiger Herrschergeist, der jedoch die Herrschaft nicht um seinetwillen, sondern um ihrer Zwecke willen ausübte. Er verachtete nicht die Meinung des Volkes und rechnete auf sie für die Zukunft. Aber er unterschied zwischen dem, was sie wirklich wollte, und ihren wechselnden Erscheinungsformen. Er wagte es anfangs, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, weil er wußte, daß sie ihm zufallen müßte. Mittel und Wege zu suchen, nahm er als sein Recht in Anspruch. Deshalb durfte er in den Zeiten, wo ihn allseitiger Haß umtobte, voraussagen, er werde einst der populärste Mann Deutschlands sein. Darin zeigte sich die wunderbare Schärfe seines Urteils, unter allen Verhüllungen den Kern zu entdecken, der ihm allein etwas galt.

Bismarck kannte seine Deutschen, weil er selber einer ist. Kein Zug an ihm, der nicht der echten Art entspräche. Mächtigen Leibes, wie die alten Recken, so wagnisfreudig und so stolz auf sein Volk, daß er selber die Franzosen vor der sprichwörtlichen deutschen Wut warnte, bewahrte er unter allen Mühsalen die Freude am Leben und an der Natur; er liebte menschlich und haßte vielleicht noch menschlicher, dennoch immer bereit, dem versöhnten Gegner ehrlich die Hand zu reichen.

Auch dieser Gewaltige war gebunden an einen Herrn, seinen König. Er diente ihm in freier Hingabe, voll ehrfurchtsvoller, inniger Liebe; die persönliche Treue, der schönste Zug der Deutschen, kam in diesem Verhältnis zur reinsten Verklärung. Sie wurde erwidert in gleich edler Weise. König Wilhelm

stand an der Schwelle des Greisenalters, als er die Herrschaft übernahm; zum bejahrten Manne geworden in einem absoluten Staate, hatte er die neuen Einrichtungen nicht gern gesehen, doch er entschloß sich zu ihnen, weil er ihre Notwendigkeit erkannte, und dann mit vollster Ehrlichkeit; es war ihm undenkbar, Gegebenes zurückzunehmen. Er wollte nur eine Schwächung des Königtums vermeiden, die er für eine Gefahr des Staates und für eine Minderung des ihm und seinem Hause von Gott beschiedenen Erbteils erachtete, und die Konfliktszeit bestätigte ihm seine Befürchtungen. Er sah daher mit herzlicher Freude, wie ihn nach den großen Erfolgen die Liebe seines Volkes umgab, wie ihm als greisem Kaiser ganz Deutschland zujubelte. Es war dem Könige schwer gefallen, den Krieg gegen Oesterreich zu beginnen, lang verbündete Fürsten zu entthronen, und auch der volle Tropfen demokratischen Oeles, mit dem nach Uhlands Seherwort der neue deutsche Kaiser gesalbt werden mußte, widerstrebte ihm. König Wilhelm hing mit ganzem Herzen an Preußen, und wäre es nach ihm allein gegangen, hätte er seinen Königstitel nicht mit dem kaiserlichen vertauscht. Darin lag eben seine wunderbare Hoheit: in dieser Hingabe an die Pflicht. Nicht allein, daß er seine Herrscheraufgabe mit rastloser Treue erfüllte, daß er vollauf that, was sie ihm gebot, er opferte ihr auch seine persönliche Empfindung auf. Nie ist ein Fürst, dem Klarheit und Festigkeit des eigenen Willens im vollsten Maße beschieden war, so bereit gewesen, andrem Rate zu vertrauen. König Wilhelm besaß die schönsten Tugenden eines Herrschers, die hochherzige Fähigkeit, unbefangen zu prüfen und sich Männern, die er als würdige erkannte, bescheiden zu fügen, und die neidlose Dankbarkeit. In ihm lag etwas von der Schlichtheit seines Vaters, doch bereichert und geläutert durch die echte Gemütstiefe und den hohen Sinn seiner Mutter, der Königin Luise. Kein edlerer Mann konnte zum ersten deutschen Kaiser berufen sein.

Denn Wilhelm war der erste Kaiser, der sich deutscher

Kaiser nannte. Die der alten Zeit hießen römische, und ebenso ihr Reich; der Unterschied ist nicht bloß einer der Worte. Merkwürdig genug, wie ähnlich der Ursprung des neuen deutschen Reiches dem des alten ist. Vom Norden her ging beide Male die Gründung aus. Auch Heinrich I. erwarb sich die Anerkennung Schwabens und Bayerns durch Vertrag, nachdem er gegen sie die Waffen geführt hatte, und schuf das deutsche Reich durch die dauernde Sicherung der Westgrenze. Seine Ziele gingen jedoch über Deutschland hinaus und sein Sohn Otto I. erfüllte sie durch die Eroberung Italiens. Die aus dieser Verbindung sich ergebenden Folgen haben dann die Geschichte des römisch-deutschen Reiches bis zu seinem letzten Augenblicke beherrscht. In Folge des Kampfes, in dem sich Neudeutschland erhob, konnte die Stadt Rom, in der soeben Papst Pius IX. durch die Erklärung seiner Unfehlbarkeit das kirchliche System vollendet hatte, die Hauptstadt eines neuen Königreiches Italien werden. Die deutlichste Veranschaulichung des Zeitenwechsels. Das jetzige deutsche Reich war keine Fortsetzung des römischen, dessen verblichene Reichskleinodien ruhig in der Schatzkammer zu Wien verbleiben mochten im Besitze des Geschlechtes, dessen Glieder sie so lange getragen hatten. Das neue Reich ist ein rein deutsches und es umfaßt nur Stämme, die zu ihm nach Natur und geschichtlicher Entwickelung gehören, nicht alle deutsch redenden, weil die unter der unmittelbaren Herrschaft Habsburgs befindlichen schon lange eine Nebenstellung inne hatten.

Erst 1866 war das Reich in dieser seiner Gestalt zur Möglichkeit geworden, fünf Jahre darauf stand es vollendet da! Die Vorbereitung reicht allerdings weit hinauf. Mit der Reformation hatte der deutsche Geist sich die Freiheit erobert, welche zu seiner weiteren Entwickelung notwendig war. Sein neues Leben begann am Ende des siebzehnten Jahrhunderts und gelangte im achtzehnten zur reifen Kraft. Gleichzeitig erstand in dem preußischen Staate eine neue politische Macht, die durch die Befreiungskriege zur deutschen wurde. Aus

ihrem Schoße entsproß der Gedanke der deutschen Einheit, der seitdem immer mächtiger werdend die Gesamtheit ergriff. Nur die Verwirklichung war lange aufs ungewisse gestellt. So unzweifelhaft es ist, daß Bismarck sein Werk nimmermehr hätte beginnen und nimmermehr vollbringen können, wenn nicht die nationale Idee im Volke lebendig gewesen wäre, so unbestreitbar ist die Weise, in der er die Einheit zu stande brachte, sein Eigentum, gerade wie einst Luther der Reformation ihren Charakter gab. Welches Glück, daß Bismarck einem Fürsten diente, der an Macht und Geist einem Friedrich dem Weisen weit überlegen war! So tritt auch hier die Verbindung des Allgemeinen mit dem Persönlichen hervor, die das Wesen aller Geschichte ausmacht.

Wie der Freiherr von Stein, bildete Bismarck die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus, ein echt germanischer Zug. Nicht allen konnte er damit Genüge thun, und auch sonst wurden die Parteien, denen diese Form der Einheit, die preußische Spitze nicht zusagte, mehr nur zurückgedrängt als gewonnen und überzeugt. Der Zeit mußte es überlassen bleiben, das Reich allen Deutschen in ihr Fleisch und Blut zu verwandeln, aber Bismarck sprach vertrauensvoll aus: „Wenn Deutschland erst in den Sattel gehoben ist, wird es schon reiten können".

Das neunzehnte Jahrhundert hat so große Wandlungen in den sozialen Verhältnissen gebracht, wie vordem etwa nur das dreizehnte. Damals vermochte das Reich die Fülle des neuen Lebens nicht zu fassen, und verlor darüber seinen festen Zusammenhang. In jenen Zeiten kam das Bürgertum empor, in unsern Tagen trat der vierte Stand, die Masse der industriellen Arbeiter, in das öffentliche Leben ein, während von dem Bauernstande bisher nur ein Teil zur bewußten Mitwirkung gelangt ist. Seitdem das Reich besteht, ist die soziale Frage in aller Größe aufgetaucht, weil die Deutschen erst in den letzten Jahrzehnten an Industrie und

Handel den andern Nationen ebenbürtig wurden. Die soziale Frage hat die Entstehung einer weitumfassenden Partei herbeigeführt, die sich in Widerspruch stellt zu unsrer gesamten Entwickelung, die alle geschichtlichen Ideale des deutschen Volkes verwirft und eine andre Zukunft schaffen will. Dagegen möchte die ultramontane Partei Grundsätze und Lehren der Vergangenheit aufleben lassen und den Staat wieder der Kirche unterordnen. Ihre Bestrebungen teilt in mancher Hinsicht die konfessionell-protestantische Richtung.

Beide Parteien stehen nicht im Einklang mit den Eigenschaften, welche in der Geschichte als die des deutschen Volkstums klar hervortreten. Denn die Sozialdemokratie, mit ihrem staatlichen Zwange eine Abart des Absolutismus, entspricht nicht der deutschen Art, welche freie Bethätigung liebt. Gegen die Bestrebungen des Ultramontanismus und der protestantischen Orthodoxie hat die deutsche Geistesarbeit seit den letzten Jahrhunderten gekämpft. Dem Deutschen sind einmal beschieden der individuelle Hang, der Trieb zur persönlichen Selbständigkeit, die Lust zu dem eigenen Denken und Fühlen, die Befriedigung des Daseins in der engeren Genossenschaft. Wo sie auf der einen Seite unterdrückt wurden, quollen sie auf der andern um so stärker heraus. Sie gaben uns die beste Kraft, aber ihr Uebermaß schwächte uns wieder. Der Individualismus führte zur wirtschaftlichen Blüte des Mittelalters und zum Verfalle des Reiches, er schuf die Reformation und die Glaubensspaltung, er brachte hervor die klassische Litteratur und die weltbürgerliche Ablenkung vom nationalen Leben. Die Not, dann der Absolutismus hielten den Individualismus politisch und wirtschaftlich nieder und gewöhnten den Deutschen an Unselbständigkeit, an die Unentbehrlichkeit staatlicher und polizeilicher Unterstützung. Dann rang sich langsam wieder Selbstthätigkeit hervor, doch die Steigerung des gesellschaftlichen Lebens macht an sich den einzelnen hilfloser. Um so mehr ist dafür zu sorgen, daß die Zuversicht auf eigene Kraft wächst.

Vielleicht, daß der alte Zug überall wieder siegreich durchbricht, durch schmerzliche Erfahrungen geklärt. Ein Volk, das wiederholt an den Rand des Verderbens geriet und sich stets zu halten wußte, trägt in sich die Gewähr auch der kommenden Geschlechter. Wer verzagen will, mag nur die Bücher unsrer Geschichte aufschlagen.

Wie die heutige Welt beschaffen ist, steht und fällt mit der wirtschaftlichen Kraft auch der Staat, und da mag das alte Reich als große Lehre dienen, wie es durch seine Zersplitterung unser Volk weit hinter die andern Völker zurückwarf. Wir Deutschen konnten uns alle Geistesschätze erringen und blieben dabei arm und verachtet. Nicht, daß jene wertlos waren, aber wir können sie auch besitzen und mehren, wenn wir politisch groß sind.

Nicht die alte Zügellosigkeit darf zurückkehren, die wirtschaftliche Thätigkeit soll den Zusammenhang mit Staat und Reich bewahren. Beide sind berufen, den zerstreuten Kräften Einheit und offenen Weg zu schaffen. Sie müssen eintreten, wo der einzelne nichts vermag, doch ohne andre zu beeinträchtigen, nicht die freie Regung unterbinden, sondern sie so fördern, daß sie auf gemeinsamem Boden in friedlichem Wettkampf selber sich entfaltet und vermehrt. Jeder Stand mag sich bewußt sein, daß nur eigene Arbeit vorwärts bringt, daß gemeinschaftliche und ausgleichende Thätigkeit die beste Aussicht auf Gedeihen bietet.

Die Sozialdemokratie will eine internationale Partei sein und auch die ultramontane ist nicht frei von einem kosmopolitischen Zug, nur daß diese Tendenz bei der ersteren aus der neuesten Zeit, bei der andern aus mittelalterlichen Ideen stammt. In beiden liegt deshalb eine gewisse Gefahr, der zu begegnen eine der wichtigsten nationalen Aufgaben ist. Auch der alte Partikularismus ist noch keineswegs überwunden. Es ist zu hoffen, daß das Gefühl der Volkseinheit allmählich so mächtig werden wird, daß es sich zum Stolze, ein Deutscher zu sein,

Digitized by Google

umwandelt. Das wird nur langsam geschehen, weil Jahrhunderte alte Versäumnis nicht von einem Geschlechte überwunden werden kann.

Was uns immer not that und immer fehlte, war die Einheit; sie ist das wertvollste Gut, das uns nun endlich geschenkt ist. Wir passen nicht zur romanischen Zentralisierung, und sie würde uns schädlich sein; wir bedürfen nur der harmonischen Zusammenwirkung in der Freiheit, in gesetzlicher und selbstgeübter in Staat, Gemeinde, Kirche und Wirtschaft. Staat und Genossenschaften müssen sich gegenseitig ergänzen, fördern und tragen. Diese gemeinsame Arbeit nach dem einen Ziele ist die Grundbedingung unsres Bestehens, und in ihr mag die individuelle Begabung ihre schönste Blüte entfalten. In freier Dienstwilligkeit als Pflicht und als Recht soll jeder Deutsche der Erhaltung und der Verstärkung der Einheit sich weihen, ihr alle andern Rücksichten unterordnen. Die Einheit kann nur wirksam sein und Bestand haben in dem schwer erkämpften politischen Verbande unsres Volkes, wie er gegenwärtig ist, im treuen Anschluß an Kaiser und Reich. Die Mahnung, welche Attinghausen seinen Schweizer Landsleuten zuruft, gilt allen Deutschen: „Seid einig, einig, einig!“

Uebersicht der wichtigsten Ereignisse

in ihrer zeitlichen Folge.

		Seite
1556—1598.	Philipp II. in Spanien.	—
1558—1564.	Ferdinand I.	4-7. 13.
1558.	Gründung der Universität Jena.	—
1560.	Melanchthon †.	19. 29.
1561.	Gotthard Kettler wird Herzog von Kurland.	41.
1562—1594.	Religionskriege in Frankreich.	21.
1563.	Schluß des Tridentiner Konzils.	9-11.
1564—1576.	Maximilian II.	6-7.
1567.	Grumbachsche Händel; Herzog Johann Friedrich von Gotha geächtet.	39.
1570—1588.	Johann Fischarts Schriften.	30.
1572.	Pariser Bluthochzeit (Bartholomäusnacht).	21.
1572.	Beginn des Aufstandes der Niederlande.	21.
1575.	Gründung der Universität Leyden.	102. 249.
1576.	Hans Sachs †.	30.
1576—1612.	Rudolf II.	22-23. 45-46.
1577.	Konkordienformel.	20.
1579.	Utrechter Union der nördlichen Staaten der Niederlande. Wilhelm von Oranien (†1584).	21.
1582—1589.	Kölnischer Krieg.	24-25.
1588.	Die Armada gegen England.	—
1598—1651.	Maximilian I., Herzog von Bayern.	50. 55.
1606—1607.	Donauwörther Handel.	44-45.
1608.	Gründung der Union.	45.
1608—1619.	Johann Sigmund, Kurfürst von Brandenburg; tritt 1613 zur reformierten Kirche über.	137-138.
1609.	Beginn des Jülich-Klevischen Erbfolgestreites.	45. 137.
1609.	Rudolfs Majestätsbrief für Böhmen.	48.

		Seite
1610.	Gründung der Liga.	45.
1610.	König Heinrich IV. von Frankreich †.	45.
1611—1656.	Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen.	52-55.
1611—1632.	Gustav Adolf, König von Schweden.	—
1612—1619.	Matthias.	45-46.
1613.	Reichstag zu Regensburg.	46.
1617.	Fruchtbringende Gesellschaft.	35.
1618.	Das Herzogtum Preußen fällt an Brandenburg.	138.
1618—1648.	Dreißigjähriger Krieg.	44-64.
1618—1623.	Böhmisch-pfälzischer Krieg.	53.
1618.	Aufstand in Prag.	48.
1619—1637.	Ferdinand II.	48-58.
1619—1640.	Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.	52. 138.
1619.	Wahl Friedrichs V. von der Pfalz zum böhmischen Könige.	53.
1620.	Schlacht am weißen Berge.	53.
1623.	Uebertragung der pfälzischen Kur auf Maximilian von Bayern.	53.
1624.	Martin Opitz, „Buch von der deutschen Poeterei“.	34.
1625—1629.	Niedersächsisch-dänischer Krieg.	54.
1626.	Wallenstein siegt bei Dessau über Mansfeld († 1626), Tilly bei Lutter über König Christian IV. von Dänemark.	54.
1628.	Wallenstein belagert Stralsund.	56.
1629.	Restitutionsedikt.	54-55.
1629.	Friede zu Lübeck mit Dänemark.	—
1630.	Johann Kepler †.	31.
1630.	Wallensteins Entlassung. Gustav Adolf landet in Pommern.	55-56.
1631.	Zerstörung von Magdeburg. Gustav Adolf besiegt Tilly bei Breitenfeld.	57-58.
1632.	Tilly, am Lech geschlagen, †. Gustav Adolf in Bayern. Wallensteins Wiederauftreten, Lager vor Nürnberg. Gustav Adolf fällt bei Lützen.	58.
1633.	Bündnis deutscher Fürsten mit Schweden zu Heilbronn.	62.
1634.	Wallenstein in Eger ermordet. Die Schweden bei Nördlingen besiegt.	61.
1635.	Friede zu Prag.	62-63.
1636.	Der schwedische Feldherr Baner siegt bei Wittstock.	—

		Seite
1637.	Erlöschen des Herzogshauses in Pommern.	138.
1637—1657.	Ferdinand III.	63. 67.
1639.	Herzog Bernhard von Weimar †.	61.
1640—1688.	Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg.	138-145.
1640.	Beginn der Friedensverhandlungen.	—
1642.	Der schwedische Feldherr Torstenson siegt bei Leipzig.	—
1643—1715.	Ludwig XIV.	118 ff.
1648.	Die Schweden vor Prag. Westfälischer Friede.	65-66. **138.**
1651—1679.	Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern.	—
1654.	Otto von Guericke; die Luftpumpe.	109.
1655.	Friedrich von Logau †.	113.
1655—1660.	Schwedisch-polnischer Krieg. (1656 Schlacht bei Warschau, 1660 Friede zu Oliva.)	141.
1658—1705.	Leopold I.	122-128. **153** bis 155.
1658.	Rheinischer Bund.	68. 126.
1663.	Der Reichstag zu Regensburg wird beständig.	69.
1664.	Montecuccoli besiegt die Türken bei St. Gotthard an der Raab.	123.
1667—1668.	Erster Raubkrieg Ludwigs XIV. gegen die spanischen Niederlande. Im Aachener Frieden behält Frankreich einen Teil der spanischen Niederlande.	127.
1668.	Der „Simplicissimus" des Christoph von Grimmelshausen.	113.
1669.	Letzter Hansatag.	80.
1672—1679.	Zweiter Raubkrieg gegen Holland.	127.
1675.	Schlacht bei Fehrbellin.	141.
1678—1687.	Aufstand in Ungarn unter Emmerich Tököly.	123-124.
1679.	Friede zu Nimwegen. Frankreich erhält die Freigrafschaft Burgund u. s. w.	127.
1679.	Der Große Kurfürst schließt mit Frankreich Friede zu St. Germain en Laye und giebt das eroberte Vorpommern an Schweden zurück.	139. 142.
1679—1726.	Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Bayern.	128. 155.
1680.	Die „Reunionen" Ludwigs XIV.	127.
1681.	Straßburg von Ludwig XIV. besetzt.	127.
1683.	Wien von den Türken belagert; Schlacht am Kahlenberge.	124.

		Seite
1684.	Der Waffenstillstand zu Augsburg läßt die Reunionen bei Frankreich.	139.
1685.	Die Linie Pfalz-Simmern erlischt; ihr folgt die Linie Neuburg.	127. 204.
1685.	Ludwig XIV. hebt das Edikt von Nantes auf.	143.
1688.	Pufendorf nach Berlin berufen († 1694).	102-105.
1688.	Englische Revolution. König Jakob II. vertrieben, König Wilhelm von Oranien.	129. 140.
1688—1713.	Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg.	107. 145-146.
1688—1697.	Dritter Raubkrieg gegen die Pfalz, beendet durch den Frieden von Ryswyk. Die Reunionen und Straßburg bleiben bei Frankreich.	127.
1689—1725.	Peter der Große, Zar von Rußland.	128. 130.
1691.	Prinz Eugen besiegt die Türken bei Salankemen.	124.
1692.	Neunte Kur für Hannover.	153.
1694.	Gründung der Universität Halle. Christian Thomasius, August Hermann Francke. — Christian Wolff.	106-109.
1697.	Kurfürst Friedrich August I. (der Starke) von Sachsen wird katholisch und König von Polen als August II. († 1733).	128. 153.
1699.	Friede zu Karlowitz mit den Türken.	124.
1700.	Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften.	104. 146.
1700—1721.	Der nordische Krieg.	128-129. 152.
1701.	Königreich Preußen.	145.
1701—1714.	Der spanische Erbfolgekrieg.	127-128.
1704.	Schlacht bei Höchstädt.	128.
1705—1711.	Joseph I.	128-129. 132.
1706.	Karl XII. von Schweden in Sachsen; Friede von Altranstädt. Schlachten bei Ramillies und Turin.	129.
1709.	Schlacht bei Malplaquet.	—
1711—1740.	Karl VI.	131-134.
1713—1714.	Die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden beenden den spanischen Erbfolgekrieg. Preußen erhält aus der oranischen Erbschaft Neuenburg in der Schweiz, Mörs und Lingen und einen Teil von Geldern.	128. 145.
1713—1740.	Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.	145-153.
1714.	Hannöversche Thronfolge in England; König Georg I.	153-154.

Digitized by Google

		Seite
1715—1774.	Ludwig XV. in Frankreich.	—
1716.	Leibniz †.	103-105.
1718.	Karl XII. von Schweden †.	—
1718.	Friede zu Passarowitz.	133-134.
1720—1721.	Die Friedensschlüsse zu Stockholm und Nystädt beenden den nordischen Krieg.	129. 152.
1726—1745.	Karl Albert, Kurfürst von Bayern.	155-156. 158 bis 159.
1727—1760.	Georg II., König von England.	—
1733.	Gründung der Universität Göttingen.	111. 222.
1733—1735.	Der polnische Erbfolgekrieg, beendet durch den Frieden von Wien. Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen als König von Polen August III. (bis 1763).	131-132.
1736.	Prinz Eugen †.	133-134.
1737—1793.	Karl Eugen, Herzog von Württemberg.	166. 206.
1737.	Die erste Freimaurerloge in Deutschland (in Hamburg).	227.
1739.	Friede zu Belgrad.	134.
1740—1786.	Friedrich II. der Große, König von Preußen.	156-187.
1740—1780.	Maria Theresia.	157-164. 168 bis 171. 188 bis 193.
1740.	Streit Gottscheds mit den Schweizern.	114.
1740—1742.	Erster schlesischer Krieg, beendet durch den Frieden zu Breslau (1741 Mollwitz, 1742 Chotusitz).	157-159.
1741—1748.	Der österreichische Erbfolgekrieg.	157-159.
1741—1762.	Elisabeth, Kaiserin von Rußland.	160. 163.
1742—1745.	Karl VII.	158-159.
1744.	Ostfriesland kommt an Preußen.	160.
1744—1745.	Zweiter schlesischer Krieg (1745 Hohenfriedeberg, Soor, Kesselsdorf, Friede zu Dresden).	159.
1745—1777.	Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern.	171. 203.
1745.	Vertrag zu Füssen zwischen Oesterreich u. Bayern.	159.
1745—1765.	Franz I.	160.
1746—1811.	Karl Friedrich, Markgraf von Baden (1803 Kurfürst, 1806 Großherzog).	206. 280.
1748.	Friede zu Aachen.	159.
1748.	Klopstocks Messias.	213.
1756—1763.	Der Siebenjährige Krieg.	160-163.
1756.	Lowositz, Pirna.	161.
1757.	Prag, Kolin, Roßbach, Leuthen.	162.
1757—1758.	Gleims Kriegslieder.	187.

		Seite
1758.	Zorndorf, Hochkirch, Krefeld.	162.
1759.	Kunersdorf, Maxen, Minden.	163.
1759.	Akademie der Wissenschaften in München.	203.
1760—1820.	Georg III., König von England.	—
1760.	Liegnitz, Torgau.	163.
1761.	Lager bei Bunzelwitz.	163.
1762.	Peter III. in Rußland.	163.
1762—1796.	Katharina II. von Rußland.	163. 167-170. 197.
1763.	Friede zu Hubertsburg.	163.
1763.	Nicolaus Hontheim; „Febronius".	202.
1763—1827.	Friedrich August III. der Gerechte, Kurfürst von Sachsen (seit 1806 König).	207. 256. 289.
1764.	Winckelmann, „Geschichte der Kunst des Altertums".	220.
1764—1795.	Stanislaus Poniatowski, König von Polen.	167.
1765—1790.	Joseph II.	168-173. 192 bis 199.
1766.	Lothringen fällt nach dem Tode des Stanislaus Leszczynski an Frankreich.	132. 170.
1767.	Lessings Minna von Barnhelm und Hamburgische Dramaturgie, 1772 Emilia Galotti, 1779 Nathan der Weise, († 1781).	187. 213-214.
1768.	Konföderation von Bar.	168.
1772.	Erste Teilung Polens.	166-169.
1773.	Aufhebung des Jesuitenordens.	201.
1773.	Goethes Götz von Berlichingen, 1774 Werthers Leiden.	216-217.
1774.	Katharina II. schließt mit der Türkei den Frieden von Kutschuk-Kainardschi.	171.
1775—1828.	Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar (seit 1814 Großherzog).	207. 234. 277.
1775.	Goethe in Weimar.	217.
1777—1799.	Karl Theodor, Kurfürst von Bayern.	171-172. 203 bis 204. 227.
1778—1779.	Bayerischer Krieg, beendet durch den Frieden von Teschen.	171-172.
1781.	Toleranzedikt Josephs II.	195.
1781.	Kants Kritik der reinen Vernunft.	224-225.
1781—1784.	Schillers erste Dramen.	217-219.
1783.	Friede zu Versailles. Anerkennung der nordamerikanischen Freistaaten.	—
1785.	Der deutsche Fürstenbund.	172-173.
1786.	Die Emser Punktation.	202-203.

		Seite
1786.	Goethe nach Italien.	217.
1786—1797.	Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.	199. 227.
1789.	Beginn der französischen Revolution.	—
1790—1792.	Leopold II.	199-200. 236.
1790.	Reichenbacher Konvention zwischen Oesterreich und Preußen.	199.
1791.	Ansbach-Baireuth fallen an Preußen.	171.
1792.	Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich-Preußen. Schlacht bei Valmy.	236-237.
1792—1806.	Franz II.	201. 273-275.
1793.	Hinrichtung Ludwigs XVI.	—
1793—1797.	Erster Koalitionskrieg gegen Frankreich.	—
1793.	Zweite Teilung Polens.	237.
1794.	Justus Möser †.	223.
1795.	Preußen schließt mit Frankreich den Frieden zu Basel.	237.
1795.	Dritte Teilung Polens.	237.
1795.	Die Prolegomena ad Homerum von Friedr. Aug. Wolf.	220.
1796—1801.	Paul I., Kaiser von Rußland.	238.
1797.	Friede zu Campoformio.	238.
1797—1816.	Friedrich II., Herzog von Württemberg, seit 1805 König.	206. 257. 279.
1797—1840.	Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.	240-264. 283. 306.
1798.	Napoleon in Aegypten, Rastatter Kongreß.	238.
1798—1802.	Zweiter Koalitionskrieg gegen Frankreich.	238.
1799—1825.	Maximilian IV. Joseph von Bayern, seit 1805 König Max I.	257. 277-278.
1800.	Siege Napoleons (1799 erster Konsul) in Italien (Marengo).	238.
1801.	Friede zu Lüneville.	238.
1801—1825.	Alexander I., Kaiser von Rußland.	241-242. 253 bis 262. 274.
1803.	Reichsdeputationshauptschluß.	239.
1803.	Herder †.	214-215.
1804.	Napoleon Kaiser.	—
1804.	Franz II. nimmt den erblichen österreichischen Kaisertitel an.	240.
1804—1835.	Franz I., Kaiser von Oesterreich.	240.
1805—1807.	Dritter Koalitionskrieg.	239-240.
1805.	Schiller †.	—
1805.	Arndts „Geist der Zeit“.	250.

		Seite
1805.	Schlacht bei Austerlitz; Friede zu Preßburg.	240.
1806.	Der Rheinbund. Ende des alten Reiches.	240.
1806.	Schlachten bei Jena und Auerstädt.	241.
1807.	Schlachten bei Eilau und Friedland; der Friede von Tilsit.	241-242.
1807—1813.	Königreich Westfalen unter Jerome.	253.
1807.	Schleiermacher in Berlin († 1834).	250.
1807—1808.	Stein Minister in Preußen; Scharnhorst, Gneisenau.	243-246.
1807—1808.	Fichtes Reden an die deutsche Nation.	249-250.
1809.	Krieg Oesterreichs gegen Napoleon, Aufstand der Tiroler (Andreas Hofer). Schlachten bei Aspern und Wagram; Friede zu Wien.	252.
1809.	Befreiungsversuche in Deutschland; Ferdinand Schill, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.	252.
1809—1848.	Metternich leitender Minister in Oesterreich († 1859).	253-269. 273. 310.
1810.	Einverleibung des nördlichen Deutschland in Frankreich.	252.
1810.	Universität Berlin; Wilhelm von Humboldt.	249.
1810—1822.	Hardenberg Staatskanzler in Preußen.	246-247. 262. 283.
1811.	Universität Breslau.	249.
1811—1818.	Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden.	280.
1812.	Napoleon gegen Rußland.	253.
1812.	(30. Dezember.) Konvention von Tauroggen.	253-254.
1813.	Wieland †.	213.
1813—1814.	Befreiungskrieg. (28. Februar Bündnis zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland; 17. März Aufruf an mein Volk; 2. Mai Schlacht bei Großgörschen, 20./21. Mai bei Bautzen; 4. Juni bis 10. August Waffenstillstand; 12. August Oesterreichs Kriegserklärung an Napoleon; 23. Schlacht bei Großbeeren, 26./27. bei Dresden, 26. an der Katzbach, 30. bei Kulm, 6. September bei Dennewitz; 3. Oktober Yorks Uebergang über die Elbe; 16.—19. Schlacht bei Leipzig; 28./29. Gefechte bei Hanau. — 1814. 1. Februar Schlacht bei La Rothière, 27. bei Bar sur Aube, 9. 10. März bei Laon, 20. bei Arcis sur Aube, 30. am	

		Seite
	Montmartre; 31. Einzug der Verbündeten in Paris.)	253-258.
1814.	Mai 30. Erster Pariser Friede.	259.
1814.	Joseph Görres († 1848); der Rheinische Merkur.	297-298.
1814—1815.	Kongreß in Wien.	260-270.
1815.	Juni 8. Deutsche Bundesakte. Juni 9. Schlußakte des Wiener Kongresses.	266-268.
1815.	Juni 18. Schlacht bei Belle-Alliance.	259-260.
1815.	Stiftung der Burschenschaft.	275-276.
1815.	Nov. 20. Zweiter Pariser Friede.	260.
1816—1864.	Wilhelm I., König von Württemberg.	279.
1817.	Wartburgfest.	276.
1817.	Union in Preußen.	293.
1818.	Gründung der Universität Bonn.	287. 299.
1818.	Preußisches Zollgesetz.	287. 303.
1818.	Verfassungen in Bayern und Baden.	277. 280.
1818—1830.	Ludwig, Großherzog von Baden.	280.
1819.	Kotzebue durch Ludwig Sand ermordet.	276.
1819.	Karlsbader Konferenzen.	277.
1819.	Verfassung in Württemberg.	279.
1820.	Wiener Schlußakte.	280.
1821.	Napoleon †.	260.
1824.	Ranke „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber".	299.
1825—1848.	König Ludwig I. von Bayern († 1868).	310-311.
1825—1855.	Nikolaus, Kaiser von Rußland.	—
1826.	Universität München.	299.
1827—1836.	Anton, König von Sachsen.	289.
1828—1842.	Ausbildung des Zollvereins.	303-305.
1830.	Die Februarrevolution in Paris. Revolutionäre Bewegungen in Deutschland.	288-289.
1830—1852.	Leopold, Großherzog von Baden.	309. 319.
1831.	Hegel †.	285.
1832.	Goethe †.	—
1832.	Hambacher Fest.	289.
1833.	Frankfurter Putsch.	290.
1835.	David Strauß „Leben Jesu".	294.
1835.	Erste Eisenbahn in Deutschland, Nürnberg-Fürth.	305.
1836—1854.	Friedrich August II., König von Sachsen.	289.
1835—1848.	Ferdinand, Kaiser von Oesterreich.	310. 314.
1837—1851.	Ernst August, König von Hannover. Die Göttinger Sieben.	292.
1837.	Rheinischer Kirchenstreit.	297.

		Seite
1840—1861.	Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen.	307-311. 315 bis 327.
1847.	Februarpatent in Preußen. Der vereinigte Landtag.	307-309.
1848—1863.	Friedrich VII., König von Dänemark.	313.
1848.	Februar 23./24. Revolution in Paris.	309.
1848.	März 5. Versammlung in Heidelberg.	309.
1848.	März 13. Tumult in Wien. Metternich tritt zurück.	310.
1848.	März 18. Barrikadenkampf in Berlin.	311.
1848.	März 20. König Ludwig I. von Bayern dankt ab. König Maximilian II. bis 1864.	310-311.
1848.	März 23. Die provisorische Regierung in Kiel.	313.
1848.	März 31. Das Frankfurter Vorparlament.	309-310.
1848.	April 20. Die Heckerschen Freischaren bei Kandern geschlagen.	312.
1848.	April 23./24. General Wrangel siegt bei Schleswig und Oeversee.	313.
1848.	Mai 15. Flucht des Kaisers Ferdinand aus Wien.	310.
1848.	Mai 18. Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt.	312-319.
1848.	Mai 22. Eröffnung der preußischen Nationalversammlung in Berlin.	315.
1848.	Juni 15. Zeughaussturm in Berlin.	315.
1848.	Juni 29. Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser.	312-313.
1848.	Juli 22. Eröffnung des Reichstages in Wien.	—
1848.	August 26. Waffenstillstand zu Malmö.	314.
1848.	September 17./18. Aufstand in Frankfurt.	314.
1848.	September 21. Ministerium Pfuel in Preußen.	315.
1848.	Oktober 6. Aufstand in Wien.	314.
1848.	Oktober 31. Wien ergiebt sich. — Fürst Felix Schwarzenberg übernimmt die Leitung († 1852). Der Reichstag nach Kremsier verlegt.	314.
1848.	November 8. Ministerium Brandenburg in Preußen.	315.
1848.	Dezember 2. Kaiser Ferdinand dankt ab († 1875). Kaiser Franz Joseph.	314.
1848.	Dezember 5. Auflösung der nach Brandenburg verlegten preußischen Nationalversammlung. Verkündigung der Verfassung.	315.

		Seite
1849.	März 4. Auflösung des österreichischen Reichstages; Erlaß einer Reichsverfassung.	315.
1849.	März 28. Kaiserwahl in Frankfurt.	316-318.
1849.	April 3. Empfang der Kaiserdeputation in Berlin.	318.
1849.	April 5. Gefecht bei Eckernförde.	320.
1849.	Mai 5.—9. Bezwingung des Aufstandes in Dresden.	318.
1849.	Juni 18. Auflösung des am 30. Mai nach Stuttgart verlegten Rumpfes der deutschen Nationalversammlung.	319.
1849.	Juni —. Niederwerfung des Aufstandes in der Pfalz und in Baden.	318.
1849.	Juli 10. Preußen schließt Waffenstillstand mit Dänemark.	321.
1849.	August 13. Kapitulation der Ungarn bei Vilagos.	319.
1849.	Dezember 20. Der Reichsverweser Erzherzog Johann tritt zurück.	—
1850.	Januar 31. Publizierung der preußischen Verfassung.	325.
1850.	März — April. Unionsparlament in Erfurt.	319-320.
1850.	Juli 2. Friede zwischen Preußen und Dänemark.	321.
1850.	Juli 25. Kampf bei Idstedt.	321.
1850.	August 2. Erstes Londoner Protokoll.	321.
1850.	September 2. Oesterreich eröffnet den Bundesrat in Frankfurt; Verfassungsstreit in Hessen.	320.
1850.	November 6. Graf Brandenburg †.	320.
1850.	November 29. Abmachungen in Olmütz.	320.
1851.	Mai —. Der deutsche Bundestag wieder vollkommen hergestellt.	320.
1851—1866.	Georg V., König von Hannover.	—
1852.	Aufhebung der österreichischen Verfassung.	326.
1852.	Friedrich, Prinzregent von Baden, seit 1856 Großherzog.	—
1852.	Zweites Londoner Protokoll.	321.
1852.	Kaiser Napoleon III.	—
1853—1856.	Der orientalische Krieg.	326.
1853.	Handelsvertrag zwischen Oesterreich und dem deutschen Zollverein.	327.
1854.	Herrenhaus in Preußen.	325.
1854—1873.	Johann, König von Sachsen.	—

		Seite
1855.	Nikolaus, Kaiser von Rußland †; Alexander II.	326.
1858.	Oktober 26. Prinz Wilhelm übernimmt die Regentschaft in Preußen. Ministerium Hohenzollern.	328.
1859.	Italienischer Krieg (4. Juni Magenta, 24. Juni Solferino, 11. Juli Präliminarfriede von Villafranca, 10. November Friede zu Zürich).	329-330.
1859.	Der deutsche Nationalverein gegründet.	329.
1860—1865.	Ministerium Schmerling in Oesterreich.	336.
1861.	Januar 2. Friedrich Wilhelm IV. †.	328.
1861.	Juni. Die Fortschrittspartei.	332.
1861.	Oktober 18. Krönungsfest in Königsberg.	332.
1862.	März. Ministerium Hohenlohe in Preußen.	332.
1862.	September 23. Otto von Bismarck übernimmt den Vorsitz im Staatsministerium, wird 8. Oktober Ministerpräsident und Minister für das Auswärtige.	333.
1863.	Januar. Aufstand in Polen.	334.
1863.	August. Fürstentag in Frankfurt.	336-337.
1863.	November 15. Friedrich VII. von Dänemark †. Christian IX.	337.
1864.	Dänischer Krieg, beendet durch den Wiener Frieden vom 30. Oktober.	337-340.
1864.	Ludwig II., König von Bayern.	—
1864.	Karl, König von Württemberg.	—
1865.	August 14. Konvention von Gastein.	342.
1866.	Gründung des Norddeutschen Bundes.	342-349.
1870—1871.	Krieg gegen Frankreich.	351-353.

Namen- und Sachregister.

Aachen 28, 34, 40, 48, 66, 331. II 159.
Abel, K. von II 310.
Achenwall, G. II 222.
Adel 15, 21, 27, 118, 125 f., 137, 194 f., 240, 281, 321. II 37, 38, 78, 85 f., 91, 152, 175, 190, 284.
Adolf (von Nassau), D. K. 140, 336.
Alamannen 13, 17, 42, 329. Vgl. Schwaben.
Albrecht I., D. K. 140, 144, 336.
Albrecht II., D. K. 179, 188, 339. Gemahlin Elisabeth 179.
Albrecht von Appelderen 131.
Aldringen, Joh. von II 60.
Aleander 283.
Alfons (von Kastilien), D. K. 102, 123, 135, 335.
Alpen 29, 42, 43, 46, 59, 61, 119.
Alsen II 340.
Altenstein, K. von II 246, 287.
Amerika 319. II 39 87, 160, 207, 231 f., 260.
Anhalt 94, 203, 333, 336. II 143, 152. — Christian von II 51 f. — Anhalt-Bernburg II 303. Vgl. Dessau.
Ansbach 297, 340. II 2, 45, 171, 174, 239, 241, 263. Vgl. Baireuth.
Antwerpen 193. II 40.
Araber 28, 54, 107, 330 f.
Arcis sur Aube II 258.
Arles 59, 185, 337.
Arndt, Ernst Moritz II 250 f., 254. 277.
Arnolf D. K. 21, 28, 33, 330.
Artois 186.
Auerstädt II 241.
Auerswald, Rud. von II 315, 328.
Aufklärung II 105 f. 117, 192 f., 201, 208, 211, 215, 222, 224 f., 230, 293.
Augsburg 42, 50 f., 223, 273, 300, 306 f., 322, 325, 331, 341. II 1, 5, 22, 24, 40, 54, 239 f.
Augustenburg. Herzog Georg Christian August II 321, 347. Sein Sohn Friedrich (VIII.) II 337 f., 340, 342.
Austerlitz II 240 f.
Avignon 146 f., 150 f., 156 f., 336.

Bach, Joh. Seb. II 95.
Baden 301. II 2, 45, 206, 239 f., 240, 257, 266, 279 f., 290, 302, 309, 312, 319, 343, 345, 349. Markgrafen: Georg Friedrich II 53. Großherzöge: Karl Friedrich II 206, 280; Karl II 280; Ludwig II 280 f.; Friedrich II 349.
Baireuth 297, 340. II 2, 171, 263.
Bamberg 67.
Banat II 124, 133.
Basedow, J. B. II 221.
Basel 167, 298, 340. II 65, 237 f., 257. Vgl. Konzile.
Bauern 7, 16, 117 f., 240 f., 287 f., 321, 326. II 37, 86 f., 180, 194 f., 245, 278 f.
Baur, Ferd. Chr. II 294.
Bautzen II 255.
Bayern 13, 17, 29 f., 33, 36, 42 f., 45, 49, 51, 57, 65 f., 85, 87 f.,

Digitized by Google

93, 133, 138, 145, 175 f., 198 f., 200 f., 247 f., 324, 329 f., 335. II 3, 16 f., 24, 56, 58, 66 f., 96, 117, 128, 145, 154 f., 158 f., 171 f., 202 f., 227, 239 f., 260, 263, 266, 277 f., 280, 295, 304, 310 f., 343, 345, 349 f., 357. Herzöge: Thassilo 17, 42; Heinrich I. 49, 65; Welf 332; Heinrich der Stolze 87; Heinrich der Löwe 93 f., 131, 333; Otto von Wittelsbach 88, 93; Ludwig der Strenge 136, 200; Ludwig D. K., seine Söhne 149 f., 201, 336; Ernst von München 200; Heinrich von Landshut 200; Ludwig von Ingolstadt 200; Albrecht IV. 201, 340; Wilhelm IV. 294; Albrecht V. II 3, 17. Kurfürsten (II) Maximilian I. 45, 50 f., 55, 60 f. 154 f.; Ferdinand Maria 67, 155; Max. II. Emanuel 128, 155; Karl Albert 155 f., 158, 203; Max. III. Joseph II 159, 171, 203; Karl Theodor II 171 f., 203 f., 227, 277. Könige: Max. I. Joseph 257, 277 f.; Ludwig I. 277 f., 298, 301, 310; Max. II. 310; Ludwig II. 350 f., 353.

Beatus Rhenanus 273.

Bebel, F. A. II 352.

Belgien 39. II 65, 127, 129 f., 155, 198 f., 237 f., 296 f. Vgl. Niederlande.

Belgrad II 133 f.

Belle-Alliance II 260.

Benedetti II 351.

Bennigsen, Rud. von II 329.

Berg, Herzogtum und Großherzogthum II 253, 256, 263.

Bergen 190.

Berlin II 94, 102, 104, 143 f., 146, 178, 180, 241, 248 f., 252, 254 f. 257, 276, 288, 301, 311, 315, 351 f.

Bern 298.

Bernhard von Clairvaux 87, 115, 333.

Beust, F. F. Graf II 351.

Bismarck, Otto von II 326, 333—47, 354—58.

Bistümer und geistliche Gebiete 24, 27, 30, 63 f., 81 f., 88 f., 116, 122 f., 154, 172 f., 195, 309 f., 321. II 2 f., 23 f., 44, 204 f., 239, 269, 295.

Blücher, G. L. von II 254—57, 258 f.

Blum, Robert II 314.

Böckh, Aug. II 299.

Bodensee 42, 289.

Böheim, Hans 246.

Böhmen 13, 31, 50, 59, 134 f., 138, 140, 145, 160 f., 174 f., 177 f., 188 f., 205, 211 f., 244, 264, 294, 331 f. II 3, 46, 48, 53, 58, 60, 70, 118, 122, 136, 158 f., 162, 166, 190 f., 255, 344. Könige: Ottokar 134 f., 138 f., 158; Wenzel III. 336; Johann von Luxemburg 145, 150; Karl IV. D. K.; Wenzel D. K.; Sigmund D. K.; Albrecht II. D. K.; Ladislaus Posthumus 188, 339; Georg Podiebrad 174, 189, 339; Wladislaw 189, 340; Ludwig 294.

Bonifatius 18, 330.

Bonn II 277, 287.

Börne, Ludw. II 291.

Bornhöved 131, 190, 334.

Botzen 43.

Bourgogne 185, 187.

Boyen, L. H. L. von II 259.

Brabant 186.

Brandenburg 31, 131, 133, 137, 149, 176, 178, 202, 205, 303, 336 f. II, 2, 22, 24, 45, 52, 59 f., 65, 96, 137 f., 175, 247, 315. Markgrafen: Albrecht der Bär 131. Kurfürsten: Friedrich I. 167, 178, 202, 338; Friedrich II. 188, 202, 339; Albrecht Achilles 203, 339, II 139; Joachim II. 301, 342, II 137; Johann Sigmund II 52, 137 f.; Georg Wilhelm 52, 54, 57, 62 f., 138; Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst II 82, 102, 138 f., 189. Vgl. Preußen, Hohenzollern.

Brandenburg, Graf Fr. W. II 315, 320.

Brant, Seb. 257, 271, 340.

Braunschweig 204, 333, 335. II 68, 84, 256, 348. Herzöge: Christian II 53; Ferdinand II 162; Karl Wilhelm Ferdinand II 237. Friedrich Wilhelm II 252; Karl II 288; Wilhelm II 288.

Breisach II 65.

Breisgau II 280.

Breitenfeld II 58, 60.

Bremen 50, 131, 204. II 2, 65, 81, 129, 153, 239, 266, 304, 343.
Brenner 43, 183.
Breslau II 40, 158 f., 249, 254.
Brienne II 287.
Bromberg II 178.
Brügge 191, 193.
Brühl, Graf II 207.
Bukowina II 171.
Bülow, Fr. W. von II 255 f.
Bünau, Graf II 110.
Bürger, G. A. II, 215.
Bürgertum 87, 89 f., 118—29, 149, 193, 206 f., 231 f., 248 f., 264, 292. II 29, 38 f., 43, 83 f., 135; 208—11, 243, 245 f., 270, 287. Vgl. Reichsstädte.
Burgund 22, 39, 42, 47, 58, 60, 70, 177, 182, 185 f., 193, 200 f., 329 f., 337. II 118, 127, 137. König Rudolf III. 58. Herzöge: Philipp der Kühne 185; Karl der Kühne 186 f., 201, 211, 339; Maria 187, 339; Philipp 187, 283.
Burkersdorf II 163.
Burschenschaft II 275—77, 280, 290.
Busenbaum, Herm. II 15.
Byzantinisches Reich 5, 12, 50, 53, 55, 57, 100, 105, 168, 174.

Cagliostro, A. Graf II 226.
Calvin (Calvinisten, Reformierte) 314, 318. II 3, 6, 18 f., 21, 51 f., 54, 66, 108, 120, 136, 138, 293.
Cambrai 39, 294.
Camphausen, L. von II 315.
Campoformio II 238.
Canisius, Peter II 13.
Carmer, Graf von II 179.
Carstens, A. G. II 225.
Celtis, Konrad 272 f., 340. II 104.
Cesarini, Julian 167.
Chemnitz, Bog. Phil. II 68, 74.
Chodowiecki, D. N. II 225.
Chotusitz II 158.
Claudius, Matth. II 226.
Cluny 70—75, 83, 114. II 12.
Cocceji, Samuel von II 179.
Comenius, Amos II 111.
Conring, Herm. II 105.
Copernicus, Nik. II 31, 109.
Cornelius, Peter von II 300.
Cranach, Lukas II 33.

Dach, Simon II 113.
Dahlmann, Friedrich Christoph II 292.
Dalberg, Karl von II 253.
Dalmatien II 238, 264.
Dänemark, Dänen 17, 28, 45, 51, 58 f., 141, 189 f., 193, 334, 337. II 41, 56, 60, 128, 251, 263, 266, 313 f., 320 f., 337 f., 343. Könige: Kanut 58; Waldemar II 131, 334; Christian I. (v. Oldenburg) 189, 339, II 313; Christian IV. II 54; Friedrich VII. II 313, 337; Christian IX. II 321, 339 f.
Danzig II 40, 169, 199, 237, 242.
Dennewitz II 256.
Dessau II 156. Fürst Leopold II 152, 159.
Deutscher Bund II 265 f., 277 f., 283, 290, 292, 302 f., 311, 313, 320 f., 329, 336, 339, 343.
Deutscher Orden 107, 132 f., 188, 334. II 41. Vgl. Preußen.
Deventer 273.
Dillingen II 13.
Dollart 36.
Donau 2, 28, 43, 51. II 344.
Donauwörth II 44 f., 50.
Dresden II 153, 159, 255, 305, 318.
Dringenberg, Ludwig 273.
Droysen, Joh. Gust. II 327.
Duisburg II 144.
Düppel II 339.
Dürer, Albrecht 261, 272, 341. II 33.
Düsseldorf II 288.

Eck, Johann 281.
Eckernförde II 320.
Eger 338. II 61.
Eichhorn, K. Fr. II 285.
Eichsfeld II 25.
Eider II 339.
Eilau II 241.
Eisenach II 276.
Eisenbahn II 305, 307, 326.
Elbe 2, 17, 45, 56, 59, 131. II 80, 107, 129, 135, 143, 162, 242, 255 f.
Elsaß 13, 42, 140, 186, 197. II 65, 118 f., 260, 264, 353.
Emden II 178.
Ems II 202—4, 351.
England 2, 45, 58, 95, 98, 141,

157, 165, 183, 186, 190 f., 206 f., 334. II 10, 41, 54, 59, 80 f., 95, 102 f., 114, 119, 127 f., 153 f., 159 f., 168, 207, 225, 227, 241 f., 247, 252, 259 f., 272, 290, 302, 308, 313, 321, 323, 335, 939, 341. Könige: Elisabeth II 41, 188 f.; Stuarts II 119, 129, 131; Jakob I. II 53; Jakob II. II 129, 140; Wilhelm III. II 129, 140; Haus Hannover II 153 f.; Georg II. 153; Wilhelm IV. II 292; Victoria 292.
Erasmus, Desid. 271 f., 274, 298, 340.
Erfurt 197, 264. II 84, 253, 319.
Erlangen 43.
Ermland II 169.
Eschenbach, Wolfram von 110, 334.
Essen 39.
Esthland 131 f. II 41.
Eugen, Prinz von Savoyen II 124, 128, 133 f.

Fehrbellin II 141.
Ferdinand I., D. K. 187, 294 f., 305 f., 311, 341 f. II 4—7, 13, 24, 122 f.
Ferdinand II., D. K. II 25, 48 f., 52 f., 55, 58, 60, 63, 122, 155.
Ferdinand III., D. K. II 63, 67.
Feuerbach, L. A. II 291.
Fichte, J. G. II 249 f.
Fichtelgebirge 43, 199.
Finckenstein, Graf II 162.
Fischart, Joh. II 30.
Flacius, Matth. II 31.
Forster, Georg II 219.
Francke, Aug. Herm. II 107 f.
Franken, Fränkisches Reich (Ost- und Westfr.) 12, 13—23, 28, 32 f., 34, 39 f., 44, 46, 48, 52, 330. Chlodwig 12 f.; vgl. Pippin, Karl d. Gr., Ludwig I. d. Fr., Ludwig d. D., Ludwig II., Lothar I., Karl II., Karl III., Arnolf, Ludwig das Kind D. K.
Franken (Herzogtum und Land) 30 f., 41 f., 44, 49, 66, 85, 133, 197, 202. II 71, 278. Herzog Eberhard 31.
Frankenhausen 291.
Frankfurt a. M. 41, 135, 205, 219, 221, 338. II 2, 5, 40, 53, 81, 158, 216, 239 f., 253, 256 f., 266 f., 290, 309 f., 314, 336 f., 343, 346, 353.
Frankfurter Nationalversammlung II 309, 314, 316, 322 f., 329, 348, 353.
Frankfurt a. O. 364, 340. II 144, 249.
Frankreich 21, 32, 39, 47, 59 f., 67, 97 f., 107, 112, 138, 143 f., 151, 157, 177, 183, 185 f., 201, 206, 211 f., 217 f., 263, 276, 284, 286 f., 302, 331, 334. II 10, 19, 21, 34, 38, 45, 54 f., 61, 63 f., 78 f., 81, 87, 92, 98, 101 f., 113, 118, 121 f., 129 f., 135, 139, 141, 143 f., 155, 158 f., 165 f., 168, 170, 176, 186, 190, 201, 208, 225, 231 f., 235 f., 262, 264, 271, 277 f., 288, 291, 308 f., 321, 333, 350 f. Könige: Philipp der Schöne 144, 156; Franz I. 289, 294, 297, 340 f., II 120; Heinrich II. II 305, 342; Heinrich IV. 45; Ludwig XIV. 49, 74, 94, 118 f., 121, 125 f., 127, 129, 139 f.; Ludwig XV. 158, 165, 183, 186; Ludwig XVI. 236; Ludwig XVIII. 258 f. Kaiser: Napoleon I. 236, 238, 252 f., 260, 266, 269, 280; Napoleon III. 321, 323, 328 f., 339, 342 f., 349 f.
Franz I., D. K. II 158, 160, 188.
Franz II., D. K. II 201, 236 f., 240. Vgl. Oesterreich.
Frau (und ihre Stellung) 8, 39, 109 f. II 115 f.
Freiburg i. Br. II 282.
Freimaurer II 227.
Freising 43. Bischöfe Arbeo 43. Otto 112.
Fridericia II 320, 339.
Friedland i. Pr. II 241.
Friedrich I. Rotbart, D. K. 87—95, 99, 102, 105, 131, 134, 273, 333 f.
Friedrich II., D. K. 95—102, 128, 131, 142, 175, 190, 199, 228, 285, 334 f.
Friedrich der Schöne, D. K. 145, 336.
Friedrich III. (IV.), D. K. 169, 180 f., 183, 198, 200 f., 215 f., 220, 339 f.
Friesen (Friesland) 17, 28, 39 f., 45, 186, 190, 297, 330, 336. II 2, 160, 173, 263.
Fruchtbringende Gesellschaft II 35, 112.

Digitized by Google

Fugger 237.
Fulda 41. II 25.
Fürstenbund II 172 f., 202 f.
Fürstentum 21, 26 f., 29 f., 39, 49 f., 62 f., 80 f., 84 f., 86 f., 93 f., 96 f., 99, 125, 136 f., 177, 193 f., 206 f., 207 f., 228 f., 248, 293, 325. II 35 f., 42 f., 65 f., 75 f., 136, 269.
Fürth II 305.
Füssen II 159.

Gagern, Heinrich von II 312, 319, 324.
Galizien II 171, 199, 264.
Gallas, Graf II 60.
Gallen, Sankt 42.
Gandersheim II 2.
Gastein II 336, 342.
Gatterer, Joh. Chr. II 222.
Geiler, Joh. 255, 271.
Geistlicher Vorbehalt 307 f., 322. II 2, 4, 6, 23, 27.
Gellert, Chr. F. II 213.
Gentz, Friedrich II 260.
Gero, Markgraf 51.
Gervinus, G. G. II 292, 309.
Geschichte u. dgl. 74, 112, 127, 257, 273. II 31 f., 104 f., 110, 214 f., 218, 221 f., 285, 294, 298 f., 327, 330.
Giesebrecht, Wilh. II 327.
Glatz II 159, 161.
Gleim, J. W. L. II 187.
Gneisenau, Aug. Neith. von II 247 f., 259.
Gnesen 56, 331. II 237.
Goldene Bulle 150, 198, 205, 226, 337.
Görres, Joseph II 297.
Goslar 204. II 263.
Gotha 294, 341. II 39, 329. Herzog Ernst II 337.
Göthe II 187, 216 f., 219, 231, 233, 249, 253.
Gothland 190.
Göttingen II 111, 207, 215, 220, 222 f., 225, 244, 292.
Gottsched, Joh. Chr. II 114.
Grafen (Grafschaften) 14, 29, 62, 64, 84 f.
Grammont, Herzog von II 351.
Greifswald 191. II 65.
Grimm (Jakob und Wilhelm) II 292, 299.
Grimmelshausen, Chr. von II 113.
Großbeeren II 285.
Großbrittannien siehe England.
Großgörschen II 254 f.
Grotius, Hugo II 103.
Guericke, Otto von II 109.
Guineaküste II 144.
Günther von Schwarzburg, D. K. 150, 337.
Guttenberg, Joh. 269.
Gutzkow, Karl Ferd. II 291, 327.

Habsburger 135 f., 140, 145, 150, 175, 177, 179, 182 f., 188 f., 193, 201 f., 204, 219, 225, 283, 294, 335. II 2, 4, 23, 45, 48, 55, 66 f., 68, 74 f., 118 f., 136 f., 154 f., 166, 188 f., 237, 357. Vgl. Oesterreich.
Haff II 65, 138.
Halberstadt 301. II 2, 138, 161.
Halle II 107 f., 111, 146, 220, 223 f., 287.
Haller, Ludwig von II 284 f.
Hamann, Joh. G. II 226.
Hambach II 289.
Hamburg 131. II 40, 81, 117, 239, 252, 266, 304, 343.
Handel 119 f., 190 f., 237 f. II 40, 80 f., 126, 150, 178, 192, 303 f.
Händel, G. Friedrich II 95.
Hannover II 59, 153, 160, 164, 172, 207, 222, 240 f., 256, 259, 262 f., 288 f., 292, 304, 327, 329, 339, 343 f., 346. Kurfürsten: Ernst August II 153; Georg II. II 153 f. Könige: Ernst August II 292; Georg V. II 346.
Hansa 133, 190—93, 237, 337. II 41, 80, 136.
Hardenberg, Friedrich von II 240, 242, 246 f., 254, 257, 262, 280, 283 f.
Haugwitz, Graf von II 241, 246.
Häusser, Ludwig II 309, 327.
Havelberg II 2.
Haydn, Joseph II 200.
Hecker, Franz II 312.
Hegel, G. W. Fr. II 285, 291, 294.
Hegius, Alex. 273.
Heidelberg 199, 264, 337. II 72, 204, 278, 283, 309, 327.
Heilbronn 289.
Heimburg, Gregor von 266.
Heine, Heinrich II 291.
Heinrich I., D. K. 27—34, 45, 48,

Digitized by Google

52, 57, 59, 61 f., 64, 66, 131, 330. II 1, 357.
Heinrich II. der Heilige, D. K. 56 f., 58, 65 f., 71, 331. Seine Schwester Gisela 56.
Heinrich III., D. K. 59, 67 f., 71 331. Seine Gemahlin Agnes von Poitiers 68.
Heinrich IV., D. K. 67 f., 80 f., 84, 87, 332.
Heinrich V., D. K. 81, 84, 332.
Heinrich VI., D. K. 94 f., 97 f., 334.
Heinrich VII., D. K. 140 f., 144 f., 175, 336.
Heinrich (Raspe von Thüringen), D. K. 102, 335.
Heliand 44.
Helmstädt II 105.
Hennegau 186, 336.
Herder, J. G. II 214 f., 217, 223, 225.
Hermann der Cherusker 273. II 112.
Hersfeld II 2.
Herwegh, G. II 312.
Herzberg, G. Fr., Graf von II 199.
Herzogtum 29 f., 33 f., 41—46, 62, 64 f., 84 f., 94, 206.
Hessen 17, 41, 294, 297, 304, 334, 343, 346. II 2, 68. Landgrafen: Heinrich von Brabant 335; Philipp der Großmütige 299, 301 f., 340. Hessen-Darmstadt II 206, 304, 343. Hessen-Homburg II 266. Hessen-Kassel II 45, 206 f., 239, 288, 304, 333, 343 f., 346. Landgrafen: Friedrich II 207. Kurfürsten (II): Wilhelm I. 207, 256; Wilhelm II. 258; Friedrich Wilhelm 288, 320, 334.
Heyne, Chr. G. II 220.
Hildesheim II 2, 239, 264.
Hobbes II 103.
Hochkirch II 162
Höchstädt II 127.
Hohenfriedeberg II 159.
Hohenlohe II 2. Adolf, Fürst von H.-Ingelfingen II 332. Chl. K. V., Fürst von H.-Schillingsfürst II 350.
Hohenzollern 188, 201 f., 340. II 99, 137 f., 153, 155, 202 f., 203, 237, 340. Vgl. Nürnberg, Brandenburg, Preußen, Ansbach.
Hohenzollern, Karl Anton, Fürst von H.-Sigmaringen II 328. Prinz Leopold II 351.
Holbein, Hans 342. II 33.
Holland 39, 186, 336. II 41, 54, 80 f., 113, 119, 127, 130, 143, 238, 257. Vgl. Wilhelm von H. und Niederlande.
Holstein 36, 50, 59, 131, 189, 337, 339. II 2, 54, 266, 304, 313, 321, 343. Vgl. Schauenburg, Schleswig und Dänemark.
Hölty, L. H. Chr. II 216.
Hontheim, Nik. II 202, 205.
Hubertsburg II 163.
Humanismus 231, 262 f., 266 f., 286 f., 298, 316, 307. II 28, 29, 31 f., 104, 135, 211, 219.
Humanität 308, 320. II 99, 103, 107 f., 115 f., 214 f.
Humboldt, Alex. von II 249, 300.
Humboldt, Wilh. von II 249, 262.
Hus, Johannes 160 f., 163, 338.
Husiten rc. 160 f., 178, 188, 212 f., 243, 287, 314, 338 f. II 3, 8, 136.
Hutten, Ulrich von 274 f., 281, 283, 287, 341. II 229.

Idstedt II 321.
Illuminaten II 204, 227.
Ingolstadt 281. II 13, 17, 58, 203.
Inquisition 115, 253. II 8, 274, 294.
Irenicus, Franciscus 273.
Islam 1, 83, 100, 113, 142, 174, 278.
Istrien II 238, 264.
Italien 5, 21 f., 23, 42 f., 47, 49—60, 67, 69 f., 78 f., 90 f., 96—99, 104, 107, 112, 119, 140—49, 153 f., 172 f., 177, 181, 183, 184 f., 211, 218, 232, 257, 261, 263, 267 f., 274 f., 287, 294, 327. II 7, 8, 10, 13, 34 f., 40, 95, 113, 128, 135, 145, 207, 238, 259, 264, 266, 280, 288, 319, 328 f., 342 f., 351, 357. Victor Emanuel, König II 342, 351.
Jacobi, Fr. H. II 226.
Jäger, Joh. (Crotus Rubeanus) 274.
Jahde 36. II 327.
Jahn, Ludwig II 277, 281.
Jansenismus II 201.
Jena II 225, 241 f., 276.
Jerusalem 106, 332, 335.
Jesuiten II 11—17, 22, 46, 49 f., 101, 108, 122, 181, 192, 196, 200 f., 203 f., 227, 294.

Digitized by Google

Joseph I., D. K. II 124, 128 f., 132.
Joseph II., D. K. II 168 f., 171, 192 f., 199 f., 202, 216.
Juden 237 f., 274. II 181, 196, 247.
Jülich 302. II 2, 3, 24, 45, 137 f., 174, 183, 263. Herzog Wilhelm 302. Vgl. Kleve.
Jung-Stilling, Joh. Heinr. II 226.

Kaisertum (röm. Reich ꝛc.) 19—23, 33, 45, 51—55, 57—61, 76 f., 99, 103 f., 140 f., 182, 227, 245 f., 273, 284, 289 f., 304, 307 f., 325 f. II 4—6, 35, 66 f., 73 f., 117 f., 316 f, 358. Vgl. Königtum.
Kalisch II 237, 254.
Kandern II 312.
Kanossa 80, 332.
Kant II 219, 224—26.
Kardinäle 79, 87, 143, 151, 157 f.
Karl der Große 5, 13, 17—21, 28 f., 34, 42—45, 48, 50, 52 f., 60, 90, 263, 330. II 59, 184.
Karl II. der Kahle, Kaiser 20, 21, 330.
Karl III. der Dicke, Kaiser 21, 33, 330.
Karl IV., D. K. 150, 157, 175, 177, 183, 185, 190, 197, 205 f., 218, 264, 268, 336.
Karl V., D. K. 187, 226, 283 f., 294, 297 f., 300, 302 f., 318 f., 326 f., 341 f. II 1, 2, 6, 9, 21.
Karl VI., D K. II 128, 131 f., 157.
Karl VII., D. K. II 158 f., 173.
Karolinger 13—27, 31—34, 42, 62, 64, 104, 111, 270, 329.
Karlowitz II 124.
Karlsbad II 277, 280.
Karlstadt, Andr. Rud. 287.
Kärnten 43, 60, 135, 331, 335 f. II 3, 25.
Kassel II 207.
Kastilien, Könige: Alfons, D. K. Isabella 187. II 188. Vgl. Spanien.
Katholizismus II 2, 6 f., 17, 43, 47, 70, 97 f., 151 f., 192, 202 f., 205, 273, 293 f., 307. Vgl. Papsttum.
Katzbach II 255.
Kaunitz, Graf II 161, 168, 195 f.
Kepler, Johann II 23, 31, 109.
Kesselsdorf II 159.
Kiel II 313, 339.
Kirche 3—6, 18, 23, 24, 27, 44, 53, 69, 74, 112 f., 116, 124 f., 132 f., 157 f., 172 f., 243 f., 254 f., 276, 319 f., 324. II 103, 195 f. Vgl. Katholizismus, Papsttum, Protestantismus, Bistümer, Mönchstum, Konzile.
Kleve 302. II 2, 138, 161. Vgl. Jülich.
Klopstock, Fr. G. II 213—15.
Kolin II 162.
Köln, Stadt u. Eb. 40, 94, 137, 169, 192, 205, 210, 225, 264, 274, 302, 333, 340. II 13, 24 f., 39, 45, 202, 239, 263. Erzbischöfe: Anno 68; Reinald von Dassel 88; Adolf von Berg 95—97; Hermann von Wied 302 f.; Gebhard Truchseß II 24, 39; Ernst von Bayern II 25; Joseph Clemens II 128, 155; Maximilian Franz II 172; Clemens August II 297.
Königgrätz II 344, 346, 350.
Königsberg 342. II 144 f., 223, 318, 332.
Königtum 14, 16, 24, 33, 61—68, 84 f., 94 f., 123, 136 f., 176 f., 205 f., 215, 217 f., 227, 326. Vgl. Kaisertum.
Konrad von Marburg 115, 334.
Konrad I. von Franken, D. K. 30 f., 33, 330.
Konrad II., D. K. 57 f., 64, 67, 71, 185, 189, 331.
Konrad III., D. K. 87 f., 90, 102, 105, 332 f.
Konrad IV., D. K. 102, 335.
Konradin 102, 335.
Konstantinopel 106, 119, 168, 174, 186.
Konstanz 42, 159, 161, 200, 333. Vgl. Konzile.
Konzile 157 f., 178, 215, 243, 263, 265 f., 277, 300. II 7, 202 f., 309. Konzile zu Pisa 158 f., 160, 338. Konstanz 158 f., 178, 338. Basel 167 f., 178, 265 f., 338 f. Trient 303, 342. II 6, 8—10, 16, 27, 201.
Körner, Theod. II 254.
Kosciuszko, Thadd. II 237.
Kossuth II 314, 319.
Kotzebue, Ferd. von II 276.
Krain 135, 335. II 3, 25.
Krakau 133. II 237, 264.
Kreuzzüge 83, 86 f., 95, 105 f., 113, 119, 131 f., 141 f., 154, 162, 174 f., 239, 254, 332 f.

Digitized by Google

Kriegswesen 26, 47, 65, 126, 181, 210 f., 223 f., 226, 232. II 38, 71, 90 f., 125 f., 142, 144 f., 146, 174 f., 248 f., 286, 330 f.
Kulm in Preußen 132.
Kulm in Böhmen II 255.
Kulmbach. Markgraf Albrecht Alcibiades 305.
Kunersdorf II 163.
Künste 110 f., 132, 134, 250 f., 258 f. II 32 f., 94 f., 180 f., 225 f., 288, 300.
Kurfürsten 135, 137 f., 140, 149 f., 169, 177 f., 198, 204—6, 214, 216, 218 f., 302. II 5, 53, 66 f., 70, 153, 158.
Kurland II 41.

Landau II 128, 260.
Landfrieden 208 f., 216, 220 f., 232, 325.
Landstände 207, 228 f. II 37, 48, 64, 90, 121, 142, 154, 194, 199, 279.
Langensalza II 344.
La Rothière II 258.
Lateinische Sprache 3, 24 f., 127, 231. II 14, 28 f., 119.
Laube, Heinr. II 291.
Lauenburg II 2, 153, 263, 340, 342.
Lausitz 57, 59, 176, 189, 331, 333. II 53, 174, 263.
Lavater, Joh. Kasp. II 226.
Lehnswesen 15 f., 47, 65, 85, 188. II 43.
Leibniz, Gottfr. Wilh. II 102—5, 108.
Leipzig 264, 281, 338, 341. II 40, 81, 106, 108, 110, 217, 256, 257, 276, 280, 305.
Leitha 59.
Lemberg II 196.
Leopold I., D. K. II 67, 122 f., 124, 128, 153, 155.
Leopold II., D. K. II 199—201, 236.
Lessing, G. E. II 187, 213 f., 230.
Leuthen II 162.
Leyden II 102, 249.
Liberalismus II 281 f., 289 f., 296, 303, 307 f., 312, 322, 329 f., 349.
Liebknecht, Wilh. II 352.
Liegnitz 335. II 137, 142, 163.
Liga II 45, 53, 55 f., 63.
Lippe II 2.
Lissabon II 40.
List, Friedrich II 302.
Litteratur, deutsche, und Sprache 24, 43, 108—12, 117, 127, 181, 247, 256 f., 279, 318, 326. II 29 f., 108 f., 112 f., 186 f., 200, 211 bis 219, 251, 284 f., 290, 299 f., 330.
Litthauen 187. Vgl. Polen.
Livland 131 f. II 41.
Logau, Friedr. von II 113.
Lola Montez II 310.
London 191. II 321, 339. Londoner Protokoll II 338 f.
Lothar I., Kaiser 20, 330.
Lothar von Supplinburg, D. K. 84, 87, 90, 131, 332.
Lothringen 20, 30 f., 34, 39—42, 47, 49, 58, 65 f., 85, 186, 305, 330, 332. II 2, 119, 132, 160, 170, 257, 353. Herzöge: Konrad 49; Karl II 124; Franz Stephan II 132, 158; Stanislaus Leszczynski II 132.
Lowositz II 161.
Loyola, Ignaz II 12 f.
Lübeck 131, 191, 204, 333. II 2, 41, 81, 239, 252, 266, 304, 343.
Ludwig der Fromme, Kaiser 19 f., 42, 330.
Ludwig der Deutsche, König 20 f., 43, 330.
Ludwig II., Kaiser 21.
Ludwig III. von Burgund, Kaiser 22.
Ludwig das Kind, König 21, 29, 30, 330.
Ludwig IV. der Bayer, D. K. 145—50, 175, 200, 336. II 154. Seine Söhne 336.
Lüneburg 297, 333. II 246, 252.
Lüneville II 238.
Lüttich 81, 186.
Lützen II 58.
Luther, Martin 78, 277, 279 f., 296 f., 299, 301 f., 311—18, 321, 324 f., 339—42. II 3, 7, 18, 20, 29, 358.
Luxemburg u. Familie 140, 145, 150, 175, 177 f., 186, 198, 202, 332, 336. II 136, 266, 343, 351. Vgl. Heinrich VII. D. K., Johann von Böhmen, Karl IV., Wenzel, Sigmund, D. K.
Lyon 59, 185, 335.

Maas 35, 39.
Maaßen, Karl Georg II 303.
Magdeburg, Stadt u. Eb. 50, 54,

Digitized by Google

204, 301, 303, 305, 331. II 2, 24, 31, 57, 84, 138, 161. Wichmann 88. Albrecht von Brandenburg 301. Administrator Joachim Friedrich II 24.
Magenta II 328 f.
Mähren 28, 162, 189, 330. II 3, 46, 119. Markgraf Jost 178, 338.
Mailand 79, 92, 148, 183, 285, 333, 338, 340. II 118, 128, 238, 264, 329. Visconti 148, 183, 338.
Main 41 f. II 58, 141.
Mainz 41, 43, 123, 137, 205, 224, 269, 333, 335. II 45, 58, 70, 202, 239, 314. Erzbischöfe: Hildibert 34; Christian 88; Berthold von Henneberg 217 f. II 68; Johann Philipp II 67 f.; Dalberg, Karl von II 253.
Malmö II 314, 320.
Mannheim II 203 f., 276.
Mansfeld, Grafen. Agnes II 24. Ernst II 53 f.
Manteuffel, Otto Theod. von II 320, 326, 328.
Marburg 299 f., 341.
Marsilius von Padua 147 f. 336.
Mascov, Joh. Jak. II 110.
Matthias, D. K. II 45 f., 48, 53.
Maximilian I., D. K. 181 f., 185, 187, 189, 201, 215—27, 256, 273, 283, 339 f. II 68. Gemahlin Maria 187.
Maximilian II., D. K. II 3, 6 f., 21.
Mecklenburg 131. II 2, 56, 60, 90, 304, 343, 348.
Meißen 57, 59, 338. II 2. Vgl. Thüringen, Wettiner.
Melanchthon, Phil. 300, 315. II 19, 29.
Memmingen 289.
Mengs, Raphael II 225.
Merseburg 31. II 2.
Mesmer, Franz II 227.
Metternich, Fürst Cl. W. L. II 253, 255, 257, 260 f., 264 f., 273—75, 277, 280 f., 283, 302, 310, 320.
Metz 205, 301, 305. II 65, 352.
Minden II 2, 138, 252, 297.
Ministerialen 85 f., 89, 117, 126, 230.
Minnedienst 108 f, 253. II 115.
Mollwitz II 158.
Moltke, Helmuth von II 354.
Mönchstum 25, 63, 68 f.; Benedictiner 70, 134. II 201; Cistercienser 134, 333; vgl. Cluny; Dominicaner 115, 126, 264, 274, 334; Franciscaner (Minoriten) 126, 147, 334 f.; Prämonstratenser 133, 134. Vgl. Jesuiten, Kirche.
Montecuccoli, Graf Raimond von II 123.
Montgelas, M. J. Graf II 277 f.
Moser, Joh. Jak. II 222.
Möser, Justus II 223.
Mosheim, Lorenz II 110.
Mozart, W. A. II 200.
Mühlberg 304, 342.
Mühldorf 145, 149, 336.
Mühlhausen 204, 291.
Müller, Joh. II 223.
Müllroser Kanal II 143.
München 147. II 13, 58, 203 f., 298 f., 301, 310.
Mundt, Theod. II 291.
Münster Westf. 197, 301, 342. II 3, 24, 65, 84, 239, 252.
Münzer, Thomas 290 f.
Mystik 129, 255, 316. II 107, 135.

Nassau II 243, 276, 343, 346. Vgl. Adolf, D. K.; Wilhelm von Oranien.
Nation u. dgl. 60, 96, 104, 110, 116, 128, 172, 194, 217, 273, 277, 284, 287, 293, 320, 325. II 27, 29, 34, 45, 69, 79 f., 97, 112, 126 f., 139, 166, 173, 217 f., 223, 229 f., 235 f., 249, 251, 266, 270, 282, 285, 291, 305, 312 f., 323 f., 327, 329 f., 333 f., 335, 347, 349, 354 f.
Naumburg II, 2.
Neapel 50, 95 f., 143, 183, 283, 334 f.; II 132, 201, 342. Vgl. Normannen. Könige: Heinrich VI.; Friedrich II., D. K.; Karl von Anjou 102; Robert 145; Ferdinand 283. Vgl. Sicilien.
Nebenius, Karl Fr. II 302.
Netze II 169, 170, 177.
Neuenburg in der Schweiz II 145.
Niebuhr, Barthold Georg II 251, 274.
Niederlande 191, 193, 200, 255, 283 f., 302, 311. II 4, 19, 21, 25, 38, 41, 65, 102 f., 114, 118, 127 f., 145, 162, 172, 249, 259, 264, 266, 288, 296. Vgl. Belgien, Holland.
Nikolaus von Kues 266.

Digitized by Google

Nikolsburg II 344.
Nimwegen II 127, 139, 142.
Norddeutscher Bund II 141, 345 f.
Nordsee 35 f., 45, 184, 190. II 40 f., 136, 252, 263.
Normannen 28, 79, 80, 94 f., 330 f.
Nowgorod 191, 193.
Nürnberg 197, 201 f., 205, 261, 269, 273, 301, 338, 340 f. II 2, 36, 40, 58, 81, 112, 201 f., 239 f., 305. Burggrafen: Friedrich III. 136; Friedrich VI., vgl. Brandenburg.

Occam, Wilhelm von 147.
Oder 31, 188. II 80, 129, 143, 177, 242.
Ofen 294. II 119, 124.
Oldenburg II 2, 252, 304, 327, 343.
Olmütz II 320 f., 326, 328.
Opitz, Martin II 34.
Oranien II 145. Wilhelm von II 21.
Osnabrück II 4, 65, 252.
Oesterreich 43, 51, 60, 88, 133, 135, 140, 180, 189, 201, 247, 294, 302, 331 f. II 3, 7, 16, 25, 46 f., 50, 53, 63 f., 66, 70, 81, 96, 117 f., 129 f., 139 f., 145 f., 149, 157 f., 172, 188 f., 205, 235 f., 252 f., 260 f., 264 f., 273 f., 292, 296, 302, 310, 314 f., 319 f., 323 f., 333, 336 f., 340 f., 350, 356. Herzöge: Babenberger 88, 135, 140, 331 f.; Albrecht I. u. II., Friedrich der Schöne, D. K.; Rudolf IV. 264; Leopold III. 201; Sigmund 186, 266. Maria Theresia II 131 f., 157 f., 165 f., 171 f., 188 f., 197, 199 f. Vgl. Franz I., D. K. Kaiser: Franz I. II 240, 252, 255, 273 f., 278; Ferdinand II 310, 314; Franz Joseph II 314, 336 f., 344. Erzherzöge: Karl II 252; Johann II 312 f. Vgl. Habsburg, Ungarn.
Ostsee 2, 29, 58, 131 f., 189 f., 247. II 41 f., 56, 59, 80, 128, 130 f., 136, 141 f., 170.
Otto I., D. K. 34, 45, 48—54, 56, 59, 64 f., 68, 90, 103, 131, 273, 331. II 357. Seine Gemahlin Editha 45. Sein Bruder Thankmar 49. Seine Gemahlin Adelheid 49, 51, 54 f., 71. Sein Sohn Liudolf 49, 331. Schwiegersohn Konrad v. Lothringen 49.
Otto II., D. K. 47, 50, 54, 56, 66 f., 131, 331. II 258. Seine Gemahlin Theophano 50, 54 f.
Otto III., D. K. 54 f., 57, 66 f., 100, 331.
Otto IV., D. K. 95 f., 97 f., 100, 110, 131, 143, 190, 334. II 136.
Oxford 160.

Paderborn II 4, 24, 239.
Palästina 95, 106 f., 132, 135, 142, 335.
Papst, Papsttum 16, 18—23, 52 f., 55, 68—87, 90 f., 104, 114 f., 128, 141 f., 146 f., 150 f., 164, 170 f., 174 f., 183, 205, 273, 275 f., 279, 282 f., 285, 302, 307, 319 f. II 7—11, 14, 16, 55, 89, 98 f., 202 f., 278, 293 f., 342. Vgl. Kirche. Päpste: Alexander III. 92 f., 98, 333; Benedict VIII. 57, 71, 331; Benedict XII. 149, 336; Benedict XIII. 157 f., 338; Bonifacius VIII. 144, 156, 336; Calixtus II. 332; Clemens V. 144, 145, 336; Clemens VI. 150, 336; Clemens VII. (Avignon) 151, 337, 340; Clemens VII. 294, 297, 320. II 98; Clemens XIV. II 202; Eugen IV. 168, 338 f.; Felix V. 168, 170, 339; Gregor V. 55, 71, 331; Gregor VII. 74 bis 80, 89, 92, 98, 114, 116, 143, 146, 332; Gregor X. 135; Gregor XI. 151, 337; Gregor XII. 157 f., 338; Innocenz III. 98, 334; Innocenz IV. 102, 335; Innocenz X. II 98; Johann VIII. 23, 330; Johann XII. 50, 53, 331; Johann XXII. 146—49, 336; Johann XXIII. 158 f., 338; Leo III. 19, 330; Leo IX. 71, 331; Leo X. 284, 286, 340; Martin V. 159, 338; Nikolaus I. 22, 76, 330; Nikolaus II. 79, 331; Nikolaus V. 170, 339; Paschalis II. 81, 332; Paul II. 174; Paul III. 342. II 8, 13; Pius II. 170 f., 174, 266, 339; Pius VI. II 294; Pius IX. II 357; Silvester II 55 f.; Urban II. 332; Urban V. 151, 337; Urban VI. 151, 337.
Paris 147, 157, 176. II 21, 240, 258 f., 274, 288, 309, 352 f.
Parma II 132, 159, 162, 201.

Digitized by Google

Passarowitz II 134.
Passau 305, 307, 342. II 54, 196.
Patow, E. R. von II 331.
Peene II 129, 152.
Petersburg II 104, 250.
Peurbach, Joh. 270.
Peutinger, Konr. 273.
Pfalz 137, 199 f., 205, 301, 334 f. II 2, 19 f., 24, 44 f., 52 f., 66, 87, 99, 127, 153, 203 f., 278, 280, 289, 319. Pf.-Neuburg II 45, 127, 153, 204; Pf.-Simmern II 127; Pf. Zweibrücken II 171 f., 277. Pfalzgrafen: Ludwig 136, 200; Ruprecht I. 199, 264; Ruprecht III, D. K. Friedrich I. der Siegreiche 199 f., 339; Friedrich V. II, 51 f.; Elisabeth Charlotte II 127; Karl Theodor II 171, 203.
Pfizer, Paul II 291 f.
Pfuel, Ernst von II 315.
Philipp (von Schwaben), D. K. 95, 97, 102, 110, 134, 334.
Piccolomini, Fürst Octavio II 60.
Pietismus II 106 f., 218, 293.
Pippin, fränkischer König 16, 18, 329, 330.
Pirkheimer, Will. 273, 276.
Polen 50, 56 f., 132 f., 141, 177 f., 187 f., 295 f., 331, 333, 337. II 41, 55, 68, 86, 128, 130 f., 141, 143, 153, 165 f., 176, 193, 199, 237, 256, 260 f., 264, 288, 298, 333, 340. Könige: Boleslaw Chabry 56 f.; Wladislaw Jagiello 178, 337; Johann Sobieski II 124; August II. der Starke II 128 f., 132, 153; August III. 132, 158; Stanislaus Leczszynski II 132; Stanislaus Poniatowski II 167 f.
Pommern 131 f., 333. II 2, 55, 57, 59, 65, 68, 138, 141 f., 152, 161, 263.
Portugal 141. II 201.
Posen II 237, 263, 266, 287, 298. Erzbischof Dunin II 298.
Prag 31, 160, 163, 165, 167, 176, 264, 337 f. II 13, 22, 48, 53, 58, 62 f., 66, 108, 158, 162, 196, 254. Bischof Adalbert 56.
Preßburg II 344.
Preußen, Herzogtum und Provinz, vgl. Deutscher Orden 56, 132 f., 188, 294, 301, 334, 339 f. II, 2, 138, 141, 143, 145, 149, 161, 165 f., 237, 241 f., 254, 263, 266, 308. Herzog Albrecht von Brandenburg 294; Anna II 137.
Preußen, Königreich II 92, 129, 137, 140, 145 f., 149, 153, 165, 174, 190, 197 f., 200 f., 208, 227 f., 235 f., 241 f., 260 f., 281, 290, 292, 295, 302 f., 315 f., 319 f., 323 f., 328 f., 357. Könige (II): Friedrich I. 107, 145 f., 150; Friedrich Wilhelm I. 108, 138 f., 145 f., 153, 156, 158, 160, 178 f., 189, 240, 277; Friedrich II. der Große 117, 156—89, 193, 214, 216, 224, 228, 236, 240, 242; Friedrich Wilhelm II. 185, 199, 227 f., 237, 240, 328; Friedrich Wilhelm III. 240 f., 252 f., 257, 258, 262, 277, 280, 283 f., 287 f., 293 f., 306 f.; Friedrich Wilhelm IV. 283, 306 f., 311, 313, 315 f., 318 f., 328; Wilhelm I. 270, 319 f., 328 f., 341 f., 349 f., 355 f.
Protestantismus 298, 325. II 1 f., 9 f., 16, 18 f., 20, 43, 76, 97 f., 164, 224 f., 284, 293, 297 f., 307.
Provence 151, 185, 337.
Pseudoisidor 22, 73. II 202.
Pufendorf, Sam. II 72, 74, 102 f., 108, 110, 144.
Pütter, Joh. Stephan II 222.

Quedlinburg 32. II 2.

Radowitz, Jos. Maria von II 320.
Rakoczi, Franz II 128.
Ranke, Leopold II 299.
Ratich, Wolfg. II 111.
Rationalismus siehe Aufklärung.
Rauch, Christ. II 288.
Rechtswesen 11 f., 207—10, 220 f., 230, 233, 253, 290. II 36, 92 f., 179 f., 190 f., 195, 286.
Reformierte siehe Calvin.
Regensburg 43, 294, 303, 341. II 45 f., 58, 68, 196, 239.
Regiomontan, Joh. 270.
Reichenau 42.
Reichenbach II 199.
Reichsfürsten vgl. Fürstentum, Herzogtum, Bistümer.
Reichsgut 62 f., 89, 136, 139, 308.
Reichskammergericht 220 f., 325. II 44, 71 f., 172.
Reichskreise 225 f., 325. II 65, 71.

Digitized by Google

Reichslandvogteien 207. II 1.
Reichsritterschaft 306. II 2, 73, 208, 240.
Reichsstädte 177, 192, 196 f., 207, 215, 233 f., 321. II 2, 38, 84, 208, 239 f., 266. Vgl. Bürgertum.
Reichsstände 207 f., 219. II 6, 67, 69.
Reichstage 139, 174, 207, 214 f., 219 f., 290 f., 294 f., 297, 300, 303, 306 f. II 44 f., 46, 66, 68, 136.
Reichsverfassung 9 f., 14 f., 18 f., 21, 29 f., 33 f., 62 f., 83 f., 94 f., 136 f., 178, 204—27, 306 f., 325. II 46 f., 66 f., 172 f., 202 f., 232 f., 238 f., 266 f.
Rense 149, 150, 206, 336.
Reuchlin, Joh. 271, 274, 340.
Reuß 42.
Rhein, Rheinlande 2, 13, 23, 34 f., 39 f., 44, 66, 119, 122 f., 133, 140, 186, 190, 199, 201, 232, 247, 301 f., 329. II 2, 21, 25, 41, 62, 68, 80, 126 f., 138, 141, 145, 155, 238, 240 f., 257, 259, 263 f., 283 f., 286 f., 295 f., 343.
Rheinbund II 68, 126, 240 f., 253, 256 f., 265, 280.
Rheinprovinz 39. II 263 f., 283, 296 f., 308.
Richard (von Cornwallis), D. K. 102, 123, 135, 335.
Richelieu II 54, 118.
Ried II 257.
Ritter, Karl II 300.
Rittertum, Ritterorden 107 f., 113, 117, 118, 212, 231 f., 275, 287 f. Johanniter, Templer 107. Vgl. Deutscher Orden, Schwertorden.
Rom 33, 48, 50, 52, 54—57, 66, 79 f., 90, 99, 141 f., 148, 150 f., 157, 183, 268, 294. II 13, 351, 357.
Romanen, romanisch 2 f., 40, 53, 55, 59, 70 f., 100, 107, 109, 112, 115, 118, 143, 157, 185. II 7 f., 56, 114.
Römisches Recht 220, 230 f., 242, 290. II 36 f., 68, 87.
Roon, Albrecht von II 331.
Roßbach II 162, 166, 187.
Roswita 279.
Rotenburg a. T. 289.
Rotteck, Karl von II 282 f., 298.
Rousseau, J. J. II 221.
Rückert, Friedr. II 300.
Rudolf (von Schwaben), D. K. 80, 332.
Rudolf I. (von Habsburg), D. K. 135, 138 f., 143, 180, 201, 207, 335. II 136.
Rudolf II., D. K. II 6, 22 f., 25, 45 f., 48.
Ruge, Arnold II 291.
Rügen II 65, 250, 263.
Ruprecht (v. d. Pfalz), D. K. 157 f., 177 f., 183, 338.
Rußland 119, 133, 190 f., 237. II 55, 81, 86, 129 f., 160 f., 163 f., 167 f., 237 f., 253, 259 f., 264, 276, 313, 319, 333. Kaiser (II): Peter der Große 128, 130; Elisabeth 163; Peter III. 163; Katharina II. 163, 167 f., 171 f., 188, 197, 237; Paul I. 238; Alexander I. 238 f., 241, 246, 253 f., 258, 260 f., 274; Nikolaus 319, 321, 326, 333, 339.

Saale 2, 17, 45.
Saarlouis II 260.
Sachs, Hans 30.
Sachsen 17, 29 f., 39, 44 f., 65 f., 85 f., 93 f., 131, 133, 137, 203 f., 247 f., 294, 296 f., 324, 330 f. II 20 f., 45, 47, 57 f., 60, 63, 70, 90, 96, 117, 129, 153, 159, 161 f., 168, 172, 174, 207 f., 240 f., 262 f., 304, 339, 343 f., 348, 351. Herzöge und Kurfürsten: Heinrich der Löwe vgl. Bayern; Anhaltiner; Wettiner: Friedrich der Streitbare 238; Friedrich der Weise 284, 286, 296, 327, 340. II 358; Johann der Beständige II 297, 302, 341; Johann Friedrich II 302 f., 341; Moritz II 303 f.; August II 308; Johann Georg II 52 f., 57, 62; Friedrich August I. II 128 f., 207, vgl. Polen; Friedrich August II. II 132, 158, 207. Könige (II): Friedrich August III. 207, 241 f., 256 f., 289; Anton 289; Friedrich August 289; Johann 345; Ernestinische und Albertinische Linie 203, 303 f., 339. II 52. Vgl. Weimar.
Sachsenspiegel 127, 138, 230, 334.
Sächsische Kaiser 58, 65 f., 74, 190, 330. II 134, 357. Vgl. Heinrich I. II.; Otto I., II., III.

Digitized by Google

Salier 57 f., 66, 81, 84, 87, 89, 92, 101. II 135. Vgl. Konrad II.; Heinrich II., III., IV., V.
Salzburg 43. II 149, 172, 196, 202, 239, 264.
Sand, Karl Ludwig II 276.
Savigny, Friedr. Karl von II 285.
Savoyen 168, 185. II 342. Vgl. Eugen, Prinz.
Schadow, W. Fr. von II 288.
Scharnhorst, G. J. D. II 243, 247 f., 254 f., 259.
Schauenburg vgl. Holstein.
Schenkendorf, Max von II 254.
Schill, Ferd. von II 252.
Schiller, Friedr. II 203, 207—19, 223, 230, 233, 249, 251, 301, 330.
Schinkel, W. Friedr. II 288.
Schleiermacher, Fr. E. D. II 250, 293 f.
Schlesien 133, 176, 179, 189, 294, 297, 333. II 46, 53, 60, 113, 117, 129, 137, 142, 156 f., 166, 168, 178 f., 189, 237, 247, 255, 263, 342.
Schleswig (vgl. Holstein) 31, 50, 58, 189, 331 f. II 225, 313 f., 320 f., 337 f., 340, 342 f.
Schlettstadt 270.
Schlosser, Friedr. Christoph II 283.
Schlözer, Aug. Wilh. II 222.
Schlüter, Andreas II 94.
Schmalkalden 301 f., 308, 312, 341 f.
Schmerling, Ant. von II 336.
Scholastik 86, 112, 116, 164, 265 bis 268, 271, 274, 315. II 20, 28.
Schön, Theodor von II 245.
Schrötter, Friedr. Leop. von II 245.
Schule, vgl. Wissenschaft.
Schwaben 17, 29 f., 42, 66, 84 f., 87, 133 f., 147, 199, 201, 247 f, 332, 341. II 71, 135, 278, 357. Herzöge: Friedrich II. 84, 87; Johann 140, 336. Vgl. Alamannen.
Schwarzburg-Rudolstadt II 303. Sondershausen II 303. Vgl. Günther, D. K.
Schwarzenberg, Fürst Karl Phil. II 255 f.
Schwarzenberg, Fürst Felix II 314, 316, 320, 324.
Schwarzwald 42.
Schweden II 41, 55 f., 58—68, 80, 102, 128 f., 138, 141 f., 161, 165, 255, 263, 313, 321. Könige: Gustav Adolf II 55—61; Christine II 59; Karl X. Gustav II 141; Karl XII. II 129; Bernadotte II 255.
Schweiz 13, 42, 59, 184 f., 201, 212, 243, 245, 288, 298 f., 300, 306, 336 f., 340. II 65, 117 f., 145, 223, 238, 284, 290, 309, 353.
Schwerin 131. II 2. Vgl. Mecklenburg.
Schwerin, Kurt Christoph, Graf II 158.
Schwertorden 131—35.
Sedan 39. II 352.
Semler, Joh. Sal. II 223.
Sempach 201.
Sicilien 54, 79, 95 f., 97, 141, 184. II 132, 342. Vgl. Neapel.
Sickingen, Franz von 284, 287, 327, 341.
Siebenbürgen 56, 133. II 3, 119 f., 124.
Sigmund, D. K. 158 f., 161 f., 167, 169, 177 f., 182 f., 187, 202 f., 209, 214, 245, 270, 337 f. Tochter Elisabeth 179.
Simson, Eduard II 318, 348, 353.
Skandinavien 133, 191 f., 237, 338. II 10, 41, 59.
Slaven 17, 28, 31, 42 f., 47, 51, 57, 179, 188 f., 294. Vgl. Wenden.
Sleidan, Joh. II 31.
Soest 197.
Solferino II 329.
Soor II 159.
Spanien 5, 83, 141, 183, 283 f., 287, 304, 311, 327. II 4, 6, 10, 13, 21 f., 45, 53, 55 f., 65, 67 f., 113, 118 f., 128 f., 132, 145, 152, 159, 162, 188, 201, 252, 259, 280, 351. Könige: Ferdinand (von Kastilien) 187, 283; Isabella 187; Johanna 187; Philipp II. 304, 311. II 4 f., 10, 21, 188; Karl II. II 119, 127, 155; Philipp V., II 127; Isabella II 351.
Speier 41, 67, 224, 294, 297, 341. II 72.
Spener, Phil. Jakob II 107.
Spittler, L. Tim. II 222.
Staat 76, 116, 215, 319 f. II 87, 102 f., 108 f., 183 f., 194 f., 212, 224 f., 242 f., 284 f.
Stadion, Graf II 252.
Staufer 87, 87—103, 107, 112, 117,

Digitized by Google

123, 127, 141, 143, 197 f., 202, 204, 273, 332 f. II 79, 135, 211. Vgl. Friedrich I., II. Konrad III., IV. Konradin. Philipp.
Steiermark 60, 135, 140, 201, 333, 335. II 3, 25, 119. Herzog Karl II 3, 25.
Stein, Freih. von II 243 f., 247, 250 f., 254, 257, 262, 265, 276, 284, 287, 299, 358.
Stettin II 65, 129, 150.
Stockholm 133. II 152.
Stolberg, Graf II 216.
Stralsund 337. II 56, 252, 263.
Straßburg 42, 255, 299. II 2, 30, 81, 127, 139, 217, 264.
Strauß, Dav. Friedr. II 294.
Struve, Gust. von II 312.
Svarez, K. G. II 179.

Talleyrand, Fürst II 262.
Tannenberg 188, 338.
Teschen II 159, 171.
Tetzel 280.
Thomas von Aquino 116, 265.
Thomas von Kempen 255.
Thomasius, Christian II 108.
Thorn 188, 339. II 141, 169, 199, 237, 242.
Thugut, Fr. Maria von II 237.
Thüringen 17, 28 f., 41, 46, 140, 248, 290 f., 304, 329, 335. II 135, 162, 239, 304, 343. Landgrafen: Heinrich Raspe 102, 335; Friedrich der Streitbare 203, 338. Vgl. Sachsen.
Tilly II 54, 56, 58.
Tilsit II 241 f., 244, 246.
Tirol 149, 201, 336. II 3, 240, 252, 264, 278.
Tököly, Graf Emerich II 124.
Torgau 341. II 163.
Toskana II 132, 199, 239, 253, 329. Mediceer II 132. Großherzöge: Leopold II 199. Vgl. Franz I., D. K.
Toul 305. II 65.
Trient 303. II 6, 201. Vgl. Konzile.
Trier 40, 137, 205, 287 f. II 45, 202, 239, 263. Erzbischof Balduin 140, 150, 169.
Triest II 192.
Tübingen II 294.
Türken 119, 174, 178 f., 182, 189, 216 f., 294, 337, 341. II 3, 6, 44, 46, 119 f., 128 f., 131, 133 f., 168, 171, 197 f.

Uhland, Ludwig II 279, 300, 356.
Ulm 299. II 2.
Ungarn 28 f., 31, 43, 45, 47, 49, 51, 56, 59, 105, 133 f., 141, 177 f., 183, 188 f., 201, 294, 330 f., 337 f., 341. II 3, 46, 119 f., 123 f., 130, 141, 155, 158, 168, 197 f., 264, 266, 314, 319. Könige: Geisa 56; Stephan 56; Sigmund, D. K.; Albrecht II., D. K.; Ladislaus 339; Matthias Corvinus 180, 189; Wladislaw 189, 340; Ludwig 294. Vgl. Habsburg, Oesterreich.
Union (protestantische) II 45 f., 52.
Union in Preußen II 293.
Universitäten 157, 230, 264 f., 273 f., 337. II 28, 34, 36, 101, 105 f., 144, 191, 196, 225, 249, 275 f., 280, 287, 290, 298 f. Vgl. die einzelnen.
Utrecht II 128, 152.

Vemegerichte 209 f.
Venedig 93, 106, 132, 183, 333. II 40, 68, 81.
Venetien II 238, 264, 342, 344.
Venezuela II 40.
Verden II 2, 65, 129, 153.
Verdun 20, 41, 305, 330. II 65.
Villafranca II 329.
Vischer, Peter 261, 341.
Vogesen 2, 39.
Voltaire II 211, 222.
Voß, Joh. Heinr. II 216.

Wagram II 259.
Wahlkapitulation 226, 304. II 67, 68.
Walachei II 133, 171.
Wallenstein II 54 f., 58 f., 61 f., 66.
Walther von der Vogelweide 110, 127 f., 334.
Warschau II 141, 237, 242, 320.
Wartburg 286. II 276.
Warthe II 177.
Weichsel 188. II 80.
Weimar II 35, 52, 207, 217, 248. Herzöge: Bernhard II 61; Karl August II 207, 232, 234, 277.
Welcker, Karl Theodor II 283, 290.
Welfen 87 f., 92 f., 204, 332 f. II 2, 90, 135. Vgl. Bayern, Sachsen, Braunschweig, Hannover.

Wellington, Herzog von II 259 f.
Welser II 40.
Wenden 17, 28, 31, 45, 50 f., 55 f., 59, 191, 133, 331.
Wenzel, D. K. 157, 160, 162, 177 f., 183, 198 f., 337 f.
Weser 36, 39, 44. II 2, 117, 129.
Westfalen 39, 41, 94, 133, 190, 209 f., 301, 333. II 3, 24, 135, 145, 223, 262 f., 296, 308. König Jerome II 253, 256. Vgl. Vemegerichte.
Westfälischer Friede II 65, 98, 118, 138, 161, 165.
Wetzlar II 72.
Wieland, Chr. M. II 213, 216.
Wien 170, 189, 225, 264, 272, 294, 339, 341. II 13, 58, 72, 104, 124, 158, 196, 198, 200, 252, 259 f., 276, 280, 310, 314, 336, 340, 344, 349, 357. Wiener Kongreß II 269 f., 278, 283, 289.
Wiklif, Joh. 160 f., 163, 337.
Wilhelm (von Holland), D. K. 102, 123, 335.
Wilhelm I., D. K. II 270, 319 f., 328 f., 341, 349 f., 355 f.
Wimpfeling, Jakob 271, 273.
Winckelmann, Joh. J. II 220.
Windischgrätz, Fürst II 314.
Wirtschaftliche Verhältnisse 14 f., 21, 26 f., 34—38, 47, 62—68, 89 f., 117—29, 190 f., 198, 208, 234 f., 246, 248 f., 288 f., 323, 327 f., II 39 f., 76 f., 135 f., 137, 142 f., 148 f., 176 f., 190 f., 300 f., 326, 359 f.
Wisby 191.
Wissenschaft und Schule 111 f., 116, 262 f., 320 f. II 14, 28 f., 36, 43, 102 f., 137, 146, 180, 191 f., 196, 203, 219 f., 249, 275, 284 f., 287 f., 295, 298 f., 327.
Wittelsbacher, vgl. Bayern, Pfalz.
Wittenberg 94, 205, 264, 280, 287, 340. II 287.
Wolf, Friedr. Aug. II 220.
Wolfenbüttel, Herzog Heinrich 301.
Wolff, Christian II 108 f., 114, 147, 277.
Wöllner, J. Chr. von II 227.
Worms 40, 80 f., 93, 216 f., 283 f., 286, 294, 300, 326, 332, 341.
Wrangel, Graf, Ernst von II 313.
Wrede, Karl Phil., Fürst II 256, 278.
Wullenweber, Jürgen II 41.
Württemberg 42, 301, 340. II 2, 45, 87, 90, 118, 166, 206, 239 f. Grafen und Herzöge: Eberhard der Greiner 338; Ulrich 274, 301, 341; Karl Eugen II 166, 206, 279. Könige (II): Friedrich 257, 266, 279, 306; Wilhelm 279.
Würzburg 42, 246. II 253, 345.

York, H. Dav. Ludw., Graf II 253 f., 256.

Zähringer 199.
Zips II 168 f.
Zizka, Joh. 165 f., 212 f.
Zollverein II 287, 303 f., 326 f., 350.
Zorndorf II 162.
Zünfte 120 f., 234 f., 251. II 39 f., 83 f., 149, 245 f.
Zürich 287, 298. II 342.
Zuydersee 36, 39.
Zwingli, Ulrich 298 f., 318, 341. II 18, 19.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google